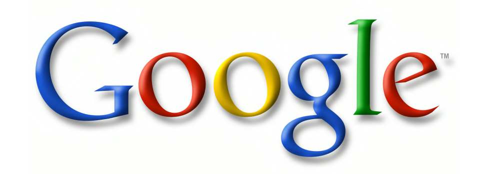
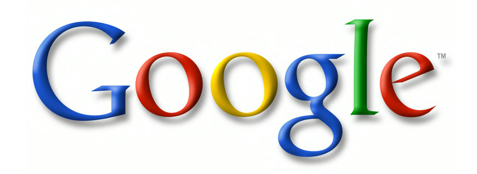
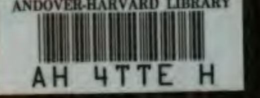

Google


Google



5



Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung neun und zwanzigster Band.

Mainz, 1846.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Zwei und vierzigster Band.

Mainz, 1846.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Inhalt.

Specielle Kirchengeschichte.

Von

dem Jahre 1060 bis auf den Tod Eugenius III. (1153.)

Erster Abschnitt.

Lebensgeschichte der Päpste von diesem Zeitraume.

Zweiter Abschnitt.

Fortsetzung.

Pascal. II. Gelasius II. Callixt II. Honorius II.

Dritter Abschnitt.

Innocenz II., Cölestin II., Lucius II. und Eugenius III

Vierter Abschnitt.

Geschichte des Abfalls der orientalischen von der römischen Kirche.

Fünfter Abschnitt.

Gänzlicher Abfall der griechischen von der römischen Kirche unter dem Patriarchen Michael Cärularius.

Siebenter Abschnitt.

Beschluß der Geschichte des Abfalles der griechischen von der römischen Kirche.

hinterlassenes Vermächtniß. -- Noch vollkommener, als selbst auf dem Concilium von Lyon kommt jetzt die Vereinigung beider Kirchen zu Stande, und die Vereinigungsbulle wird mit der größten Feierlichkeit und zum höchsten Jubel der Abendländer wie der Griechen in der acht und zwanzigsten, als letzten Sitzung, bekannt gemacht. — Großmüthiges Betragen des Papstes gegen den griechischen Kaiser. — Rührende Scene bei dem Abschied, als Beide sich trennten S. 217—230.

§. 21—23. Der höllische Fanatismus der griechischen Mönche, und die Wuth des von denselben gleichfalls fanatisirten Volkes zerstören nun wieder in wenigen Tagen das ganze, zu Florenz zu Stande gekommene Werk. — Alle von dem Concilium zu Florenz zurückkommende Bischöfe und Erzbischöfe, Aebte und Theologen werden bei ihrer Ankunft in Constantinopel, als Verräther an ihrer Kirche, von dem tobenden Pöbel mit Schmähungen überhäuft und auf das schändlichste mißhandelt. — An der Wuth des Pöbels entzündet sich nun bald auch die Wuth aller übrigen Stände der Nation, selbst das andere Geschlecht nimmt Antheil daran. — Auf allen Seiten drohen Aufstand und Empörung. — Es liegt nicht mehr in der Gewalt des Kaisers, die auf dem Concilium von Florenz, in Beziehung auf die Vereinigung der beiden Kirchen genommenen Beschlüsse, in seinem Reiche geltend zu machen. — Auch die drei morgenländischen Patriarchen lassen sich bethören und verdammen die Vereinigungsbulle, und die ganze Nation sinkt wieder in den Schlamm des alten, jetzt schon sechshundert Jahre bestehenden Schisma's zurück S. 230—237.

§. 23 und 24. Johann Paläolog stirbt, und auf dem Thron folgt ihm sein Bruder Constantin XI. — Neue Zurüstungen des Sultans Mohamed II. schrecken den Kaiser so sehr, daß er ebenfalls jetzt wieder Gesandte nach Rom an den Papst sendet und die Wiedervereinigung der griechischen mit der römischen Kirche in seinem Reiche mit Gewalt durchzusetzen verspricht. — Neuer Tumult in Constantinopel bei der Ankunft eines päpstlichen Legaten. — Des Papstes Nicolaus V. äußerst merkwürdiges prophetisches Wort zu den griechischen Gesandten. — Constantinopel wird von den Türken erobert und die bis dahin so ungemein volkreiche Stadt in eine halb menschenleere Einöde verwandelt. — Die Griechen hören jetzt auf, einen eigenen Staat zu bilden und eine selbstständige Nation zu seyn (1453). — Der türkische Sultan nimmt die griechische Kirche in seinen Schutz. — Auf sein Geheiß wird ein neuer Patriarch gewählt. — Die Wahl fällt auf einen Würdeträger

Achter Abschnitt.

Christianisirung der im Norden und Osten Deutschlands wohnenden slavischen und wendischen Volksstämme.

Neunter Abschnitt.

Bekehrung der Pommern zum Christenthum.

Eilfter Abschnitt.

Entstehung mehrerer neuer religiöser Orden.

Zwölfter Abschnitt.

Der Cistercienserorden.

Dreizehnter Abschnitt.

Der Prämonstratenserorden.

Vierzehnter Abschnitt.

Leben ausgezeichneter Heiligen in dieser Periode.

Des

zweiten Zeitlaufes

dreißigster und ein und dreißigster Zeitraum.

Specielle Kirchengeschichte.

Von Gregor VII. (1060.) bis auf den Tod Eugenius III. (1153.).

Leben der Päpste. — Geschichte des großen orientalischen Schisma. — Neue, zum Christenthum bekehrte Länder und Völker. — Entstehung neuer religiöser Orden. — Leben mehrerer der vornehmsten Heiligen und Freunde Gottes aus dieser Periode.

---

1. Der länger als ein halbes Jahrhundert Kirche und Staat erschütternde Investiturstreit, der in seinen spätern Stadien sich endlich zu einem förmlichen Kampfe zwischen der geistlichen und weltlichen Macht gestaltete, jedoch ungeachtet mancher, für die Christenheit oft nicht wenig betrübender Ergebnisse, dennoch im Ganzen genommen, die herrlichsten Früchte hervorbrachte, der Kirche die ihr durchaus nothwendige Unabhängigkeit von dem Einflusse weltlicher Machthaber gewann, und ihre, aus ihrem innern Wesen wie aus einer lebendigen Quelle entspringende Constitution auf ewige Zeiten befestigte, und dieser die allgemeine Anerkennung aller christlich

katholischer Völker und deren Monarchen erwarb; aber auch während seiner Dauer beinahe ausschließlich die Aufmerksamkeit des ganzen christlichen Abendlandes fesselte, und alle andere Gefühle und Interessen des politischen Lebens gleichsam verstummen machte: dieser merkwürdige Kampf, in Verbindung mit den Kreuzzügen, einer anerkannten universal-historischen Erscheinung, die ebenfalls unmittelbar aus der Kirche und den religiösen, kirchlichen Gesinnungen der abendländischen Völker hervorging; mithin auch vorzüglich in das Gebiet der Geschichte unserer heiligen Religion gehört, haben uns bisher in unsern vier letztern Bänden beinahe ausschließlich beschäftiget, und den, in jedem Bande für kirchliche Angelegenheiten bestimmten Raum gänzlich für sich allein in Anspruch genommen. Indessen war aber, in der oben angegebenen Periode, die Kirche an andern, ebenfalls höchst merkwürdigen Erscheinungen nicht minder fruchtbar, die wir jedoch einstweilen mit Stillschweigen übergehen mußten, uns aber, sie jetzt nachzuholen, um so mehr gedrungen fühlen, da ihre Darstellung sowohl die Leser wie den Geschichtschreiber auf eine weit lichtere, den weitesten religiösen Umblick gewährende Höhe erhebt, und in einen viel reinern Aether versetzt, wo das Gefühl des Göttlichen sich kräftiger regt, und jedes ächt religiöse Gemüth zu dem kühnsten Aufschwung der heiligsten Gefühle und Empfindungen begeistert zu werden vermag. — Die Gegenstände also, wovon wir in diesem Bande unsere, im Geiste mit uns verwandten Leser unterhalten werden, sind: 1) Das Leben der, von Gregor VII. bis auf Eugen III. auf einander folgenden Päpste. 2) Die traurige Geschichte der Trennung der griechischen von der römischen Kirche. 3) Erweiterung der Grenzen des Reiches Gottes auf Erden durch Christianisirung verschiedener, bis dahin der Religion Jesu noch völlig entfremdeter Völker. 4) Die in diesen Zeitraum fallende Entstehung mehrerer geistlicher

Orden, und endlich 5) die eben so belehrende als erbauende Lebensgeschichte der vornehmsten Heiligen und ausgezeichneten Freunde Gottes aus dieser Periode.

2. Da alle religiösen und kirchlichen Erscheinungen in dem christlichen Leben, so wie die Bekenntnisse und Schriften großer heiliger Männer, ohne Erwähnung der in ihr Wirken oft so sehr eingreifenden weltlichen Ereignisse, und ohne ganz freien Ueberblick der Weltlage und der Völkergeschichte der Periode, in welcher sie blüheten und arbeiteten, weder vollkommen verständlich, noch auch einleuchtend dargestellt werden können; jedoch unsere Leser jetzt von allem diesem zur Genüge unterrichtet, daher auch mit dem religiösen, kirchlichen, politischen, selbst häuslichen Charakter der, in diesem Zeitraume auf der Weltbühne erscheinenden Völker, mit deren Treiben, Mühen, Arbeiten, gelungenen und mißlungenen Entwürfen vollkommen bekannt sind; so möchte wohl auch gerade das Ende des zweiten Kreuzzuges der geeignete Zeitabschnitt seyn, um das bisher nicht sowohl Versäumte, als blos wegen des Reichthums anderwärtigen Stoffes einstweilen Zurückgesetzte wieder nachzuholen, und zwar nachzuholen mit jener durchaus nothwendigen, kein nur einigermaßen interessantes Detail verschmähenden Vollständigkeit.

I.

Leben der Päpste.

1. Die Päpste, welche seit Gregor VII. in ununterbrochener Reihenfolge zu der hohen päpstlichen Würde gelangten, sind: Victor III., Urban II., Pascal II., Gelasius II., Calixt II., Honorius II., Innocenz II., Cölestin II., Lucius II. *) und Eugenius III. — Die

*) Weder von Bedeutung, noch daher auch merkwürdig, sondern blos einigermaßen auffallend ist es, daß alle

meisten dieser heiligen Päpste waren Zöglinge frommer Klöster, wurden darin frühzeitig in allen Werken und Widmungen der Gottseligkeit geübt, und bestiegen den Stuhl des heiligen Petrus als beinahe schon vollendete Heilige, so weit nämlich eine solche Vollendung in dem irdischen, von innern und äußern Feinden so sehr gefährdeten Leben möglich und gedenkbar ist. Vorläufig müssen wir jedoch bemerken, daß von dem großen Papst Gregor bis auf Eugen III., also in einem Zeitraume von acht und siebenzig Jahren, keine Papstwahl, obgleich dem Wesentlichen nach den Canons gemäß, jedoch nie nach altem Herkommen, ruhig und auf gewohnte Weise, sondern stets nur unter mehr oder weniger heftigen Bewegungen, die ihr entweder vorangingen, oder unmittelbar sogleich darauf folgten, zu Stande kam. Auch hatte die Regierung des größten Theils derselben nur die kurze Dauer von vier oder fünf Jahren, bei Einigen sogar nur von wenigen Monaten. Eine Ausnahme jedoch machen die Päpste Urban II., Pascal II. und Innocenz II., von denen der Erstere eilf Jahre, der Andere achtzehn und der Letztere dreizehn Jahre der Kirche des Sohnes Gottes vorstand. — Da das Leben sämmtlicher dieser ausgezeichneten Päpste, weil durch die vielfachsten Fäden mit allen nur einigermaßen merkwürdigen Welthändeln innigst verwebt, daher auch unsern Lesern schon größtentheils bekannt ist, so wird uns auch nur Weniges hie und da hinzuzufügen noch übrig seyn.

2. Victor III., unmittelbarer Nachfolger Gregors VII., hieß vor seiner Erhebung Desiderius, war Abt des bekanntlich reichen und mächtigen Klosters von

---

diese acht unmittelbar auf einander folgenden Päpste stets die Zweiten ihres Namens sind.

Monte-Casino *), und hatte eben so sehr durch seinen stets tadellosen und frommen Wandel, als auch durch seine neun und zwanzigjahrige, ungemein kluge und weise Verwaltung seiner Abtei sich des römischen Stuhles würdig erwiesen. Lange widerstand er zwar den, ihm den Purpur anbietenden Cardinälen. Beinahe zwei Jahre blieb dadurch der römische Stuhl unbesetzt, bis endlich Desiderius, durch der Cardinäle und so vieler Bischöfe inständiges Flehen, wozu auch noch der Herzog von Apulien und der Fürst von Capua, nebst einer bedeutenden Menge des vornehmsten römischen Adels ihre Bitten und sehnlichsten Wünsche hinzufügten, sich überwunden fühlte, die ihm angetragene Würde annahm und den Namen Viktor sich beilegte; aber eben dadurch auch jetzt in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Erzbischof Hugo von Lyon, seines Ungehorsams und seiner schändlichen Verläumdungen wegen **), mit dem Bannfluch zu belegen. Unstreitig hatte Hugo diese Strafe verdient, auffallend war es jedoch dabei, daß eben dieser Hugo sich gerade unter den drei Individuen befand, welche der sterbende Gregor den Cardinälen zur Wahl empfohlen hatte: ein abermaliger Beweis, daß die Gabe, die Geister zu unterscheiden, diese höhere Gnadengabe selbst ausgezeichnet heiligen Männern nicht immer von Gott gegeben sey.

3. Den Consecrationstag des neuen Papstes verherrlichte nicht wenig die Uebertragung der Reliquien des heiligen Nicolaus aus dem Orient nach Italien; denn gerade an dem Tage der päpstlichen Weihe lief

*) Es war damals im Besitze mehrerer Städte und Burgen, einer Menge Dörfer, Flecken und Höfe, und hatte eine imponirende Anzahl von Dienstmannen und Dienstleuten.

**) Man sehe den 24. Band der Fortsetzung, Abschnitt 14. §. 2. in der Note.

das Schiff, das diesen kostbaren Schatz trug, unter dem Jubel eines zahllosen, an dem Ufer versammelten, und der Ankunft des Schiffes harrenden Volkes, in dem Hafen von Bari ein. — Schon seit mehreren Jahrhunderten war der heilige Nicolaus, ehemaliger Bischof von Myra in Lycien, und nach seinem Tode von der Kirche den heiligen Bekennern beigesellt, für die ganze orientalische Christenheit ein Gegenstand der höchsten Verehrung, besonders da Gott an dem Grabe desselben, durch viele sich oft wiederholende wunderbare Gnadenerweisungen, die Heiligkeit seines treuen Dieners schon mehrmals bekräftiget hatte, und noch immer von Zeit zu Zeit sie zu bekräftigen fortfuhr. Das Gerücht davon hatte sich im ganzen Orient verbreitet, war demnach auch den Saracenen nicht unbekannt geblieben. Als nun in dem Jahre 807. ein Unterfeldherr des Kaliphen Aarun-al-Raschid, nachdem er die Insel Rhodus geplündert hatte, auf der Rückfahrt mit seiner Flotte nach Myra kam, faßte er den teuflischen Entschluß, zum Hohn des Christenthums und der Christen, das von denselben so sehr verehrte Grab, mit Allem, was er darin finden würde, zu zerstören. Zum Glücke, und zwar für ihn selbst, kannte er nicht genau den Ort, wo der Körper des Heiligen begraben lag, und ließ ein anderes nicht weit davon entferntes Grab einschlagen. Aber kaum ward durch die Hammerschläge seiner Leute die obere marmorne Platte zerstückt, als plötzlich der bis dahin ganz heitere Himmel sich trübte und ein furchtbarer Sturm sich erhob, der die saracenischen Schiffe von ihren Ankern losriß, sie auf den tobenden Wellen herumtrieb und einige davon, an Felsen sie schleudernd, gänzlich zertrümmerte. Darüber erschrack nun niemand heftiger als der Saracene; in der vollen Ueberzeugung, daß der Sturm ein von dem Gott der Christen gewirktes Wunder sey, wodurch er jenes Grab schützen wollte, und daher befürchtend, daß seine ganze

Flotte zu Grunde gehen könnte, gab er sogleich sein Vorhaben auf, floh mit den Seinigen aus der Kirche und eilte zu seinen Schiffen, und da jetzt auch der Sturm sich sogleich wieder gelegt hatte, schiffte er sich unverzüglich ein, verließ den Hafen von Myra, und segelte mit seiner Flotte nach dem Orte ihrer anderweitigen Bestimmung *).

4. Auch verschiedene Kaufleute aus Bari, die einen lebhaften Handel nach der Levante trieben, hatten öfters schon von jenen Reliquien und den von Gott dabei gewirkten Wundern gehört **), und als sie in dem Jahre 1086. abermals eine Reise dahin machten, fielen sie sogar auf den Gedanken, sich heimlich dieser kostbaren Ueberreste eines so großen Heiligen zu bemächtigen und durch deren Besitz ihre eigene Vaterstadt zu verherrlichen. Voll von diesem Gedanken, kamen sie nach Antiochien; und als sie hier einige Kaufleute aus Venedig fanden, wollten sie diese wegen ihres Unternehmens um Rath fragen. Aber die Venetianer riethen davon ab, und gestanden ihnen unumwunden, daß sie dasselbe zu thun gesonnen wären, daher auch zu Erbrechung der Gräber alle nöthigen Werkzeuge mitgebracht hätten. Dadurch ließen sich jedoch die von Bari nicht abschrecken, eilten vielmehr ihre Handelsgeschäfte so schnell wie möglich zu beendigen, und segelten hierauf nach Myra, wo sie sich mit ihren vier Schiffen vor Anker legten ***). Aber plötzlich änderten sie jetzt

*) *Theoph.* Chronog. p. 428.

**) Ap. Sur. 9 Mai.

***) Myra gehörte damals zu den sechs vornehmsten Städten Lyciens; sie lag 20 Stadien (nicht ganz eine deutsche Meile) von dem Meere entfernt, auf einem Hügel, ward aber ihres trefflichen Hafens wegen von allen in jenen Gewässern Seehandel treibenden Nationen besucht.

wieder ihren Entschluß, und in ihrer Einbildung allerlei Gefahren und Schwierigkeiten voraussehend, hielten sie ihr Vorhaben für unausführbar. Als aber gerade in dem Augenblicke, wo sie die Anker zur Abfahrt wieder lichteten, der Wind auf einmal umschlug, ihnen zuwider ward, und von der Küste von Myra sich zu entfernen ihnen nicht mehr erlaubte, betrachteten sie dieß als einen sichtbaren Beweis des göttlichen-Wohlgefallens an ihrem Unternehmen, faßten daher wieder neuen Muth, und sandten einen Fremden, den sie mitgebracht hatten, an das Land, um so viel als möglich alles zu erkunden, was die Ausführung ihres Vorhabens erschweren oder erleichtern könnte. Dieser kam bald wieder zurück und brachte ihnen die angenehme Nachricht, daß die Kirche, in welcher sie die Reliquien finden würden, eine gute Meile von der Stadt entfernt und die Bewachung derselben, so wie die des Grabes des Heiligen blos drei Mönchen, von denen sie keinen Widerstand zu befürchten hätten, übergeben sey. Da es des Morgens schon neun Uhr war, und sie von dem Ufer bis zur Kirche noch einen Weg von drei Stunden zu machen, mithin keine Zeit mehr zu verlieren hatten, verließen sie ungesäumt ihre Schiffe, ließen zu deren Bewachung nur Einige der Ihrigen zurück, und traten sämmtlich, ungefähr vier und vierzig Mann stark und wohlbewaffnet, ihren Marsch an. Bei der Kirche angekommen, legten sie ihre Waffen ab; und da sie vorgaben: sie wären blos gekommen, um auf dem Grabe des heiligen Nicolaus zu beten, zeigten auch die nichts Arges ahnenden Mönche ihnen sogleich ganz unbefangen die Stelle, wo der Heilige begraben lag. Zwei Priester, Namens Lupus und Grünwald, wollten nun die Litanei anstimmen. Aber Alle überfiel jetzt plötzlich eine ganz unerklärbare Aengstlichkeit; Furcht lähmte ihre Zungen; Niemand vermochte zu beten, aber innerlich fühlten sich Alle zu schleuniger Arbeit angetrieben. Geradezu er-

klärten sie nun den Mönchen, daß ihre Absicht sey, den Körper des Heiligen aus seinem Grabe zu erheben und mit sich nach Italien zu nehmen; sie seyen, fügten sie hinzu, von dem Papste dazu ermächtiget, und boten ihnen diesfalls eine bedeutende Geldsumme an. Als aber die Mönche dieses Anerbieten mit Staunen und Unwillen zurückwiesen, besetzten sie sogleich alle Ausgänge der Kirche, erklärten den Mönchen, daß sie dieselbe auch nicht einen Augenblick verlassen dürften, und übergaben sie Einigen der Ihrigen zur Bewachung. Die oberste Marmorplatte, die das Grab deckte, ward nun bald mit einer schweren eisernen Keule zerschlagen, und als sie den Kitt sorgfältig hinweggenommen hatten, erblickten sie zu ihrer größten Freude auch schon den Deckel des gar nicht tief unter der Erde stehenden marmornen Sarges, der die Gebeine des Heiligen umschloß. Als man nun auch diesen, jedoch nicht ohne große Anstrengung, aufgebrochen hatte, ward die Kirche sogleich von einem seltenen balsamischen, wahrhaft himmlischen Duft erfüllet. Vollkommen dadurch überzeugt, daß sie keinen Mißgriff gethan, sondern wirklich die Gebeine des Heiligen gefunden hätten, zogen sie dieselben, jedoch ohne alle Ordnung, blos wie die suchenden Hände sie ergriffen, nach und nach heraus. Nur das Haupt konnten sie lange nicht finden. Einer von ihnen mußte in den Sarg hinabsteigen. Als es aber endlich ebenfalls gefunden ward, packten sie Alles in einen Ueberrock, den einer der erwähnten Geistlichen zu diesem Behuf hergab, und eilten dann freudig und froh und so schnell als möglich nach ihren Schiffen zurück. — Natürlich liefen nun auch die Mönche, sobald die furchtbaren Fremdlinge sich entfernt hatten, nach der Stadt, und verkündeten den Einwohnern, was in ihrer Kirche geschehen sey. Ganz Myra kam darüber in Bewegung. Alle Einwohner, selbst Greise und Kinder nicht ausgenommen, liefen nun ebenfalls

wüthend nach der Küste, um wo möglich den Räubern den kostbaren Raub wieder abzunehmen. Als sie aber ankamen, erblickten sie die italienischen Schiffe schon auf der hohen See, zerrauften sich in ihrer Verzweiflung Bart und Haare, sandten den glücklichen Räubern eine Menge Flüche und Verwünschungen nach, und kehrten dann trauernd und tief gebeugt wieder in ihre Stadt zurück. — Aber kaum waren die vier italienischen Schiffe mit ihrer heiligen Beute vom Lande gestoßen, als auf einmal der Wind sich wieder wandte und ihnen zuwider ward. Endlich trat auch völlige Windstille ein, auf welche dann wieder eben so widrige Winde folgten. Da man sich in einer Jahreszeit befand, in welcher gewöhnlich für die in jenen Gewässern segelnden Schiffe sehr günstige Winde weheten; so glaubten jetzt die Leute von Bari in dieser sonderbaren Erscheinung etwas Uebernatürliches zu erblicken, und geriethen endlich auf den Gedanken, daß ein geheimes, von einem der Ihrigen begangenes Verbrechen daran Schuld seyn könnte. Wirklich hatten auch Einige von der Schiffsmannschaft mehrere kleine Stückchen von der heiligen Relique heimlich entwendet; diese gaben sie jetzt zurück, worauf auch sogleich wieder ein günstiger Wind zu wehen anfing, mit dem sie nun ohne weitere Gefährlichkeit ihre Fahrt fortsetzten, und endlich am 4. Mai 1087 in dem, vier kleine römische Meilen von Bari gelegenen Hafen von St. Georg einliefen. Grenzenlos war die Freude der Bürger von Bari, als sie von der glücklichen Ankunft ihrer Landsleute und dem kostbaren Schatz, den sie ihnen mitbrächten, die erste Kunde erhielten. Leider war der Erzbischof Urson von Bari abwesend. Er befand sich in Trani, wo er am folgenden Tage sich zu einer Pilgerreise nach Jerusalem einschiffen wollte. Unverzüglich ward ihm also ein Eilbote gesandt, worauf Urson seine Reise zurücksetzte und eiligst zu seiner Kirche zurückkehrte. Die heilige Reliquie war indessen ausge-

schifft und dem Abt Elias, welcher einem ganz nahe an dem Hafen von Bari gelegenen Benediktinerkloster vorstand, übergeben worden. Von diesem nahm der Erzbischof sie in Empfang und ließ sie in feierlicher Prozession, die er selbst führte, und der die gesammte Geistlichkeit und Bari's ganze Bevölkerung, Vornehme wie Niedere, beiwohnten, nach der St. Stephanskirche, der Cathedrale von Bari, bringen, und allda, nachdem sie drei Tage den Gläubigen zur Verehrung war ausgesetzt worden, dicht neben dem Altar beisetzen. — Das Gerücht von der Ankunft des Körper des heiligen Nicolaus hatte sich schnell verbreitet, und noch vor der Ankunft des Erzbischofes waren aus den nächst gelegenen Orten schon eine Menge Menschen herbei gekommen, von denen, nach dem Zeugniß des Archidiacons Johannes, der die Geschichte dieser Translation schrieb, über dreißig Personen auf wunderbare Weise ihre verlorene Gesundheit wieder erhielten. — Bari ward nun bald einer der berühmtesten Wallfahrtsorte des Abendlandes. Nicht nur aus allen Gegenden Unter- und Oberitaliens, auch aus den entferntesten Ländern Europas strömten lange Zeit jedes Jahr zahllose Pilger aus allen Nationen nach Bari, um auf dem Grabe des Heiligen zu beten und von mancherlei Gebrechen und Uebeln geheilt zu werden. — Die römische Kirche setzte das Fest des heiligen Nicolaus von Myra auf den neunten Mai, an welchem Tage es auch jetzt noch, sowohl in Bari, wie an mehreren andern Orten Italiens gefeiert wird *).

4. Auch um das zeitliche Wohl Italiens erwarb Papst Victor III. sich unverkennbare Verdienste. Schon

*) Bari ist auch heut zu Tage noch eine sehr bedeutende Stadt von dreißigtausend Einwohnern, dabei sehr befestigt und der Sitz eines Erzbischofes.

seit mehreren Jahren wurden die italienischen Küsten ununterbrochen von den Saracenen aus Afrika beunruhiget. Sie landeten bald da bald dort, streiften, raubend und mordend, in das Innere des Landes, und schleppten die unglücklichen Einwohner, denen es durch schleunige Flucht sich zu retten nicht gelang, schaarenweise als Sclaven nach Afrika fort. Von dieser schrecklichen Plage wollte Victor Italien befreien. Auf seinen Betrieb vereinigten sich Pisaner, Genueser und noch verschiedene andere italiänische Seestädte, rüsteten eine zahlreiche Flotte aus, auf der ein nicht minder zahlreiches Heer eingeschifft ward. Unter zwei Admirälen, einem Pisaner und Genueser, landete das verbündete Heer auf der Küste von Afrika, in der Gegend von Tunis, der Residenzstadt des, eine weite Strecke der afrikanischen Nordküste beherrschenden saracenischen Fürsten. Nach einer ungemein mörderischen Schlacht, in welcher nach den Angaben der pisanischen Jahrbücher *), über hunderttausend Saracenen erschlagen wurden, fiel Tunis in die Hände der Verbündeten, Der Saracene ward gezwungen um Frieden zu bitten, mußte eine ungeheure Summe Geldes bezahlen, alle Christensclaven, deren Anzahl sich auf mehrere Tausende belief, in Freiheit setzen und eidlich versprechen, die italiänischen Küstenländer nie mehr zu beunruhigen. — Ungeheuer war die Beute der Pisaner. Mit einem Theile derselben erbaueten sie nicht nur die Kirche zum heiligen Sixtus in Pisa, sondern bereicherten auch noch viele ihrer andern Kirchen durch eine Menge der kostbarsten Tempelgaben **). — Zählt man die Jahre des

*) *Murat.* script. Ital. T. V.

**) Das christliche Heer landete in Afrika zwar erst im folgenden Jahre nach Victors Tod. Aber daß die Expedition zu Stande kam und eine Flotte gegen die Saracenen ausgerüstet ward, war ganz allein das Werk dieses Papstes; und die Eroberung Tunis, die

Pontificats Victors des Dritten von dem Tage an, an welchem er von den Cardinälen zum Papste war gewählt worden, so hatte er beinahe drei Jahre der Kirche des Sohnes Gottes vorgestanden. Will man aber sein Pontificat erst von dem Tage anfangen lassen, an welchem (9. Mai 1087.) Victor zu Rom in der St. Peterskirche zum Papste war consecrirt worden; so hatte seine Regierung nur die kurze Dauer von vier Monaten und sieben Tagen gehabt. — Während der Abhaltung eines Conciliums, welches Victor in Benevent zusammen berufen hatte, ward er plötzlich von einer heftigen Dissentrie befallen, die um so gefährlicher und drohender war, da er schon seit einiger Zeit kränkelte und Jedermann eine immer fühlbarer werdende Abnahme der Kräfte des heiligen Vaters wahrnahm. Er ließ sich daher sogleich nach Monte-Cassino zurückbringen. Da er selbst an der Nähe seines Todes nicht mehr zweifelte, so übergab er jetzt die Abtei, die er bisher noch für sich behalten hatte, einem Diacon der römischen Kirche mit Namen Oderisus, und ordnete ihn zum Abt von Monte-Cassino. Den Cardinälen, die ihn nach der Abtei begleitet hatten, empfahl er zu seinem Nachfolger den Bischof Otto von Ostia, der, wie man sich erinnern wird, einer der drei Prälaten war, welche der sterbende Papst Gregor schon als die würdigsten des päpstlichen Stuhles bezeichnet hatte. Dieß war Victors letzte Verfügung. Er starb drei Tage darauf am 16. September 1087. Seine Leiche ward in der Klosterkirche von Monte-Cassino beigesetzt, wo er schon bei seinen Lebzeiten sich sein Grab hatte bereiten

---

Freilassung so vieler tausend Christensclaven, und endlich die Sicherheit, die dadurch auf viele Jahre für die italienischen Küstenländer gewonnen ward, sind doch offenbar Verdienste, die blos auf die Rechnung dieses erleuchteten Papstes können gesetzt werden.

lassen. — Von seinen Schriften kamen blos die drei Bücher seiner Dialogen von den Wundern des heiligen Benedicts und noch einiger andern Heiligen dieses Ordens auf uns.

5. Die Cardinäle waren gar nicht abgeneigt, dem Wunsche des sterbenden Victors, in Beziehung auf die Wahl seines Nachfolgers, sich zu fügen. Damit es jedoch nicht den Anschein habe, als wäre ein hinscheidender Papst berechtigt, seinen Nachfolger zu ernennen, beschloß man wenigstens alle Formen einer neuen Wahl zu beobachten. Diese konnte jedoch nicht in Rom geschehen, denn der größte Theil der Stadt war in der Gewalt des Gegenpapstes; auch waren die meisten Cardinäle abwesend und in verschiedenen Gegenden zerstreut. Nach vielen Bemühungen, ausgesandten Schreiben und hin und her eilenden Gesandtschaften gelang es endlich den auf Monte-Cassino anwesenden Cardinälen und Bischöfen, sechs Monate nach Victors Tod, eine Kirchenversammlung in Terracina zu Stande zu bringen. Ueber vierzig Bischöfe und Aebte, aber nur drei Cardinäle, wohnten derselben bei. Da zu Folge der Constitution des Papstes Alexanders II. nur dem Cardinals-Collegium das Recht der Wahl eines Papstes zustand, so wählten auch die drei in Terracina anwesenden Cardinäle, nämlich die Bischöfe von Porto, Frescati und Albano, den Bischof Otto von Ostia einstimmig unter dem Namen Urban II. zum Papste. Herkömmlicher Weise wandten sie sich hierauf an die Versammlung mit der Frage, ob sie diese Wahl genehmige, was nun auch, wie es vorauszusehen war, unter den frohen Zurufungen und Segenswünschen sämmtlicher versammelten Väter sogleich geschah. — Urban war ein geborner Franzose und, weil in Rheims erzogen, ein Schüler des heiligen Bruno, nachherigen Stifters des Carthäuserordens. In frühern Jahren

war Urban Archidiacon zu Auxerre gewesen, legte aber bald diese Stelle nieder und ging in das Kloster von Clugni, wo er zuerst Mönch und dann Prior ward. Wegen seiner hervorleuchtenden Fähigkeiten berief ihn Gregor VII. nach Rom und ertheilte ihm einige Zeit darauf die Cardinalswürde. Gleich nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl begab sich Urban nach Rom. Da aber beinahe ganz Rom dem Gegenpapste gehorchte, sah Urban sich gezwungen, auf der Tiberinsel in einem Privathause zu wohnen, und mußte bei der völligen Verarmung des päpstlichen Stuhles blos von dem Almosen einiger Gläubigen leben.

6. Urban, wie wir schon wissen, trat gänzlich in die Fußstapfen Gregors VII. Freilich ist es nicht sehr schwer, eine, von einem Andern schon gebrochene und geebnete Bahn, besonders wenn noch von äußern Umständen begünstiget, ebenfalls zu betreten. Indessen ging jedoch Urban sogar noch einen Schritt weiter. Zu dem Investiturverbote von Laienhand machte er auf dem Concilium von Clermont noch den wichtigen Beisatz, daß kein Bischof oder Priester in die Hände eines Königes oder eines andern Laien den Eid der Lehnstreue (homagium) schwören sollte. Obgleich Urban voraussehen konnte, daß der Ausführung dieser Verordnung sich große Schwierigkeiten entgegen setzen würden, so hatte er doch sehr wichtige Gründe, auf dieser Verordnung zu bestehen. Diesem Lehnseide, der seit dem neunten Jahrhundert den Königen geschworen ward, den jedoch die Bischöfe nur, wenn sie lehnsbare Temporalien hatten, in ihrer Eigenschaft als Lehnsträger ihrem Lehnsherrn leisteten, und wodurch sie blos zur Erfüllung der, jedem Lehnsträger obliegenden Verbindlichkeiten sich verpflichteten, nämlich ihrem Lehnsherrn, wenn er es verlangte, mit ihren Dienstmannen im Kriege zu folgen, auf den Ruf desselben an seinem

Hofe zu erscheinen, seinen Gerichtssitzungen beizuwohnen und seiner Obergerichtsbarkeit in allen bürgerlichen Angelegenheiten sich zu unterwerfen; diesem Lehnseide ward nach und nach eine so ungebührende Ausdehnung gegeben, daß endlich eine völlige Auflösung der bestehenden Kirchenverfassung die Folge davon hätte seyn müssen. Wollte der Papst, wie dieser Fall in Frankreich unter Philipp I. eintrat, selbst blos in kirchlichen Angelegenheiten eine Verordnung erlassen, so behaupteten die Könige, daß ihre Bischöfe, zu Folge des ligischen Eides (homagium), den sie ihnen geleistet, auch ohne ihre Genehmigung sich keiner päpstlichen Verordnung fügen dürften. Nach der Wahl Urbans II. gebot sogar Wilhelm II. von England seinen Bischöfen, den neu erwählten Papst nicht eher anzuerkennen, als bis er selbst denselben würde anerkannt haben, zögerte aber vorzüglich mit dieser Anerkennung, blos um während dieser Zeit den nach Rom zu sendenden Peterspfennig für sich behalten zu können. — Als König Philipp seine Gemahlin verstieß, hierauf mit Bertrada sich vermählte und der Bischof Ivo von Chartres diese ehebrecherische Verbindung nicht nur selbst mißbilligte, sondern auch die übrigen Bischöfe ermahnte, des Königs neue Ehe nicht anzuerkennen, wollte man ihm dieses ebenfalls als einen Bruch seines dem Könige geleisteten Lehneides deuten. Kurz, der Mißbrauch, den man mit dem Homagium machte, ward immer größer, so daß am Ende die Bischöfe in eine wahrhaft knechtische Abhängigkeit hätten versinken und des Königs Gebote ihnen höher als Gottes Gebote hätten stehen müssen. Dieses für die Kirche und die Sache Gottes so verderbliche Verhältniß wollte nun Urban auf dem Concilium von Clermont auflösen, und zu Folge eines, in Uebereinstimmung mit allen anwesenden Vätern genommenen päpstlichen Beschlusses sollte in Zukunft statt des bisherigen Vasallenbandes nur die allgemeinen Ver-

pflichtungen eines Unterthans gegen den Landesherrn Geltung haben.

7. Noch viele andere Concilien, bei welchen gewöhnlich Urban selbst den Vorsitz führte, wurden während seines Pontificats gehalten: als zu Rom, Benevent, Melfi, Troja, Bari, Piacenza, Clermont ꝛc. Die Verhandlungen darauf sind jedoch in der Hauptsache blos Wiederholungen früher schon gegen die Investitur durch Laienhand, gegen Simonie, Priesterehe und Bedrückung der Kirche erlassenen Verordnungen. Was noch weiters verhandelt ward, betraf, jedoch mit Ausnahme des auf dem Concilium von Clermont gegen König Philipp, dessen gesetzwidriger Ehe wegen, geschleuderte Bannstrahl, blos Gegenstände von minderer Bedeutung, als z. B. Entscheidung der, bisweilen zwischen Kirchen über den Vorrang entstandenen Streitigkeiten, besonders über den Primat in Frankreich, Ertheilung neuer, oder Bestätigung alter Privilegien, oder Abschaffung mancherlei, nach und nach in den Kirchen eingeschlichenen Mißbräuche. So z. B. war wieder auf dem Concilium in Clermont die Rede von dem Gebrauche mancher Kirchen, die, den Griechen nachahmend, den Communicirenden die heilige Eucharistie, benetzt und besprengt mit dem kostbaren Blute unseres göttlichen Erlösers, in einem Löffel reichten. Dieser Gebrauch war schon früher, weil nicht in Uebereinstimmung mit der Einsetzung dieses heiligen Sacramentes, von der Kirche verworfen worden. Auf dem Concilium von Clermont ward das Verbot wiederholt, und ausdrücklich festgesetzt, daß der Leib und das Blut Jesu Christi nie mehr mit einander vermengt, sondern einzeln und unvermischt den Gläubigen sollten gereicht werden; nur bei ganz besondern Fällen sollte jedoch eine Ausnahme erlaubt seyn, wie z. B. wenn bei einem Kranken eine allzu große Trockenheit des Halses eine

Vermischung der heiligen Hostie mit dem heiligen Blute erfordern würde. Dieser Canon ist in geschichtlicher Hinsicht auch in so ferne nicht unmerkwürdig, weil sich aus demselben ergibt, daß damals, also gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, die Communion unter beiderlei Gestalten noch überall eingeführt war *). — Ein anderer, die damaligen Zeiten einiger Maßen charakterisirender, mithin ebenfalls eine kurze Erwähnung verdienender Mißbrauch ward ebenfalls auf diesem Concilium abgeschafft. Man nannte nämlich zu jenen Zeiten die zu einer Pfarrei gehörigen Einkünfte, Grundstücke und Zehnten die Kirche, und die von den Gläubigen während des Gottesdienstes gebrachten und auf dem Altar niedergelegten Opfer den Altar. Nun aber geschah es sehr oft, daß dem Einen die Kirche und einem Andern der Altar gegeben ward. Auch die Klöster besaßen gewöhnlich Kirchen und Altäre, zu denen sie zwar die dazu nöthigen Geistlichen aus der Clerisei zu wählen das Recht hatten, jedoch die Gewählten vorher noch dem Bischofe, ob er ihre Wahl genehmige, anzeigen mußten. Da nun die Begriffe vom Lehnswesen beinahe in alle gesellschaftliche, selbst kirchliche Verhältnisse nur mehr oder weniger sich eingedrungen hatten; so forderten auch die Bischöfe, nach dem Beispiele der weltlichen Fürsten, wie bei der Vergebung eines Lehens, von jedem, zum Dienste einer Kirche oder eines Altars neu Vorgeschlagenen eine gewisse Abgabe, der man den Namen der Ablösung der Kirche oder des Altars gab. Aber dieß gab nicht nur häufige Gelegenheit zur Simonie, oder erregte doch wenigstens nur gar zu oft den Verdacht, daß dieser Frevel mitunter gelaufen seyn könnte, sondern veranlaßte auch unaufhörliche Streithändel. Da nun mehrere der ausgezeichnetsten Bischöfe, und unter diesen

*) *Fleury*. Hist. de L'égl. T. XIII. Liv. 64. p. 580.

besonders Ivo von Chartres, mehrmals schon bittere Klagen darüber erhoben hatten; so beschlossen nun der Papst und die versammelten Väter, die sogenannte Ablösung der Kirchen und Altäre auf immer abzuschaffen, ohne jedoch die Bischöfe in dem jährlichen, gesetzmäßigen Zins, den sie von allen Kirchen und Altären ihrer Diöcese zogen, im mindesten zu verkürzen. — Uebrigens war das Concilium von Clermont eines der merkwürdigsten, welche seit Jahrhunderten waren gehalten worden, und zwar nicht sowohl wegen der dort zusammengekommenen, ganz ungeheuern Menschenmasse, als vielmehr wegen der von Papst Urban darauf gehaltenen feurigen, alles begeisternden Rede, mit der er dem großen Unternehmen zur Befreiung der orientalischen Christenheit, jenen kräftigen Impuls gab, der, wie wir wissen, das ganze Abendland aus seinen Wurzeln riß und über den Orient hinschleuderte.

8. Fünfzehn Tage vor der Eroberung von Jerusalem durch Gottfried von Bouillon starb Urban II. am 29. Julius des Jahres 1099. — Urban war ein, mit allen, dem höchsten Oberhaupte der Kirche geziemenden Tugenden geschmückter Papst; aber nichts zierte ihn so sehr als seine ächt christliche, selbst nachdem er schon zu der höchsten, einem Sterblichen erreichbaren Würde war erhoben, doch stets noch über alle seine Handlungen und übrigen trefflichen Eigenschaften einen ganz eigenen, wahrhaft himmlischen Glanz verbreitende Demuth. Dadurch gewann er auch vorzüglich die Herzen aller, die sich ihm zu nähern das Glück hatten. Aber besonders waren Bischöfe und Geistliche, die, um in kirchlichen Angelegenheiten bei dem heiligen Vater sich Rathes zu erholen, nach Rom kamen, gezwungen, die ungewöhnliche Güte, Herablassung und in Demuth zerfließende Bescheidenheit dieses frommen und erleuchteten Papstes zu bewundern. Als der, nach seinem

Tode unter die Zahl der Heiligen versetzte, aber während seines Lebens von dem, allem Christenthume völlig entfremdeten König Wilhelm II. hart verfolgte Erzbischof Anselm von Canterbury in Rom ankam, um ebenfalls wegen der so sehr gefährdeten und unterdrückten Kirche Englands sich mit dem Papste zu besprechen, ließ Urban, sobald er die Ankunft desselben erfuhr, ihm sogleich seine Wohnung in dem päpstlichen Palaste anweisen, setzte jedoch, damit der Erzbischof sich von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten einiger Maßen erholen könnte, die Stunde der Audienz erst auf den folgenden Tag fest. Da Anselm sowohl seines ausgezeichnet heiligen Wandels, als auch seiner gründlichen Gelehrsamkeit wegen, nicht nur in England, sondern auch in ganz Frankreich in ungemeinem Rufe stand, und sein Name überall mit Ehrfurcht genannt ward; so ließ der Papst, um den heiligen Anselm ganz besonders zu ehren, den ganzen hohen römischen Adel zu der feierlichen Audienz einladen, in welcher er den Primas von England empfangen wollte. Als Anselm in den Audienzsaal trat, warf er sich herkömmlicher Weise dem Papste zu Füßen. Aber Urban eilte auf ihn zu, hob ihn auf, küßte ihn auf den Mund, und indem er ihn jetzt der erlauchten Versammlung vorstellte, und sich einige Zeit über die ausgezeichneten Verdienste dieses großen Erzbischofes verbreitet hatte, fügte er endlich noch hinzu: „Obgleich Wir ihn, seiner viel umfassenden Gelehrsamkeit wegen, als Unsern Lehrer und Meister ehren müssen, ihn auch als einen, schon hier auf Erden einer höhern Welt angehörenden Patriarchen, mithin völlig als Unsers Gleichen betrachten; so unternahm er dennoch aus bloßer Demuth eine so weite Reise, um dem heiligen Petrus in Unserer Person seine Ehrerbietung zu erweisen und Rath bei Uns zu suchen, die Wir doch selbst ungleich mehr seines Rathes und seiner Belehrung

bedürfen.“ — Auch auf dem Concilium von Bari, zu welchem der Erzbischof während seines Aufenthaltes in Italien war berufen worden, zeichnete ihn Urban in Gegenwart sämmtlicher zahlreich versammelten Väter abermals auf eine ganz ungewöhnliche, aber auch Anselms himmlische Demuth eben so sehr ängstigende Weise aus. Einige auf dem Concilium anwesenden Griechen nämlich warfen auch hier wieder die Frage wegen Ausganges des heiligen Geistes auf, und behaupteten aus Stellen des Evangeliums zu beweisen, daß der heilige Geist nur von dem Vater und nicht von dem Sohne ausgehe. Der Papst suchte sie eines Bessern zu belehren, durch schlagende Beweise sie von ihrem Irrthume zu überführen. Als sie aber dennoch fortfuhren, unter vielem Geschrei neue Einwürfe auf Einwürfe zu häufen, gebot endlich der heilige Vater Stille, und rief dann mit lauter Stimme: „Anselm, Erzbischof von England, unser Vater und Lehrer! wo bist Du?“ Anselm stand nun auf und antwortete: „Heiliger Vater! hier bin ich, was befiehlst Du?“ Der Papst gebot ihm hierauf, sich zu nähern und an seiner Seite sich niederzulassen. Die ganze Versammlung gerieth darüber in das größte Erstaunen; denn die meisten kannten den fremden Bischof nicht. Als das dadurch erregte Geräusch sich wieder gelegt hatte, machte Urban den Anselm nun auch den, in dem Concilium versammelten Vätern bekannt, sprach lange von dessen tiefen theologischen Kenntnissen, hohen Tugenden und dessen bisherigem, unter Druck und schwerer Verfolgung geführten, aber durch Heiligkeit stets ausgezeichnetem Leben. Er gab ihm hierauf den Auftrag, die von den Griechen gegen die Lehre der römischen Kirche erhobenen Einwürfe zu beantworten, welches auch sogleich der heilige Anselm that, und zwar mit einer solchen Stärke, Klarheit und Bündigkeit in seinen Schlüssen und Beweisen, daß die Griechen verstumm-

ten und alle anwesenden Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte einstimmig Anselms erleuchteter Weisheit die lautesten und gerechtesten Lobsprüche ertheilten. — Da Urban selbst in seinen frühern Jahren in dem Kloster von Clugny, unter der Leitung des Abtes Hugo, Mönch gewesen war, so wußte er auch stets die Vollkommenheit des klösterlichen Lebens und die Nothwendigkeit frommer Klöster gehörig zu würdigen. Als päpstlicher Legat in Deutschland hatte er sich durch eigene Erfahrung überzeugt, welchen überschwänglichen Segen fromme Klöster, besonders in jenen trüben und verwirrten Zeiten, über ganze Länderstrecken, vorzüglich über das südliche Deutschland verbreiteten; wie sie eine Stütze des Christenthums waren, an vielen Orten das Volk, das schon dem Heidenthume anheimgefallen zu seyn schien, in dem Glauben befestigten, und in den wildesten Gemüthern wieder christliche und gläubige Gesittung weckten. Den Klöstern war daher Urban II. stets ungemein geneigt. Nicht leicht entging ihm ein Mönch, in welchem Kloster er auch leben mochte, der mit höhern Kenntnissen auch höhere Tugenden — denn Beides mußte bei Urban in vollkommenem Einklange stehen *) — in seiner Person verband. Dergleichen

*) Eine sehr weise, eines erleuchteten Papstes höchst würdige Forderung! Unstreitig sind hohe Geistesgaben und Gelehrsamkeit, wenn durch reine Liebe zu Gott und dem Nächsten geheiliget, von überschwänglichem Nutzen für die Kirche; aber auch, wenn von den letztern getrennt, eine der gefährlichsten Klippen für den Geistlichen, selbst noch gefahrvoller als Reichthum und glänzender Mammon. „Man wird," sagt der selige Thomas von Kempis — zu den Geistlichen und vorzüglich zu den Klostergeistlichen sprechend — „Dich einst nicht fragen, wie gelehrt, sondern wie fromm Du warst; man wird Dich nicht fragen, ob Du deiner Wissenschaft wegen hochberühmt und von der Welt geachtet, sondern ob Du demüthigen und ein-

Mönche berief er viele zu sich, bediente sich ihrer in mancherlei Geschäften, und erhob sie daher auch stets zu höhern, ja selbst zu den höchsten kirchlichen Würden. Eben so bereitwillig zeigte sich auch Urban, jedes Kloster, wenn es ihn darum bat und nur einige hinreichende Gründe vorlagen, von der bischöflichen Gerichtsbarkeit zu befreien: ein Verfahren, das durch den wenig kirchlichen Charakter jener Zeit vollkommen gerechtfertiget wird, indem es leider damals in keinem Lande an Bischöfen fehlte, die nichts weniger als einen sehr bischöflichen Wandel führten und, mehr von Weltsinn als von dem Geiste der Religion beseelt, nur nach dem Zeitlichen strebten, und das Wohl ihrer Heerden, sobald dieses mit ihrem persönlichen Interesse in Collision kam, ihrem Eigennutz aufopferten. — Unter Urban II. entstand auch die sogenannte sicilianische Monarchie. Damit hat es folgendes Bewandtniß. Roger, Graf von Sicilien, hatte, nach Eroberung dieser schönen und großen Insel von den Saracenen, sich es ungemein am Herzen liegen lassen, Sicilien auf das neue wieder zu christianisiren. Durch gerechte und schonungsvolle Behandlung der darin zurückgebliebenen Saracenen bewog er viele, sich zu dem Christenthume zu bekehren, und durch Erbauung von Kirchen, Stiftung von Klöstern und Einrichtung guter Schulen suchte er eben so eifrig auch bei den Eingebornen deren beinahe völlig erstorbenen christlichen Sinn wieder zu beleben; kurz, das ewige Wohl seiner neuen Unterthanen beschäftigte Rogers edles Herz weit mehr, als die Ausführung ehrgeiziger ländersüchtiger Plane, und bei sei-

fältigen Herzens warst; man wird endlich Dich nicht fragen, wie viele gelehrte Bücher Du geschrieben, sondern wie viele gute, blos aus reiner Liebe zu Gott geflossenen Handlungen Du in deinem Leben gethan hast.“

nen frommen, eines christlichen Monarchen würdigen Bestrebungen suchte und befolgte er stets den Rath des heiligen Vaters, stand daher auch sein ganzes Leben hindurch mit demselben in den freundlichsten und traulichsten Verhältnissen. Urban liebte ihn mit der Zärtlichkeit eines Vaters. Als aber der Papst den Bischof von Torino ohne Wissen des Grafen zum päpstlichen Legaten in Sicilien ernannte, fühlte sich Roger dadurch sehr gekränkt; er glaubte hierin einen Mangel an Zutrauen von Seite des Papstes zu erblicken. Sobald Urban dieses erfuhr, nahm er unverzüglich den dem Bischofe von Torino ertheilten Auftrag wieder zurück, und ernannte nicht nur den Grafen, sondern auch dessen Sohn, wie alle aus seinem Stamme entsprossene Prinzen, welche in der Folge über Sicilien herrschen würden, zu lebenslänglichen Legaten des römischen Stuhles. Darüber ließ Urban eine förmliche Urkunde ausfertigen, auf deren Grund nun die Sicilianer behaupteten, daß alle ihre Könige geborne Legaten des römischen Stuhles wären; und dieß ist es, was man die sicilianische Monarchie zu nennen pflegt *). — Zu Folge des Brev. hist. findet man

*) Darüber entstand im Anfange des verflossenen Jahrhunderts unter Papst Clemens XI. ein heftiger Streit zwischen dem römischen Stuhle und dem Hofe von Neapel. Die Römer zogen nicht sowohl die Bulle Urbans II. in Zweifel, die jedoch ebenfalls von Einigen, obgleich ohne allen Grund, damals bestritten ward; sondern behaupteten blos, daß dieselbe längst schon von dem apostolischen Stuhle sey wieder zurückgenommen worden. Dieser Streit dauerte das ganze Pontificat Clemens XI. hindurch. — (Er regierte zwanzig Jahre die Kirche) — und ward erst unter Benedict XIII., der im Jahre 1724 den päpstlichen Stuhl bestieg, in so weit wieder ausgeglichen, daß Benedict mehrere in die vorgeblichen Rechte der sici-

Papst Urban II. in einigen Martyrologien den Heiligen Gottes beigezählt.

II.

Pascal II. Gelasius II. Callixt II. und Honorius II.

1. Die drei Erstern dieser vier Päpste beschäftigte ununterbrochen der auch unter ihnen fortdauernde Investiturstreit. Dieser macht auch den ganzen Inhalt der Geschichte ihres Pontificats aus, ist daher auch unsern Lesern schon aus Heinrichs V. Regierungsgeschichte so umständlich bekannt, daß jeder fernere Zusatz, weil höchst unbedeutend, auch völlig überflüssig seyn würde. Für Pascal war die päpstliche Krone eine wahre Dornenkrone, und sein achtzehnjähriges Pontificat eine Zeit ununterbrochener harter Prüfung. Zuerst hatte er mit dem gewaltthätigen und kraftvollen Kaiser Heinrich V. zu kämpfen, und als er diesen Kampf mit weiser Umsicht, nur die der Kirche drohenden Gefahren und fremdes Elend wie fremdes Wohl berücksichtigend, ganz in dem Geiste der Religion Jesu beendiget zu haben glaubte, begann für ihn ein noch viel härterer Kampf, weil ein Kampf mit seinen eigenen Söhnen, nämlich mit aufrührerischen Cardinälen und einer Menge von falschem Eifer mißleiteter Bischöfe, in dessen Laufe jedoch, obgleich sein mildes Herz oft blutig gedrückt ward, seine herrlichen evangelischen Tugenden, seine Demuth, seine Sanftmuth und überfließende Milde nur einen desto schönern, wahrhaft himmlischen Glanz von sich warfen. — Sehr wohl dürfte man daher auch den eben so liebenswürdigen als ehrwürdigen Pascal II.

---

lianischen Monarchie indessen eingeschlichene Mißbräuche aufhob, auch überhaupt deren Gewalt engere Schranken setzte.

den heiligen Bekennern beizählen *). — Der unlängst von dem heiligen Abt Robert von Molesme gestiftete Cistercienserorden **) ward ebenfalls von Pascal II. in einer an Alberich, den Abt des ersten Cistercienserklosters, gerichteten Bulle bestätigt, worauf bald nachher auch die Heiligsprechung des ehrwürdigen Petrus von Anagni folgte. — Das letzte Jahr des Pontificats Pascals II. zeichnete sich noch durch ein schreckliches Erdbeben aus, das, obgleich auch in Deutschland fühl-

*) Daß es dem berühmten Cardinal Baronius, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit und ganz ungeheuern Belesenheit, dennoch an Schärfe des Urtheils sehr gebrach; darüber sind die bedeutendsten kritischen Stimmen vollkommen mit einander einverstanden. Auf Rechnung dieser, nicht in Abrede zu stellenden intellectuellen Beschränktheit muß man demnach auch alles das setzen, was er gegen Papst Pascal und dessen Verfahren vorbringt; wie z. B. sein: Visus est languescere et hebescere und ferner: magnam ipse sibi notam inussit, summam vero laudem sibi pepererunt Cardinales und noch mehrere Aeußerungen dieser Art, wobei man sich jedoch nicht wenig wundern muß, daß der grundgelehrte Cardinal nicht fühlte, wie sehr er sich durch diese Ausfälle gegen einen heiligen Papst, mit zahllosen seiner frühern Behauptungen in den schneidendsten Widerspruch stellte.

**) Robert, Abt von Molesme, war zwar, im buchstäblichen Sinne, der Stifter des Cistercienserklosters, hatte auch das erste Kloster von Citeaux erbauet; da er bald darauf auf Geheiß des Papstes nach Molesme zurückkehren mußte, und der an seine Stelle einstweilen ernannte Prior Alberich für die neue Genossenschaft die nöthigen Regeln und Satzungen entwarf, und überhaupt dem Orden eine, demselben ganz eigene Einrichtung gab; so hat der fromme und in dem klösterlichen Leben so sehr erfahrene Alberich unstreitig an der Gründung des Cistercienserordens einen, vielleicht noch verdienstvolleren Antheil, als der, obgleich nicht minder gottselige Abt Robert von Molesme. Doch hievon erst zu seiner Zeit ein Näheres.

bar, doch vorzüglich in Italien in vielen der größten Städte traurige Spuren hinterließ *).

2. Gelasius des Zweiten nur ein Jahr und fünf Tage dauerndes Pontificat war für denselben ebenfalls nur eine Zeit harter Prüfungen, schwerer Verfolgungen und Leiden jeder Art, selten von äußerm menschlichen, aber gewiß desto mehr von innerm göttlichen Troste begleitet. Alle Verrichtungen während seiner kurzen Regierung bestehen blos in dem Einweihen zweier Kirchen, nämlich zu Pisa und Genua, ferner in der Erhebung des heiligen Oldegars, Bischofs von Barcellona, zu der erzbischöflichen Würde von Tarragonien, und endlich in der Abhaltung eines Conciliums von Capua. — Mehrere gleichzeitige Schriftsteller nennen Gelasius II. einen Heiligen; und als ein solcher steht er auch in allen Klostermartyrologien von Frankreich.

3. Den Namen des Papstes Callixtus des Zweiten hat dessen zu Worms geschlossener und den langen Vestiturstreit beendigende Vertrag, den man auch den callixtinischen zu nennen pflegt, auf alle, auch die spätesten Zeiten verewiget und ihm selbst die gerechtesten Ansprüche auf die nie mehr erlöschende Dankbarkeit aller christlichen Völker ertheilt. — Dieses

---

*) Verona civitas Italiae nobilissima, aedificiis concussis, multis quoque mortalibus obrutis corruit. Similiter in Parma, et Venetia, aliisque urbibus, Oppidis et Castellis non *pauca* hominum *millia* interierunt. (Annal. Saxo ap. Eccard.) Eben so soll, nach Sicards Bericht in dessen Chronik, auch in Cremona unter mehreren Gebäuden die Cathedralkirche eingestürzt seyn. In Landulph's Geschichte von Mailand heißt es von diesem Erdbeben: Regnum Longobardorum *penitus* commovit et quassavit. (Hist. Med. cap. XXXI.)

Papstes frühere und spätere Verhältnisse zu Kaiser Heinrich V. wie auch zu dem Afterpapst Burdinus, und die Klugheit, mit der er in den verschiedenen Lagen, in die er dadurch versetzt ward, sich betrug, sind mit allem ihrem Detail unsern Lesern schon hinreichend bekannt, bedürfen also hier keiner fernern Wiederholung. — Unter dem Pontificate Callixtus II. fing Peter Bruis an, in der Provence wie auch in Languedok seine Irrlehren zu verbreiten, und dadurch schon zu der nachherigen gottlosen, Staat und Kirche untergrabenden Ketzerei der Albigenser den Grund zu legen. Peter Bruis war ein, seinem Kloster entsprungener Mönch. Nachdem er einige Zeit, gleich einem Landstreicher, sich in der Dauphiné und der Provence herumgetrieben hatte, begann er endlich auch eine Lehre zu verbreiten, die ihrem Wesen nach nichts als eine Abart der schändlichen manichäischen Ketzerei war. Bruis lehrte, daß die Taufe eines Kindes, bevor dessen Vernunft zur gehörigen Reife gelangt wäre, ungültig sey, und daß ein Mensch, der nur auf diese Art getauft worden, nicht selig werden könne. Ein Feind alles äußerlichen Gottesdienstes, wollte er nicht, daß man Kirchen erbaue, gab vielmehr den Rath, alle Kirchen, wo man nur immer könnte, zu zerstören, ließ auch an allen Orten, wo seine Anhänger zahlreich genug waren, alle Kreuze abbrechen und verbrennen. Das allerheiligste Altarssacrament leugnete er geradezu, behauptete auch, daß alle Gebete, Meßopfer und andere gute Werke, die man für das Seelenheil der Verstorbenen verrichte, völlig nutzlos wären, und der abgeschiedenen Seele keine Vortheile brächten. Peter Bruis verwarf endlich auch die meisten heiligen Schriften, sowohl des alten wie des neuen Bundes, hob alle Kirchengebote auf und ermunterte das Volk, an den Fasttagen und selbst an dem heiligen Charfreitage nicht nur Fleisch zu essen, sondern auch, mit Verachtung der gebotenen Abstinenz,

sich vollkommen und nach Lust zu sättigen. So unsinnig, trost- und gehaltlos auch Bruis Lehre war, so fand sie doch viele Anhänger, so daß der heilige Vater, der ohnehin den größten Theil seines Pontificats sich in Frankreich aufhielt, oder vielmehr sich allda aufzuhalten gezwungen war, endlich die Sache für wichtig genug hielt, selbst nach Toulouse zu gehen, dort ein Concilium zusammen zu berufen, welchem acht Cardinäle, vier Erzbischöfe und viele Bischöfe und Aebte beiwohnten, um in dieser ehrwürdigen Versammlung Bruis Irrlehre zu verdammen, und ihn selbst sammt allen seinen Anhängern mit dem Banne zu belegen. Dadurch ward nun zwar dem Unfuge des Irrlehrers auf einige Zeit Einhalt gethan, jedoch das Uebel noch lange nicht aus dem Grunde gehoben. Seine unsinnigen Lehren nun in andern Gegenden verbreitend, schweifte Bruis noch bei zwanzig Jahren in dem südlichen Frankreich umher, bis er endlich, als er zu St. Aegid mehrere Kreuze hatte stürzen und verbrennen lassen, von dem darüber wüthenden Volke ergriffen und lebendig verbrannt ward. Von Bruis vornehmstem Schüler, der Heinrich hieß, die Irrlehre seines Meisters mit mancherlei noch gottlosern Zusätzen zu verbreiten fortfuhr und viele Anhänger gewann, die man Henricianer nannte, wird unter dem Pontificate Eugens des Dritten umständlichere Rede seyn. — Auch die Kreuzzüge, und nicht blos die, welche die Abendländer nach dem Orient unternommen hatten, sondern auch jene der spanischen Christen gegen die Saracenen in Spanien, waren für diesen Papst Gegenstände besonderer Aufmerksamkeit. Als seinen Legaten sandte er diesfalls den, nachher in die Zahl der Heiligen versetzten Erzbischof Oldegar von Tarragon nach Spanien zurück, mit dem Auftrage, allem Unfuge, den das christliche Heer auf seinem Feldzuge gegen die Ungläubigen sich erlauben könnte, bei Zeiten vorzubeugen,

welche Cölestin gewählt hatten, den Bischof von Ostia als Papst anerkannten. Natürlicher Weise konnte dem neuen Papste die große, handgreifliche Unregelmäßigkeit seiner Wahl keinen Augenblick entgehen; und wie es scheint, machte ihm auch bald sein wirklich zartes Gewissen sehr ernste Vorwürfe darüber, so daß er nach wenigen Tagen schon wieder alle Zeichen der päpstlichen Würde ablegte, seine Wahl für ungültig erklärte, und sämmtliche Cardinäle aufforderte, unverzüglich zu einer neuen, regelmäßigern und canonischen Wahl zu schreiten. Da Lambert durchaus darauf bestand, mußten auch die Cardinäle wieder zusammentreten, wählten aber nun einstimmig zum zweiten Male den Bischof Lambert von Ostia, unter dem Namen Honorius des Zweiten, zum römischen Papste. — Honorius war aus Bologna, von ganz niederer Geburt, aber ein Mann von großer Gelehrsamkeit und ganz ungewöhnlichen Einsichten. Von Pascal II. zur Würde eines Erzdiacons, und bald darauf zur bischöflichen Würde erhoben, hatte er von dieser Zeit an als päpstlicher Legat in den wichtigsten, oft verwickeltsten Angelegenheiten dem römischen Stuhle und der Kirche sehr wichtige Dienste geleistet.

5. Als Bischof von Ostia und päpstlicher Legat hatte Honorius an dem großen, durch den Wormser Vertrag zu Stande gekommenen Versöhnungswerke sehr thätigen Antheil genommen. Er war es auch, der, nachdem die Urkunde davon der, auf der Ebene zahllos versammelten Volksmenge war vorgelesen worden, das feierliche Hochamt hielt, und durch die Communion und den Friedenskuß, den Kaiser und dessen Anhänger von dem Banne lösete und in die Kirchengemeinschaft wieder aufnahm. Mehr als jeder Andere, mußte er daher auch fühlen, welcher sehr bedeutende Mangel dem so eben geschlossenen Vertrage noch anklebe. Der sehr bedeutende Punkt nämlich wegen des Homagiums oder

des von den Bischöfen den Königen zu leistenden Vasalleneides, welchen die Päpste Urban und Pascal verboten hatten, war in dem callixtinischen Concordat völlig mit Stillschweigen übergangen worden. Offenbar wollte Papst Callixt, der wohl einsah, daß, wenn auch er auf dieser Forderung beharrte, der Abschluß des so allgemein und so sehr gewünschten Friedens noch ungemein würde verzögert werden, den unseligen Kampf ohne sichere Aussicht auf glücklichen Erfolg, da jetzt sämmtliche deutsche Fürsten sich zu Kaiser Heinrich V. hielten, nicht verlängern. Aber eben dadurch war nun auch Urbans und Pascals Verbot wegen des Homagiums stillschweigend aufgehoben, die Leistung desselben von dem römischen Stuhle gestattet, und nach wie vor hatten nun die Könige wieder das Recht, die Leistung desselben von ihren Bischöfen zu fordern. — Daß das ligische Homagium sich weder mit der Würde des Episcopats noch mit der Freiheit der Kirche vertrage, davon haben wir unsere Leser schon im vorigen Abschnitte überzeugt, und nun gelang es Honorius II. gleich im zweiten Jahre seines Pontificats, wenigstens in Beziehung auf die Kirche Deutschlands, das zu ergänzen, was in Betreff des Homagiums dem Vertrag von Worms noch gefehlt hatte. Die sehr willkommene Gelegenheit dazu gab ihm die, nach Heinrichs V. Tod geschehene Wahl Lothars des Sachsen zum deutschen Könige. Wie man sich erinnern wird, war diese Wahl im höchsten Grade verfassungswidrig, sogar gewaltthätig, und offenbar ein bloses Werk der Arglist. Sowohl Lothar als auch die wenigen ihm anhängenden Bischöfe sahen dies vollkommen ein, und wußten nun, um ihrer Wahl eine gewisse Rechtskräftigkeit zu verschaffen, kein anderes Mittel, als daß sie die päpstliche Bestätigung derselben nachsuchten. Diese Verlegenheit des neuen Königs wußte des Papstes Honorius Legat, der Cardinal Gerhard, welcher auch ein und zwar nicht unthätiger

Zeuge jener verfassungswidrigen Wahl gewesen war, trefflich zu benutzen. Im Einverständniß mit dem Erzbischof Adalbert von Mainz nöthigte er Lothar, zu dem Vertrag von Worms noch einige bedeutende Zugeständnisse zu machen, die vorzüglich darin bestanden, daß er dem Recht, den Bischofswahlen in seinem Reiche entweder in Person oder durch seine Gesandten beizuwohnen entsagte, auch von den Bischöfen nicht ferner mehr das Homagium zu fordern versprach, sondern statt des Vasalleneides blos mit dem Eide gewöhnlicher Unterthanentreue sich begnügte. — Des Papstes Honorius kluges und strenges Benehmen sowohl gegen Heinrichs V. Neffen, den Hohenstaufen Conrad, als auch den Erzbischof Anselm von Mailand, als jener nach Italien kam und dort die königliche Würde sich anmaßte, und der Letztere ihn auch sogleich in Monza zum König von Italien krönte, ist dem Leser schon hinreichend aus der Regierungsgeschichte Lothars bekannt. — Fünf Jahre und achtzehn Tage stand Papst Honorius II. der Kirche vor. Seine letzten Lebenstage verbitterten ihm die Beneventaner. Diese hatten schon vor zwei Jahren den, von dem Papste nach Benevent gesandten Statthalter in einem Aufruhr ermordet, hierauf zwar dem heiligen Vater den Gehorsam nicht aufgekündiget, jedoch dessen Verordnungen nur, wenn es ihnen beliebte, Folge geleistet, und unlängst wieder einige der angesehensten Männer ohne hinreichenden Grund aus ihrer Stadt verbannt. Um Schutz flehend kamen die Vertriebenen nach Rom, worauf Honorius, der Wichtigkeit der Sache wegen, sich selbst nach Benevent begab. Aber umsonst bemühte er sich, die Beneventaner zu bewegen, die Verbannten wieder zurückzurufen. Als er sah, daß seine Ermahnungen eben so fruchtlos wie seine Befehle blieben, kehrte er, im höchsten Grade über den Trotz der Einwohner aufgebracht, wieder nach Rom zurück, und ließ, um denselben die Wirkungen seines gerechten Zornes

sogleich fühlen zu lassen, schon auf seinem Rückwege mehrere in dem Gebiete der Beneventaner liegende Orte plündern. Aber eine noch weit schärfere Züchtigung drohete der Stadt von Seite des, von dem Papste dazu aufgeforderten, mächtigen Grafen Rogers von Sicilien, die jedoch, so sehr auch der Uebermuth der, seit einiger Zeit in lauter Träumen republikanischer Verfassung sich wiegenden Einwohner, sie verdient hätte, dennoch durch den bald darauf erfolgten Tod des Papstes Honorius II. wieder von ihnen abgewendet ward (14. Febr. 1130.).

III.

Innocenz II., Cölestin II., Lucius II. und Eugenius III.

1. Der Tod Honorius II. hatte leider in der römischen Kirche sogleich wieder Wirrungen zur Folge, die, wenn der heilige Bernhard nicht zu Hülfe geeilet wäre, die ganze abendländische Christenheit, vielleicht selbst auf lange Zeit, in Spaltung und Verwirrung gestürzt haben würden. — In Rom ragte damals der Cardinal Peter Leo, durch ungeheuern Reichthum, wie durch die zahllose Menge seiner Verwandten, Freunde, Clienten und Anhänger, über alle andere Cardinäle hervor. Er war der Enkel jenes Juden, der unter dem Pontificat Leo IX. zu dem Christenthum übertrat, von dem heiligen Papste selbst getauft ward, und daher auch dessen Namen in der heiligen Taufe erhalten hatte. Dieser ehemalige, aber nun wahrhaft Christ gewordene Israelit war übrigens ein Mann von vielem Verstande und großer Gelehrsamkeit, stand demnach auch bei dem päpstlichen Hofe in hoher Achtung, jedoch seines ungeheuern Reichthums wegen in noch weit größerm Ansehen bei den Römern. Indessen verdiente derselbe wirklich die Auszeichnung, die ihm von allen Seiten zu Theil ward. Aber weit an Gaben des Gei-

stes wie an Größe des Charakters übertraf ihn sein Sohn Peter Leo. Von allen Römern war Keiner dem römischen Stuhle so treu ergeben als dieser Leo; während des harten, lange dauernden Investiturstreites leistete er demselben die wichtigsten Dienste, kämpfte für ihn oft mit den Waffen in der Hand, oder kam in Zeiten der Noth dessen Bedürfnissen mit seinen Reichthümern freigebig entgegen. Mit Recht gewann er daher auch in vollem Maße die Gunst und das Zutrauen der Päpste. In ihrem Rathe hatte er die erste Stimme, ward von einer Würde zur andern befördert, endlich sogar zum Befehlshaber der Engelsburg ernannt, und diese wichtige, Rom beherrschende Feste seiner schon so oft geprüften und stets bewährt befundenen Treue übergeben. Bei dem großen Ansehen, in dem er stand, und seinem vorherrschenden Einfluß in die wichtigsten Angelegenheiten der Kirche und des Staates, hatte er, wie es sich leicht begreifen läßt, mehr als eine, sich ihm von selbst darbietende Gelegenheit gehabt, seine vom Vater ererbten, ohnehin schon ungeheuern Reichthümer immer noch zu vermehren, und so gehörte jetzt das Leo'sche Haus zu den angesehensten und reichsten Häusern Roms, stand selbst jenem der mächtigen Frangipani nicht nach.

2. Peter Leo hatte sich frühzeitig mit der Tochter eines der vornehmsten römischen Geschlechter vermählt, war Vater mehrerer Söhne und Töchter geworden, und unter den erstern befand sich nun auch jener Leo, von welchem jetzt eigentlich die Rede ist. Als Knabe hatte derselbe schon große Anlagen verrathen, und ward daher von dem Vater zum geistlichen Stande bestimmt. Er studirte mehrere Jahre in der damals schon sehr berühmten Schule von Paris. Als er seine Studien vollendet hatte, wollte er nach Rom zurückkehren, besuchte aber auf dem Rückwege das Kloster

von Clugny, und nun gefielen ihm die Demuth und liebenswürdige Einfalt der frommen Mönche und ihre nichts als Frieden athmende Klosterstille so sehr, daß er beschloß in Clugny zu bleiben, auch wirklich das Mönchsgewand sich anlegte. Aber damit war sein Vater nichts weniger als zufrieden. Ihm schienen nur hohe Würden und thätige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten eine, für irgend einen seiner Söhne würdige Bestimmung. Er wandte sich also jetzt an den Papst, und bewirkte, daß Pascal II. den Sohn zu sich nach Rom berief, auch bald darauf ihm die Cardinalswürde ertheilte. Unter Pascals Nachfolger, Callixt II., ging er als päpstlicher Legat nach Frankreich, wo er unter seinem Vorsitze verschiedene Concilien hielt, und überhaupt seinen Posten als Legat — wenigstens finden sich nicht die mindesten Spuren des Gegentheils *) — zur vollen Zufriedenheit des Papstes vollkommen ausfüllte. — Aber so wie Peter Leo ehemals, als er zum Jüngling gereift, nach vollendeten Studien in das Kloster von Clugny kam, von dem, innerhalb der stillen klösterlichen Mauern herrschenden Frieden und der Eintracht der frommen Mönche sich angezogen fühlte; eben so sehr ward er auch, wie es scheint, jetzt als Mann, und nachdem er zu hohen Würden gelangt war, von der Welt und der Welt Freuden und Eitelkeiten angezogen. Wenigstens tadelten jetzt mehrere, und wie es heißt, sehr ehrwürdige Cardinäle, so wie noch manche andere christlich denkende Männer an dem Cardinal Peter Leo des-

*) Jedoch mit Ausnahme jener Vorwürfe, welche, als der durch die gespaltete Papstwahl erregte Kampf schon begonnen hatte, und immer hitziger zu werden anfing, ihm seine Gegner auch in Beziehung auf sein Betragen als Legat in Frankreich machten. Aber das Zeugniß eines erbitterten Gegners darf nur mit der größten Behutsamkeit in Betracht gezogen werden.

sen ungemessenen, nach dem Höchsten strebenden Ehrgeiz, dessen ungemeine Prachtliebe und allzu genußreiche, einem Prälaten von solcher Würde nicht geziemende, und selbst in Ueppigkeit übergehende Lebensweise. Aber bei allem dem vermehrte sich doch mit jedem Tage die Anzahl seiner Freunde, sowohl unter den Cardinälen und der übrigen hohen Geistlichkeit, als auch unter dem römischen Adel, und was die niederen Stände und Bürgerklassen betrifft, so ward Peter Leo durch jene Freigebigkeit, die, wenn es darauf ankam sich beliebt zu machen, keine Schätze spart, bald im wahren Sinne des Wortes der Liebling des römischen Volkes.

3. Als Honorius dem Tode schon ganz nahe war, und man voraussah, daß er kaum mehr einen Tag leben könnte, kamen sämmtliche Cardinäle mit einander überein, daß, sobald der sterbende Papst die Augen geschlossen haben würde, sie sogleich, um jeder möglichen Volksbewegung zuvorzukommen, sich in der St. Marcuskirche versammeln und zu einer neuen Wahl schreiten wollten. Kaum war diese Uebereinkunft getroffen, als sie auch schon wieder gebrochen ward. Aemeri nämlich, Kanzler der römischen Kirche und ungefähr noch dreizehn Cardinäle glaubten mit Bestimmtheit voraussehen zu können, daß bei der bevorstehenden Papstwahl die Mehrheit der Stimmen für den Cardinal Peter Leo entscheiden werde, den sie jedoch, ihrer Ueberzeugung nach, des Stuhles des heiligen Petrus durchaus für unwürdig hielten. Um dieses Unglück von der Kirche abzuwenden, machte Aemeri den Uebrigen den Vorschlag: den Tod des Papstes nicht abzuwarten, sondern jetzt sogleich einen Würdigern aus ihrer Mitte zu wählen *). Dieser Vorschlag ward ange-

*) Dies war jedoch offenbar den, in Betreff einer Papstwahl bestehenden Verordnungen zuwider, denen zufolge

nommen; und der Kanzler und die mit ihm gleichgesinnten Cardinäle wählten nun ungesäumt, und ganz in Geheim und in aller Eile den Cardinal Gregor Papareschi zum Nachfolger des in letzten Zügen liegenden Papstes Honorius. Dieser Wahl widersetzte sich jedoch Gregor aus allen Kräften. Seine ungeheuchelte Demuth hielt ihn des apostolischen Stuhles nicht würdig. Aber gerade und um so mehr und um so ernster drangen jetzt in ihn die Cardinäle, die ihn gewählet hatten. Sie stellten ihm vor, daß die Kirche ihn, zu einer Zeit, wo sie Seiner nicht bedurfte, mit Wohlthaten überhäuft hätte, und daß es daher von seiner Seite schwarzer Undank seyn würde, wenn er dieselbe Kirche, die ihn so lange Zeit in ihrem Schoße mit mütterlicher Liebe und Sorgfalt gepflegt, nun in dem Augenblicke, wo sie seines Beistandes und seiner Hülfe bedürfe, verlassen und ruhig zusehen wollte, wie sie die Beute eines Ehrgeizigen würde *). Als diese Vorstellungen noch

---

sogar erst nach dem Begräbniß des verstorbenen Papstes die neue Wahl sollte vorgenommen werden.

*) Arnulph, Bischof von Lisieux in der Normandie, daher gewöhnlich Arnulphus Lexoviensis genannt, hat in seiner Abhandlung über das nach dem Tode des Honorius entstandene Schisma uns die Rede aufbewahrt, welche die um den Cardinal Gregor versammelten Bischöfe gehalten haben sollen. Sie ist sehr schön, wenn auch gleich an deren Aechtheit mancherlei kleine Zweifel nicht unerlaubt seyn möchten. Wir wollen jetzt unsern Lesern einige der schönsten Stellen daraus mittheilen. «Aluit Ecclesia Romana te et «cum in aliquo tui non egerit excepit, ut in summa «tranquillitate suis educaret uberibus, et proprio fove«ret amplexu. Nunc multum postulat, et suorum «repetit praemia meritorum, ut scilicet in necessitate «subvenias, et obsessae praestare subsidia non recu«les. — — At vero praetendis ex indignitate tua sub«terfugii causam, quasi nos prudentiam tuam, et sin«gularum partium vitae tuae merita nesciremus. Pro-

keinen Eindruck zu machen schienen, droheten sie ihm sogar mit dem Banne; und erst durch diese Drohung geschreckt, nahm Gregor die ihm angetragene päpstliche Würde an und nannte sich Innocenz II. — Gregor war wirklich ein Prälat von reinem, tadellosem Wandel und großer, allgemein anerkannter Frömmigkeit. Früher war er Priester in der Kirche des heiligen Johannes im Lateran gewesen, und ward einige Zeit nachher Abt des außerhalb der Stadt Rom liegenden Klosters zum heiligen Nicolaus und Primitivus. Papst Urban II. erhob ihn zur Cardinalswürde, und Callixt II. ernannte ihn zu seinem Legaten in Frankreich.

4. Sobald Honorius verschieden war, begaben sich, der getroffenen Uebereinkunft zufolge, die übrigen Cardinäle, die bei weitem die Mehrzahl in dem heiligen Collegium bildeten, nach der St. Marcuskirche und

---

«fecto si te dignum crederes, hac ipsa aestimatione «videreris indignum. — — Reveraris etiam pudore «laudabili subire tantae fastigia dignitatis, in quam su-«prema Regni et Sacerdotii praerogativa mirabili «foedere copulata conveniunt. At nos non ad honorem «te, sed ad periculum potius invitamus; nec enim «sumus ignari quid adversus nos ille adversarius machinatur. — Was jetzt kommt, ist jedoch im höchsten Grade übertrieben. «Jam,» heißt es, «stringit «gladios, jam sagittas acuit, nec viam sibi ad Aposto-«latum patere, nisi nostri sanguinis effusione confidit.» — In diesem offenbar übertriebenen, und daher nichts bedeutenden Tone geht nun die ganze übrige Rede fort. — Am Ende, nachdem sie ihm, im Falle fernener Weigerung, mit dem Banne gedrohet, sagen sie noch: «Eadem enim quae Papae superstitis est, ipso «decedente penes nos praecipiendi, et ulciscendi quo-«que consistit autoritas, donec alius inducatur.» — Wie darf aber die Minorität eines Collegiums sich ein Recht aneignen, das nur dem ganzen Collegium zusteht.

wählten dort einstimmig den Cardinal Peter Leo unter dem Namen: Anaclet II. zum Papste, und so ward nun der Christenheit auf das neue wieder das Aergerniß eines Schisma gegeben, und zwar in derselben Kirche, welche von Gott berufen war, das Haupt und die Lehrerin aller, über den ganzen Erdkreis zerstreuten Kirchen zu seyn. Die Cardinäle beider Päpste suchten nun durch gegenseitige Zuschriften, jeder Theil der von ihm getroffenen Wahl allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Die Anhänger Anaclets foderten die des Innocenz auf, diesen zu verlassen und sich mit ihnen zu vereinigen; und die Letztern stellten an Jene ebenfalls dieselbe Foderung auf. Man hat noch einige dieser Briefe und unter diesen das nicht ganz unmerkwürdige Antwortschreiben des Cardinals Petrus, Bischofes von Porto, an vier Cardinäle des Innocenz, welche vorher an ihn geschrieben hatten. In diesem Rückschreiben sagt unter anderm der Bischof von Porto *): „Ist dies die Art, wie Ihr „gelernt habt, einen Papst zu wählen? In einem „Winkel, ganz im Geheim, bei nächtlicher Dunkelheit. „Wenn Ihr wolltet, daß der, den Ihr gewählt, auf „den verstorbenen Papst folgen sollte, warum habt Ihr „uns dann gesagt, daß dieser noch nicht verschieden, son„dern noch am Leben sey? Von selbst müßt Ihr ja „einsehen, daß Euere, die Canons so sehr verletzende „Wahl durchaus ungültig ist. Ihr, die Ihr die Min„derzahl bildet und in dem Cardinalscollegium die „Jüngsten, gleichsam noch Neulinge seyd, habt ohne „Mich, der Ich doch Euer Dechant bin, und ohne die „ältern Euerer Collegen herbei zu rufen und zu Rathe „zu ziehen, Euer Werk vollbracht. Aber mit Gottes „Hülfe haben wir dieses vernichtet. Von sämmtlichen „übrigen Cardinälen und der ganzen Geistlichkeit ist auf „Begehren und Bitten des Volkes, und in Uebereın-

*) Ap. Malmesb. I. hist. nov.

„stimmung mit Roms vornehmsten und angesehendsten „Männern, der Cardinal Petrus von Leo öffentlich „und an hellem Tage einstimmig zum Papste erwählt „worden. Die Kirche kennt ihn an, der Adel macht „ihm seine Aufwartung; Wir selbst besuchen ihn und „bezeugen ihm unsere Ehrfucht. Wo und wann ward „nun Blut vergossen, eine Grausamkeit oder gewalt„samer Raub begangen, wie Ihr uns jetzt den Vorwurf „machen wollet *)? Alle, die zu dem Papste kommen,

*) Die Anhänger des Innocenz machten dem Anaclet den Vorwurf, daß er gleich nach seiner Weihe an der Spitze gewaffneter Schaaren gegen die Peterskirche angerückt sey, sich derselben mit Gewalt bemächtiget und alles dort vorfindliche Silberwerk geraubt habe; auch sey dabei Bürgerblut geflossen. Aber dieser Vorwurf wird, durch die obige Stelle in dem Briefe des Petrus von Porto, völlig entkräftet; denn wie hätte der Cardinalbischof es wagen dürfen, die Gegner aufzufordern, die Gewaltthätigkeiten und Räubereien nachzuweisen, deren sie jetzt den Papst Anaclet beschuldigten, wenn wirklich dergleichen wären begangen worden? — Ueberhaupt ist es nicht leicht, über Anaclet's Charakter ein bestimmtes Urtheil zu fällen. Erst mit dem Tode Honorius II. tritt er in den historischen Bereich; aber nun entstehen auch sogleich Parteiungen, und es beginnt ein Kampf, der in seinem Fortgange immer heftiger und leidenschaftlicher wird. Würden die Schmähungen, mit welchen die Gegner Anaclet's denselben überhäuften, in Wahrheit gegründet seyn, so müßte er der lasterhafteste und ruchloseste Mensch gewesen seyn, der je noch, man will nicht sagen die priesterliche Würde, sondern schon den Namen eines Christen entweihet hätte; welches jedoch offenbar nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit hat. Auch der heilige Bernhard sagt in dem Berichte, den er über dieses Schisma den zu Etampes vereinten Bischöfen erstattet: „Er könne und wolle nicht untersuchen, ob die gegen Anaclet erhobenen Beschuldigungen gegründet oder ungegründet wären; aber selbst wenn sie grundlos seyn sollten, so müßte dennoch Anaclet

„um ihn über Etwas zu fragen, oder seiner Entschei-
„dung eine Angelegenheit vorzulegen, werden gütig und
„freundlich von ihm empfangen und gehen vollkommen
„zufrieden und getröstet wieder von ihm hinweg. —
„Kehret doch endlich zur Besinnung zurück, veranlasset
„kein Schisma, und sucht nicht hinter Lügen und leeren
„Täuschungen Euch zu verschanzen. Ihr werdet Euch
„erinnern, daß ich stets und laut behauptet habe: zu
„einer neuen Papstwahl könne und dürfe erst nach
„Beerdigung des verstorbenen Papstes geschritten
„werden."

5. Anaclet hatte die Mehrzahl der Cardinäle*), die gesammte römische Geistlichkeit und den größten Theil

---

schon deswegen, weil sie gegen ihn vorgebracht würden, von jeder Papstwahl ausgeschlossen seyn; indem ein Nachfolger des heiligen Petrus durchaus ein Mann seyn müsse, dessen reiner und tadelloser Wandel selbst der Neid nicht anzutasten sich erkühne." — Uebrigens ist es außer allem Zweifel, daß Innocenz des hohen römischen apostolischen Stuhles weit würdiger war als Anaclet, bei dessen noch allzu naher Abstammung es im höchsten Grade ungeziemend und die päpstliche Würde verletzend gewesen seyn würde, wenn man einen sobolem judaicam, wie der heilige Bernhard ihn nennt, als höchstes Oberhaupt der Kirche des Sohnes Gottes vorgesetzt hätte.

*) Innocenz war nur von dreizehn Cardinälen gewählt worden, zu denen jedoch gleich in den ersten Tagen noch drei Cardinäle von jenen des Anaclet's hinüber traten. Die Anzahl der Cardinäle, die sich zu Anaclet hielten, läßt sich nicht mit Genauigkeit angeben. In einem von der römischen Geistlichkeit, zu Gunsten Anaclet's, an den König Lothar erlassenen Schreiben finden wir zwar die Unterschriften von sieben und zwanzig Cardinälen. Aber es läßt sich mit Grund vermuthen, daß Anaclet gleich nach seiner Wahl, um seine Partei zu verstärken, mehrere neue Cardinäle werde ernannt haben.

des Adels auf seiner Seite. Er war im Besitz der Peterskirche, wie auch der Kirche Maria Maggiore und der meisten andern Kirchen; ihm gehorchte die Stadt, und Roms ganze waffenfähige Mannschaft stand ihm zu Gebote. Für Innocenz und dessen Cardinäle gab es keine Sicherheit mehr in Rom. In dem wohl befestigten Palaste der Frangipani, die sich für Innocnez erklärt hatten, suchte und fand dieser mit seinen Anhängern auf einige Tage Schutz gegen seine Feinde. Als aber das römische Volk auch diese Feste zu erstürmen einen Versuch gemacht hatte, sah Innocenz, wenn er nicht anders Gefahr laufen wollte, ein Gefangener seiner Feinde zu werden, sich gezwungen, Rom zu verlassen. Auf zwei Galeeren schiffte er sich mit seinen Cardinälen auf der Tiber ein, ging zuerst nach Pisa und Genua, und von da nach Frankreich. Aber immer höher stiegen indessen Anaclets Macht und die Zahl seiner Anhänger. Auch Graf Roger von Sicilien kannte ihn an, und da er diesem seine Schwester zur Gemahlin, auch den von demselben so sehnlichst gesuchten Königstitel ertheilte, und ihn mit den Fürstenthümern Capua und Neapel belehnte; so waren jetzt die Interessen Beider innigst mit einander verflochten; denn war Anaclet nicht rechtmäßiger Papst, so waren auch jede von ihm vorgenommene päpstliche Verrichtung ungültig, mithin auch die Belehnung Rogers und dessen Erhebung zur königlichen Würde, und die mit so ungeheuerer Pracht von einem römischen Cardinal, als Legaten des Papstes, zu Palermo vollzogene Krönung nichts als ein leeres, bedeutungsloses Schattenspiel. — Nach menschlicher Ansicht hätte man glauben sollen, Innocenz müsse seinem übermächtigen Gegner unterliegen. Aber ihn schützte eine höhere Macht, die den heiligen Bernhard weckte, und diesen, einem Apostel ähnlichen Mann, dem hart Bedrängten zu Hülfe sandte. Bernhard war damals das Orakel aller abendländischen Kirchen. Ueberall war seine Stimme

entscheidend; und auch die Entscheidung dieser wichtigen Angelegenheit legten Ludwig VI. und alle Bischöfe Frankreichs in die Hände des Heiligen; und als dieser in dem Bericht, den er auf dem zu Etampes gehaltenen, ungemein zahlreichen Concilium, dem der König ebenfalls beiwohnte, erstattete, sich ganz bestimmt zu Gunsten des Innocenz aussprach, ward derselbe auch sogleich von dem Könige und sämmtlichen Bischöfen und Aebten Frankreichs, so wie von allen zu Etampes anwesenden französischen Herren, wovon sehr viele sich ebenfalls bei dem Concilium von Etampes eingefunden hatten; kurz von ganz Frankreich, nur mit Ausnahme des Herzoges von Aquitanien, als rechtmäßiger Papst anerkannt. — Dem Beispiele von Frankreich folgten nun auch Heinrich I. von England und dessen Bischöfe; eben so auch ganz Deutschland, und als Innocenz im folgenden Jahre (1131.) nach Lüttich kam, empfingen Lothar und die den König zahlreich umgebenden Bischöfe und Fürsten ihn als das rechtmäßige, höchste Oberhaupt der Kirche, und zwar mit der größten Feierlichkeit; so daß der König selbst das Pferd desselben am Zügel führte. Bald darauf ward Innocenz auch von Spanien, und durch des heiligen Bernhard's unermüdete Thätigkeit fast überall anerkannt; sogar von allen Kirchen in der Lombardei, nur mit Ausnahme Mailands, weil Anaclet den von Honorius II. des erzbischöflichen Stuhles in Mailand entsetzten Erzbischof Anselm wieder in seine Würde eingesetzt hatte, der nun natürlicher Weise einer der eifrigsten und wärmsten Anhänger Anaclet's ward.

6. Die Geschichte des, durch wichtige Ereignisse und viele, die Person des Papstes betreffende Wechselfälle, ausgezeichneten Pontificats Innocenz II. haben wir, und zwar auf das umständlichste, unsern Lesern schon in der Geschichte Frankreichs, Deutschlands und Italiens vorgetragen. Hinzuzufügen haben wir demnach

nichts, höchstens blos eine kurze Zusammenstellung der wichtigsten Momenten eben dieses Pontificats, als: des Papstes Innocenz mehrjähriger Aufenthalt in Pisa, während Anaclet in Rom herrscht und im Besitze aller Kirchen der Stadt ist. Innocenz begleitet den König Lothar auf seinem Zuge durch Italien. Dessen Ankunft in Rom; krönt den Lothar zum römischen Kaiser; schließt mit vieler Schonung und Mäßigung, wegen der Mathildischen Erbschaft, einen Vergleich mit dem Kaiser, vermag aber, sobald Lothar mit seinem Heere abgezogen war, sich nicht in Rom zu behaupten, und geht wieder nach Pisa; hält hier eine zahlreiche Synode, von welcher der, von dem Papste dazu berufene heilige Bernhard abermals die Seele ist. Eine Folge der Bemühungen dieses Heiligen war auch hier, daß die Stadt Mailand sich Innocenz II. unterwarf, der von Anaclet wieder eingesetzte Erzbischof Anselm zum zweitenmale abgesetzt und Ribald auf den dadurch erledigten erzbischöflichen Stuhl erhoben ward. In dem Jahre 1136. begleitet abermals Innocenz den Kaiser Lothar auf dessen zweitem, diesmal sehr glorreichen Zuge durch Italien. Oeftere Reibungen auf diesem Zuge zwischen dem Papste und Herzog Heinrich von Bayern. Des Kaisers Unzufriedenheit mit dem Betragen des Papstes, jedoch blos wegen dessen Festigkeit, mit welcher er auf der Aufrechthaltung aller Vorrechte des römischen Stuhles besteht. Des Papstes glänzender Einzug in Rom. Tod des Gegenpapstes. Zehntes öcumenisches Concilium in Rom, bei welchem beinahe tausend Prälaten sich einfanden. Auf dieser zahlreichen Synode schleudert Innocenz den Bannstrahl gegen König Roger von Sicilien; zieht bald darauf in eigener Person an der Spitze römischer Schaaren gegen denselben zu Felde, wird aber geschlagen und gefangen genommen, und vergleicht sich hierauf mit dem König Roger, den er im Besitze der königlichen Würde be-

stätiget und mit Sicilien, Apulien und dem Fürstenthum Capua belehnt. Des Papstes wenig Jahre darauf erfolgter Tod, wahrscheinlich größtentheils aus innerm, tiefem Gram über die namenlose Frechheit der von dem tollsten republikanischen Schwindelgeist ergriffenen Römer. Innocenz starb am 24. September des Jahres 1143. — Unstreitig hatte der heilige Bernhard Innocenz II. während beinahe dessen ganzen Pontificats die wichtigsten und ersprießlichsten Dienste geleistet. Aber dennoch trat in den letzten Jahren, nachdem Innocenz, durch den mit dem Könige von Sicilien geschlossenen Frieden, zu dem vollen, von keiner Seite mehr bestrittenen Besitze Roms und der päpstlichen Würde gelangt war, zwischen Beiden eine gewisse Kälte ein, die sich jedoch mehr auf Seite des Papstes als des heiligen Abtes kund gab. Es erhellet dieses ganz klar aus einem, und zwar dem letzten Briefe, den Bernhard an den Papst schrieb, und nach welchem der, mehrere Jahre hindurch mit so vieler Lebhaftigkeit zwischen Beiden geführte Briefwechsel völlig aufhörte. In diesem Schreiben sagt der heilige Bernhard zu dem Papste: „Einst, heiliger Vater! glaubte ich in Euern „Augen etwas Weniges zu seyn; aber jetzt sehe ich, „ohne jedoch die Ursache ergründen zu können, daß ich „gar nichts mehr bin. Ehemals waren Euere Blicke auf „mich gerichtet. Ihr erhörtet meine Bitten, empfingt „mit Begierde meine Briefe, laset sie mit Vergnügen „und beantwortetet sie mit Güte. Aber, wie ich sehe, „hat sich schon seit einiger Zeit Euer Gemüth völlig „von mir abgewandt. Wahrscheinlich habe ich durch „die Menge meiner Briefe Euere Ungnade mir zugezogen; doch in diesem Punkte verspreche ich mich zu „bessern. In allzugroßem Selbstvertrauen habe ich nicht „immer erwogen, Wer Ihr seyd und Was Ich bin. „Aber daran ist Euere eigene Güte Schuld, die mich „so kühn gemacht hat. Uebrigens, so viel ich mich

„erinnere, schrieb ich nie, oder gewiß nur höchst selten, „um für mich etwas zu erbitten, sondern blos in Ange„legenheiten meiner Freunde auf deren dringendstes An„suchen. Indessen sehe ich jetzt wohl ein, daß es besser „gewesen wäre, einigen meiner Freunde zu mißfallen, „als Euch mit meinen Briefen zu belästigen. Aus die„sem Grunde wage ich es jetzt auch nicht, Euch von „den Gefahren eines, der französischen Kirche drohenden „Schisma's *) zu sprechen, wie auch von den unseligen

---

*) Mit diesem Schisma hatte es folgende Bewandniß. Als nämlich durch den Tod des Erzbischofs Alberich's der erzbischöfliche Stuhl von Bourges erlediget ward, wählte die Geistlichkeit dieser Kirche den Petrus de la Chatres zu ihrem Erzbischofe. Derselbe war ein Anverwandter des Cardinals Aimeric's, Kanzlers der römischen Kirche. Aber der junge König Ludwig VII. hatte diesen Stuhl einem Andern bestimmt; und als er jetzt hörte, daß die Geistlichkeit von Bourges, ohne sein Vorwissen, einen Bischof gewählt hätte, entbrannte er in heftigem Zorne und beging die Unbesonnenheit, in der ersten Aufwallung desselben öffentlich zu schwören, daß, so lange er lebe, auch de la Chatres nicht Erzbischof von Bourges seyn werde. Als dieser nun sich in den Besitz seiner Kirche setzen wollte, ließ man ihn gar nicht in die Stadt hinein, worauf derselbe sich nach Rom begab und von dem Papste selbst zum Erzbischof von Bourges geweiht ward, wobei Innocenz zugleich äußerte: Ludwig sey noch ein junger Herr, den man belehren und zugleich warnen müsse, für die Zukunft keine solche Eingriffe sich mehr in die Wahlfreiheit der Kirchen zu erlauben; denn da sey keine Freiheit mehr, wenn der Fürst nach Willkühr Einen ausschließen dürfe, ohne zu beweisen, daß derselbe zur Führung des bischöflichen Amtes untauglich wäre. Aber dadurch fühlte sich Ludwig nur noch mehr beleidiget, und verbannte nun de la Chatres aus allen, seinem Scepter unmittelbar unterworfenen Ländern, worauf Papst Innocenz auch alle Staaten des Königs mit dem Interdict belegte,

„Folgen, welche dasselbe nach sich ziehen würde. Indessen „habe ich darüber doch an einige Bischöfe aus eurer Umgebung geschrieben, von welchen Ihr das Nähere vernehmen könnt." Dies war des heiligen Bernhards letzter Brief an Papst Innocenz. — In wichtigen, die französischen Kirchen betreffenden Angelegenheiten schrieb der Heilige von jetzt an blos an den Kanzler der römischen Kirche und an einige, an dem päpstlichen Hofe in besonderm Ansehen stehender Kardinäle. Aber, wie es scheint, wurden seine Vorstellungen nur wenig oder gar nicht mehr in Rom beachtet.

---

und jeden Gottesdienst darin zu halten verbot. Zu diesen Wirrnissen kamen jedoch bald noch größere Verwirrungen hinzu. Erstens nahm der mächtige Graf Theobald von Champagne sich des la Chatres an, verlor aber dadurch den größten Theil seiner Staaten, und zweitens ließ der Graf Rudolph von Vermandois, ein Liebling des Königes, ein Mann, der mit Feldherrntalent auch die Einsichten eines ausgezeichneten Staatsmannes verband, sich unter dem leeren Vorwand einer allzu nahen Verwandtschaft, von seiner Gemahlin, einer Tochter des Grafen Theobald von Champagne, scheiden, und vermählte sich mit Petronella, einer Schwester der Königin Eleonore. Dagegen klagte Theobald von Champagne bei dem römischen Hofe, worauf der Papst nicht nur den Grafen von Vermandois mit dem Banne belegte, sondern auch vier Bischöfe, die diese Ehescheidung ohne reife Untersuchung genehmigt hatten, von allen bischöflichen Verrichtungen auf unbestimmte Zeit suspendirte. Alles dies gab nun Anlaß zu sehr verwickelten Verhandlungen, in welche auch der heilige Bernhard wieder hineingezogen ward; und obgleich dieser sich redlich bestrebte, einem Jeden sein Unrecht einsehen zu machen und auf diese Art den Frieden zu vermitteln, so wurden doch seine Bemühungen nicht von dem erwünschten Erfolge gekrönt, und das über Ludwigs Staaten verhängte Interdict ward erst von Innocenz Nachfolger, dem sanften Papste Cölestin II., wieder aufgehoben.

7. Nicht unbemerkt dürfen wir jedoch auch lassen, daß unter dem Pontificat Innocenz II. das Fest der heiligen und unbefleckten Empfängniß Mariens beinahe allgemein in den Kirchen eingeführt ward *). Man weiß nicht, was zuerst zur Einführung dieses Festes die Veranlassung gab. Einige behaupten, daß man schon im zehnten Jahrhundert es in Spanien gefeiert habe. Andere nennen den heiligen Erzbischof Anselm von Canterbury als den Stifter dieses Festes, und gründen ihre Behauptung auf verschiedene, aus den Schriften des heiligen Erzbischofs genommene Stellen. Aus England, sagen sie, habe sich dieses Fest auch nach anderen Ländern verbreitet. Dieß wird zwar ebenfalls bestritten; indessen hat doch in England die Meinung die Oberhand behalten, daß nämlich der heilige Anselm dasselbe hier zuerst eingeführt habe. Wie es scheint, und es sich auch aus einem Schreiben des heiligen Bernhards ergibt, hatten schon seit einiger Zeit mehrere Kirchen in Frankreich dieses Fest gefeiert. Damit war aber der heilige Bernhard nichts weniger als zufrieden, und als endlich in dem Jahre 1140 eine der Hauptkirchen Frankreichs, nämlich die erzbischöfliche Kirche von Lyon, es ebenfalls in den Cyclus seiner Kirchenfeste aufnahm, konnte Bernhard seine Unzufriedenheit darüber nicht länger mehr in seiner Brust zurückhalten. In einem Schreiben **) an die Domherren von Lyon tadelt er sie sehr scharf, daß sie, ohne vorher den apostolischen Stuhl darum zu befragen, und blos dem Beispiele frommer Einfalt folgend, in ihrer Kirche eine Neuerung eingeführt, welche der Ritus der Kirche nicht kennt, von der Vernunft nicht gebilliget und in den Ueberlieferungen der Väter nicht anempfohlen wird ***).

---

*) *Mab.* Ann. ord. St. Bened. T. VI. Lib. 77. p. 327.
**) Epist. 174.
***) »Novam inducendo celebritatem, quam ritus Ecclesiae

„Als er erfahren,“ fährt der heilige Bernhard fort, „daß längst schon verschiedene andere Kirchen dasselbe gethan, habe er geschwiegen, die Quelle ehrend, aus welcher dieser Irrthum geflossen, nämlich aus nicht recht verstandener Andacht und Liebe zu der allerseligsten Jungfrau. Da er aber jetzt sehe, daß eine so hochangesehene Kirche, wie die von Lyon, deren Leuchte einen so weiten Glanz verbreite, denselben Mißgriff sich habe zu Schulden kommen lassen; so glaube er nicht länger schweigen zu dürfen.“ — Gegen die Lehre der heiligen unbefleckten Empfängniß Mariens bringt nun der heilige Bernhard mehrere Gründe vor, denen es zwar an theologischen Subtilitäten nicht mangelt, die aber schwerlich irgend ein, für die Verehrung der holden Hochbegnadigten warm schlagendes Herz werden irre machen können. Aber bei allem dem gibt sich doch in demselben Schreiben des heiligen Bernhards grenzenlose Verehrung und Liebe zu der jungfräulichen Mutter unsers göttlichen Erlösers an mehreren Orten in den erhabensten und rührendsten Ausdrücken kund*). Der Heilige glaubt nur, daß die Mutter des Allerhöchsten durch jene Lehre und die damit verbundene Einführung eines besondern Festes gar nicht geehrt werde, daß sie im Gegentheil diese Art der Verehrung zurückweise**). Am Ende dieses

---

nescit, non probat ratio, non commendat antiquo traditio.»

*) »Honora sane integritatem carnis, vitae sanctitatem: mirare fecunditatem in Virgine, Prolem venerare divinam. — — Praedica reverendam angelis, desideratam gentibus, Patriarchis Prophetisque praecognitam, electam ex omnibus, praelatam omnibus; magnifica gratiae inventricem, mediatricem salutis, restauratricem saeculorum; exalta denique exaltatam super choros angelorum ad coelestia regna.»

**) «Virgo regia falso non eget honore, veris cumulata

Briefes scheint doch der heilige Bernhard wieder zu einer etwas klareren Anschauung und Besinnung zurückgekommen zu seyn; denn obgleich er sich sehr bestimmt über diesen Gegenstand ausgesprochen, erklärt er doch zuletzt, daß Alles, was er gesagt, durchaus zu keinem Präjudiz dienen sollte*), indem er selbst bereit wäre, seine Ansichten und Meinung der Entscheidung des römischen Stuhles, oder auch anderer weiserer und erleuchterter Männer zu unterwerfen. Der, von Gott oft so sichtbar begnadigte heilige Bernhard fühlte es demnach sehr wohl, daß dennoch auch er sich irren könne. Selbst auf die, welche Gott schon hier auf Erden zu seinen besondern Freunden auserwählt und bewährt erfunden, werden nie alle Gaben des heiligen Geistes ausgegossen. Nur ein Einziger, nämlich der von Ewigkeit eingeborene Sohn war es, dem der heilige Geist nicht nach Maße, wie die Schrift sagt, das heißt, dem alle Gaben des heiligen Geistes in ihrer ganzen unendlichen Fülle mitgetheilt wurden. — Zwar hat der römische Stuhl die Lehre von der wunderbaren unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau noch nie als ein Dogma aufgestellt; aber mehrere Päpste haben wenigstens, unter mancherlei kirchlichen Censuren, strenge verboten, gegen diese Lehre zu schreiben. — Jetzt möchte es wohl schwerlich mehr einen wahren Katholiken geben, dem über dieses wunderbare Geheimniß nur der mindeste Zweifel noch vorschwebte. Ein sprechender Beweis, daß die Ueberzeugung der katholischen Welt wirklich diese Richtung genommen hat, sind un-

honorum titulis, infulis dignitatum. — — Non est hoc Virginem honorare, sed honori detrahere.»

*) «Quae autem dixi, absque praejudicio sane dicta sint sanius sapientis. Romanae praesertim Ecclesiae autoritati atque examini totum hoc, sicut et caetera quae ejusmodi sunt, universa reservo; ipsius, si quid aliter sapio, paratus judicio emendare.»

streitig die Tausenden und abermal Tausenden Katholiken, welche in Frankreich, Italien, Belgien und allen katholischen Ländern Deutschlands, jene bekannte, eben diese Lehre bekräftigende und von so vielen französischen, italienischen, belgischen und auch einigen deutschen Bischöfen genehmigte, und selbst von dem Oberhaupte der Kirche gut geheißene Medalle angelegt haben, und deren damit verbundene göttliche Gnadenerweisungen sehr viele von denen, die sie mit lebendigem Glauben, kindlicher Liebe und Demuth tragen, bisher aus eigener Erfahrung schon kennen gelernt haben*). Und so sey nun in allen katholischen Herzen anerkannt, gelobt, verherrlichet und gebenedeit die heilige, unbefleckte Empfängniß der allerseligsten, über alle Chöre der Engeln erhabenen jungfräulichen Mutter unsers göttlichen Erlösers.

8. Auf Innocenz II. folgten schnell auf einader Cölestin II. und Lucius II. Da aber das Pontificat des Erstern nur eine Dauer von fünf und jenes des Lucius von zehn Monaten hatte, so bietet auch das eine, wie das andere beinahe gar keinen historischen Stoff dar. Nur hatte indessen der Römer Schwindelgeist seinen höchsten Grad erreicht. Arnold von Brescia war wieder nach Rom gekommen. Durch ihn wurden jetzt die ohnehin schon so sehr exaltirten Köpfe nur noch mehr erhitzt und verwirret. Unter Arnolds Einflusse wurden auch von dem wilden, nun völlig entfesselten

---

*) Beispiele dieser Art haben alle religiösen Journale Frankreichs, besonders der ami de la religion, zu seiner Zeit schon in Menge bekannt gemacht; ihrer hier noch einmal zu erwähnen, wäre demnach höchst überflüssig; nur möchten wir unsere Leser noch an die, eben dadurch herbeigeführte, vor ein Paar Jahren in Rom geschehene wunderbare Bekehrung des Herrn Ratisbonne erinnern.

Pöbel die ärgsten Gewaltthaten, die ruchlosesten Räubereien begangen; und selbst Papst Lucius II. war, wie wir schon wissen, an einer Wunde gestorben, die er, als er das Capitol, den Heerd der jetzigen Empörung, mit Gewalt nehmen wollte, durch einen Steinwurf erhalten hatte *).

9. Nach dem Tode des Papstes Lucius II. blieb der Stuhl des heiligen Petrus kaum vier und zwanzig Stunden erledigt, und schon am folgenden Tage, den 14. Februar, ward ein Pisaner, Namens Bernhard, ein Schüler des heiligen Bernhards, früher Mönch im Kloster von Clairvaux, aber jetzt Abt in dem Kloster zum heiligen Anastasius in Rom, unter dem Namen Eugen III. zum Papste erwählt. Diese Wahl erregte an vielen Orten großes Erstaunen, aber bei niemand mehr als bei dem heiligen Abt von Clairvaux. So lange der neue Papst das Mönchsgewand getragen, hatte dessen schüchterne Demuth sich stets den Augen der Menschen entzogen; vor der Welt hatte Bernhard keine Ehre gesucht, und alle Thätigkeit seines Geistes blos auf gewissenhafte Erfüllung seiner klösterlichen Pflichten beschränkt. Viele glaubten also, und ganz besonders auch der heilige Bernhard, daß ein Mönch, der schon in frühester Jugend sich in die Stille klösterlicher Einsamkeit zurückgezogen, dem sein Kloster bisher auch seine ganze und

*) Von Arnold und dessen Kirche und Staat zerrüttenden Irrlehren, von der dadurch in Rom veranlaßten Empörung gegen die päpstliche Regierung, und der Römer phantastischen Versuchen, die alte republikanische Verfassung, wie sie zur Zeit der Scipionen war, wieder herzustellen, findet man, wie die Leser sich erinnern werden, in dem 27. Bande unserer Fortsetzung, in der Geschichte Italiens zur Zeit der Hohenstaufen, Abschn. 10. §§. 1—7. Die vollständigste, in jedes nöthige Detail eingehenden Aufschlüsse.

einzige Welt war, dessen Gedanken, Ansichten und Wünsche sich nie über die engen Grenzen seiner Klostermauer erhoben, und dem daher das Gewirr und Gewühl eines vielseitigen, thätigen, praktischen Lebens völlig fremd wären, nun auch unmöglich zu der so großen, schweren, alle Kirchen und christliche Völker, wie deren zahllos in einander verschlungenen Verhältnisse und Bedürfnisse umfassenden päpstlichen Regierung geeignet seyn könnte. Am meisten ängstigte dieser Gedanke den heiligen Bernhard selbst, und gleichsam wie betäubt durch die Nachricht von der Wahl seines ehemaligen Schülers zum Papste, schrieb er in den ersten Augenblicken seines überwallenden Gefühles an die römischen Kardinäle *), verwieß ihnen sehr ernst ihre getroffene Wahl, äußerte dabei die Besorgniß, daß der neue Papst vielleicht aus allzugroßer, natürlicher Schüchternheit, und weil sein ganzes Leben hindurch an Stille und Ruhe gewohnt gewesen, nun seinem hohen Amte nicht mit dem gehörigen Nachdruck vorzustehen im Stande seyn möchte; und bittet sie daher, Dem, den sie selbst gewählt, nun auch mit ihrer Geschäftskenntniß und ihren Einsichten zu Hülfe zu kommen, und dafür zu sorgen, daß er unter der ihm auferlegten Last nicht unterliege. — Aber wie schnell änderte sich nicht die Meinung aller, die den neuen Papst zu kennen glaubten und ihn doch nicht kannten; als nämlich Eugen, gleich nach dem Antritt seines Pontificats, ganz unerwartet ungewöhnlichen Verstand, gründliche Kenntnisse und durchdringende Klugheit entfaltete, und mit einer unermüdeten Thätigkeit und einem großartigen Sinne auch eine ganz eigene Gewandtheit in den Geschäften verband. Dies erregte jetzt beinahe noch größeres Erstaunen, als früher selbst die, von niemand geahnte Wahl erregt hatte. Uebereilt und unbesonnen, setzte man anfänglich alles blos auf Rechnung des heiligen Bernhard; dieser,

*) Epist. 237.

hieß es, sey die Seele von Allem, was geschehe, und regiere jetzt unter dem Namen Eugens des Dritten. Andere aber, und wie es scheint, mehr vertraut mit den geheimen Wegen Gottes, erblickten darin ein offenbares Wunder von Oben, indem Gott auf Den, welchen Er zu seinem sichtbaren Statthalter auserkohren, nun auch den Geist der Weisheit, der Stärke, des Rathes und der Herrschaft in größerm Maße ausgegossen habe.

10. Anfänglich wollte der heilige Bernhard nicht gleich an den neuen Papst schreiben, sondern abwarten, bis sein ehemaliger Schüler zuerst an ihn geschrieben, und seine Erhebung ihm bekannt gemacht haben würde. Aber Eugen, so sehr er auch, wie wir schon wissen, den heiligen Bernhard liebte und ehrte, fühlte jetzt dennoch, was er seiner erhabenen Würde schuldig sey. Er schrieb demnach nicht, worauf Bernhard auf den Rath einiger seiner Freunde, und da gerade eine Angelegenheit der Kirche von York eine schickliche Veranlassung dazu gab, nun zuerst an den Papst schrieb. Dieser Brief *) beginnt mit den Worten: „Durch eine ganz unerwartete Umänderung ist plötzlich mein bisheriger Sohn Bernhard jetzt mein Vater geworden." — In der vielleicht irrigen Voraussetzung, daß sein ehemaliger Schüler auch jetzt noch seines Unterrichts und seiner Leitung bedürfe, ertheilt er demselben in Beziehung auf das erhabene, mit so großer Verantwortung verbundene Amt, das er jetzt übernommen, mehrere wirklich sehr weise, eines Heiligen würdige Lehren. Bernhard sagt, daß, obgleich er jetzt aufhöre, Eugens Vater zu seyn, er dennoch nicht die zarte Besorgniß, die Zuneigung und das Herz eines Vaters abgelegt habe. Er betrachte die Höhe, zu der man seinen ehemaligen Sohn erhoben, zittere aber um so mehr wegen des, damit möglicher Weise ver-

*) Epist. 238.

bundenen desto tiefern Falles. Vor seinen Augen schwebe die Erhabenheit der Würde, aber zugleich auch die Tiefe des vor derselben sich öffnenden Abgrundes. „Die Kirche," fährt Bernhard fort, „muß unter Dir und durch Dich eine neue, bessere Gestalt gewinnen. Sage ja nicht, daß die Kirche Dein sey, sondern erinnere Dich vielmehr, daß Du der Kirche gehörst. Nichts hast Du Dir in derselben zuzueignen, als daß Du nöthigen Falles Dein Blut und Leben ihr zum Opfer bringst. Hat Dich Christus gesandt, so wirst Du auch wissen, daß Du berufen bist zu dienen, nicht aber daß Dir von Andern gedient werde. Vorzüglich aber verspricht man sich von Dir, was Du im Kloster gelernt hast: daß Du nämlich nicht blos das Deinige nicht behalten, sondern auch, daß Du selbst nicht Dein eigen seyn wirst noch seyn wollest. Mit allem Recht erwartet also die Kirche von Dir weit mehr, als sie seit langer Zeit von vielen Deiner Vorfahren erhalten hat; und erfreut sich schon im Voraus, daß ihre Erwartung in Erfüllung gehen werde."

11. Um den Gewaltthätigkeiten des unlängst von den Römern eingesetzten sogenannten Senats, welcher den Papst zwingen wollte, die neue römische Republik anzuerkennnen, sich zu entziehen, verließ Eugen gleich nach seiner Wahl mit mehrern Kardinälen des Nachts die Stadt Rom und begab sich in das Kloster Farva, wo er am 18. Februar, also am vierten Tage nach seiner Wahl, geweiht ward. Von Farva ging Eugen nach Viterbo, wo er sich einige Zeit aufhielt. Hier empfing er die Abgeordneten der armenischen Bischöfe und ihren Patriarchen. Schon seit achtzehn Monaten waren sie auf der Reise. Ihr Auftrag war, dem römischen Papste, im Namen des armenischen Patriarchen und seiner Bischöfe, deren Ehrerbietung zu bezeugen; auch einige Fragen über verschiedene Punkte, worüber sie mit

den Griechen in Streit gerathen wären, seiner Entscheidung zu unterlegen. Der Papst empfing sie mit vieler Güte, und damit sie in Ansehung des heiligen Meßopfers den Ritus der römischen Kirche recht genau möchten kennen lernen, lud er sie ein, dem feierlichen Hochamte, welches er selbst am folgenden Tage halten würde, beizuwohnen. Die Armenier fanden sich durch diese huldvolle Einladung nicht wenig geschmeichelt und ermangelten demnach nicht, am andern Tage zu der bestimmten Stunde in der Kirche zu erscheinen. Aber wie erstarret und gleichsam außer sich vor Erstaunen standen sie nicht auf einmal da, als, nachdem die Feier des heiligen Opfers bis zur Wandlung vorgerückt war, sie auf einmal sahen, wie ein heller Lichtstrahl von Oben auf das Haupt des an dem Altare celebrirenden Papstes sich herabsenkte, und zugleich zwei über demselben schwebende Tauben erblickten. Natürlicher Weise bestärkte diese wundervolle Erscheinung die Armenier nur noch mehr in ihrem Gehorsam und in ihrer Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl; überall erzählten und verbreiteten sie was sie gesehen, und der ehrwürdige, einsichtsvolle, gewiß von jedem Vorurtheile freie Bischof von Freisingen, der sich gerade damals in Viterbo bei dem Papste befand, bestättigt in seiner Chronik ein Wunder, von welchem er selbst Augenzeuge gewesen war*).

12. Mit Hülfe der Tiburtiner zwang Eugen die Römer um Friedeu zu bitten und zog friedlich in Rom ein, verließ aber, nach kurzer durch den Uebermuth der Römer schnell wieder vernichteten Aussöhnung, zum zweitenmale Rom und wandte sich nach Frankreich (1146), wo er den zweiten Kreuzzug nach Kräften beförderte. Im Jahre 1148 kehrte er zwar nach Italien zurück; aber in Rom herrschte noch immer der alte, obgleich durch die Furcht vor den normännischen Waffen sich in etwas

*) Chron. 7, 33.

engern Schranken haltende Geist der Empörung und trotzigen republikanischen Schwindels. — Indessen starb König Conrad in Deutschland mitten unter seinen Zurüstungen zu einem Zuge nach Italien und Gesandten des neuen Königs, Friederichs des Ersten, überbrachten dem Papste ein königliches Schreiben, des Inhaltes, daß Friederich Alles, was sein verstorbener Oheim, König Conrad, zur Befreiung und Erhebung des apostolischen Stuhles verfügt und vorbereitet habe, vollziehen und die Feinde des heiligen Stuhles als seine eigene Feinde betrachten und behandeln werde. — Den Römern, die an König Conrad eine Stütze finden zu können geglaubt hatten, entfiel nun durch den zwischen dem Papste und König Friederich geschlossenen Vertrag so ziemlich ihr bisheriger Muth. Sie ordneten Gesandten an den Papst und baten ihn abermals, und zwar in weit demüthigern Ausdrücken als das erste Mal, wieder um Frieden. Eugen kehrte daher nach Rom zurück und ward von dem Volke mit lautem Jubel empfangen. Da aber bald darauf die Römer schon wieder mit neuen, eben so tollen als vermessenen Forderungen in ihn drangen, verließ er sogleich wieder Rom, ohne jedoch Italien zu verlassen. Er begab sich in die anmuthigen Gegenden Campaniens. Zu Ferentino weihete er mehrere Bischöfe für Sicilien. In Segni hielt er über die beiden Erzbischöfe von Mainz und Cöln, Heinrich und Arnold, Gericht. Der Letztere ward für unschuldig erklärt und mit einem Freiheitsbriefe für seine Kirche beschenkt, Heinrich aber nach Deutschland zurückgeschickt, daß seine Sache an Ort und Stelle genauer untersucht und entschieden werden könnte*). Im folgenden Jahre schickte

*) Diese Untersuchung hatte auch schon gleich in dem nächsten Jahre Statt. Die beiden Legaten, welche der Papst diesfalls nach Deutschland geschickt hatte, beriefen ein Concilium nach Worms, auf welchem Erzbischof Hein-

Eugen Bevollmächtigte nach Constanz, die mit dem neuen deutschen Könige Friederich, in Gemäßheit der zwischen dem Papste und diesem Könige schon getroffenen mündlichen Uebereinkunft, einen förmlichen Vertrag schlossen, der die Grundlage eines immerwährenden, nie mehr unterbrochenen Friedens mit dem heiligen Stuhle seyn sollte. Kraft dieses Vertrages verpflichtete sich Friederich, die frühere Herrschaft des Papstes über Rom wieder herzustellen, die Regalien des heiligen Petrus in jeder Weise zu schützen, und ohne dessen Einwilligung keinen Frieden mit dem Könige von Sicilien zu schließen, wogegen der Papst seiner Seits versprach, den deutschen König als den ersten Sohn des heiligen Petrus zu ehren, ihm bei seiner Ankunft in Rom sogleich die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen, und gegen jeden Feind des Reiches, auf Ansuchen des Königes, kirchliche Strafen, ja selbst den Bann zu verhängen.

13. Ungefähr um diese Zeit, das heißt zwischen den Jahren 1149 und 1152, schrieb der heilige Bernhard auf Begehren des Papstes seine berühmten fünf Bücher von der **Betrachtung** (de consideratione). Es ist dieß eine treffliche Anweisung zu einer gottge-

---

rich, der wegen schlechter Verwaltung der Kirchengüter des Erzstiftes war angeklagt worden, schuldig befunden, und seiner erzbischöflichen Würde entsetzt ward. Der heilige Bernhard nahm sich des unglücklichen Erzbischofes mit vielem Eifer an, hatte auch an die beiden Legaten, obgleich fruchtlos, zu Gunsten des Angeklagten geschrieben. Bernhard wandte sich hierauf an den Papst und bat um Milderung des gefällten Urtheils. Diese Appellation an den Papst würde wahrscheinlich von größerem Erfolge gewesen seyn, wenn Erzbischof Heinrich noch länger gelebt hätte. Aber dieser begab sich gleich nach seiner Absetzung nach Sachsen in ein Cistercienser Kloster, wo er ein par Monate darauf eines frommen, Gott wohlgefälligen Todes starb.

fälligen Führung des päpstlichen Amtes. Der heilige Bernhard ertheilt dem Papste Eugen — (und in diesem auch allen Nachfolgern desselben) — den Rath, eine kostbare Zeit nicht mit Schlichtung der zahllosen Processe, welche ehrgeizige oder habsüchtige Menschen über Pfründenbesitz oder andere ähnliche Dinge vor ihn bringen, zu vergeuden. In starken Worten rügt der heilige Bernhard den unersättlichen Geiz der Italiener, und insbesondere der Römer, und bestättigte die, auch von andern Zeitgenossen häufig ausgesprochene Klage, daß der römische Clerus den Geschenken und der Bestechung so zugänglich wäre, und vor allem auf äußere Pracht, auf kirchlichen Pomp und Ehrenbezeugungen so großes Gewicht lege. Dann ermahnt Bernhard den Papst den Mißbrauch der Appellationen, die häufig nur, um die Bischöfe in der wohlthätigen Ausübung ihrer Gewalt zu hemmen eingelegt würden, zu beschränken*) und

*) Man bemerke hier ja, daß der heilige Bernhard sich blos gegen den Mißbrauch der Appellationen erhebt, aber durchaus nicht das Recht, ja selbst nicht die Nothwendigkeit derselben in Zweifel ziehen will. Im Gegentheil sagt er selbst am Ende der nämlichen Betrachtung: die Apellationen seyen von einem überaus großen Nutzen, und der christlichen Welt eben so nothwendig, als die Sonne es dem Menschen sey. «Fateor grande et generale mundo bonum esse appollationes: idque tam necessarium, quam solem ipsum mortalibus." — Das Primat der päpstlichen Gerichtsbarkeit über alle Bischöfe und Erzbischöfe, wovon das Recht der Appellationen eine nothwendige Folge ist, besteht kraft göttlicher Einsetzung, was auch schon das, in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts gehaltene sardische Concilium anerkannt: ein Concilium, dem über dreihundert Bischöfe aus allen christlichen Ländern beiwohnten, und wo gerade die weisesten und heiligsten Männer, die damals die Kirche aufzuweisen hatte, vereinigt waren. — Es ist unbegreiflich, wie Einige der sogenannten Gelehrten, ohne den Verstand verloren zu haben, das Recht der Appellationen eine bittere frucht der sogenannten falschen

die allzuzahlreichen Exemtionen der Bischöfe von der Metropolitangewalt abzuschaffen. Er schildert den Hochmuth, den unruhigen Geist und die Empörungssucht der Römer, die nur dann sich zu unterwerfen pflegten, wenn alle ihre Widerstandsmittel erschöpft wären. Die Kardinäle möge der Papst aus allen Theilen der Kirche nehmen und mit der größten Sorgfalt seine Legaten wählen, von denen manche durch ihre Habsucht, durch ihre Beraubung der Kirchen und Klöster sich und ihre Würde geschändet hätten rc.*).

14. Wäre es auch für den frommen und einsichtsvollen Papst ein besonderes Bedürfniß gewesen, diese Lehren ganz vorzüglich zu beherzigen; so hätte er doch keine Zeit mehr gehabt, sie alle in Anwendung zu bringen. Nach dem Abschluß des Vertrags von Constanz kehrte Eugen nach Rom zurück. Die Furcht vor dem gewaltigen König Friederich hatte alle römische Gemüther ungemein geschmeidigt. Von keiner Seite erfuhr der Papst jetzt mehr den mindesten Widerspruch, und mit zuvorkom-

---

Decretalen des Isidors nennen konnten, oder noch nennen können :eine, an Absurdität alles übertreffende, durchaus gehaltlose, und durch die Geschichte aller früheren Jahrhunderte und zahllose Thatsachen widerlegte Behauptung!

*) In dem fünften und letzten Buche de Consideratione gibt der heilige Bernhard dem Papst auch noch nicht minder reichen Stoff zu mehrern sehr ernsten Betrachtungen: als zuerst über die verschiedenen Arten und Stufen der Betrachtung selbst, dann über die Engel, über die Natur und Wesenheit Gottes, über das Geheimniß der allerheiligsten Dreieinigkeit und der Menschwerdung. — Wer wird nicht, wenn er diese Betrachtungen liest, von grenzenloser Ehrfurcht gegen den heiligen Bernhard hingerissen werden, dessen Tiefe der Erkenntniß an dem unerforschlichen Abgrunde göttlicher Geheimnisse offenbar blos die Folge einer von Gott in vorzüglicher Fülle und Kraft erhaltenen höhern Weihe seyn konnte.

mender Bereitwilligkeit unterwarfen sich alle Stände des römischen Volkes den Verordnungen des Papstes. Wegen des in diesem Jahre ganz ungewöhnlichen heißen Sommers begab sich Eugen, um eine reinere Luft zu genießen, nach Tivoli, ohne zu ahnen, daß er nie mehr nach Rom zurückkehren werde. In den ersten Tagen des Julius ward er allda von einer Krankheit befallen, die, obgleich sie anfänglich wenig bedeutend zu seyn schien, doch in wenigen Tagen eine so drohende Gestalt annahm, daß die Aerzte alle Hoffnung zur Genesung aufgaben. Wirklich starb auch Papst Eugen schon am achten desselben Monats. Mit großem Pomp ward seine Leiche nach Rom gebracht und in der St. Peterskirche beigesetzt. Alle, die diesen mit allen höhern evangelischen Tugenden geschmückten Papst kannten, verehrten ihn nach seinem Tode als einen Heiligen, besonders da Gott, um seinem treuen Knechte Zeugniß zu geben, mehrere offenbar wunderbare Heilungen an dem Grabe desselben geschehen ließ.

15. Während seines Aufenthaltes im Auslande hatte Papst Eugen drei Concilien unter seinem Vorsitze gehalten; zwei in Frankreich, nämlich zu Paris und Rheims, und eins in Trier. Unter seinem Pontificat waren verschiedene, theils alte, theils neue Ketzereien wieder aufgetaucht, machten aber auf einmal so schnelle Fortschritte, daß beinahe das ganze südliche Frankreich davon angesteckt ward, erregten daher aber auch bald die Aufmerksamkeit des heiligen Vaters, und veranlaßten zum Theile endlich auch die Zusammenberufung der beiden so eben erwähnten Concilien. Das Haupt dieser, mit jedem Jahre sich immer weiter verbreitenden und überall eine Menge Menschen in das Verderben stürzenden Ketzerei war ein gewisser Heinrich, ein Schüler Peters von Bruis, dessen gottlose, die Fundamentalwahrheiten unserer heiligen Religion leugnende Irrlehren, so wie des Irrlehrers trau-

riges Ende dem Leser schon bekannt sind. Die ersten Anfänge Heinrichs fallen in die Zeit des Pontificats Honorius II. Er war damals noch ein sehr junger Mann von hoher, schlanker Statur und nicht unangenehmer Gesichtsbildung; aber seine tief liegenden, glühenden Augen und deren unstäter Blick verriethen den Schwärmer. Er ging baarfuß, war schlecht gekleidet und trug in der Hand einen Stab, an dessen obersten Ende ein eisernes Kreuz befestigt war. Zuerst hielt er sich einige Zeit in der Gegend von Mans auf, wo seine äußere, dem Scheine nach strenge Lebensweise ihm bald bei den gutmüthigen aber unverständigen Landleuten den Ruf der Heiligkeit verschaffte, auch einige Schüler ihm zuzog. Als er sein Ansehen, wenigstens bei dem niedern Pöbel einigermaßen befestigt glaubte, trat er endlich auch als öffentlicher Lehrer und Reformator auf. Er begab sich nach Mans. Zwei seiner Schüler gingen ihm voran, eben so schlecht gekleidet und völlig in der gleisnerischen Haltung ihres Meisters. Heribert, Bischof von Mans, stand gerade im Begriffe nach Rom zu reisen. Da er den Heinrich für einen frommen Bußprediger, und dessen beide Begleiter für Büßende hielt; so nahm er sie sehr gütig auf, und gab noch vor seiner Abreise dem Erstern die Erlaubniß, während der Fasten in der bischöflichen Kirche zu predigen. Heinrich war zu schlau, als daß er seine verkehrten, alle Hauptlehren des Christenthums verneinenden, wie alle in der Kirche bestehende Ordnung umstürzenden Irrlehren auf einmal und so ganz unvorbereitet hätte vortragen sollen. Sein ganzes Bestreben ging also zuerst vor allem dahin, dem Volke die Geistlichkeit recht gehäßig zu machen, mithin auch deren Lehren ihm immer mehr und mehr zu verdächtigen; und dies gelang ihm nun so sehr in Mans, daß schon nach einigen Wochen das gemeine Volk alle Geistlichen verabscheute, sie als Betrüger betrachtete, allen Umgang mit ihnen vermied, ihnen nichts verkaufte, und endlich

sogar sie erwürget und ihre Häuser geplündert und niedergerissen haben würde, wenn nicht die in Mans und der umherliegenden Gegend wohnenden Ritter dieselben in Schutz genommen und mit Waffengewalt der Wuth des phanatisirten Volkes Einhalt gethan hätten. Selbst der Bischof Heribert, als er jetzt von seiner Reise zurückkam, empfand die Folgen der bisherigen Predigten Heinrichs. Niemand sah ihn mehr an; man grüßte ihn nicht und anstatt wie sonst seinen Segen zu begehren, lachte man ihm in das Gesicht, wenn er denselben ertheilen wollte. Natürlicher Weise verbannte jetzt der Bischof sogleich, und zwar nicht blos aus der Stadt Mans, sondern aus seiner ganzen Diöcese den Heinrich sammt allen dessen Schülern, von denen sich indessen mehrere um ihn gesammelt hatten; und da zwei von denselben jetzt ihren Meister verließen, dessen schändliche Lebensweise dem Bischofe entdeckten und wieder um Aufnahme in die Kirche baten; so gelang es auch dem Bischofe in kurzer Zeit, seine verirrten und verführten Diöcesanen wieder auf den Weg des Heils zurückzuführen.

16. Heinrich und seine Gesellen, deren Anzahl sich nach und nach immer vermehrte, trieben sich nun mehrere Jahre, gleich wahren Landstreichern, in der Dauphinee, in der Provence, Grafschaft Narbonne, Gascogne und Languedok umher, predigten Peters von Bruis gottlose Irrthümer, fanden auf dem Lande und zum Theil selbst in bedeutenden Städten geneigtes Gehör, gewannen daher auch zahlreiche Anhänger*), und hinterließen überall, wohin sie gekommen waren, die bejammernswerthesten Spuren einer schrecklichen, sittlichen wie religiösen Verwüstung. Ueberall wurden Priester und Mönche verfolgt und mißhandelt, die Kreuze verbrannt, Kirchen niedergerissen

*) Diese wurden jetzt von dem Namen ihres Meisters, dessen würdige Schüler sie waren, ebenfalls Henricianer genannt.

und Altäre gestürzt; nicht mehr Kinder, sondern nur blos Erwachsene, und daher die schon als Kinder Getauften nun zum zweitenmale getauft. Das heilige Meßopfer ward abgeschafft, die Gegenwart in dem allerheiligsten Altarssacrament geleugnet, die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit verworfen, die von Christo selbst geheiligte und zu einem Sacrament erhobene Ehe blos als ein bürgerlicher, nach Umständen wieder aufzulösender Verein betrachtet, und endlich auch für die Verstorbenen nicht mehr gebetet. Die Bischöfe bemühten sich zwar, diese Pest von ihren Kirchsprengeln ferne zu halten; aber ihre Bemühungen hatten nicht immer den erwünschten Erfolg, oder wenigstens nicht auf lange Zeit. Aber nirgends hatte das von Heinrich ausgestreute Gift einen günstigern Boden gefunden, als in Languedok; hier gab es für ihn eine ungemein reiche Erndte, denn in kurzer Zeit war die ganze Provinz bethört und verführt. Die Bischöfe, die dem Uebel nicht mehr zu steuern wußten, wandten sich endlich nach Rom und baten den Papst um dessen Beistand. Eugen schickte mit sehr ausgedehnter Vollmacht den Cardinal Alberich von Ostia als seinen Legaten nach Languedok. Der Cardinal fand für rathsam, sich noch zwei Gehülfen beizuordnen. Er schrieb also an den frommen und gelehrten Bischof Gottfried von Chartres und an den heiligen Bernhard, sie ersuchend, ihn auf seiner Mission zu begleiten und in seinen apostolischen Arbeiten zu unterstützen. Beide folgten dem Rufe des Cardinals. Bevor aber der heilige Bernhard seine Abtei von Clairvaux verließ, schrieb er an den Grafen Alphons von Toulouse, und meldete ihm seine und der päpstlichen Legaten Ankunft. Dieses Schreiben *) enthält eine kurze Charakteristik Heinrichs. Nachdem nämlich der heilige Bernhard dem Grafen den traurigen Zustand der Religion und der Kirchen in Languedok,

*) Epist. 242.

Gascogne und noch andere Gegenden sehr ernst zu Gemüthe geführt hat, fragt er ihn: Willst du wissen, von wem aller dieser Greuel herrührt? so höre nun: von einem bodenlos schlechten Mönch, der, nachdem er seinem Kloster entsprungen und das Ordenskleid, das er geschändet, hinweggeworfen hatte, sich einige Zeit in dem Schlamme der sündhaftesten fleischlichen Lüste wälzte. Als er aber sah, daß er in seiner Heimath ein Gegenstand der größten Verachtung geworden war, verließ er seine Geburtsstadt und zog als ein unstäter Landstreicher im Lande umher, durch Betteln sich mit Almosen ernährend, um das er wahre Dürftige bestahl. Dieses Gewerb schien ihm jedoch bald nicht mehr hinreichend alle seine Bedürfnisse zu befriedigen. Da er in seiner Jugend wissenschaftlichen Unterricht erhalten hatte, und mancherlei Reminiscensen davon ihm im Kopfe zurückgeblieben waren; so entschloß er sich jetzt durch Predigen eines neuen Evangeliums eine viel reicher fließende Quelle des Einkommens sich zu verschaffen. Dies gelang ihm über alle Erwartung; denn da er die Leute vom Beten, Fasten, Kirchengehen und allen Arten von Bußübungen und Abtödtungen freisprach, auch ihrer sittlichen Freiheit einen ungeheuern Spielraum eröffnete, in dem ihnen vieles zu thun erlaubt war, was das reinere christliche Sittengesetz verbietet; so fand der, in einen Prediger verwandelte Landstreicher auch überall Zuhörer und Anhänger, besonders da seine äußere, geheuchelte strenge Lebensweise seinen Predigten noch ein größeres Gewicht gab. Indessen fiel doch an mehreren Orten dem Heuchler die Larve von dem Gesicht. Man entdeckte, daß er das Geld, das er unverständigen Leuten, besonders einfältigen Frauen entlockte, des Abends mit Würfelspiel oder in Gesellschaft lüderlicher Frauenspersonen verpraßte; man fand den Prediger, dem das Volk des Tages mit so vielem Beifall zuhörte, des Nachts sogar in dem Bette verheiratheter Frauen, und so ward er endlich als ein Lügner, Be-

trüger und Ehebrecher aus Lausanne, Poitiers und Bordeaux fortgejagt. Will du, theuerster Graf! von allem dem noch nähere Kunde einziehen, so darfst du nur in den so eben genannten Städten Nachforschung anstellen lassen; und du wirst erfahren, daß dieser Volksverführer aller Orten, wohin er gekommen und wieder vertrieben worden war, überall die schmutzigsten Denkmäler der schändlichsten Ausschweifungen hinterlassen hat." — Der heilige Bernhard bittet am Ende seines Schreibens den Grafen Alphons, den päpstlichen Legaten und dessen Begleiter mit Wohlwollen zu empfangen, sie gegen alle Gewaltthätigkeiten zu schützen und nöthigen Falles ihnen mit seinem weit reichenden weltlichen Arme zu Hülfe zu kommen.

17. Sobald die päpstliche Mission in Toulouse angekommen war, wurden Heinrich und dessen Gesellen vorgeladen, vor dem Cardinal zu erscheinen. Aber weder Heinrich noch irgend einer seiner Gehülfen erschien; bei nächtlicher Weile entflohen sie eiligst aus der Stadt. worauf der Irrlehrer und dessen ganzer Anhang aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen und mit dem Banne belegt wurden. Schon Heinrichs schnelle und heimliche Flucht öffnete Vielen in Toulouse die Augen; und als der heilige Bernhard jetzt mit seinem gewöhnlichen Flammeneifer die wahren Lehren der katholischen Kirche vortrug, und die von ihm bei dieser Gelegenheit gewirkten Wunder allen seinen Worten das Siegel göttlicher Wahrheit aufdrückte; so hatte der Heilige in kurzer Zeit den Trost, alle Einwohner von Toulouse wieder mit der katholischen Kirche in deren Schooß vereint zu sehen. Auch außerhalb der Stadt Toulouse sammelte der heilige Bernhard ähnliche segenvolle Früchte seiner apostolischen Arbeiten; denn da der Reichthum und die Klarheit seiner Gedanken sich stets in sein Gefühl und alle seine Empfindungen ergoß, und

er bloß diese sprechen ließ, konnte er bei der alles besiegenden Kraft seiner, bald furchtbar drohenden, bald wieder sanft ermahnenden und milde leuchtenden Rede nur höchst selten die Bewältigung selbst der verstocktesten Herzen verfehlen. — Als der heilige Bernhard nach Perigord kam, fand er die ganze Landschaft in einen, beinahe noch weit ärgern Wahn versunken. Der böse Geist, der seit einiger Zeit hier sein Unwesen getrieben, hieß Ponzius. Er soll ein Schüler Heinrichs gewesen seyn; aber wie es scheint wollte er lieber als das Haupt einer eigenen Secte glänzen. Zu den ketzerischen Lehren des Bruis und Heinrichs fügte er also noch verschiedene eigene hinzu, in welchen jedoch der Manichäismus sich nur noch deutlicher und sichtbarer ausprägte. So z. B. verbot er, gleich den Manichäern, den Genuß des Fleisches und des Weines, gebot aber dafür seinen Anhängern jeden Tag hundert Kniebeugungen. Seiner Lehre zufolge sollte Niemand ein Eigenthum haben, daher er auch das Almosengeben als völlig verdienstlos erklärte, indem es ja nicht erlaubt wäre, Etwas zu besitzen, von dem man das Almosen reichen könnte. Gleich den Henricianern, verwarf auch Ponzius das heilige Meßopfer, die Sacramente, das Beten und Fasten nebst allem übrigen äußern Gottesdienste. Was aber das Unbegreiflichste dabei war, ist, daß selbst Leute aus den gebildeten Klassen, sogar Geistliche, Mönche und Nonnen von des Ponzius ketzerischen Lehren angesteckt wurden; und nicht minder auffallend war es, daß auch die unwissendsten Leute, sobald sie nur einige Tage mit Ponzius und dessen Schülern verkehrt hatten, sich für die gelehrtesten und weisesten Männer hielten, keinem vernünftigen Wort mehr Gehör gaben, so daß man sie schon als völlig unheilbar betrachten mußte. Aber demungeachtet verschwand doch auch hier aller ketzerischer Wahn, sobald der heilige Bernhard allda angekommen war, denn die Wunder, die nicht selten die Predigten Bernhards begleiteten,

gaben seinen Worten eine Beweiskraft, die auch dem Unverständigsten einleuchtete, und der selbst das ungläubigste und verstockteste Gemüth nicht zu widerstehen vermochte. Der Mönch Gottfried, der Biograph des heiligen Bernhards, der auch nachher selbst Abt von Clairvaux ward, und den Heiligen auf dieser Mission begleitet hatte, führt mehrere von Gott durch seinen eifrigen Diener gewirkten Wunder an, wovon vorzüglich die Städte Toulouse, Bergerac, Cahors, Verfeuil ꝛc. ꝛc. Zeugen waren. Aber das merkwürdigste dieser Wunder war unstreitig jenes, welches zu Sarlat in der Landschaft Perigord durch den heiligen Bernhard geschah. Eines Tages nämlich, als er seine Predigt geendigt hatte, ward ihm, um es zu segnen, Brod gebracht. Bernhard machte das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber, erhob seine Augen gegen Himmel, und sagte dann mit lauter Stimme, daß alles Volk es hören konnte: „Zum Beweis, daß das, was wir jetzt gepredigt haben, göttliche Wahrheit sey, soll jeder Kranke, der von diesem Brod essen wird, auch sogleich wieder vollkommen gesund seyn.“ — Der Bischof von Chartres, der dem heiligen Bernhard gerade zur Seite stand, befürchtete, daß diese Rede zu gewagt seyn möchte, und fügte demnach hinzu: „in so ferne derjenige, der davon ißt, es mit wahrem lebendigem Glauben genießt.“ — „Nein,“ fiel unverzüglich der heilige Bernhard ein, „dieß habe ich nicht gesagt; sondern ich sagte, ohne eine Beschränkung oder eine Bedingung hinzuzufügen, daß, zum Zeichen, daß wir von Gott gesandt sind, alle Kranke und Preßhafte ohne Unterschied, die von diesem Brode essen, auch sogleich von ihren Uebeln befreit seyn werden.“ — Eine Menge Kranker ward nun durch den Genuß dieses Brodes augenblicklich geheilet. Aber bald verbreitete sich das Gerücht davon in der ganzen Landschaft. Aus den entferntesten Gegenden strömte das Volk schaarenweise herbei, um den von Gott so sehr

begnadigten Wunderthäter zu sehen, dessen Gewand zu berühren und seinen Segen zu erhalten; und der Andrang ward endlich so groß, daß Bernhard, um sich denselben zu entziehen, auch nicht länger mehr in Sarlat sich aufhalten durfte.

18. Aber weit größern Widerstand, als an allen andern Orten, fanden die päpstlichen Missionäre in der, mehr als irgend eine der andern Städte des südlichen Frankreichs, in die henricianisch-manichäische Ketzerei versunkenen Stadt Alby. Als der Cardinallegat dahin kam, ward er nicht unter Glockengeläute empfangen; sondern um ihn zu höhnen, gingen die Einwohner ihm mit Eseln und lärmenden Trommeln entgegen, lachten und spotteten seiner. Als er zur Kirche läuten ließ, erschien Niemand darin, und als er am folgenden Tage das heilige Meßopfer darbrachte, war ebenfalls die Kirche von Menschen leer. Der heilige Bernhard kam erst zwei Tage später in Alby an. Aber welche plötzliche, wahrhaft wunderbare Veränderung aller Gemüther ging nicht auch hier gleich mit der Ankunft des heiligen Bernhards vor? Da die Einwohner von Alby und der Umgegend schon so vieles von dem Heiligen gehört hatten, so waren sie jetzt auch alle begierig, ihn zu sehen; und wer ihn einmal sah, wollte ihn nun auch hören. Alles drängte sich zu seinen Predigten. Er predigte nicht blos in der Kirche, sondern auch in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen. Offenbarer Segen von Oben befruchtete hier ebenfalls wieder alle Reden des Heiligen, und als er bemerkte, daß seine Worte Eingang gefunden hätten, berief er sämmtliche Einwohner von Alby zusammen, ging mit ihnen noch einmal alle Irrthümer der henricianischen Ketzerei Artikel vor Artikel durch, stellte aber jedem derselben die wahre Lehre der Kirche darüber entgegen, und fragte sie am Ende, was sie jetzt von Beidem wählten. Laut erklärten alle ihren Abscheu

gegen ihre bisherigen Ketzereien, und daß sie mit freudiger Ueberzeugung nun wieder in den Schooß der Kirche zurückzukehren gesonnen wären. Nun gut, sagte der heilige Bernhard, so hebe nun ein Jeder, der seine frühere Verirrung wahrhaft bereuet, jetzt seine Hand in die Höhe. Auf dieses Wort hob sogleich das ganze so zahlreich versammelte Volk beide Hände empor, und betheuerte wie mit einer Stimme, daß es fortan mit unverbrüchlicher Treue sich an die Wahrheiten der katholischen Kirche halten würde. Damit hatte nun die Mission des heiligen Bernhards ein Ende; aber sein Lebensbeschreiber, der Mönch Gottfried versichert, daß diese so schnell erfolgte und so gänzliche Umkehrung aller, vor wenigen Tagen noch so verstockter Herzen das größte Wunder sey, das der heilige Bernhard auf dieser ganzen Missionsreise gethan habe. Zwar wäre es sehr zu wünschen gewesen, daß Bernhard noch länger in diesen Gegenden hätte bleiben können. Die Ketzerei war zwar für jetzt in Languedok und in den umliegenden Landschaften unterdrückt, jedoch der Samen noch nicht völlig ausgerottet, und wir werden in der Folge sehen, daß er nach einiger Zeit noch üppiger als vorher emporschoß, auch wieder zahlreiche Anhänger fand, die unter dem Namen Albigenser und Waldenser nicht nur in der Kirche und allen christlichen Gemeinden jener Gegenden, sondern auch in dem häuslichen Charakter und Privatleben des gemeinen Volkes die schrecklichsten Verwüstungen anrichteten *).

*) So wie jeder grobe Wahn, hat auch der Manichäismus, gleich dem Arianismus und Socinianismus, ein in seinem Innern lebendes, nie ersterbendes Prinzip, das in zahllosen Verzweigungen, und oft mit wuchernder Ueppigkeit sich fortpflanzt, wovon jedoch, bei der öftern Veränderung von Namen und Formen, der Ursprung nicht immer ganz deutlich erkannt werden kann. Dieß ist der Fall bei den Albigensern

19. Bevor noch der heilige Bernhard die Landschaft Perigord verließ, erhielt er von Evervin, einem regulirten Chorherrn des Prämonstratenserordens und Prior in der Abtei von Steinfeld, einen Brief mit der Bitte, nach Cöln zu kommen; indem seit einiger Zeit in der weitschichtigen und volkreichen kölnischen Diöcese falsche Lehrer aufgestanden wären, die schon eine Menge Menschen, besonders gemeiner Leute bethört, und in die Schlingen des Satans gelockt hätten. Diesem Ansuchen konnte jedoch der heilige Bernhard nicht entsprechen, theils weil seine bisherigen angestrengten apostolischen Arbeiten seinen ohnehin schwachen Körper ganz erschöpft hatten, theils auch weil Angelegenheiten seiner Abtei ihn wieder nach Clairvaux zurückriefen. — Die neue in dem Kirchsprengel von Cöln entstandene Secte war eine ganz eigene Abart manichäischen Wahns, eine schauderhafte Mischung von Aberwitz, Wahnsinn und manichäischer Unlauterkeit. Ihre Häupter und Lehrer behaupteten, daß sie die einzige wahre Kirche wären, indem sie ganz allein in den Fußstapfen Jesu und der Apostel wandelten. In Begleitung liederlicher Weibspersonen durchzogen sie die ganze Diöcese, und sagten, daß sie hierin den Propheten und Lehrern des alten Bundes folgten, die ebenfalls während ihres Lehramtes sich auf ihren Reisen von frommen Frauen hätten begleiten und den nöthigen Unterhalt reichen lassen. In ihrem gottlosen Schwindel gingen sie noch weiter als

---

und Waldensern, die blos unter andern Namen nichts als eigentliche Manichäer waren. — So wie es heut zu Tage noch Arianer und Socinianer, und vielleicht in größer Fülle als jemals, gibt; eben so möchte es wohl, ohne jedoch den Namen zu führen, auch noch Manichäer geben, besonders unter jenen Unglücklichen, die in den Irrgängen und Untiefen eines blos innerlich umhersuchenden Pietismus das wahre Christenthum gefunden zu haben glauben.

die Henricianer; sie verwarfen völlig die Wassertaufe, gaben aber vor, daß sie durch Auflegung der Hände mit dem heiligen Geiste tauften. Sie verboten nicht blos den Genuß des Fleisches, sondern auch der Fische, so wie überhaupt von Allem, was Leben gehabt hätte, oder vom Leben herkäme, mithin auch der Eier, der Milch und der Butter. Natürlich verwarfen sie ebenfalls das Meßopfer und alle Sakramente, behaupteten aber dagegen, daß ein Jeder, der das Vater Unser über seine Speisen betete, diese in den Leib Jesu verwandeln könnte. Die Würde der Ehe setzten sie ungemein herab, und behaupteten, daß, wenn sie dennoch gestattet werden sollte, blos solche sich mit einander verehelichen dürften, die bis dahin in vollkommener, jungfräulicher Enthaltsamkeit gelebt hätten. Die Secte theilte sich in drei Klassen, davon die Eine die hörende, die Andere die glaubende und die dritte die Auserwählte genannt ward. Durch Auflegung der Hände ging man von einer Klasse in die Andere über. Es übersteigt alle Begriffe, wie leicht selbst der ganz gemeine, aber gesunde Menschenverstand, wenn er einmal die Bahn der Wahrheit verlassen hat, immer von einer Thorheit zur andern, von einem Wahne zu immer schrecklicherem Irrwahn fortgerissen wird. — Obgleich der heilige Bernhard nicht nach Cöln kommen konnte, hatte dennoch diese Secte nur eine äußerst kurze, ephemerische Existenz, ihre Häupter wurden mit sich uneins, und geriethen mit einander in Streit; um diesem für immer ein Ende zu machen, hatten sie die Frechheit, sich einen Bischof zu wählen. Als dieser aber von den, darüber im höchsten Grade aufgebrachten Katholiken ergriffen und, trotz aller Bitten und Ermahnungen der Geistlichkeit, lebendig verbrannt ward, und das wüthende Volk drohete, alle herumschleichende falsche Lehrer auf gleiche Weise zu behandeln, so verkrochen sich diese in Schlupfwinkel, aus denen sie nie hätten hervorkriechen sollen; worauf die

ganze Secte in kurzer Zeit wieder eben so unbemerkt verschwand, als sie entstanden war.

20. Mit vielem Vergnügen vernahm Papst Eugen die segenvollen Früchte der Bemühungen seines Legaten in Verein mit dem heiligen Bernhard. Da man jedoch befürchten zu müssen glaubte, daß von den französischen Herren in Languedok, Gascogne und den übrigen anstoßenden Ländern Einige jene Ketzereien und zum Theil auch deren Urheber in Geheim begünstigen und beschützen möchten, der heilige Vater jedoch dieser Schlange vollends den Kopf zertreten wollte, auch sich noch gerade in Frankreich befand; so berief er ein ungewöhnlich zahlreiches Concilium nach Rheims. Unter der Strafe der Suspension ward allen Bischöfen geboten, auf diesem Concilium zu erscheinen. Wirklich fanden sich auch jetzt aus Spanien, Portugal, England, Deutschland und noch andern Ländern Bischöfe in Rheims ein. Der Papst eröffnete das Concilium mit achtzehn Verordnungen, welche jedoch nichts als nur Wiederholungen längst schon gemachter Satzungen waren, aber auf einen großen Verfall der Kirchendisciplin schließen lassen. So z. B. wurden die Priesterehen auf das neue verboten, auch dem ausschweifenden Luxus der Geistlichkeit in ihrer Kleidung, wogegen schon der heilige Bernhard bittere Klagen führt, engere, mehr geziemende Schranken gesetzt, endlich ward auch das Verbot der Theilung einer Kirche erneuert. Nachdem nun diese und noch einige andere Verordnungen ähnlicher Art den versammelten Vätern waren bekannt gemacht worden, sprach der heilige Vater auch von den, bis dahin in dem südlichen Frankreich herrschenden Ketzereien. Diese wurden nun von dem Papste in Uebereinstimmung sämmtlicher, auf dem Concilium so zahlreich versammelten Bischöfe auf das neue verdammt, dabei ward aber auch zugleich noch gegen alle Herren, welche

Jene, die diesen Ketzereien noch anhingen und indessen sich zerstreut und verborgen gehalten hätten, in ihren Gebieten aufnehmen, sie schützen und begünstigen würden, nicht nur der Bannstrahl geschleudert, sondern auch alle ihre Besitzungen, Schlösser, Burgen, Länder ꝛc. mit dem Interdict belegt. Dieses hatte nun zur Folge, daß aller Orten diese Unglücklichen vertrieben oder ergriffen, dann den Bischöfen überliefert, und wenn sie trotz allen Belehrungen, Ermahnungen und Bitten dennoch bei ihrem Irrthum hartnäckig verharrten, der weltlichen Obrigkeit übergeben und von dieser gewöhnlich zum Feuertodte verurtheilt wurden. — Auf diesem Concilium ward dem Papste auch ein gewisser Edelmann aus Bretagne, Namens Eon de l'Etoile vorgestellt. Dieser gab sich für den Sohn Gottes und den künftigen Richter der Todten und Lebendigen aus. Diese Narrheit entstand bei ihm aus der Aehnlichkeit des lateinischen Wortes *Eum* mit seinem Namen *Eon*. Da es am Ende der Exorcismen heißt: *per Eum qui judicaturus* est; so glaubte er: dieß beziehe sich auf ihn; noch mehr in diesem Wahn ward er bestärkt, weil der gewöhnliche Schluß der Kirchengebete ist: per *eundem* Dominum nostrum etc. Da er sich diesem Gedanken immer mehr und mehr überließ, so ward derselbe bei ihm endlich eine ihn völlig beherrschende fixe Idee, und machte aus ihm Einen jener Unglücklichen, die man in Irrenhäusern aufzuheben pflegt. Aber im höchsten Grade demüthigend ist es für den menschlichen Verstand, daß diese, obgleich so handgreifliche Narrheit dennoch in der Bretagne und Languedok Eingang und Anhänger fand. Als einige französischen Herren den verrückten Menschen hatten wollen festnehmen lassen, er jedoch ihren Nachstellungen entging, verbreitete sich unter dem gemeinen Volk in diesen Provinzen die eben so tolle Sage: Eon stehe im Bunde mit dem Teufel, durch dessen Hülfe er auch schon mehrere Wunder ge-

wirkt habe. Aber trotz dieses höllischen Bundesgenossen bemächtigte doch der Bischof von Rheims, und zwar ohne große Mühe, sich der Person desselben, und führte ihn dem Papste und den auf dem Concilium versammelten Bischöfen vor. Der Papst richtete einige Fragen an ihn, die er aber auf eine Art beantwortete, die seine völlige Verstandes-Verrücktheit außer allen Zweifel setzte; worauf auch das Concilium ihn nicht für einen Ketzer, sondern blos für einen offenbaren Narren erklärte, der, weil des Gebrauchs seines Verstandes gänzlich beraubt, jetzt weder belehrt noch bekehrt werden könnte; aber eben daher um so viel weniger bestraft werden dürfte. Man übergab ihn daher dem Abt Suger, mit dem Ansuchen, denselben, um dessen Narrheit für die Zukunft unschädlich zu machen, auf Lebenszeit einsperren zu lassen; was nun auch ohne weiters geschah.

21. Aber bei weitem nicht so leicht war die Entscheidung der Angelegenheit Gilberts von Porera, Bischofes von Poitiers. — Frühzeitig hatte Gilbert philosophische und theologische Wissenschaften studirt, und darin solche Fortschritte gemacht, daß man ihn, bevor er noch das männliche Alter erreicht hatte, schon zum Kanzler bei der Kirche von Chartres ernannte, einige Zeit darauf zum philosophischen und theologischen Lehramt nach Paris berief, und endlich zum Bischof von Poitiers erhob. Gilbert war ein Prälat von tadellosem Wandel, großer Gelehrsamkeit und des ihm übertragenen Oberhirtenamts durchaus nicht unwürdig. Aber er vertiefte sich zu sehr in dunkle metaphysische Speculationen, wobei er auf Abwege gerieth, die, wenn man ihn noch länger seinem müßigen philosophischen Spiele mit Worten und Begriffen überlassen hätte, ihn endlich ganz von der christlichen Wahrheit entfernt haben wür-

den*). Wirklich stellte er schon in seinem Commentar über die Bücher des Böetius Sätze auf, die durchaus mit der Lehre der Kirche nicht übereinstimmten. Er behauptete: die göttliche Wesenheit sey eben so wenig Gott, als die Eigenschaften der Personen die Personen selbst wären; und daß nur die Person des Sohnes, und nicht dessen göttliche Natur Fleisch angenommen habe, was offenbar gegen das Dogma der Kirche ist, welche lehrt, daß in Jesu Christo die Gottheit und Menschheit, jedoch ohne die mindeste Vermischung, aber auf das innigste vereint sey. Diese und noch einige andere ähnliche, auf die Lehre von der allerheiligsten Dreifaltigkeit sich beziehenden Sätze trug nun der Bischof von Poitiers kein Bedenken, sogar der versammelten Geistlichkeit seiner Kirche öfters als nicht mehr zu bezweifelnde Wahrheiten vorzutragen. Aber daran nahmen zwei seiner Erzdiacone einen solchen Anstoß, daß sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet fühlten, den heiligen Vater davon in Kenntniß zu setzen. Diese Sache, die, wie sie sehr richtig urtheilten, gar leicht die Quelle einer neuen socinianischen Ketzerei werden konnte, lag ihnen so sehr am Herzen, daß sie ungesäumt selbst nach Italien reis'ten. Sie fanden den heiligen Vater in Siena, und nachdem sie ihm den Zweck ihrer Reise

*) Auch die heutige, sogenannte religiöse Philosophie ist eine, wenn nicht gerade immer sehr gefährliche, doch wenigstens auch nicht sehr zu empfehlende Bahn; indem derjenige, der darauf wandelt, besonders wenn es ein, für metaphysische Speculationen sehr empfänglicher, und daher auch sich in denselben sehr gefallender Kopf ist, nur gar zu leicht aus dem Christenthum eine metaphysische Religion oder religiöse Metaphysik machen kann, die dann freilich dem kalt abstrahirenden christlichen Metaphysiker genügen mag, aber gewiß weder das Herz zu erwärmen, noch den Geist zu erleuchten, und zu einem höhern geistigen Aufschwung zu beleben und zu erheben im Stande seyn wird.

vorgetragen hatten, erhielten sie von demselben zur Antwort, daß er gesonnen sey nächstens über die Alpen zu gehen, und er alsdann diese Sache auf einem Concilium, das er nach Paris zusammen zu berufen gedächte, näher untersuchen und entscheiden werde. — Dieses Pariser Concilium ward am ersten Tage des Osterfestes des Jahres 1147 gehalten, und auch der heilige Bernhard, weil von der Geistlichkeit der Kirche von Poitiers dazu berufen, fand sich ebenfalls dabei ein. Mit erleuchtetem Eifer vertheidigte Bernhard wie gewöhnlich die Lehre der Kirche. Da man aber vergessen hatte, die Schriften Gilberts mitzubringen, und dieser sie selbst mitzubringen wahrscheinlich nicht für rathsam gefunden hatte, er auch sehr heftig darüber klagte, daß seine Gegner nur Bruchstücke, nur geskümmelte, aus ihrem Zusammenhange gerissene Stellen anführten, er auch manche irrige Sätze, deren man ihn beschuldigte, geradezu leugnete; so konnte man nach langem Hin- und Herdisputiren doch nicht zum Ende kommen, und der Papst vertagte die definitive Entscheidung dieser Sache bis auf das, im nächsten Jahre in Rheims zu haltenden Concilium. In diesem ward nun der im vorigen Jahre in Paris abgebrochene Faden der Untersuchung der Gilbertschen Sätze wieder aufgefaßt. Der Papst hatte dem Abt Gottschalk von St. Eligius in Arras den Auftrag ertheilt, ein Verzeichniß von allen, in den Schriften des Bischofes befindlichen anstößigen Stellen zu machen. Da jetzt diese Schriften vorlagen, so konnte auch Gilbert nicht, wie auf dem Concilium von Paris, Manches davon leugnen. Aber er suchte nun desto eifriger seine Meinungen zu vertheidigen; setzte den Gründen seiner Gegner eine Menge Gegengründe entgegen, und so entspann sich ein lange dauernder, immer heftiger und stürmischer werdender Streit, der jedoch noch immer zu keiner Entscheidung führen konnte. Um nun Unordnung und heftige Auftritte zu verhüten,

berief der Papst auf den folgenden Tag mehrere der erleuchtetsten Männer, und unter diesen auch vorzüglich die Bischöfe Gottfried von Bordeaux, Milo von Terouane und Josselin von Soissons, welche an Geist und Gelehrsamkeit über alle damaligen Bischöfe Frankreichs hervorragten, nebst dem Abt Suger und dem heiligen Bernhard zu sich in sein Gemach, um hier mit Ruhe und Gründlichkeit die vorliegenden Streitfragen zu untersuchen und zu prüfen. Aber Gilbert brachte eine Menge Schriften heiliger Kirchenväter und anderer berühmten Theologen mit, fing an zu lesen, wendete das Gelesene auf seine eigenen Behauptungen wie auch jene seiner Gegner an, fügte auch noch eigene weitschichtige Erklärungen hinzu, bis endlich der Papst des vielen Lesens, und Gilbers immer lästiger werdenden Zungengefechtes müde, ihn unterbrach, und ihm befahl, jetzt geradezu zu erklären, ob er glaube, daß das göttliche Wesen Gott sey. Gilbert antwortete: Nein! „Nun gut," sagte jetzt der heilige Bernhard, „wir wissen nun, was wir wissen wollten. Man schreibe dieses Geständniß sogleich nieder." — „Aber," rief jetzt Gilbert aus, indem er sich zu dem heiligen Bernhard wandte, „man muß auch aufschreiben, was du behauptest, nämlich daß die Gottheit Gott sey." — „Ja," erwiederte Bernhard ganz ruhig, „man schreibe es sogleich und ohne Verzug auf, und zwar mit unauslöschlichen Flammenzügen, daß die göttliche Wesenheit, die göttliche Natur, Güte, Weisheit und Macht wahrhaft Gott sey." — Sehr schlagend fügte der heilige Bernhard noch hinzu, daß, wenn diesem nicht so wäre, die göttliche Natur noch etwas Größeres als Gott selbst seyn müßte. — Nun ward noch über andere aus Gilberts Schriften gezogene und für anstößig befundene Stellen lange gesprochen; bis endlich die anwesenden Cardinäle mit der Erklärung aufstanden, daß, da sie jetzt alles, was über diesen Gegenstand gesagt werden könnte, gehört,

mithin hinreichend unterrichtet wären, sie nun auch mit vollkommener Sachkenntniß die im Streite liegenden Fragen entscheiden würden, und begaben sich hierauf sämmtlich hinweg. Aber dieß verdroß nicht wenig die übrigen Bischöfe; sie glaubten, daß die Cardinäle die Entscheidung sich ausschließlich ganz allein vorbehalten wollten. Am folgenden Tage versammelten sich also zwölf Erzbischöfe nebst allen übrigen Bischöfen, Aebten und Doctoren bei dem heiligen Bernhard. Zwar war die ganze Versammlung vollkommen überzeugt, daß keiner der Cardinäle die Irrthümer des Gilberts mit demselben theile; aber sie befürchteten, daß, da sie bemerkt hätten, wie geneigt der Person des Gilberts mehrere Cardinäle wären, diese es nun zu verhindern suchen würden, daß über diese Angelegenheit ein definitives Urtheil gefällt, mithin dieselbe noch auf lange Zeit unentschieden bleiben würde. Um diesem zuvorzukommen, setzten sie ein in Beziehung auf die Lehre von der allerheiligsten Dreifaltigkeit in vier Artikeln bestehendes Glaubensbekenntniß auf, welches auch sogleich von allen anwesenden Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Doctoren, wie auch von dem Abt Suger und dem heiligen Bernhard unterzeichnet ward. Drei von den Bischöfen aus ihrer Mitte gewählte Abgeordneten erhielten den Auftrag, dieses Glaubensbekenntniß dem Papste zu überreichen, und dem heiligen Vater zu sagen, daß sie sämmtlich gestern, aus bloßer Ehrfurcht gegen ihn, vieles angehört, was ihnen anzuhören eigentlich nicht erlaubt wäre. Da Er aber die Entscheidung sich und seinen Cardinälen vorbehalten, so hätten sie für zweckmäßig gefunden, Ihm ihr Glaubensbekenntniß, für welches sie ihr Blut zu vergießen bereit wären, zu übersenden, damit er dasselbe mit den Behauptungen des Gilberts vergleichen, und dann um so leichter nach seiner Weisheit ein Urtheil fällen könne. Mit vieler Zufriedenheit las Eugen die ihm überreichte Schrift;

da ihm jedoch das wahre Motiv dieser Handlungsweise der französischen Bischöfe nicht entging; so sagte er den drei Abgeordneten, und befahl ihnen es auch den Uebrigen zu sagen, daß die römische Kirche mit dem, ihm von ihnen übersendeten Glaubensbekenntniß übereinstimme, und daß keiner der Cardinäle, wenn er auch der Person des Bischofes von Poitiers nicht abgeneigt seyn sollte, dennoch die von ihm aufgestellten Sätze gutheiße, sondern im Gegentheil sämmtliche Cardinäle dieselben als offenbare Irrthümer verdammten. Auf das Gebot des Papstes trat am folgenden Tage das Concilium wieder zusammen. Gilbert ward vorgeladen, und über alle in seinen Schriften als irrig erkannte Stellen noch einmal befragt; worauf er jedoch erklärte, daß, da das Concilium dieselben verworfen, er sie nun ebenfalls verwerfe, und daß er das, was die Kirche glaube und lehre, gleichfalls glaube und lehre. Ueber Gilbert ward demnach auch kein Verdammungsurtheil ausgesprochen; aber in Uebereinstimmung mit sämmtlichen Vätern des Conciliums, verdammte der Papst alle, in Gilberts Commentar über die Bücher des Boetius enthaltene falsche Behauptungen, verbot auch dieses Buch zu lesen, abzuschreiben oder irgend jemand mitzutheilen, bis nicht alle darin enthaltenen Irrthümer berichtiget seyn würden. Gilbert erbot sich, die Revision und Verbesserung seines Buches selbst vorzunehmen; aber sehr weise ward ihm dieses von dem heiligen Vater nicht gestattet, indem ja nur zu sehr zu befürchten gewesen wäre, daß Gilbert bei dieser Arbeit, zu Folge der, gewöhnlich den Gelehrten und besonders den Philosophen ganz eigenen grenzenlosen Vorliebe für ihre einmal gemachte Behauptungen, nur neuen Versuchungen sich ausgesetzt haben würde *). — Auf diesem

1) Den Gang dieser gilbertischen Angelegenheit erzählt zwar der Bischof Otto von Freisingen auf ganz andere,

Concilium entschied der Papst am Ende noch verschiedene Jurisdictionsstreitigkeiten zwischen spanischen und portugiesischen Bischöfen, und genehmigte auch die Vereinigung der Congregation von Savigny mit dem Cistercienserorden *).

22. Auf Bitte und Einladung des Erzbischofes Adalbero begab sich Eugen, gleich nach beendigtem Concilium, mithin noch in demselben Jahre 1248, mit achtzehn Cardinälen nach Trier. Auch mehrere Bischöfe und Aebte begleiteten ihn dahin, und ungeachtet des so zahlreichen und zugleich so glänzenden päpstlichen Gefolges, ward dennoch der Papst und dessen ganzer Hof drei Monate lange von Adalbero auf das prachtvollste bewirthet. Gleich nach Eugens Ankunft in Trier traf auch der Erzbischof Heinrich von Mainz allda ein. Der Zweck seiner Reise war, den heiligen Vater, wegen der, einer damals im Rufe großer Heiligkeit stehenden Klosterfrau, Namen Hildegardis, zu Theile gewordenen Offenbarungen zu befragen. Hildegardis, geboren am Ende des eilften Jahrhunderts (1098), war der Sprosse eines der edelsten Geschlechter Deutschlands, nämlich der alten, erlauchten Grafen von

---

dem Gilbert ungleich günstigere Weise. Aber dieser Bischof befand sich damals in Syrien, konnte also von der Sache nicht genau unterrichtet seyn, daher wir auch hier oben der Erzählung des Gottfrieds, nachherigen Abtes von Clairvaux, der mit dem heiligen Bernhard dem Concilium beiwohnte, unbedingt folgen zu müssen glaubten.

*) Die Congregation von Savigny bestand aus drei und dreissig Abteien, worunter jedoch die ebenfalls zu dieser Congregation gehörenden Frauenklöster nicht begriffen sind. Nach ihrer Vereinigung mit dem Cistercienserorden legten die Mönche von Savigny ihr bisheriges Ordensgewand ab, und nahmen das der Cistercienser an; jenes war von grauer, dieses von weiser Farbe.

Spanheim, die ihre Besitzungen am Mittelrhein in der Erzdiöcese von Mainz hatten. Von ihren sehr frommen Eltern ward Hildegard, gleich bei ihrer Geburt, Gott geweihet, und dessen heiligem Dienste ausschließlich bestimmt; und von diesem Augenblick an überschüttete Gott das obgleich noch so zarte Geschöpf mit ganz ungewöhnlichen, außerordentlichen Gnaden Gaben. Schon in ihrem dritten Jahre durchstrahlte sie ein höheres Licht und weihete sie zu jenem höhern Priesterthum, das nur Jesus Christus, obgleich nicht dessen heilige Kirche ertheilt. Als sie, beinahe noch lallend, zu sprechen begann, erzählte sie in kindlicher Einfalt oft Vieles von den wunderbaren Dingen, die sie bisweilen sehe und vernehme, und bemerkte erst bei dem gewaltigen Erstaunen der Leute und dem Schweigen ihrer Wärterin, daß nicht allen Menschen, wie sie glaubte, sondern nur ihr allein solche Gesichte zu Theil geworden wären. Sie machte es sich also zum Gesetze, in Zukunft über dergleichen Dinge nicht mehr zu sprechen, und wenn alsdann demungeachtet dennoch bisweilen durch den Drang innerer Gefühle ihr Mund bald in dunkeln, Weissagungen enthaltenden oder Geheimnisse enthüllenden Worten überfloß; dann zürnte sie gleichsam mit sich selbst, schämte sich, weinte wie ein Kind, und erneuerte noch ernster ihren Vorsatz für immer zu schweigen, und würde gewiß diesem Vorsatze treu geblieben seyn, hätte nicht zu seiner Zeit Gott selbst ihren Mund geöffnet und ihr zu sprechen geboten. Nach vollendetem achten Jahre ward sie den Klosterfrauen auf St. Dissibodenberge übergeben, wo die Aebtissin Juta, ihre Tante, weil Schwester des Grafen von Spanheim, ihr den fernern nöthigen Unterricht ertheilte, der aber vorzüglich darin bestand, daß Juta ihrer kleinen Nichte wahre Demuth und gänzliche Selbstverleugnung lehrte: wahrlich, zwei himmlische, von Engelhänden gepflegte Blumen, die jedem Menschen am leichtesten und sichersten den Ein-

gang in das liebvolle Herz seines göttlichen Erlösers eröffnen, und überhaupt die Wurzel aller übrigen Tugenden sind, und ganz besonders jener reinen, nicht durch Eigenliebe getrübten, nur sich selbst genügenden, und daher Gott so wohlgefälligen Liebe zu allen Menschen, wie zu allen, aus der Allmacht Hand hervorgegangenen Geschöpfen. Außer dem ward jedoch Jutas Nichte von ihrer Tante blos den Psalter zu lesen gelehrt. Natürlich nahm Hildegard den Schleier, legte, als sie das dazu nöthige Alter erreicht hatte, die Klostergelübde ab; und treu in Erfüllung aller ihrer klösterlichen Pflichten, machte sie von jetzt an in Gottseligkeit und Tugend mit jedem Tage größere Fortschritte. — Als Hildegard ihr zwei und vierzigstes Jahr vollendet hatte, sah sie eines Tages plötzlich den Himmel sich öffnen, und eine leuchtende, ihren Kopf, ihre Brust und ihr Herz durchdringende Feuersäule sich auf sie herabsenken. Dieses Feuer machte ihr jedoch nicht die mindeste brennende, schmerzhafte Empfindung. Was sie empfand, war eine ungemein milde, wahrhaft himmlische, die Nähe Gottes ihr ahnen lassende Wärme, die ihren Geist und ihren Körper wie zu einem neuen höhern Leben zu erwecken schien. Aber eben daher erhielt sie jetzt auch zugleich mehrere, nur privilegirten Seelen, und diesen nur selten zu Theil werdende, höhere Gaben des heiligen Geistes. Obgleich der lateinischen Sprache unkundig, verstand sie nun auf einmal den ganzen Psalter, und mit diesem auch alle heilige Schriften des alten und neuen Bundes, deren oft darin tief verborgenen Sinn sie mit einer solchen Klarheit aufzufassen, auch andern ihn verständlich zu machen wußte, daß alle, die sie hörten, darüber erstaunten. Als Vertraute des Himmels lebte sie nun mehrere Jahre in selten unterbrochenem Verkehr mit ihrem göttlichen Erlöser, bis sie endlich auf einmal wieder eine Stimme hörte, die ihr gebot, alles, was sie ferner sehen und ihr geoffenbaret

werden würde, aufzuschreiben, damit dasselbe auch weiterer Mittheilung fähig würde. Doch dagegen sträubten sich Hildegardens schüchterne Demuth und jungfräuliche Schamhaftigkeit, auch fürchtete sie der Welt vermessene Urtheile. Da dieser Ungehorsam aus einer reinen, gottgefälligen Quelle floß; so nahm diese auch das Sündhafte davon hinweg. Hildegard selbst ward jedoch gleich darauf von einer, dem Anscheine nach unheilbaren Krankheit befallen. Sie befand sich in einem außerordentlich leidenden Zustande, die schmerzhaftesten Krämpfe durchzuckten ihren jungfräulichen Körper vom Scheitel bis zu den Zehen; auch nicht einen Augenblick vermochte sie mehr ihr Schmerzenslager zu verlassen. Indessen wurde ein innerer Drang, dennoch jener Auffoderung zu folgen, mit jedem Tage heftiger in ihrer Brust, aber immer noch unentschlüßig und von ängstlichen Zweifeln umhergetrieben, entdeckte sie sich endlich ihrem Beichtvater, einem sehr besonnenen und frommen Klostergeistlichen. Dieser wagte es jedoch nicht, nach eigener Einsicht darüber zu entscheiden, sondern setzte den Abt seines Klosters davon in Kenntniß, der nun, nachdem er sich mit einigen frommen und einsichtsvollen Geistlichen besprochen hatte, Hildegardis ausdrücklich befahl, alles aufzuschreiben, was ihr aufzuzeichnen von Oben wäre geboten worden. Dem Befehle ihrer geistlichen Obrigkeit zu folgen, zeigte Hildegard sich sogleich bereit. Aber kaum hatte sie die Feder ergriffen, als auch sogleich Krankheit und alle Schmerzen verschwanden, und sie von einem, ihren ganzen Körper durchströmenden Gefühl vollkommenen Wohlseyns auf das freudigste überrascht ward. Diese plötzliche wunderbare Heilung hielt der Abt für ein Ereigniß, das er, ohne Zeit zu verlieren, seinem Erzbischofe berichten müsse, begab sich daher auch unverweilt zu demselben nach Mainz. Der Erzbischof theilte das frohe Erstaunen des Abtes, wollte jedoch sich nicht sogleich näher erklären,

sondern hielt es für angemessener, vor Allem erst den heiligen Vater, der sich jetzt in Trier befand, darüber zu befragen, auch das, was indessen Hildegard schon niedergeschrieben und der Abt ihm mitgebracht hatte, demselben zu überreichen. Nachdem Erzbischof Heinrich den Papst von allem unterrichtet hatte, zweifelte Eugen beinahe selbst nicht mehr daran, daß die Hand Gottes mit dieser wunderbaren Klosterfrau seyn müsse. Aber zu Folge der, dem römischen Stuhle in jeder Zeit eigenen Klugheit, und dem ihm beiwohnenden Weltverstand glaubte er doch noch nähere Nachrichten einziehen zu müssen. Er sandte also den eben so gelehrten als geistvollen und frommen Bischof Adalbero von Verdün, nebst dem Albert, dem Primiciarius der römischen Kirche, und noch einige andere, seines Vertrauens würdige Männer nach dem Kloster, mit dem Auftrage, Hildegardens Geist genau zu prüfen, ohne jedoch Aufsehen zu erregen, und am wenigsten der, bei solcher Gelegenheit den Menschen leicht anwandelnden Neugierde den mindesten Einfluß zu gestatten. — In Demuth und kindlicher Einfalt beantwortete Hildegardis alle, von den päpstlichen Abgeordneten an sie gerichtete Fragen, und zwar mit einer Klarheit und Bestimmtheit, die Adalberos und seiner Begleiter Ueberzeugung von der Heiligkeit Hildegardens, nach jeder Unterredung mit derselben, immer noch mehr befestigten. Ganz unumwunden sprachen sie demnach bei dem Papste, als sie nach Trier zurückgekommen waren, diese ihre Ueberzeugung aus, und da nun auch der heilige Bernhard, der sich ebenfalls in Trier an der Seite des Papstes befand, und der selbst Hildegarden in ihrem Kloster besucht*), einigemal an sie geschrieben, mehrere

*) Daß der heilige Bernhard Hildegarden in ihrem Kloster besucht habe, wird von Tritheim (Chron. Hirsaug. ad an. 1147) und auch von Baillet erzählt,

Briefe von ihr erhalten, auch von ihren Schriften Einiges gelesen hatte, und in allem das unverkennbare Gepräge göttlicher Offenbarung erblickt zu haben glaubte, den Bericht des Bischofes von Verdün bestätigte; so erhielt dadurch auch des Papstes früher schon gefaßte Entschluß Festigkeit und volle Bestimmtheit. In der letzten Sitzung des von ihm in Trier gehaltenen Conciliums nahm daher Eugen die Schriften der Hildegardis zur Hand und las sie in Gegenwart aller Cardinäle, Bischöfe und Aebte laut ab, theilte auch den versammelten Vätern alles mit, was er nach genauer Forschung und Prüfung aus den glaubwürdigsten und sichersten Quellen vernommen habe, worauf alle Anwesende sich von ihren Sitzen erhoben, Gott laut dankend für eine so ausgezeichnete Gnade, die Er seiner Kirche, während des Pontificats Eugenius des Dritten habe zufließen lassen, baten aber auch einstimmig den heiligen Vater, daß er einer nun so allgemein anerkannten Wahrheit ebenfalls sein untrügliches apostolisches Zeugniß beifügen möchte. Diesem gemeinsamen Wunsch entsprach nun der Papst nicht blos durch eine besondere, diesfalls gegebene Erklärung, sondern auch durch ein eigenhändiges Schreiben, das er an Hildegardis erließ, und aus welchem wir jetzt unsern Lesern noch folgende Stellen mittheilen wollen.

„Wir sind erstaunt, o Tochter, über allen Begriff erstaunt über die Wunder, die es Gott gefallen hat in unsern Tagen geschehen zu lassen; indem Er dich mit seinem Geiste so sehr erfüllt hat, daß du viele verborgene Dinge siehest, wissest und verkündest, wie Uns von

---

aber von Stilting und besonders von Mabillon, oder vielmehr von Martene bestritten, und zwar, wenigstens unserm Urtheile nach, mit ganz überwiegenden Gründen bestritten.

glaubwürdigen und ausgezeichneten Personen, die dich gesehen, gesprochen und geprüft haben, einstimmig versichert worden ist. Wir erfreuen Uns der, dir von Gott verliehenen Gnade, freuen Uns deiner Liebe, und ermuntern dich, alles, was Gott dich im Geiste noch ferner wird erblicken lassen, nach genauer, unter den Augen Gottes angestellter Prüfung, mit Sorgfalt aufzuzeichnen; ermahnen dich aber auch zugleich, stets zu bedenken, daß Gott dem Stolzen widerstehe, nur dem Demüthigen seine Gnade gebe, und Du diese Gnade, die schon in dir ist, in Demuth erhalten und bewahren wollest*)." — Da Hildegarden in einer Offenbarung der Ort war angegeben worden, wo sie ein neues Frauenkloster stiften sollte; so ward auch dieses ihr jetzt von dem Papste erlaubt, jedoch mit dem Vorbehalt, wenn der Erzbischof ebenfalls seine Einwilligung dazu gäbe, welche nun auch ohne allen Anstand von Seite des Erzbischofs Heinrichs sogleich erfolgte. — Der Ort, der ihr zur Gründung des neuen Klosters war angegeben worden, war der Rupertsberg bei Bingen, einige Stunden unterhalb Mainz. Der Berg führte seinen Namen von einem Grafen Rupert von Bingen, der im neunten Jahrhundert allda lebte und nach seinem Tode den Heiligen beigezählt ward. Wirklich begab sich auch bald darauf Hildegardis nach dem St. Rupertsberg, und zwar in Begleitung von achtzehn, größtentheils den edelsten Geschlechtern Deutschlands angehörigen Jungfrauen, deren erste Aebtissin sie ward. — In ihrem Kloster auf dem Rupertsberg lebte Hildegarde noch viele Jahre; denn sie erreichte ein Alter von zwei und achtzig Jahren. Bis zu ihrem Ende ward sie himmlischer Gesichte und mancherlei Offenbarungen gewürdiget. Alles war wunderbar in dieser von Gott

---

*) Eugen. III. epist. ad Hibdeg. Abatiss. (in *Mansi* Collect. ampliss. Conc. T. XXI.)

auserwählten heiligen Klosterfrau. Obgleich sie in der Musik nie war unterrichtet worden, und auch nicht eine Note kannte; so geschah es doch oft, daß, wenn ihr von Liebe zu Jesu glühendes Herz seine Gefühle nicht länger mehr in sich zu verschließen vermochte, diese dann in die lieblichsten, harmoniereichsten, jedes Ohr entzückenden Gesänge und Lieder sich ergoßen. Mit den merkwürdigsten, bedeutendsten Männern ihrer Zeit, beinahe mit Allem, was groß und mächtig war, stand Hildegardis in häufigem Verkehr. Sie erhielt Briefe von allen Päpsten, deren Pontificat sie erlebte, von Eugenius III., Anastasius IV., Hadrian IV. und Alexander III., ferner von dem gewaltigen und furchtbaren Kaiser Barbarossa, von vielen deutschen Herzogen und Fürsten, und endlich von einer unglaublichen Menge von Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Pröbsten, selbst sogar von mehrern Bischöfen Frankreichs und Italiens. Man begehrte ihr Gebet, suchte bei ihr auch nicht selten Rath, Trost und Belehrung, und wer sie darum bat, dem ließ Hildegardis auch stets ihr Licht leuchten; auch fühlte jeder, auf welchen von dem, die heilige Seherin umgebenden Schimmer auch nur ein schwacher Reflex zurückfiel, sich stets in seinem Innern erleuchtet, gestärkt und gekräftiget. Ihre prophetische Stimme tönte selbst nach ihrem Tode noch durch mehrere Jahrhunderte hindurch*).

*) Daß die heilige Hildegardis, nach ihrem Tode, nicht unter den gewöhnlichen Formen und mit der dabei üblichen Feierlichkeit selig gesprochen und canonisirt ward: dies hatte seine guten Gründe. Von einer Reihe von Päpsten, von vielen heiligen Männern, von einer Menge von Bischöfen und Erzbischöfen ward Hildegard schon während ihres Lebens als eine Heilige anerkannt, und als solche von dem ganzen christlichen Abendlande verehrt. Endlich hatte ja selbst Gott der demuthsvollen Stirne seiner Braut, durch die vielen ihr mitgetheilten wunderbaren Gnadengaben, das Sie-

23. Von Trier begab sich Papst Eugen wieder nach Rheims, um von da seine Rückreise nach Italien anzutreten. Bevor er aber Frankreich verließ, wollte er noch einmal, und zwar zum letzten Male, den Ort, wo einst die Wiege seiner jetzigen Größe stand, nämlich Clairvaux, besuchen. Mit dem Gedanken an dieses Kloster erwachte bei ihm auch das Andenken an die ehemalige, dort durchlebte Zeit, wo innerhalb der friedlichen Klostermauern ihm alle seine Tage weit zufriedener, glücklicher und beseligender dahin schwanden, als jetzt auf dem, obgleich so erhabenen, aber ununterbrochen von Stürmen, Gefahren und einer zahllosen Menge zerstreuender, geräuschvoller Geschäfte umlagerten päpstlichen Thron. Aber nicht als Papst, sondern blos gleich einem der niedrigsten und geringsten Mönche wollte er die Abtei betreten. Alle Hoheit seiner Würde, wie jedes Zeichen derselben legte er gleichsam an der Schwelle des Klosters ab; selbst das geweihte rothe Käppchen verschwand auf seinem ehrwürdigen Haupte. Nur in das ganz gewöhnliche Ordensgewand war er gekleidet, verbat sich auch sehr ernst alle Auszeichnung, ließ nicht die mindeste Ehrenbezeugung sich erweisen, und während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in der

---

gel der Heiligkeit aufgedrückt. Kann es wohl noch eine vollkommenere, entscheidendere und feierlichere Heiligsprechung geben? Offenbar wäre eine zweitere völlig überflüßig, und blos eine leere Ceremonie gewesen. Ohne Anstand ward demnach auch Hildegardis Name dem römischen Martyrologium einverleibt, und ihre besondere Verehrung in mehreren Particularkirchen eingeführt; auch sind in dem Mainzer Proprium ihrem Andenken eigene Lectionen gewidmet. Auf diese, von Gott so außerordentlich begnadigte, mit allen Gaben des heiligen Geistes, mit der Gabe der Erkenntniß, des Rathes, der Sprachen der Weissagung rc. geschmückten heiligen Jungfrau werden wir später noch einmal zurückkommen.

Abtei folgte er in seiner ganzen Lebensweise, selbst in den geringsten Einzelheiten, einzig und allein der Richtschnur der ihm wohlbekannten strengen Klosterregel. Des äußern Anstands wegen hatte zwar der Abt mehrere, mit seidenen Kissen gepolsterte Armsessel für den Papst bereiten, auch dessen Bette mit einem purpurnen Vorhang umgeben, und mit einer reich in Gold und Seide gestickten Decke belegen lassen. Aber der heilige Vater wollte sich durchaus und bei keiner Gelegenheit jener bedienen, und was das Bett betraf, so lag unter dem prachtvollen Teppich nichts als gemeines Stroh, ein Bettuch von gemeiner grober Leinwand nebst einer wollenen Decke. Alle Mönche des Klosters behandelte er wie Brüder, und wenn er mit ihnen sprach, flossen nur freundliche, jedes Herz ihm gewinnende Worte aus seinem Munde. Kurz, Eugens ganzes Betragen athmete nichts als Demuth und Liebe, und wer sich in seiner Nähe befand, konnte nur mit tiefer Rührung und Erbauung auf ihn hinblicken. Gerne würde der Papst seinen Aufenthalt auf der Abtei noch um vieles verlängert, und in den geweihten Schatten heiliger klösterlicher Einsamkeit sich wieder verjüngt haben, hätte er nicht besorgen müssen, daß der fernere Unterhalt seines zahllosen Gefolges für die nichts weniger als sehr reiche Abtei eine allzu schwere Last werden möchte. Er verließ also nach einigen Tagen die Abtei. Eine Thräne glänzte in seinem Auge beim Abschied. Jeden der Brüder umarmte er zärtlich und ertheilte ihm den apostolischen Segen. Indessen wohnte Eugen doch noch dem, bald darauf zu Citeau gehaltenen Generalcapitel des Cistercienserorden bei. Aber auch wieder nicht als Papst, nicht einmal als Oberhaupt des Ordens, sondern als ein gemeines Mitglied desselben; und sprach nur dann als Papst, wenn eine Frage oder eine Bitte an ihn gerichtet ward, die blos das höchste Oberhaupt der Kirche entscheiden oder gewähren konnte. — Auf seiner Rück-

reise nach Italien mußte den Papst der heilige Bernhard begleiten. Zu Vercelli trennten sich beide; aber diese Trennung von seinem heiligen Freunde und ehemaligen Lehrer fiel dem Herzen Eugens ungemein schwer. Bernhard mußte ihm versprechen, recht oft an ihn zu schreiben; und bei dieser Gelegenheit war es auch, daß Eugen den heiligen Bernhard ersuchte, über die vornehmsten Grundsätze einer weisen, Gott wohlgefälligen Verwaltung des hohen päpstlichen Amtes, jene berühmten und dem Leser schon bekannten fünf Bücher de Consideratione zu schreiben.

24. Papst Eugen III. starb, wie schon berichtet, am 8. Julius des Jahres 1153 und schon an dem unmittelbar darauf folgenden Tage ward Conrad, Bischof von Sabina, ein geborner Römer, unter dem Namen Anastasius IV. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Aber dieser, durch hohe Tugenden, große Gelehrsamkeit und einen Reichthum von Erfahrungen ausgezeichnete Papst war ein neunzigjähriger Greis. Seine Regierung hatte demnach nur die kurze Dauer von einem Jahre und vier Monaten. Auf ihn folgte Hadrian IV., und dieser hatte nach vier Jahren und einigen Monaten Alexander III. zum Nachfolger. Aber die Geschichte des, an wichtigen Begebenheiten so reichen Pontificats dieser drei Päpste gehört nicht mehr in diese, sondern erst in die folgende Periode. — Schwere Gewitterwolken zogen sich jetzt schon, und zwar in nicht sehr weiter Ferne, an dem Horizont des römischen Stuhles zusammen. Es nahete sich die Zeit des furchtbaren Kampfes des gewaltigen, alles unter seine Füßen tretenden Barbarissa mit dem Papste: ein Kampf, der jedoch, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, den Felsen, auf dem unsere heilige Kirche gegründet ist, nicht zu erschüttern, vielweniger zu stürzen vermochte; indem

derselbe gerade im Gegentheil seinen gewaltigen Gegner noch am Ende zermalmet haben würde, hätte dieser nicht, als ein reumüthiger und gehorsamer Sohn der Kirche, vor eben diesem, den Stürmen aller Jahrhunderte trotzenden Felsen, noch zu rechter Zeit sein stolzes Knie wieder gebeuget.

IV.

Geschichte des großen griechischen Schisma oder Abfalles der griechischen von der lateinischen Kirche.

1. Der bekannte, für Zänkereien jeder Art so leicht empfängliche, daher auch so streitsüchtige und unruhige Geist der Griechen hatte sich leider schon frühzeitig auch in die griechische Kirche eingeschlichen und, da bei immer mehr erkaltender Liebe auch der Eifer zu erkalten anfing, mancherlei Spaltungen, zuerst in den einzelnen griechischen Kirchen, und dann selbst mit der allgemeinen Kirche veranlaßt. Diese letztern konnten jedoch nie von langer Dauer seyn, indem der Grundsatz von der auf der römischen Kirche gegründeten Einheit, so wie von dem Primat und der weit höhern Stellung des römischen Stuhles über alle Patriarchate der Christenheit, und der daher ihm zustehenden obersten Gerichtsbarkeit so allgemein, und selbst in allen orientalischen Kirchen so entschieden anerkannt war, auch in den Gemüthern aller christlichen Völker vom Aufgang bis zum Niedergang so tiefe Wurzeln gefaßt hatte, daß eine lange Trennung von demselben eine völlige Unmöglichkeit gewesen seyn würde. Erst mit dem Photius, diesem, mit seinen großen und ungewöhnlichen Talenten blos zum Verderben der Kirche und zur Zerstörung ihrer Einheit wuchernden Geiste, bekam die Kirche jenen schrecklichen, den Orient von dem Occident trennenden Riß, der auf die gesammte Christenheit einen Trauerflor warf, welchen von ihr wieder hinwegzuneh-

men, es der Vorsehung allerbarmender Weisheit selbst bis auf den heutigen Tage noch nicht gefallen hat *).

2. Die Quelle, der dieses unheilbare Uebel entquoll, ist jedoch nicht in den Zeiten des Photius, sondern schon in weit frühern Jahrhunderten zu suchen. Sie entsprang in dem Stolz und dem Ehrgeiz der Patriarchen von Constantinopel und des größten Theils des höhern griechischen Clerus; ferner in dem Neide und der Eifersucht der, von dem Occident durch Sprache und Verfassung völlig getrennten Griechen gegen die Abendländer, die sie, stolz auf ihre vermeintliche hohe Bildung, als Barbaren verachteten; und endlich auch in den, alles alte, ächt-römische in dem Abendlande zerstörenden Revolutionen, wovon das weströmische Reich der wilde, mit den Trümmern ehemaliger römischer Größe bedeckte Schauplatz war, bis es endlich von den Barbaren selbst zerstört ward, und mit seinem Falle nun auch der, die alte Roma umgebende Glanz beinahe völlig erlosch. Das östliche Römerreich war jetzt das einzige wahre römische Reich. Von seinem ungeheuern Länderumfang hatte es nur weniges verloren. Es herrschte noch, wie zu den Zeiten Constantins, über alle seine weitschichtigen asiatischen wie europäischen Provinzen, über ganz Nordafrika, Aegypten, den größten Theil Mittelitaliens, wie über die

*) Das von Photius veranlaßte Schisma hatte zwar mit der Thronbesteigung Kaisers Leo des Vierten ein Ende. War aber auch die Spaltung gehoben; so herrschte doch von dieser an eine immer mehr bemerkbare Kälte zwischen beiden Kirchen, bis endlich der von Photius ausgestreute, und von Michael Cerularius sorgfältig gepflegte Same völlig reif ward, und dann auch für alle folgende Jahrhunderte seine bittern Früchte, und zwar in immer mehr schwelgerischer Ueppigkeit hervorbrachte.

ganze südliche italienische Küstenstrecke; und der Sitz dieses Weltreiches, das große, so ungemein bevölkerte, mit Reichthum und Pracht jeder Art angefüllte Constantinopel, das schon gleich bei seiner Gründung sich ebenfalls den Namen: Roma beigelegt hatte, verdunkelte nun völlig auch noch den letzten Schimmer der ehemaligen, einst den Weltkreis beherrschenden, alten Römerstadt, die, zu einer Provinzialstadt herabgesunken, nur noch eine, obgleich kostbare Perle in der Krone der oströmischen Kaiser war. Constantinopel war demnach jetzt die erste Stadt der Welt, auch von allen Nationen, die sich in das weströmische Reich getheilt hatten, dafür anerkannt, der Sitz der größten weltlichen Macht, der Mittelpunkt aller Cultur, aller Künste und Wissenschaften, und durch seinen ausgebreiteten Welthandel im Besitze aller Reichthümer, die ununterbrochen aus allen Theilen der civilisirten Welt in ihrem Schooße zusammenflossen.

3. Bei dieser völlig veränderten neuen Weltlage konnten nun die Patriarchen von Constantinopel und die vielen Bischöfe, die stets, so lange sie nur immer konnten, sich an dem Hofe des Kaisers aufhielten, nur Hofluft einathmeten, nur mit Hofluft sich nährten, aber eben daher sich auch immer mehr verweltlichten und endlich selbst das Heilige mit dem Gemeinen zu vermischen anfingen, nur gar zu leicht auf den unseligen Gedanken gerathen, die Beziehung der Kirche von Constantinopel zu der römischen Kirche gerade nach demselben weltlichen und politischen Verhältniß zu beurtheilen und zu bemessen, in welchem das mächtige Kaiserreich und dessen reiche, einen täuschend blendenden Glanz weithin verbreitende Hauptstadt zu den übrigen Reichen, und besonders zu der so tief herabgekommenen, nunmehr aller Weltherrschaft beraubten alten Roma standen. Aber eben diese, durchaus so unchristliche,

nur dem flachsten Weltsinne mögliche, jedoch für den griechischen Leichtsinn so schmeichelhafte Zusammenstellung nährte nun auch nach und nach immer noch mehr den Stolz und den Ehrgeiz der Patriarchen von Constantinopel, die es nun bald für eine absolute, aus dem Laufe und den Verhältnissen der Zeit von selbst hervorgehende Nothwendigkeit hielten, daß der Patriarchenstuhl von Constantinopel, um viele Stufen erhöhet, mit dem römischen Stuhle wenigstens auf gleiche Linie gestellt, daher auch die Primatialgewalt des Letztern blos auf die abendländischen Kirchen beschränkt bleiben müßte.

4. Dieses ehrgeizige, selbstsüchtige Streben geht, nur bald mehr bald weniger offen, durch die ganze Kirchengeschichte ununterbrochen fort; gab sich auch bei mehreren Gelegenheiten auf die auffallendste Weise kund. Selbst schon gleich nach der Erbauung Constantinopels, als dieser Stadt, so wie sämmtlichen oströmischen Provinzen in deren Verwaltung ein erklärter Vorzug eingeräumt ward, wird diese unselige Tendenz auch in der oft künstlich versteckten Handlungsweise des von dem Hofe begünstigten Bischofes Eusebius von Nicomedien und seines Gleichen dem scharfsichtigen Beobachter nicht leicht entgehen; und es ist mehr als blos wahrscheinlich, daß schon auf dem Concilium von Nicäa, wie auf verschiedenen andern etwas später gehaltenen Concilien die Eusebianer, wie nachher die Anomäer, sogar über die römische Kirche den Sieg zu erringen suchten, auch mit der Hoffnung ihn zu erringen sich einige Zeit schmeichelten. Aber eben dieses unapostolische, dem Geiste der Religion Jesu so völlig fremde, ehrgeizige Streben vieler Häupter der orientalischen Kirche war unstreitig auch die Hauptursache, daß der Glaube und christliches Leben in dem Morgenlande sobald erkrankten, und so frühzeitig schon beinahe völlig erstarben. Diese fort-

während, sündhafte, von Stolz und Eifersucht erzeugte Tendenz, obgleich von der Hand der Vorsehung oft niedergeschlagen, erwachte doch stets wieder auf das neue, und führte in ihrer stufenweise fortschreitenden Entwickelung unter vielem andern auch zu dem, von den Patriarchen Acacius, und dem höchst wahrscheinlich von ihm verfertigten Henotikon*), veranlaßten Schisma;

*) Das Henotikon war eine, mit doppelzüngiger Zweideutigkeit verfertigte Glaubensformel, welche die Katholiken mit den Monophysiten vereinigen sollte. Es hatte dem Aeußern nach eine scheinbare rechtgläubige Tendenz, barg aber in seinem Innern ganz unverkennbar die monophysitische Ketzerei, und vorzüglich die Verwerfung des Conciliums von Chalcedon. Indessen genügte es weder den Monophysiten noch den Katholiken; selbst jene von diesen, die nicht gelehrt und scharf sehend genug waren, um in dogmatischer Hinsicht den darin liegenden heterodoxen Sinn wahrzunehmen, verwarfen es aus der Ursache, weil es aus dem kaiserlichen Staatsrath hervorgegangen war, mithin die weltliche Regierung es sich angemaßt hatte, aus eigener Machtvollkommenheit eine andere Glaubensdefinition, als jene des Conciliums von Chalcedon, vorzuschreiben. Daß Acacius, ohne den Namen dazu herzugeben, dennoch der Verfasser davon war, bewies er dadurch, daß er demselben sogleich beitrat, hartnäckig dabei beharrte, alle Bischöfe, die demselben beizutreten sich weigerten, verfolgte, vertrieb und erklärte Monophysiten, die früher schon ihrer Ketzerei wegen von dem römischen Stuhl waren verdammt worden, wie den Petrus Mongus und Petrus Fullo, oder auch andere Geistlichen, selbst von notorisch schlechtem Wandel, sobald sie nur das Henotikon unterzeichneten, an ihre Stellen setzte. Natürlich hatte dies nun die Excommunication des Acacius und eine Trennung der, mit lauter monophysitischen Bischöfen orientalischen Kirche von der römischen zur Folge. Das Schisma hatte eine Dauer von ungefähr fünfunddreißig Jahren. Sie entstand unter der elenden Regierung des Kaisers Zeno, hatte ihren Fortbestand

dann zu der eben so unerhörten als ungerechten Verdammung des Papstes Honorius I. auf einem beinahe blos aus griechischen Bischöfen bestehenden Concilium, endlich zu den berüchtigten Canons von Trullos; aber noch frecher, man möchte sagen, noch schamloser und unumwundener zeigte sich der Stolz der Patriarchen von Constantinopel und deren Eifersucht auf den römischen Stuhl, in ihrem ununterbrochenen, immer heftiger werdenden Verlangen nach dem Titel eines ö c u m e n i s c h e n P a t r i a r c h e n, der ihnen, wenn sie ihn erhalten hätten, den Weg, zu ihrem Hauptzweck zu gelangen, nicht nur geöffnet, sondern auch völlig geebnet haben würde. Aber alle diesfalls, gewöhnlich unter gleisnerischem Scheine gemachten Versuche scheiterten stets an der Klugheit und dem kräftigen Widerstande der römischen Päpste; und mußte um so zuversichtlicher daran scheitern, als damals, wie wir schon weiter oben bemerkten, und bis zu den Zeiten des Photius, der Glaube an den entschiedenen Vorrang der römischen Kirche und deren oberste Gerichtsbarkeit über sämmtliche übrigen Kirchen in den Gemüthern aller christlichen Völker, unter welcher Zone sie auch wohnen mochten, noch viel zu tief und zu fest gegründet war.

5. Selbst Photius wagte es anfänglich nicht, die so allgemein anerkannte oberste Gerichtsbarkeit des Papstes in Zweifel zu ziehen. Erst als es ihm, trotz aller angewandten Künste, nicht gelungen war, durch seine gleisnerischen, nichts als Liebe und Unterwürfigkeit ath-

unter Zeno's Nachfolger, dem eutychianischen Kaiser Anastasius, und endete erst mit der Thronbesteigung des Kaisers Justin. — Ueber den Patriarchen Acacius, dessen Henotikon und das dadurch veranlaßte Schisma sehe man von unserer Fortsetzung den dritten Band S. 123—125., ferner S. 129, 153—157. und endlich S. 160. und auch 270.

menden Briefe den Papst zu täuschen, und durch dessen Legaten, die er gewonnen und in sein Interesse gezogen hatte, über die wahre Lage der Sachen irrezuführen, und der Papst daher ihn nicht als Patriarchen anerkannt, sondern mit dem Banne belegt hatte; erst dann erkühnte er sich, begünstiget und unterstützt von dem irreligiösen, keines ernsten Gedankens mehr fähigen Kaiser Michael III., in einem Concilium von höchstens fünfzehn Bischöfen, die, völlig von ihm abhängig, seine erkauften Creaturen waren, dem großen Papste Nicolaus I. das Anathema zu sprechen, ihn des römischen Stuhles zu entsetzen, und sich von der occidentalischen Kirche, unter dem Vorwande: daß sie von der wahren Lehre abgewichen und zu ketzerischen Grundsätzen sich bekenne, förmlich zu trennen. Dieses Schisma hatte eine Dauer von zwanzig Jahren und endigte sich erst in dem Jahre 886, als Kaiser Leo V. gleich nach seinem Regierungsantritt den Photius nach dem fernen Armenien verbannte, seinen frommen Bruder, den Prinzen Stephan, auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel erhob, und so die griechische Kirche mit der römischen wieder vereinte*).

*) Von dem Afterpatriarchen Photius, seinen früheren Verhältnissen, seiner Usurpation des Patriarchenstuhles und grausamen Verfolgung des rechtmäßigen Patriarchen Ignatius; von seinem Briefwechsel mit dem Papste Nicolaus, seinen gegen die römische Kirche erhobenen Beschuldigungen und seiner darauf sich gründenden Trennung von derselben; so wie von der gleich ein Jahr nachher erfolgten Absetzung und baldigen Wiedereinsetzung des Photius, dessen abermaligen Trennung von dem römischen Stuhle und endlich von dem verdienten Lohne und Ausgange dieses schismatischen, unter dem Fluche der Kirche gestorbenen Afterpatriarchen, sehe man in dem fünfzehnten Band unserer Fortsetzung die Abschnitte 11, 12 und 14, in denen unsere Leser von allem diesem die vollständigsten, in alle Einzelnheiten eingehenden Nachrichten finden werden.

— — Da des Photius Einwürfe gegen die römische Kirche und deren Lehre die Hauptgrundlage sind, auf der die Irrthümer des Michael Cerularius, der nicht gar hundert Jahre nachher das Schisma wieder erneuerte, beruhen, und die auch leider jetzt noch die traurige Scheidewand zwischen der römischen und griechischen Kirche bilden; so möchte es wohl nothwendig seyn, in gedrängter Kürze derselben hier noch einmal zu erwähnen. — Mit Umgehung aller der handgreiflichen Ungereimtheiten, mit welchen die auf Photius folgenden Schismatiker die von demselben gegen die römische Kirche erhobenen Beschuldigungen vermehrt haben, wie z. B. wegen des Gebrauches des ungesäuerten Brodes bei dem heiligen Abendmahle, der Abkürzung der Fasten, der Sitte unter der lateinischen Geistlichkeit, sich den Bart scheeren zu lassen und noch einiger andern ähnlichen Albernheiten mehr, liegt das Wesentliche des Photiusschen Schisma, und so wie es auch noch heut zu Tage bestehet, in folgenden Punkten: 1. Der heilige Geist geht nicht von dem Sohne aus. — Zur Behauptung dieser offenbar irrigen Lehre führen die heutigen Griechen noch immer die nämlichen Gründe an, deren sich auch schon Photius bedient hatte. Wenn man, sagte Photius, lehre, daß der heilige Geist nicht blos von dem Vater, sondern auch von dem Sohne ausgehe; so würden dadurch in der allerheiligsten Dreifaltigkeit zwei Prinzipien eingeführt; so daß der Vater das Prinzip des Sohnes und des heiligen Geistes, und wiederum der Sohn Prinzip und Ursache des heiligen Geistes wäre. — Wie falsch und unlogisch jedoch diese Folgerung sey: dies einzusehen bedarf es wahrhaftig nicht eines sehr tiefen dogmatischen Sinnes*);

*) Es ist unmöglich, daß dem so ungemein geistigen, gelehrten und scharfblickenden Photius die Falschheit seines Folgeschlusses konnte entgangen seyn. Aber er

denn gleichwie durch die Selbstanschauung Gottes, welche ein ewiger nothwendiger Akt ist, der Sohn erzeugt wird aus der Wesenheit des Vaters, eben so geht auch aus der gegenseitigen Erkenntniß des Vaters und des Sohnes, welche wieder derselbe ewige und nothwendige Akt des Selbsterkenntnisses in der Gottheit ist, vermittels gegenseitiger Liebe aus der Beiden gemeinschaftlichen Substanz der heilige Geist hervor. — 2. Daß es sündhaft sey, das heilige Glaubens-Symbol, welches durch ökumenische Concilien unverletzliche Kraft und Ansehen erlangt habe, durch Zusätze zu verfälschen. — Es ist sehr begreiflich, daß die, welche den Ausgang des heiligen Geistes von dem Sohne läugnen, auch das filioque für eine Verfälschung ausgeben müssen*). — Endlich, 3. und worauf es besonders abgesehen war, daß die oberste richterliche und gesetzgebende Gewalt, oder der Primat in der Kirche, nicht ausschließlich bei den Nachfolgern des heiligen Petrus, oder in der römischen Kirche gegründet sey. Die oberste Gewalt in der Kirche soll, nach dem griechischen Sy-

---

mußte Gründe anführen, und aus Mangel ächter zu Scheingründen seine Zuflucht nehmen, schon im Voraus überzeugt, daß von seinen, von ihm geschaffenen und vor ihm zitternden Bischöfen keiner ihm widersprechen, und er selbst auch von seinem unwissenden Kaiser und den wenig unterrichteten Laien keinen Widerspruch zu erwarten haben werde.

*) Was für eine Bewandniß es mit dem filioque habe, aus welcher wichtigen Veranlassung es von der Kirche aufgenommen worden, und daß es kein, etwas an dem Wesentlichen des Symbolums änderndes, sondern blos ein die in demselben enthaltene Lehre von dem heiligen Geiste noch mehr erläuternder Zusatz sey: darüber sehe man in dem fünfzehnten Bande, Abschnitt 14, die unter dem §. 4. Seite 381. stehende Note.

stem, bei den vier Patriarchalkirchen, der römischen, der Kirche von Constantinopel, der antiochenischen und alexandrinischen seyn. — Aber daraus geht ja als nothwendige Folge die ganz irrige, wahrhaft schismatische Behauptung hervor, daß die als eine göttliche allgemein, und selbst von den orientalischen Kirchen bis zu den Zeiten des Photius anerkannte Primatialgewalt des römischen Stuhles nicht göttlichen, sondern blos menschlichen Ursprunges sey *).

6. Durch die Verbannung des Photius und die Erhebung des Prinzen Stephans auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel war nun, besonders nachdem der Papst wegen Stephans Beförderung zum Patriarchen die nöthige Dispens ertheilt und ihn in seiner Würde bestätiget hatte, auch das Schisma zwar beendiget, aber demungeachtet herrschte doch jetzt noch zwischen beiden Kirchen eine Verschiedenheit der Meinung in Betreff der von Photius geweihten Bischöfe und Geistlichen. Rom wollte sie sämmtlich entfernt wissen. Aber in Constantinopel behauptete man, daß aus Mangel tauglicher Subjekte man ihrer nicht entbehren könne.

---

*) Eine unverschämt dreistere Behauptung als diese kann wohl nicht leicht mehr aufgestellt werden. Der Vorrang des heiligen Petrus vor allen übrigen Aposteln gründet sich nicht blos auf eine, sondern auf mehrere Stellen in der heiligen Schrift; so wie auch die ihm von Christo über dessen ganzes Reich (die Kirche, das Reich Gottes) sich erstreckende höchste Binde- und Lösegewalt. Schon in dem grauesten Alterthum und durch alle Jahrhunderte hindurch bis zum endlichen Abfall der Griechen von den Abendländern, ward dieses als eine unmittelbare göttliche Institution anerkannt, und es würde sehr schwer, ja wohl unmöglich zu errathen seyn, auf welche historischen oder dogmatischen Gründe die Griechen diese ihre Forderung möchten stützen können.

Darüber entspannen sich nun Unterhandlungen, die endlich in dem folgenden Jahre zu dem Resultate führten, daß der römische Stuhl von der Strenge seiner Forderung nachließ und auch alle übrigen in seine Gemeinschaft aufnahm; so daß die Einheit der Kirche nun vollkommen wieder hergestellt war. Aber leider waren mit dem Photius nicht auch dessen Grundsätze gestorben. Sie pflanzten sich fort und fanden stets geheime Anhänger*), die nichts sehnlicher als eine Gelegenheit wünschten, eine neue Spaltung zu erregen. Diese feindselige Stimmung gab sich bei mehrern Anlässen kund. So z. B. ward auf einem, in dem Jahre 991 zu Beilegung einheimischer kirchlicher Streitigkeiten in Constantinopel gehaltenen Concilium, nachdem das Hauptgeschäft beendigt war, von einem großen Theile der versammelten Bischöfe und Geistlichen der Fluch über Alles ausgesprochen, was von der einen, wie von der andern Seite gegen die beiden heiligen Patriarchen Ignatius und Photius wäre geschrieben worden. Dies fand großen Beifall, ward daher einigemal nach einander in der Kirche wiederholt, mithin auch auf schlaue, verdeckte Weise die Lehre wie das Benehmen des Photius öffentlich gebilliget. Aber gerade dieser ärgerliche Hergang ermuthigte einige Jahre darauf den Patriarchen Sisinmus, der ein geheimer, aber nur desto gefährlicher Feind des römischen Stuhles war, alle Ansprüche des Photius und alle dessen gegen die römische Kirche erhobenen Beschuldigungen wieder hervorzusuchen, sie in einem Rundschreiben zusammenzustellen, dieses den Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem zu senden und sie zu einer Verbindung mit ihm gegen den Papst aufzufordern. Aber

*) Wie Alles, was dem menschlichen Stolz schmeichelt, von jeher stets Anhänger gefunden hat und auch noch in der Zukunft zu jeder Zeit finden wird.

sein Antrag fand bei keinem der drei Patriarchen einen rechten Anklang; und zudem machte bald darauf der Tod seinem feindseligen Streben gegen Rom ein Ende. Leider folgte ihm auf dem Patriarchenstuhl ein Sprosse der Familie des Photius; er hieß Sergius, theilte seines Vorgängers Feindschaft gegen den römischen Stuhl, ging sogar noch einige Schritte weiter als jener. Nicht nur daß Sergius einen Brief des Photius, voll von Lästerungen gegen die abendländischen Christen, unter seinem eigenen Namen bekannt machte; er berief auch, nachdem er eine bedeutende Anzahl von Bischöfen auf seine Seite zu bringen gewußt hatte, ein Concilium zusammen, welches er völlig beherrschte und auf welchem die abermalige Trennung von der römischen Kirche, die er mehrerer ketzerischer Sätze beschuldigte, offen und unumwunden ausgesprochen ward, worauf er auch sogleich den Namen des Papstes aus den Diptychen*) der Kirche von Constantinopel ausstreichen ließ. Diesem Beispiel folgten jedoch nicht alle Bischöfe, besonders von jenen, welche dem Concilium nicht beigewohnt hatten und daher, gleich dem Patriarchen von Antiochien, sich durchaus weigerten, den Namen des Papstes in den Diptychen ihrer Kirchen zu löschen. Von allem diesem, wie es scheint, nahm der römische Stuhl wenig oder gar keine Kunde. Ueberhaupt gaben die, gegen das Ende des neunten Jahrhunderts in Italien ausgebrocheren und bis in die Mitte des zehnten Jahrhunderts fortdauernden Revolutionen, die bisweilen selbst den römischen Stuhl erschütterten, der Aufmerksamkeit der Päpste, die dadurch oft nur gar zu sehr in Anspruch genommen ward, eine völlig veränderte Richtung; daher man sich auch nicht wundern darf, daß beinahe jene ganze Zeit

---

*) Diptychen hießen die Namensverzeichnisse jener, deren in der heiligen Messe Erwähnung geschah.

über aller Verkehr zwischen Rom und Constantinopel aufgehört hatte.

7. Das Werk des Sergius zerstörte jedoch wieder der Kaiser Basilius II. Dieser kriegerische, nichts als Krieg athmende und unaufhörlich mit Eroberungplänen beschäftigte Prinz hatte zu Allem, was der Patriarch Sergius vorgenommen, bisher geschwiegen, Alles, als wenn es ihm völlig fremd wäre, geduldig geschehen lassen. Endlich jedoch, entweder von selbst oder von Andern darauf aufmerksam gemacht, fing er an, die Folgen einer neuen Spaltung reiflicher zu erwägen, und um das, was er vernachlässiget hatte, wieder gut zu machen, sorgte er nun mit allem Ernste dafür, daß nach dem Tode des Sergius nur ein frommer, friedliebender Mann auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel erhoben ward. Eustathius, so hieß derselbe, entsagte sogleich jeder Trennung von der römischen Kirche, erkannte feierlich die Autorität des Papstes und ließ dessen Namen in den Diptychen aller Kirchen, in welchen man ihn während der kirchlichen Regierung des Sergius herausgenommen hatte, wiederherstellen. Indessen war doch Eustathius von dem, beinahe allen constantinopolitanischen Patriarchen anklebenden Ehrgeize nicht frei. Er wußte den Kaiser Basilius II. zu bereden, daß er eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken nach Rom schickte, um von dem Papste Johannes XX. die Erlaubniß zu erbitten, daß die Kirche von Constantinopel sich den Titel einer ö c u m e n i s c h e n oder allgemeinen Kirche für das ganze Morgenland beilegen dürfe. Unstreitig konnten der Kaiser und der Patriarch den Primat des römischen Papstes auf keine bestimmtere und feierlichere Weise anerkernen, als durch eben diese Gesandtschaft und dem damit verbundenen Gesuche. Trotz manchen trefflichen Eigenschaften liebte doch Papst Johann XX. etwas zu sehr das Geld; davon mögen

freilich sehr drückende Bedürfnisse der römischen Kirche wo nicht die einzige, doch Hauptursache gewesen seyn*). Geblendet durch die reichen Geschenke war der Papst wirklich schon Willens, dem Wunsche des Kaisers und dessen Patriarchen zu entsprechen. Aber aus allen Theilen des christlichen Abendlandes kamen eine Menge Briefe von vielen der angesehensten Bischöfe und erleuchtetsten Aebte in Rom an, die sämmtlich dem heiligen Vater so dringende Vorstellungen machten, auch die gefährlichen Folgen, welche für die Einheit der Kirche daraus entspringen würden, so klar und ergreifend entwickelten, daß Johann die vereinten Bitten beinahe aller abendländischen Kirchen, nicht unbeachtet lassen zu dürfen glaubte, daher die kaiserlichen Gesandten mit allen ihren kostbaren Geschenken unverrichteter Dinge wieder nach Constantinopel zurückkehren ließ. — Dadurch ward jedoch der Friede zwischen beiden Kirchen nicht gestört, auch starb der Patriarch Eustathius schon nach wenigen Monaten seit der Rückkehr der kaiserlichen Gesandten aus Rom. Des Verstorbenen Nachfolger in der Patriarchenwürde war Alexius. Dieser theilte keineswegs die Grundsätze eines Sisimmus oder Sergius. Während seines mehrjährigen Aufenthalts in einem der ausgezeichnetsten Klöster von Constantinopel hatte Alexius, durch treue Erfüllung aller klösterlichen Pflichten, sich mit dem Geiste der Religion Jesu immer vertrauter gemacht und, weil daher weder von Stolz noch Ehrgeiz beherrscht, wünschte er nicht nur keine neue Trennung, sondern suchte auch während seiner langen Amtsverwaltung jeden Anlaß dazu sorgfältig zu vermeiden.

---

*) Daß Papst Johann XX. durch Simonie die päpstliche Würde erlangt und den Stuhl des heiligen Petrus mit Geld sich erkauft habe, ist offenbar eine boshafte, völlig ungegründete und durch nichts, auch nur von weitem zu erweisende Verläumdung.

Aber leider war diese Ruhe nur die Vorläuferin eines desto heftigern Sturmes, der ungefähr achtzehn bis zwanzig Jahre nachher eine neue Spaltung herbeiführte, und zwar weit gefährlicher und in ihren Folgen weit unheilbarer, als selbst jene des Photius gewesen war.

V.

Neues Schisma des Patriarchen Michael Cärularius.

1. Von den Zeiten des Photius bis jetzt, also in einem Zeitraum von mehr als hundert und vierzig Jahren, hatten siebenzehn Patriarchen auf dem Stuhle von Constantinopel gesessen und, nur mit Ausnahme des Sisimmus und Sergius, keiner derselben die Einheit der griechischen mit der römischen Kirche zu stören gesucht. Aber leider hatte jetzt dieser, für den Orient wie für das Abendland gleich wünschenswerthe Friedenszustand, und zwar beinahe für immer ein Ende, als in dem Jahre 1042 der an sich gutmüthige, aber äußerst fahrlässige und nur seinen Vergnügungen lebende Kaiser Constantin IX. den Michael Cerularius zum Patriarchen von Constantinopel ernannte. — Unter der Regierung Kaiser Michaels des Fünften war Cerularius, nachdem er sich einige Zeit an dem Hofe von Constantinopel herumgetrieben und als einen unruhigen, nicht wenig gefährlichen Kopf bekannt gemacht hatte, von dem Cäsar Johann, einer Verschwörung wegen, in welcher er verflochten gewesen seyn sollte, in ein Kloster ferne von Constantinopel verbannt worden. Aus Furcht, daß ihm noch etwas Aergeres bevorstehen könne, legte er die Klosterkleidung an und ward Mönch, ohne jedoch auch nur eine der heiligen Weihen zu erhalten. Nach den Vorschriften seines Ordens übte er sich hier in allen klösterlichen Tugenden, was jedoch leider keine wahre

Besserung des Herzens, die nur durch Demuth und reine Liebe zu Gott erwirkt werden kann, zur Folge hatte, wodurch er jedoch wenigstens bei dem Pöbel in den Ruf ausgezeichneter Frömmigkeit kam. — Gleich nach dem Antritt seiner Regierung rief Kaiser Constantin ihn aus seiner Verbannung und seinem Kloster an den Hof zurück, und da gerade bald darauf der Patriarch Alexius starb*), so ernannte ihn Constantin zum Nachfolger desselben. Dieser Ernennung lagen jedoch blos politische Motiven zum Grunde, denn weder der Kaiser noch dessen Gemahlin, die Kaiserin, waren für etwas Höheres, als was blos innerhalb der Grenzen der Zeitlichkeit lag, auch nur von weitem empfänglich**). — Uebrigens war dieser

*) Ungeachtet seiner Frömmigkeit und des, wegen seiner treuen Anhänglichkeit an den römischen Stuhl ihm in vollem Maße gebührenden Lobes, vergaß doch auch Alexius nicht, während seiner siebenzehnjährigen Amtsverwaltung große Schätze zu sammeln und zwar solche, die dem Roste ausgesetzt sind und welche auch Diebe stehlen können. Bei seinem Tode hinterließ er das ungeheure Vermögen von zweitausend fünfhundert Pfund Goldes. — Von allen bisherigen Päpsten, also ein ganzes Jahrtausend hindurch, hat man kein Beispiel ähnlichen Thesaurirens aufzuweisen. Im Gegentheil haben wir bisher gesehen, daß manche Päpste oft blos von dem Almosen der Rechtgläubigen oder von den Geschenken, welche fromme Fürsten dem Stuhle des heiligen Petrus machten, leben mußten. Auch in dieser Hinsicht waren die römischen Päpste ächte Nachfolger des Fürsten der Apostel, auf den Jesus Christus seine Kirche gründete und für den und dessen Nachfolger Er noch am Vorabend seines Erlösungstodes zu seinem himmlischen Vater betete, daß ihr Glaube nie wanken möge. Eine köstliche, an reichem Troste überfließende Verheißung, die schon zwei Jahrtausende hindurch in Erfüllung gegangen ist und auch bis an das Ende der Zeiten stets in Erfüllung gehen wird.

**) Constantin war nämlich ehemals eben so wie Cerula-

Michael Cerularius eine höchst gemeine, engherzige, völlig werthlose Menschennatur, von beschränktem Verstand, ohne Geist und wissenschaftliche Bildung, aber habsüchtig über alle Maßen, dabei stolz und von grenzenloser Herrschsucht, und eben so gewissenlos in der Wahl seiner Mittel, wovon er keines, wie sehr auch ein christliches Gemüth sich dagegen empören mochte, je verschmähete, sobald er nur glauben konnte, daß es ihn zur Erreichung irgend eines seiner stets selbstsüchtigen Zwecke führen würde. In Ansehung der Talente und anderer geistigen Gaben stand er tief unter jenem Photius, in dessen Fußstapfen er jetzt zu treten suchte. Nichts hatte er mit demselben gemein, als blos, daß er ebenfalls gegen alle Satzungen der Kirche unmittelbar aus dem Laienstande auf den Patriarchenstuhl war erhoben worden, und abermals wieder gegen die schon oft gegebenen Verordnungen der Kirche auch alle heiligen Weihen auf einmal und schnell nach einander in wenigen Tagen erhalten hatte. Wenn er im Oeffentlichen erschien, wußte der Heuchler sich mit einem Scheine von Heiligkeit zu umgeben, so daß das bethörte Volk ihn endlich wirklich für einen Heiligen und jedes seiner Worte für einen Orakelspruch hielt; kurz Cerularius war ein Schalk, im wahren Sinne des Wortes, ein übertünchtes Grab, in dessen Innerm nur Todtengebeine lagen und nichts als Moder und Verwesung herrsch-

---

rius von dem Cäsar Johann verbannt worden. Als er aber jetzt der Kaiserin Zoë Gemahl, mithin selbst Kaiser ward, jedoch die Partei des Cäsars, obgleich dieser schon todt war, noch fürchten zu müssen glaubte, und ein Patriarch von Constantinopel, besonders bei Revolutionen, oft einen großen Einfluß auf die Stimmung der Gemüther haben konnte, so hielt es der neue Kaiser für rathsam, nur einen solchen zum Patriarchen zu ernennen, der, weil einst selbst von dem Cäsar mißhandelt, nun auch dessen Parthei im höchsten Grade abhold seyn würde.

ten. — An der in dem Jahre 1057 bewirkten Revolution, wodurch Stratiotius vom Throne gestürzt und Isac der Comnen darauf erhoben ward, hatte der Patriarch einen nicht ganz unbedeutenden Antheil. Aber seine vermeintlichen Verdienste um den neuen Kaiser weit überschätzend, ward er für denselben ein unerträglicher Plagegeist. Unaufhörlich suchte er von dem Kaiser neue Gnadenerzeugungen zu erpressen, theils für sich, theils für seine zahlreiche Familie. Und obgleich er und seine Verwandten in kurzer Zeit mit Wohlthaten und Reichthümern überhäuft waren, auch die Letztern sich im Besitze der einträglichsten Stellen am Hofe oder im Staate befanden, und der Kaiser noch überdieß dem Patriarchen eine Menge, seine Macht noch mehr erweiternder Privilegien, Vorrechte und andere, seinem Stolze schmeichelnde Auszeichnungen ertheilt hatte, so konnte doch alles dies der unersättlichen Habsucht des Patriarchen noch nicht genügen. Aber nun ward auch der Kaiser der Sache endlich müde, und als bald darauf Cerularius auf das Neue wieder eine, wie gewöhnlich höchst unstatthafte Forderung an den Monarchen machte, dieser aber ihm eine abschlägliche Antwort ertheilte, ward der stolze Mann so sehr darüber aufgebracht, daß er sich nicht nur erkühnte, dem Kaiser grobe Vorwürfe zu machen, sondern seine Frechheit sogar so weit trieb, ihm zu drohen: er könne ihn, eben so wie er ihm einst auf den Thron geholfen, auch mit derselben Leichtigkeit wieder davon herabstürzen. Aber damit hatte nun alle Herrlichkeit des Patriarchen ein Ende. Der Kaiser ließ ihn verhaften, mit einem seiner Neffen in die Verbannung nach der Insel Proconesus abführen und schickte einige Bischöfe an ihn, welche ihm im Namen des Kaisers erklärten, daß er jetzt die Wahl habe, entweder freiwillig auf die Patriarchenwürde zu verzichten oder auf einem Concilium, wo sein Geiz, seine Habsucht und sein ganzes unchristliches Streben

und Treiben an den Tag kommen würde, schmählich abgesetzt zu werden. Für den stolzesten Mann im ganzen Reiche war diese Demüthigung zu hart. Cerularius gerieth darüber in eine solche Wuth, daß er in eine tödtliche Krankheit fiel und wirklich wenige Tage darauf aus lauter Gram und Verzweiflung starb. Da, wie wir schon erwähnt, die Einwohner von Constantinopel, wenigstens die niedern Volksklassen, in ihrem Patriarchen einen Heiligen zu erblicken geglaubt hatten, so ließ in schonender Rücksicht auf dieses Vorurtheil des Pöbels, der Kaiser die Leiche des Verstorbenen nach Constantinopel zurückbringen und, froh von dem Unhold nun auf immer befreit zu seyn, ordnete er demselben, um das Volk zu befriedigen, ein sehr ehrenvolles, feierliches Begräbniß. — So war dieser Mensch, der Michael Cerularius hieß und, wie wir jetzt sehen werden, so großes und unheilbares Elend über die Kirche des Sohnes Gottes herbeiführte.

2. Sobald Cerularius in dem Jahre 1042 den Patriarchenstuhl von Constantinopel bestiegen hatte, ging sein erstes Streben dahin, auch die übrigen Patriarchen des Orients sich zu unterwerfen, überhaupt sich auch einen immer größern Anhang zu verschaffen. Dieses gelang ihm so ziemlich nach seinem Wunsche. Die Patriarchen von Constantinopel hatten seit langer Zeit schon eine ungemein große Gewalt über die ganze orientalische Geistlichkeit, und da der, ohnehin von dem Kaiser Constantin so sehr begünstigte Cerularius*), nun

*) So z. B. hatten die Kaiser bisher ein gewisses Recht über die Kirchengüter ausgeübt, auch die Schatzmeister der Kirche nebst deren übrigen höheren Beamten ernannt. Allem diesem entsagte nun der Kaiser und machte es aus Gefälligkeit gegen den Cerularius zu Attributen der Verwaltung des Patriarchen. Aber eben dieser Zuwachs von Macht und Ehre weckte und nährte nur noch mehr den Ehrgeiz und die Herrschsucht des stolzen Kirchendespoten.

auch bei dem Volke in dem Ansehen eines Heiligen stand, so durfte er Alles wagen, was nur immer sein Stolz und seine Kühnheit ihm eingaben, und diese gingen bald so weit, daß er sogar eigenmächtig sich den Titel eines ökumenischen Patriarchen für das Morgenland beilegte. Doch auch dieser Gewaltschritt vermochte noch nicht, seinen grenzenlosen Ehrgeiz zu befriedigen. Zu stolz, um mit dem zweiten Range in der Kirche Gottes sich zu begnügen, wollte er auch von dem römischen Papste sich völlig unabhängig machen, und da er wohl fühlte, daß dieses ohne gänzliche Trennung der griechischen von der römischen Kirche nicht geschehen könne, so suchte er eine neue und wo möglich ganz unheilbare Spaltung herbeizuführen. Zu seinem Gehülfen wählte er einen seiner Metropolitane, den Bischof Leo von Achrida*), den er um so leichter für seine Plane gewinnen konnte, da derselbe, weil als Metropolitan von Bulgarien von dem römischen Stuhle nicht anerkannt, nun auch dessen geheimer erklärter Feind war. Alle alten und veralteten Einwürfe des Photius gegen die Lehre und Gebräuche der römischen Kirche wurden also wieder hervorgesucht und mit neuen Zusätzen vermehrt, wovon, wie wir gleich sehen werden, immer eine alberner und abgeschmackter als die andere war; jedoch zu ungeschickt, um alle diese Vorwürfe in einer Schrift zusammenzustellen, die wenigstens ein äußeres, scheinbares Gepräge von Gelehrsamkeit trüge, übertrug Cerularius diese Arbeit einem Mönch in dem Studiumkloster, Namens Nicetas Pectoratus, den man für den gelehrtesten Theologen der griechischen Kirche hielt. Dieser verfertigte nun dem Wunsche und

*) Achrida war die Geburtsstadt Kaisers Justinian des Großen gewesen, führt auch noch heut zu Tage bei den Türken den Namen: Giustandil.

der Angabe seines Patriarchen zu Folge eine sehr weitläufige Schrift, in welcher den alten, dem Leser schon bekannten, gegen die römische Kirche erhobenen Beschuldigungen noch folgende neue Anklagen beigefügt wurden. 1. Die römische Kirche bediene sich bei der Feier des heiligen Abendmahls des ungesäuerten Brodes. Ein Vorwurf, an den, wegen dessen Ungereimtheit, selbst Photius zu seiner Zeit nicht einmal gedacht hatte. 2. Sie erlaube den Genuß des Erstickten und des Blutes. 3. Sie faste am Samstag. 4. Ihre Bischöfe tragen einen Ring am Finger. 5. Die römische Geistlichkeit lasse sich den Bart scheeren. 6. Die lateinischen Priester brechen die Fasten, indem sie während der Fastenzeit schon vor der dritten Stunde (9 Uhr) Messe lesen, und endlich 7. die römische Kirche singe in den Fasten nicht das — Alleluja. — Offenbar ist es nicht einen Augenblick der Mühe werth, in eine Widerlegung dieser Vorwürfe einzugehen, deren Erbärmlichkeit unstreitig ihre beste Widerlegung ist. Nur muß es einem Jeden auffallen, welcher Widerspruch in der Begründung derselben liege. Man soll das ungesäuerte Brod nicht brauchen und am Samstag nicht fasten, weil, wie Cerularius sagt, diese Gebräuche aus dem Judenthum kommen, das doch Christus abgeschafft habe; und auf der andern Seite wird der römischen Kirche der Vorwurf gemacht, daß sie sich des Erstickten und des Blutes nicht enthalte, was doch blos ein Gebot des Judenthums, so wie das Alleluja auch nur ein aus dem Judenthum entsprungener Lobgesang war.

3. Diese Schrift schickte Cerularius an alle orientalischen Patriarchen und Bischöfe, suchte sie auch auf alle Weise und nach allen Seiten unter die Laien zu verbreiten. Seines großen Anhanges versichert und an seinem Siege nicht mehr zweifelnd, erkühnte er sich jetzt sogar, den Bischof Leo von Achrida an seiner Seite,

über die römische Kirche, von der er auf das lächerlichste behauptete, daß sie von dem Christenthume ab- und in das Judenthum zurückgefallen wäre, öffentlich das Anathema auszusprechen. Er verbot hierauf alle Verbindung mit dem römischen Papste, ließ alle den Abendländern gehörigen Kirchen in Constantinopel schließen, vertrieb aus den Klöstern die Mönche, die sich seinen Verordnungen nicht fügen wollten, wüthete mit der Grausamkeit eines fanatischen Kirchendespoten gegen alle, Geistliche wie Laien, die sich von der römischen Kirche und deren Lehre nicht trennen wollten, ließ viele derselben verhaften, in Gefängnisse werfen, öffentlich geißeln, und ging in seiner Tollheit gar so weit, daß er behauptete: die von lateinischen Geistlichen ertheilte Taufe sey ungültig, daher auch alle, welche eine solche Taufe erhalten hätten, wieder auf das neue müßten getauft werden.

4. Da das griechische Reich noch im Besitze mehrerer Städte in Apulien war, so schickte Cerularius die von Nicetas gegen die römische Kirche verfertigte Schrift auch an den Bischof von Trani, mit dem Befehl, dasselbe im ganzen Abendlande bekannt zu machen und alle Verbindung mit dem Papste und dessen Anhängern, die sie sämmtlich verdammt und aus der Kirche ausgeschlossen hätten, abzubrechen. Zufälliger Weise befand sich gerade der Cardinal Humbert in Trani, als dieses Schreiben allda ankam. Der Bischof nahm keinen Anstand, dasselbe dem Cardinal mitzutheilen, der es sogleich in das Lateinische übersetzte, und dann in eigener Person dem, damals in Benevent von den Normännern in höchst ehrenvoller Gefangenschaft gehaltenen Papste Leo IX. überbrachte. Dem heiligen Vater war es ein Leichtes, alle von Cerularius gegen die römische Kirche erhobenen Beschuldigungen

auf das gründlichste zu widerlegen*); auch that er dieses unverzüglich in einem an den griechischen Kaiser gerichtetes Schreiben. Dieses wurde an dem Hofe von Constantinopel so beifällig aufgenommen, daß der Kaiser es sogleich beantwortete, und in seinem Briefe den Papst ersuchte, einige Legaten nach Constantinopel zu senden, um alle im Streite liegende Puncte auszugleichen und die Einheit in beiden Kirchen wiederherzustellen und auf das Neue zu befestigen. Diesem ungemein gefälligen Betragen des Monarchen lagen jedoch auch sehr wichtige politische Motiven zum Grunde. Die Griechen hatten noch Besitzungen in Calabrien und Apulien, und befürchteten nun, daß ihnen auch diese von den Normännern, die schon große Eroberungen gemacht hatten, ebenfalls möchten entrissen werden. Constantin wünschte also mit dem deutschen Kaiser Heinrich III. ein Bündniß gegen die Normänner zu schließen,

*) In seiner Widerlegung rügt der Papst auch verschiedene, bei den Griechen in deren Kirche eingeschlichene Mißbräuche. Unter andern tadelt er sehr strenge und findet es höchst ungeziemend, daß die Griechen sogar Verschnittene zu Bischöfen und Patriarchen weiheten, was auch endlich die Sage veranlaßt habe, daß einmal ein Weib auf dem Patriarchenstuhl von Constantinopel gesessen sey: ein Gerücht, dem man jedoch, seiner Abscheulichkeit wegen in Rom keinen Glauben beimesse. — Diese Stelle aus dem Schreiben des Papstes ist deswegen nicht unmerkwürdig, weil sie den klarsten handgreiflichsten Beweis von der Falschheit der Geschichte einer Päpstin Johanna enthält; denn da die weit spätern Erfinder dieser schändlichen Lüge, so wie jene, die sie auch jetzt noch behaupten, eben diese Päpstin Johanna zwischen den Päpsten Leo IV. und Benedict III., also beinahe zweihundert Jahre vor Leo IX., setzen, so würde sie diesem gewiß bekannt gewesen seyn, er es daher auch nicht gewagt haben, den Griechen einen Vorwurf zu machen, den sie nun noch weit stärker auf die römische Kirche wieder hätten zurückwerfen können.

und da er wohl wußte, wie sehr Heinrich den Papst Leo ehrte und liebte und welchen großen Einfluß dieser bei dem deutschen Kaiser habe, so lag es ihm nun auch sehr am Herzen, den Papst ganz besonders zu seinem Freunde zu haben. — Leo wollte diese günstigen Umstände nicht unbenützt vorübergehen lassen. Er ordnete also gleich im Anfange des folgenden Jahres nach Constantinopel eine Gesandtschaft, an deren Spitze er den gelehrten Cardinal Humbert stellte, welcher der griechischen und hebräischen Sprache eben so kundig, als der lateinischen war; diesem gab er auch zwei Schreiben mit; eines an den griechischen Kaiser, in welchem er denselben wegen seiner Sorgfalt, den Frieden in der Kirche wieder herzustellen, sehr lobte und ihm dafür dankte; das andere an Michael Cerularius, dem jedoch der Papst den Titel eines Patriarchen nicht ertheilte, im Gegentheil ihm in sehr strengen Ausdrücken bemerkte: er habe von ihm sehr böse und nachtheilige Gerüchte hören müssen; er sey nicht auf der gewöhnlichen Stufenleiter, nach den Satzungen der Kirche, zu der Würde eines Patriarchen emporgestiegen, sondern unmittelbar aus dem Laienstande auf den Stuhl von Constantinopel erhoben worden; auch stehe die Herrschsucht, mit welcher er die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien sich zu unterwerfen strebe, mit der Demuth Jesu Christi und dessen heiligen Apostel in dem schreiendsten Widerspruche; endlich habe er auch mit einer bis dahin unerhörten Vermessenheit sich den Titel eines ökumenischen Patriarchen beigelegt, welchen jedoch selbst die römischen Päpste bisher stets abgelehnt hätten, wenn auch Kirchenväter und ganze Concilien ihnen denselben hätten ertheilen wollen. Indessen gibt der Papst ihm doch Hoffnung, daß er ihn in der Patriarchenwürde bestätigen werde, indem er ihm sagt: er erkenne in ihm einen Mann, der, wenn er seine Gaben zum Besten der Kirche anwenden wolle, derselben sehr große Dienste würde leisten können.

5. Die päpstlichen Gesandten wurden sehr ehrenvoll und freundlich von dem Kaiser empfangen, mit dessen Genehmigung der Cardinal Humbert eine sehr weitläufige Schrift zur Widerlegung der, von Cerularius und dem Mönchen Pectoratus gegen die römische Kirche erhobenen Beschuldigungen verfertigte. Des Michael Cerularius und dessen Anhänger Einwürfe gegen die römische Lehre enthalten eigentlich nur zwei Punkte, auf denen, weil offenbar ketzerischer Natur, eine völlige Trennung der römischen Kirche von der griechischen begründet werden konnte; nämlich die Irrlehre der Griechen in Ansehung des Ausganges des heiligen Geistes, und dann ihre eben so irrige, schrift- und geschichtswidrige Behauptung, daß der Primat des römischen Papstes keine göttliche Institution, sondern blos menschliche Einrichtung sey. — Das Gegentheil davon bewies nun Humbert mit Stellen theils aus der heiligen Schrift, theils aus den Schriften der Kirchenväter, ferner aus vielen Concilienbeschlüssen und endlich aus dem, seit tausend Jahren allen Kirchen der ganzen Christenheit gemeinsamen Glauben, und zwar mit einer solchen Gründlichkeit, daß blos ein hartnäckiges, sündhaftes Widerstreben der anerkannten Wahrheit sich der Ueberzeugung erwehren konnte. — Der Cardinal verschmähete sogar nicht, sich auch in eine Widerlegung der übrigen, mehr als kindischen Einwürfe einzulassen. In Betreff des Gebrauchs ungesäuerten Brodes bei dem heiligen Abendmahl belehrt er sie, daß die römische Kirche auch hierin ganz dem Beispiel Jesu Christi getreu geblieben, indem unser göttlicher Erlöser, nachdem er an dem ersten Tage der Ostern mit seinen Jüngern das Passa gegessen und dieses heilige Sacrament eingesetzt habe, mithin auch des gesäuerten Brodes sich dabei nicht habe bedienen können; da ja nach dem jüdischen Gesetz während der achttägigen Osterfeier alles gesäuerte Brod verschwinden mußte. Bei dieser Gelegenheit macht

Humbert den Griechen auch Vorwürfe über die wenig ehrerbietige Weise, mit der bei ihnen das Brod, welches zum heiligen Abendmahl bestimmt sey, verfertiget werde. „Ihr kauft es," sagt der Cardinal, „aus dem ersten besten Brodladen, aus welchen unreinen Händen es auch kommen mag, während in der römischen Kirche es nur Diakone oder Priester verfertigen dürfen. — Aber sehr beißend und zwar mit Recht drückt sich der päpstliche Legat über den unbegreiflichen Unverstand und Unsinn des Cerularius und Nicetas aus, daß sie die römische Kirche beschuldigten, ihre Priester brächen die Fasten, indem sie auch in der Fastenzeit schon vor der dritten Stunde Messe läsen; ein Vorwurf, woraus offenbar hervorgeht, daß Beide die heilige Eucharistie für eine gewöhnliche verwesliche Speise hielten, da jedoch der, welcher das heilige Abendmahl empfängt, keine gemeine, der Verdauung unterworfene Nahrung, sondern Jesum Christum und mit ihm das ewige Leben empfängt *). —

*) Zu dieser Widerlegungsschrift macht der Cardinal Humbert die Griechen auch noch auf verschiedene andere, bei ihnen eingeführte, jedoch von dem Evangelium abweichende Gebräuche aufmerksam. Mit Recht findet er es höchst unschicklich, daß die Griechen bei dem heiligen Abendmahl das Brod mit einem scharfen Messer in kleine Stücke zerschnitten, diese dann mit einem Löffel aus dem Kelche herausnähmen und es den Communicirenden reichten. Dieses, sagt Humbert, sey bei der Einsetzung des allerheiligsten Altarssacraments nicht geschehen; denn es stünde geschrieben: „Jesus nahm das Brod, segnete es, brach es und gab es seinen Jüngern." — Eben so sehr tadelt der Cardinal auch den, zwar nicht den Glauben, aber desto mehr die Liebe verletzenden Gebrauch der Griechen, den Frauen in Kindesnöthen, wie auch während der Zeit ihrer monatlichen Reinigung das heilige Abendmahl zu versagen, und endlich die Kinder nicht eher, als erst acht Tage nach ihrer Geburt zu taufen.

Bei dem Kaiser fand die Schrift des Cardinals großen Beifall. Er ließ sie sogleich in das Griechische übersetzen. Einen noch weit wohlthätigern Eindruck machte sie auf den Nicetas Pectoratus. Dieser ward vollkommen von seinem Wahne geheilet. In Gegenwart der Legaten widerrief er seine Schrift, verdammte dieselbe, so wie Alles, was gegen die Lehre der römischen Kirche bisher wäre geschrieben worden oder in Zukunft noch geschrieben werden würde. Er erkärte, daß er von jetzt an unzertrennlich mit der römischen Kirche verbunden bleiben werde, in deren Gemeinschaft er nun auch von den Legaten wieder aufgenommen ward.

6. Aber nur noch höher stieg jetzt die Erbitterung des Patriarchen. Ungeachtet aller Ermahnungen und Bitten, selbst von Seiten des Kaisers, wollte er die Legaten durchaus nicht einmal sehen, viel weniger sich in eine Unterredung mit ihnen einlassen. Er nannte sie Ketzer und Gebannte, mit denen jede Gemeinschaft unerlaubt sey. Als die Legaten sahen, daß der leidenschaftlich entzündete Mensch, weil keiner Belehrung fähig, auch auf keine Weise zu bekehren sey, begaben sie sich am andern Tage nach Mariahimmelfahrt in die Sophienkirche, gerade zur Zeit, als die Geistlichkeit dort das heilige Opfer darbringen wollte, und als sie hier in Gegenwart sämmtlicher Geistlichen und eines zahlreich versammelten Volkes in der Kürze Alles auseinandergesetzt, was sie gethan, und welche Mühe sie sich gegeben, den Patriarchen, der sich gegen das Oberhaupt der Kirche empört habe, von seinen Irrthümern zu überzeugen und zum Gehorsam gegen die römische Kirche zurückzuführen, sprachen sie über denselben den Bann aus, legten die Bannformel auf dem Altar nieder, verließen hierauf die Kirche und schüttelten nach der Weisung des Evangeliums den Staub von ihren Schuhen mit den Worten:

„Gott sey unser Richter!“ — Die Legaten glaubten nun, ihrem von dem Papste erhaltenen Auftrage Genüge geleistet zu haben, beurlaubten sich daher bei dem Kaiser und traten, mit reichen Geschenken für die Peterskirche und das Kloster auf Monte Cassino, ihre Rückreise an. Aber kaum waren sie ungefähr zwei Tagereisen von Constantinopel entfernt, als der Patriarch zu dem Kaiser ging, denselben inständigst bittend, die Legaten wieder zurückrufen zu lassen, indem er sich eines Bessern besonnen und nun bereit sey, mit denselben in der Sophienkirche, im Beiseyn des Volkes und der Geistlichkeit seiner Kirche, sich über die Mittel einer Vereinigung beider Kirchen zu besprechen. Der Kaiser, vollkommen damit zufrieden, sandte sogleich Eilboten den Legaten nach, mit der Bitte, ungesäumt nach Constantinopel zurückzukehren. Aber Cerularius war ein ärgerer Schalk, als es vielleicht selbst der Verräther Judas gewesen war. Seinem, dem Kaiser gemachten Antrage lag ein schwarzer teuflischer Plan zum Grunde. Den von den Legaten gegen ihn gefällten und auf dem Altar in der Sophienkirche niedergelegten Bannfluch hatte er hinwegnehmen lassen, die Bannformel umgeändert und durch eine Menge, jedes griechische Gemüth empörender Zusätze auf das Boshafteste verfälscht. So z. B. enthielt sie jetzt auch ein Verdammungsurtheil über die gesammte griechische Kirche, so wie über die ganze griechische Nation, die als ein verworfenes, ketzerisches, verdammungswürdiges Volk darin bezeichnet war. Diese Lügenschrift hatte Cerularius durch seine Anhänger in der ganzen großen Stadt verbreiten lassen und dadurch das ohnehin so leicht zu entflammende leichtsinnige Volk in eine solche Wuth gebracht, daß er völlig überzeugt seyn konnte, dasselbe werde über die Legaten, sobald diese in der Sophienkirche sich zeigten, sogleich herfallen und sie sämmtlich erwürgen. Durch diese gräß-

liche Gewaltthat wollte der unwürdige Patriarch den römischen Stuhl abschrecken, sobald wieder eine Gesandtschaft nach Constantinopel zu ordnen, wozu auch, durch diesen blutigen Hergang gewarnt, sich nicht leicht einer bereitwillig gefunden haben würde. Zum Glück ward dieses höllische Complot noch zu rechter Zeit von dem Kaiser entdeckt, der nun unverzüglich die Legaten unter sicherm Geleite wieder zurückreisen ließ. Aber gegen den Kaiser richtete sich nun der ganze Zorn des Cerularius, als er erfuhr, daß dieser ihm die Opfer, die er seiner Herrschsucht schon geweihet hatte, entzogen hätte, mithin sein ganzer Plan ihm mißlungen wäre. Um an dem Monarchen sich zu rächen, verbreitete er unter dem Volke das Gerücht, Constantin stünde mit Rom im geheimen Einverständniß, um die Freiheit der griechischen Kirche und der Nation zu unterdrücken und sie zu Sclaven der Römer zu machen. Die Folge davon war ein schrecklicher Volksaufstand, den zwar die Klugheit zweier kaiserlicher Minister wieder dämpfte, wodurch jedoch der Kaiser, um von den, gegen ihn vom Patriarchen ausgestreuten Verläumdungen sich in den Augen des Volkes zu reinigen, gezwungen ward, zwei edle Männer, nämlich den Schwiegersohn des Dux Argyrus *) und dessen Sohn, die den Legaten als Dollmetscher gedient hatten und unglücklicher Weise in Constantinopel zurückgeblieben waren, dem Patriarchen auszuliefern, der sie in das Gefängniß werfen und öffentlich geißeln ließ. Aber nun fiel Cerularius auch bei dem Kaiser in solche Ungnade, daß Constantin alle Verwandte desselben vom Hofe entfernte und ihrer Aemter und Würden entsetzte. Auch an dem Patriarchen selbst wollte er, nur eine schickliche Gelegenheit noch abwartend, weit

*) Argyrus war kaiserlicher Statthalter in den, in Italien dem griechischen Reiche noch gehörigen Besitzungen und ein warmer Anhänger der römischen Kirche.

größere Rache nehmen, woran er jedoch durch seinen eigenen, bald darauf erfolgten Tod gehindert ward. Auf dem Throne folgte ihm die Kaiserin Theodora, die zwar das Reich mit männlichem Sinne verwaltete, aber aus allzu schüchterner Frömmigkeit sich in Gewissenssachen von dem, nichts als Heiligkeit heuchelnden Patriarchen völlig beherrschen ließ. Wahrscheinlich würde jedoch ihr scharfer Blick das boshafte Gewebe des Heuchlers endlich durchschauet haben, wenn sie länger gelebt hätte; aber sie starb schon im Anfange des zweiten Jahres ihrer Regierung.

7. Unter der Regierung Theodorens, wie auch ihres Nachfolgers, des Kaisers Stratiotikus, der jedoch nur einige Monate auf dem Throne saß, hatte Cerularius volle Zeit und Muße, sein angefangenes Werk zu vollenden. Zwar wollte es ihm anfänglich nicht gleich gelingen, auch die drei Patriarchen des Orients auf seine Seite zu bringen. Sie nahmen gewaltigen Anstoß daran, als ihnen zugemuthet ward, förmlich mit dem Papste zu brechen und von der römischen Kirche sich völlig zu trennen, und Cerularius mußte, um sie endlich doch wankend zu machen und in ihren Ansichten zu verwirren, zu allen Mitteln seine Zuflucht nehmen, die nur immer der Geist der Lüge, der Arglist und Verläumdung ihm eingeben konnte*). Da nun ohnehin seit jener un-

*) So z. B. sandte er an den Petrus von Antiochien einen umständlichen Bericht über sein bisheriges Betragen, in welchem sich jedoch auch nicht ein einziges wahres Wort findet. Er habe, sagt Cerularius, aus Rom zuverlässige Nachricht von des verstorbenen Papstes Leo IX. hoher Gesinnung und erleuchteter Wissenschaft erlangt, und daß er in Folge seiner hohen Einsicht entschlossen gewesen sey, allen Anstoß zu heben, welcher die orientalische Kirche von der römischen trenne. Dieses gottselige Werk nach Kräften zu befördern, habe er,

glücklichen Zeit, als der, allen seinen Lüsten scheulos fröhnende Benedict IX. den päpstlichen Stuhl entehrt, und bald darauf drei zu gleicher Zeit als Nachfolger des heiligen Petrus sich der Kirche Gottes aufdringende Päpste der Christenheit ein so schreckliches Aergerniß gegeben hatten, auch eben dadurch die Ehrfurcht vor dem römischen Stuhle im Orient nicht wenig gesunken war, und Cerularius diese traurigen und beugenden Rückerinnerungen nun ebenfalls mit satanischer Schlauheit zu seinem Zwecke zu benutzen wußte; so gelang es ihm endlich doch, auch die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem zu bewegen, mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen den Papst zu machen, dessen Namen in den Dyptichen ihrer Kirchen auszulöschen und über ihn und die ganze abendländische Kirche den Bannfluch auszusprechen; und so stand nun das Schisma, in allen Theilen vollendet, gleich einem grinsenden Gespenst

---

Cerularius, demüthig an den Papst geschrieben — (jenen gottlosen, mit Schmähungen angefüllten Brief, den Cerularius dem Bischof von Trani geschickt hatte, nennt er jetzt ein demüthiges Schreiben an den Papst). — Aber der abgesandte Bote habe, statt den Brief dem Papste zu überreichen, ihn dem Dux Argyrus zu weiterer Beförderung übergeben. Dieser habe nicht nur treulos den Brief zurückgehalten, sondern auch, wie vom Papste geschrieben, eine höchst schmähliche Antwort entworfen und dann durch drei verrufene Personen — (die drei päpstlichen Legaten, der Cardinal Humbert, der Erzbischof Petrus von Amalfi und der Kanzler der römischen Kirche, Friedrich, ein Bruder des Herzogs Gottfried von Lotharingen und Toscana sind also in diesem Bericht drei verrufene Personen) — ihm geschickt. Er, Cerularius, habe jedoch die Unächtheit dieses Briefes an den falschen Siegeln sogleich erkannt. An diese durchaus lügenhafte Erzählung knüpft er nun auch unter dem gleisnerischen Scheine der Liebe die übrigen alten und neuern, gegen die römische Kirche erhobenen Beschuldigungen.

zwischen der wahren und der nunmehr von ihr abgefallenen, unglücklichen griechischen Kirche*). Selbst als ein paar Jahre nachher der Urheber dieses Unheils, Michael Cerularius, von dem Kaiser verbannt ward und wenige Tage darauf in der Verbannung starb, bewirkte auch dessen Tod keine Veränderung in den unseligen Verhältnissen der orientalischen zu der römischen Kirche. Auf Isaac Comnenes folgte eine ziemlich lange Reihe schwacher, unbedeutender Regenten, und bei den häufigen Empörungen, den ununterbrochenen Einfällen der Barbaren und der daher im Innern herrschenden

*) In dem Patriarchen Petrus von Antiochien gibt sich jetzt der, den Griechen eigene, schwankende unstäte Charakter wieder ganz offen kund. Petrus war erst vor einigen Jahren zur erzbischöflichen Würde gelangt, hatte aber sogleich, nach ächtem uraltem Brauch, seine Erhebung dem heiligen Vater bekannt gemacht und, die Vorrechte und den Primat des römischen Stuhles anerkennend, bei demselben die Bestätigung in seiner bischöflichen Würde demüthigst nachgesucht, daher auch sein Glaubensbekenntniß ihm zugesandt. In seinem apostolischen Rückschreiben lobt Leo IX. die treue Anhänglichkeit des Erzbischofes an die römische Kirche und deren Lehre, ertheilt ihm die verlangte Bestätigung und schickt ihm, zum Beweise, daß er mit dessen Glaubensbekenntnisse vollkommen zufrieden sey, auch das seinige entgegen. – Bei dieser nun erst unlängst auf eine so bestimmte Weise erprobten Anhänglichkeit an den Papst: wer hätte nicht glauben sollen, daß wenigstens dieser Bischof für alle Lockungen des Patriarchen von Constantinopel unempfänglich seyn würde. Aber alles dessen ungeachtet, und obgleich Petrus selbst in seiner Antwort auf das Schreiben des Patriarchen demselben offen gestehet, daß er unter den, gegen die römische Kirche von ihm erhobenen Beschuldigungen Manches für ungegründet, manches Andere für völlig gleichgültig halte, ließ er sich doch zuletzt noch bethören, fiel von dem Papste ab, sprach dem heiligen Vater und dessen Lehre das Anathema, un ward, gleich dem Cerularius, ein eben so leichtsinniger als böswilliger Schismatiker.

Verwirrung hatten diese werthlosen Monarchen weder Zeit, noch Verstand, noch Willen, noch Kraft, sich der trauernden Kirche anzunehmen und auch nur von weitem an eine Heilung der, ihr von Cerularius geschlagenen Wunden zu denken.

8. Erst als Alexius Comnenes, der in dem Jahre 1081 den Thron von Constantinopel bestiegen hatte, erschien einige Jahre darauf ein, jedoch leider bald wieder verschwindender Strahl von Hoffnung zur Widervereinigung beider Kirchen. In dem Jahre 1112 ordnete nämlich Alexius eine Gesandtschaft nach Rom, theils um den Römern Glück zu wünschen, daß sie den Papst den Händen Heinrichs V. entrissen hätten, theils auch, um Pascal II. selbst seine Ehrerbietung zu bezeugen. Obgleich nun diesem freundlichen Benehmen des griechischen Kaisers nicht zu verkennende politische Motiven zum Grunde lagen, so entstand doch dadurch bei dem Papste der Gedanke an die Möglichkeit, jetzt vielleicht dem unseligen Schisma ein Ende zu machen. Zu diesem Zwecke sandte Pascal den gelehrten Erzbischof Chrisolanus von Mailand als seinen Legaten nach Constantinopel. Dieser that sein Möglichstes, um die Griechen von ihrem Wahne zu heilen. In Gegenwart des Kaisers und des Senates disputirte er öfters mit den größten Gelehrten, wenigstens mit solchen, welche die Griechen für ihre gelehrtesten Männer hielten. Obgleich nun der Erzbischof ihnen die Aechtheit der Lehre der römischen Kirche mit solcher Klarheit und Gründlichkeit auseinander setzte, daß gar keine vernünftige Einwendung mehr gemacht werden konnte, richtete er dennoch nichts aus; seine Reden beantwortete man mit Gegenreden und seine Schriften mit Gegenschriften. Mit dem Kaiser selbst, der bekanntlich sich oft gern das Ansehen eines Theologen gab, mußte Chrysolanus ebenfalls einige Male disputiren, jedoch mit gleich schlech-

tem Erfolge. Als er sah, daß seine Gegner nicht reinen Willens wären und es ihnen nicht um Wahrheit zu thun sey, ward er endlich des nutzlosen Zungengefechtes müde, beurlaubte sich bei dem Kaiser und kehrte mit kostbaren Geschenken für den heiligen Petrus nach Rom zurück*).

9. Aber weit wichtiger in dieser Beziehung ist für unsere Geschichte, was unter Alexius Sohn und Nachfolger, dem edeln Kaiser Kalo-Johannes, geschah. Der deutsche Kaiser Lothar II. hatte wegen eines mit dem griechischen Kaiser gegen die Normänner zu schließenden Bündnisses und noch einiger andern, die Angelegenheiten Unteritaliens betreffender Verhältnisse, den Bischof Anselm von Havelberg als seinen Gesandten nach Constantinopel geschickt. Anselm war nicht nur ein sehr gelehrter, der heiligen Schriften, wie der beiden Sprachen kundiger Bischof, sondern auch ein Herr von ungewöhnlich sonftem, Zutrauen einflößen-

---

*) Aus der ganzen widerlichen Geschichte dieses traurigen Schisma geht vom Anfange und, wie wir sehen werden, bis zum Ende der Griechen kleinlicher, blos auf Außenwerke und äußere Formen gerichteter pedantischer Geist recht kennbar hervor. Von der Religion Jesu kannten sie blos die Hülsen und äußere Schale; aber der Kern, der, wenn in dem innern Heiligthum des Gemüthes aufbewahrt, die Seele erleuchtet, erwärmt und begeistert, war ihren Augen verborgen. Ihre ganze theologische Gelehrsamkeit bestand daher auch blos in einer, auf Spitzen getriebenen, doppelzüngigen Dialektik, mit der sie, um mit einem Scheine von Gelehrsamkeit zu prangen, nur immer bedacht waren, haarspaltende Fragen und Zweifel aufzuwerfen, dann unaufhörlich unter einander darüber zu streiten und zu zanken, ohne andern Zweck dabei zu haben, als blos vor den Augen der Welt durch ihre große Disputirkunst zu glänzen und gegenseitig sich darin zu übertreffen.

dem Charakter. Während seines langen Aufenthaltes an dem Hofe von Constantinopel hatte er öfters Gelegenheit, mit vielen gelehrten Griechen aus dem geistlichen, wie aus dem Laienstande über die zwischen beiden Kirchen in Frage liegenden Punkte sich zu besprechen. Alle ihm gemachten Einwendungen und ihm vorgelegte Zweifel beantwortete er stets mit einer solchen Klarheit und siegenden Beredsamkeit, daß gewöhnlich seine Gegner, wenn sie nicht gerade sich durchaus auf dem einmal angenommenen Standpunkt durch Widersprüche zu behaupten suchten, am Ende verstummen mußten. Bei diesen Unterredungen, wie lebhaft sie bisweilen auch werden mochten, verlor Anselm nie seine ruhige Haltung, sprach immer mit der größten Mäßigung, auch stets in den schonungsvollsten Ausdrücken und vermied überhaupt sehr sorgfältig die Eigenliebe der Griechen auch nur von weitem zu verletzen. Dadurch machte er sich endlich so allgemein beliebt, daß man ihn, mit der Genehmigung des Kaisers und der Einwilligung des Patriarchen, dringend um eine öffentliche Unterredung ersuchte. Man wollte sehen, ob nicht allenfalls durch gegenseitige Verständigung eine endliche Wiedervereinigung beider Kirchen könnte herbeigeführt werden. Sehr gern fügte sich Anselm dieser Aufforderung. Zum Repräsentanten der griechischen Kirche und Vertheidiger ihrer Lehre und Gebräuche ward der Erzbischof Nicetas von Nicomedien gewählt, ein in jeder Hinsicht höchst achtungswürdiger, wahrhaft gelehrter und daher auch Wahrheit liebender Prälat. Zwei Unterredungen hatten nun Statt, die eine in der Kirche zur heiligen Irene über den Ausgang des heiligen Geistes, die andere in der Sophienkirche über die übrigen, von dem römischen Ritus abweichenden Gebräuche der Griechen. Alle Gelehrten von Constantinopel, der Staatsrath des Kaisers und was sich von Auszeichnung unter den in Constantinopel wohnenden Venetianern, Pisanern

und Genuesern befand, nebst einer zahllosen Volksmenge waren gegenwärtig. Die größte Stille und Aufmerksamkeit herrschten in der großen Kirche. Beide Theile sprachen mit der, ihnen eigenen Beredsamkeit und Schriftkunde. Aber endlich vermochte der redliche, höchst ehrwürdige Bischof von Nicomedien nicht länger mehr der erkannten Wahrheit zu widerstehen. Nicetas erklärte öffentlich, daß die Lehre der römischen Kirche von dem Ausgange des heiligen Geistes, von dem Primat des Papstes, so wie ihre Art, das heilige Abendmahl zu bereiten, das gesegnete Brod zu consecriren und es auszutheilen, der heiligen Schrift, den Schriften der Väter und den Beschlüssen und Verordnungen mehrerer Concilien vollkommen angemessen sey; und daß, da jetzt Alles gründlich wäre untersucht und besprochen worden, es sich deutlich ergäbe, daß im Grunde genommen beide Kirchen denselben Glauben hätten und der zwischen ihnen noch vorhandene Unterschied theils blos in der Art sich auszudrücken, theils auch in einigen, von einander abweichenden, jedoch das Wesentliche des Glaubens nicht berührenden Gebräuchen bestehe. Da man aber, fügte Nicetas hinzu, Abänderungen in dergleichen Dingen sich nicht ohne allgemeine Zustimmung erlauben dürfe, so sey seine Meinung, daß zur Widervereinigung beider Kirchen ein allgemeines, aus beiden Nationen bestehendes Concilium, auf welchem der römische Papst den Vorsitz zu führen hätte, müßte zusammenberufen werden. Was nun auf demselben würde festgesetzt werden, sowohl über das Dogma, als auch die Gebräuche, sey es nun, daß man sie in Uebereinstimmung bringe, oder einer jeden Kirche die ihrigen lasse, müßte alsdann als ein allgemein bindender Glaubensartikel angenommen und von Allen, mit voller Unterwerfung des Verstandes wie des Willens befolgt werden. Anselm, in dessen Gesichtszügen man nicht die mindeste Spur von Selbstzufriedenheit über seinen errungenen Sieg erblickte, er-

klärte, daß er mit dem Antrag des würdigen Erzbischofes von Nicomedien vollkommen einverstanden sey, worauf auch die ganze zahlreiche, aus Griechen und Abendländern, aus Vornehmen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten bestehende Versammlung durch einen dreimaligen, frohen Zuruf seine Zustimmung dazu gab.

10. Wer hätte jetzt nicht glauben mögen, daß über einer baldigen Wiedervereinigung der beiden Kirchen auch nicht der mindeste Zweifel mehr schweben könne; aber demungeachtet geschah trotz dieser so günstigen allgemeinen Stimmung doch wieder nichts. Als ein Constantin der Große oder ein Theodosius der Große das gesammte römische Reich, mithin die ganze christliche Welt beherrschten, war die Zusammenberufung eines allgemeinen, aus allen Nationen bestehenden Conciliums keine sehr schwer zu lösende Aufgabe. Aber jetzt, da der Orient von dem Occident getrennt und das ehemalige weitschichtige, weströmische Reich in mehrere, gleich mächtige, von einander unabhängige Staaten getheilt war, unterlag unstreitig die Zusammenberufung und Haltung eines solchen zahlreichen, wahrhaft oecumenischen Conciliums einer Menge nicht leicht auszugleichenden Schwierigkeiten. Selbst der Kaiser Kalo-Johannes, obgleich einer Wiedervereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche durchaus nicht abgeneigt, aber in ununterbrochene, für ihn zwar stets siegreiche Kriege gegen die Türken verflochten, auch mit weit aussehenden Entwürfen auf das Fürstenthum Antiochien und das ganze Königreich Jerusalem beschäftiget, glaubte, daß es mit der Zusammenberufung eines so allgemeinen Conciliums, das unstreitig große Vorbereitungen erfordere, für jetzt keine große Eile habe, und so geschah nun auch von seiner Seite nicht das Mindeste zu dessen Beförderung oder Beschleunigung. Noch größere Hindernisse setzten sich demselben in dem Abend-

lande entgegen. Lange anhaltende Unruhen und innere Kriege in Italien; Conrads aufrührerischer Einfall in das italienische Reich; allzufrüher Tod Honorius II.; gespaltene Papstwahl; trauriges, die römische Kirche selbst verwirrendes Schisma; allgemeine Bewegung unter der Geistlichkeit aller abendländischen Reiche und deren Beherrschern, um jenes Aergerniß zu heben; Lothars II. zur Befreiung des römischen Stuhles durchaus nothwendige, kriegerische Züge über die Alpen; dieses Kaisers schneller und unvermutheter Tod am Ende seiner zweiten italiänischen Heerfahrt; der darauf sogleich ausgebrochene, blutige, ganz Deutschland erschütternde Zwist zwischen den Welfen und Ghibellinen; des Papstes Innocenz II. mißliche und gefahrvolle Stellung zu den Normännern und dem König Roger von Sicilien, und endlich der, plötzlich den wildesten Ausbruch nehmende Schwindelgeist der Römer, die sich von der Herrschaft der Päpste losrissen, diese sammt den Cardinälen aus Rom vertrieben und einige Jahre starrsinnig in ihrer Empörung beharrten: unstreitig waren dieß lauter Ereignisse, wodurch, besonders da sie unmittelbar auf einander folgten, ein allgemeines, aus allen Nationen bestehendes und von dem Papste in eigener Person zu leitendes Concilium nothwendig auf ganz unbestimmte Zeit mußte vertagt werden und nun auch wirklich vertagt ward. — Unter Kalo-Johannes Sohn und Nachfolger, dem Kaiser Manuel, regte sich lange Zeit auf das Neue wieder die Hoffnung einer Vereinigung. Der Kaiser war für seine Person ein aufrichtiger Anhänger des römischen Stuhles und dessen Lehre. Er schützte in seinem Reiche die Katholiken, gab denselben die ihnen entrissenen Kirchen wieder zurück und begünstigte sie überhaupt auf alle Weise. Auch mit den Päpsten stand Manuel sein ganzes Leben hindurch in den freundschaftlichsten Verhältnissen, einige Male sogar in anhaltendem gegenseitigen Briefwechsel.

Die päpstlichen Gesandten wurden von ihm in Constantinopel mit einer ganz besondern Auszeichnung empfangen und die kostbaren, dem heiligen Petrus bestimmten Geschenke zeugten von des Kaisers hoher Ehrerbietung gegen den römischen Papst. Aber an Manuels freundschaftliche Gesinnungen gegen Rom und die römischen Päpste knüpften sich auch noch mancherlei andere, völlig fremdartige, durchaus nicht zu erreichende Zwecke an, wovon jedoch, wenn sie der Kaiser erreicht hätte, die Wiedervereinigung eine unmittelbare und zwar augenblickliche Folge gewesen seyn würde. Als aber Manuel nach den, über jene mit dem Papste ein paar Jahre hindurch gepflogenen Verhandlungen sich überzeugt sah, daß alle seine weltlichen Hoffnungen gescheitert wären, erkaltete auch sein Eifer für die Sache der Kirche, und obschon der Kaiser wenige Jahre vor seinem Tode dem gelehrten Hugo Etherianus, der oder dessen Bruder der Dollmetscher der päpstlichen Legaten in Constantinopel gewesen war, den Auftrag gegeben, ein Buch über den Ausgang des heiligen Geistes gegen die Griechen zu schreiben, auch die Verbreitung dieser Schrift ganz besonders befördert hatte, so führte doch auch diese ungemein günstige Stimmung eines ächt römisch-katholischen Kaisers zu keinem, nur einigermaßen entscheidenden und doch so höchst wünschenswerthen Resultat. — Unter der ungeregelten und verwirrten Vormundschaft der Kaiserin Maria nach ihres Gemahls Tode und der bald darauf folgenden grausamen Regierung des Andronicus, eines der blutdürstigsten und verworfensten Tyrannen, die je noch die Erde erzeugt hatte; so wie endlich auch unter den schwachen, völlig werthlosen Kaisern aus dem Hause der Engel, war natürlich kein Heil weder für die Kirche noch den Staat zu erwarten; und so hatte nun das Schisma, seit des Kaisers Manuel Tod, noch eine nicht weiter mehr unterbrochene Fortdauer von einigen dreißig Jahren, bis endlich in dem

Jahre 1204 ein Heer abendländischer Kreuzfahrer, unter der Anführung des venetianischen Doge Dandolo, Constantinopel eroberte und der, von allen bei diesem Kreuzheere anwesenden Fürsten einstimmig zum Kaiser von Constantinopel erwählte Graf Balduin nun das, was man bisher so oft und so fruchtlos versucht hatte, bewirkte, nämlich eine Wiedervereinigung beider Kirchen, die sich jedoch nicht über das ganze bisherige griechische Reich, sondern blos auf die in Europa gelegenen griechischen Provinzen erstreckte, auch, wie wir bald sehen werden, nur die kurze Dauer von ungefähr fünfzig bis sechzig Jahren hatte *).

VI.

Fortsetzung der Geschichte des Abfalls der griechischen von der römischen Kirche.

1. Sobald durch der Fürsten Wahl Balduin I. den Thron von Constantinopel bestiegen hatte, befahl er, sogleich zu einer neuen Patriarchenwahl zu schreiten, die nun natürlicher Weise auf einen lateinischen, der römischen Kirche und deren Lehre treu anhangenden Geistlichen fiel. Mit Hülfe des neuen Patriarchen machte der Kaiser es zu seinem wichtigsten Geschäft,

*) Wir haben, was auch wahrscheinlich von unsern Lesern schon wird bemerkt worden seyn, uns bisher schon einen ziemlich bedeutenden Vorgriff erlaubt; müssen ihn auch, wenn wir nicht anders als nur gar zu oft auf diesen unfruchtbaren, wenig belohnenden Gegenstand wieder zurückkommen wollen, uns noch ferner erlauben. Es ist ja offenbar durchaus nothwendig, um dem Leser einen festen Standpunkt anzuweisen, auf dem er dieses schon so lange dauernde und selbst noch heutzutage die beiden Kirchen trennende Schisma gehörig überschauen und beurtheilen kann, die Geschichte desselben, zu größerer Verständlichkeit der Leser, in ununterbrochener, fortlaufender Erzählung vorzutragen.

seine neuen Unterthanen sämmtlich wieder in den Schoß der römischen Kirche zurückzuführen. Dazu bewogen ihn nicht blos religiöse Gründe und seine eigene Frömmigkeit, auch eine gesunde Politik machte es ihm zum Gesetze, das neue abendländisch-griechische Kaiserthum, um es in seinem Innern zu befestigen, von Schismatikern, die stets geheime und eben daher desto gefährlichere Feinde desselben bleiben würden, so bald und so sehr als möglich zu reinigen. In seinem darauf ganz vorzüglich gerichteten Streben fand der Kaiser anfänglich auch keine große Hindernisse. In Angelegenheiten der Religion folgen die Unterthanen gewöhnlich dem Beispiel ihrer Beherrscher und die Griechen jetzt um so leichter, da Balduin sie mit großer Milde behandelte, er daher auch, trotz seiner kurzen, kaum zweijährigen Regierung, die Liebe und das Zutrauen aller seiner neuen Unterthanen in vollem Maße gewann*). Aber bei allem diesem gab es dennoch eine nicht kleine Anzahl, die, weil zu tief gewurzelt in ihren Vorurtheilen gegen die römische Kirche, ihrem Wahne nicht so leicht entsagen konnten. Gegen diese ward nun mit großer Strenge verfahren und mißdeutend jenen Spruch des Evangeliums: „daß man die, welche sich weigerten hereinzutreten, dazu zwingen sollte," hielten nun Balduin und dessen Nachfolger, Kaiser Heinrich, auch Kerker und schwere körperliche Strafen für nicht minder zweckmäßige Bekehrungsmittel**).

*) Auch Papst Innocenz III. war darin dem Kaiser ungemein behülflich. Sobald Balduin dem heiligen Vater die Eroberung Constantinopels berichtet hatte, schrieb Innocenz an alle Bischöfe Frankreichs, sie dringend auffordernd, gelehrte und fromme Männer nach Constantinopel zu schicken, um das Reich, welches die Franzosen so glorreich erobert hätten, nun auch für Jesu Christo wieder zu gewinnen.

**) Der Zwang, von dem das Evangelium spricht, ist je-

2. Leider trug die Verfassung, die man dem lateinischen Kaiserreiche in Constantinopel gab, schon in sich selbst alle Keime dessen baldigen Verfalls. Die Territorialmacht des Kaisers war unbedeutend. Nur über Constantinopel und einige umherliegende Städte war er unmittelbarer Herr. Der größte Theil von Macedonien ward von dem Reiche getrennt und dem Markgrafen Bonifaz von Montferrat mit dem Titel eines Königs von Thessalonich gegeben; die übrigen Provinzen und Länder, selbst die wenigen, welche jenseits des Bosphorus lagen, wurden in Grafschaften und Markgrafschaften zerstückt und unter die lateinischen Herren als Lehen vertheilt. Diese Verfassung war nun nicht blos in politischer Hinsicht unheilbringend, es entstanden aus ihr auch für eine vollkommene Kirchenvereinigung eine Menge nicht leicht mehr zu besiegender Hindernisse. Während nämlich die Abendländer mit der Einrichtung ihrer erorberten Länder beschäftiget waren, gründeten verschiedene Prinzen aus dem comnenischen Hause neue Staaten in Asien, wovon der von Nicäa der bedeutendste war und in kurzer Zeit noch mächtiger als das europäische Kaiserthum von Constantinopel ward *). Der Gründer desselben war der Comnene Theodor Laskaris. Bei der Eroberung Constantinopels von den Lateinern hatte er das Glück gehabt, noch zu rechter Zeit

doch ganz anderer Art. Es ist der Zwang der Liebe, der sanften, salbungsvollen Belehrung und besonders des anhaltenden inbrünstigen Gebetes für die Verirrten. — Von Ketten, Kerker und Henkersknechten weiß das Evangelium nichts.

*) Obgleich nicht so bedeutend, als jenes von Nicäa, war auch das Fürstenthum Trapezunt an den Grenzen von Kappadocien. Der Stifter desselben war der Comnene Alexius, dessen Enkel und Urenkel sich Kaiser von Trapezunt nannten. Dieses Reich hatte, von Nicäa unabhängig, einen ziemlich langen Fortbestand, bis es endlich von den Türken erobert und zerstört ward.

aus der Stadt zu entfliehen. Mit einer nicht sehr bedeutenden Anzahl tapferer und treuer Anhänger ging er nach Bithynien, eroberte mit Hülfe der Türken die ganze Provinz und zwang endlich auch deren Hauptstadt Nicäa ihm ihre Thore zu öffnen. Dahin strömten nun sogleich aus allen Gegenden die von ihrer neuen Regierung gedrückten Schismatiker; selbst Männer aus den edelsten Geschlechtern, auch der letzte Patriarch und eine Menge schismatischer Geistlichen. In einer ungemein zahlreichen Versammlung ward nun der, zu einer Wiedervereinigung beider Kirchen wenig geneigte Theodor Laskaris zum Kaiser von Nicäa ausgerufen und hierauf sogleich von dem schismatischen Patriarchen Michael Autorianus gekrönt. — Das Schisma hatte demnach jetzt blos seinen Sitz verändert, von seiner Ausdehnung zwar Vieles verloren, dessen Wiedererlangung sich jedoch bald wieder in ganz naher Aussicht zeigte. Natürlich suchten jetzt die neuen in Asien gegründeten Staaten, besonders das Reich von Nicäa, sich auf Kosten der lateinischen Kaiser immer mehr zu vergrößern, und so entstand zwischen Beiden ein beinahe unterbrochener Krieg. Wurden und die lateinischen Beherrscher von Constantinopel von den asiatischen Griechen hart bedrängt; so wendeten sie sich gewöhnlich an den Papst, worauf der heilige Vater unverzüglich einen oder den andern der mächtigen abendländischen Monarchen zu bewegen wußte, den Lateinern in Constantinopel zu Hülfe zu eilen. Aber sobald jedesmal der Hof von Nicäa dieses erfuhr, wendete er sich ebenfalls sogleich an den Papst, machte demselben die größten Hoffnungen zu einer baldigen Kirchenvereinigung und versprach zu einem so gottgefälligen Werke aus allen Kräften mitzuwirken, jedoch Alles dieses blos, um den Fortgang der, zum Besten der lateinischen Kaiser schon angefangenen Kriegsrüstung zu hemmen. Unterhandlungen wurden alsdann angeknüpft, aber stets auch, sobald nur der Augenblick

der Gefahr und der Besorgniß für die schismatischen Kaiser vorüber war, auch sogleich wieder abgebrochen. — Dieselbe Politik beobachteten die griechischen Kaiser auch, nachdem sie Constantinopel wieder erobert und dem lateinischen Kaiserthum ein Ende gemacht hatten. So oft sie nämlich der Hülfe der Abendländer gegen die Türken bedurften, wendeten sie sich stets an die Päpste und suchten diese, durch Vorspiegelung einer jetzt leicht zu bewirkenden Kirchenvereinigung für ihren Zweck zu gewinnen. Ließen ihnen hierauf aber die Türken wieder einige Zeit Ruhe, so daß sie von denselben augenblicklich nichts mehr zu befürchten hatten; so blieb auch in Betreff der großen Kirchenangelegenheit Alles beim Alten. Es ist beinahe unbegreiflich, wie unsere großen Päpste sich so oft konnten täuschen lassen. Aber bei ihrem glühenden Verlangen, die Verirrten wieder auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen und ihrem blos auf diesen höhern Zweck gerichteten Streben mußten nothwendig alle frühern, wenn auch noch so trübe Erfahrungen vor ihrer Seele verschwinden; und weil, voll von Liebe auch voll von Hoffnung, daß die Stunde göttlicher Erbarmung nur für die Abgefallenen geschlagen haben könnte, faßten sie mit beispielloser Gutmüthigkeit, bei der geringsten Veranlassung auch sogleich wieder den, obgleich schon so oft abgebrochenen Faden früherer Unterhandlungen wieder auf. Diese gehen nun, nur bald auf längere, bald auf kürzere Zeit unterbrochen, bis zum Untergange des griechischen Reichs, also durch zwei ganze Jahrhunderte fort. In eine, in alles Einzelne eingehende Darstellung derselben können wir uns aber, ohne in ermüdenden Wiederholungen uns zu verlieren, unmöglich einlassen; ohnehin würde der Raum des Buches dieses nicht erlauben. Unsere Aufgabe sey also jetzt blos, deren merkwürdigsten Momente und Perioden hier zu erwähnen, und zwar in so vieler Kürze, als nur immer der historische Zusammenhang

und der dem Leser nöthige Ueberblick des Ganzen es gestatten mögen.

3. Unter der Regierung des Kaisers Laskaris, des Gründers des Nicäaischen Kaiserthums, geschah weder von der einen noch von der andern Seite ein Schritt zur Vereinigung der Kirchen; im Gegentheil trennten diese sich noch weiter von einander. Die Griechen machten es nämlich jetzt zu einer festen, überall zu befolgenden Satzung ihrer Kirche, alle von lateinischen Geistlichen Getauften noch einmal zu taufen, auch alle Kirchen, in welcher ein römisch-katholischer Geistliche eine heilige Messe gelesen hätte, als entweihet zu betrachten, sie daher vor Allem erst sorgfältig zu waschen und dann auf das Neue zu weihen. Zudem fing das Schisma auch schon wieder an, an Ausdehnung zu gewinnen, indem der tapfere Laskaris sowohl in Asien wie in Europa bedeutende Vortheile über die Lateiner erfocht, und nun in den Städten und Bezirken, welche er eroberte, auch alle jene Griechen, welche unter Balduin I. zu der römischen Kirche sich bekehrt hatten, wieder von ihr abfielen und zu der schismatisch-griechischen Kirche zurückkehrten, worauf der Papst, als er es erfuhr, auf dem vierten lateranischen Concilium den Bannfluch auf das Neue gegen die Schismatiker aussprach *). Indessen näherten sich doch

*) Unter der Regierung des Kaisers Laskaris gab der griechische Patriarch Manuel ein merkwürdiges Beispiel von jenem, und weil auf nichts gegründetem, auch durchaus unerklärbarem, aber in den Gemüthern der Griechen tief liegenden und ihre ganze Denk- und Anschauungsweise influencirenden Haß gegen die Römisch-Katholischen oder Lateiner, wie man sie damals nannte. — Der Kaiser Laskaris nämlich hatte den Sultan von Iconium in einer blutigen Schlacht besiegt und nicht unbedeutende Vortheile über ihn errungen. Um seine gemachten Eroberungen noch mehr zu erweitern, stand

wieder beide Kirchen unter Laskaris Nachfolger, dem Kaiser Johannes Vatazes. Aber diese augenblickliche Annäherung war eine bloße Folge politischer Ereignisse. Vatazes hatte, nur mit Ausnahme Constantinopels und einiger Länder in Griechenland und in dem Peloponnes, beinahe das ganze griechische Reich wieder unter seiner Herrschaft vereiniget, aber eben dadurch auch der junge Kaiser Balduin II. sich gezwungen gesehen, nach Europa zurückzugehen, um bei dem Papste und allen Königen Hülfe gegen die Griechen zu suchen. Der Papst nahm sich der Sache Balduins sehr eifrig an und beschloß, einen Kreuzzug gegen die schismatischen Griechen predigen zu lassen. Dies schreckte den Kaiser so sehr, daß er unverzüglich an den Papst schrieb, das große Geschäft der Vereinigung wieder anregte und den heiligen Vater ersuchte, Abgeordnete nach Nicäa zu schicken, mit denen man sich über die verschiedenen streitigen Punkte besprechen wolle. Der hochherzige Papst Gregor IX., der die ganze Welt in seinem liebevollen Busen trug und gern alle Völker der Erde zu Christo geführt hätte, sandte unverzüglich vier sehr gelehrte Männer aus dem Dominikaner- und Franciscanerorden nach Nicäa. Die päpstlichen Abgeordneten wurden ungemein ehrenvoll empfangen, auch mehrere Unterredungen in Gegenwart des Kaisers ge-

er im Begriffe, mit dem lateinischen Kaiser Robert von Constantinopel ein Bündniß zu schließen. Aber kaum hatte dies der schismatische Patriarch erfahren, als er sogleich vor den Kaiser trat und diesem bei Allem, was heilig wäre, beschwor, von seinem Vorhaben abzustehen, indem er nichts Gottloseres und keinen verdammenswerthern Frevel begehen könne, als mit einem, der römischen Kirche anhängenden Fürsten in irgend eine Art von Verein zu treten. Das Bündniß unterblieb also zur großen Zufriedenheit der Türken und nicht geringerm Nachtheil der orientalischen Christen.

halten. Aber den Griechen war es nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen. In allen Conferenzen sprachen sie stets von andern Dingen, als wovon eigentlich die Rede hätte seyn sollen. Um die Sache noch mehr in die Länge zu ziehen, erklärte endlich der griechische Patriarch, daß diese wichtige Angelegenheit nur auf einem zahlreichen Concilium könnte verhandelt werden. Auch das ließen sich die päpstlichen Abgeordneten gefallen, und als es endlich nach langer Zeit wirklich gehalten ward, kam man dennoch nicht um einen Schritt weiter. Aber vollkommen sahen die Abgeordneten erst ein, daß man sie bisher getäuscht habe, als der Kaiser ihnen die ganz unerwartete Bemerkung machte, daß, so wie wenn Monarchen über irgend eine Angelegenheit mit einander unterhandelten, ein jeder von seinen Forderungen stets etwas nachzulassen pflege, sie nun gerade auf dieselbe Weise verfahren müßten. Die römische Kirche möge also jetzt ihre Lehre von dem Ausgange des heiligen Geistes aufgeben, worauf alsdann auch die Griechen ihr verschiedene andere Zugeständnisse machen würden. — Mit Recht über diese tolle Zumuthung aufgebracht, sagten die römischen Abgeordneten dem Kaiser kühn in das Gesicht: „Die römische Kirche könne und werde nie, auch nur ein Jota, von ihrem Glauben und ihrer Lehre nachlassen. Wollten also die Griechen sich mit ihr vereinigen, so müßten sie Alles glauben und lehren, was die römische Kirche glaube und lehre; besonders müßten sie glauben, daß der heilige Geist vom Vater und Sohne ausgehe; obgleich der Papst sie nicht zwingen wolle, die Worte filioque dem Symbolum beizufügen. Endlich müßten auch alle bisher gegen den römischen Stuhl geschriebenen Bücher förmlich verdammt und öffentlich verbrannt werden. Ueber dies Letztere geriethen die anwesenden schismatischen Bischöfe in solchen Zorn, daß sie den päpstlichen Abgeordneten,

denen sie im Anfang der Conferenz einige von ihren Schriften gegeben hatten, diese ihnen gewaltsam wieder aus den Händen rissen. — Um noch fernern Mißhandlungen sich zu entziehen, verließen die Abgeordneten Nicäa und kehrten nach Rom zurück, und so war nun in der Brust des großherzigen Papstes auch dieser schwache Strahl von Hoffnung einer Vereinigung auf einmal wieder verschwunden.

4. Es dauerte jedoch nicht lange, so fand Kaiser Vatazes es mehr als je seinem Interesse angemessen, neue Unterhandlungen mit dem römischen Stuhle anzuknüpfen. Auf einem Concilium in Lyon war ein Kreuzzug zur Befreiung Constantinopels, das jetzt Vatazes abermals zu belagern drohete, einstimmig beschlossen worden und der vertriebene Balduin durchlief das ganze Abendland, um die Rüstungen zu diesem Zuge zu beschleunigen. Furcht, daß das Abendland seine sämmtlichen Kräfte gegen ihn vereinigen möchte, bewog also den Vatazes, das den Griechen schon einige Mal gelungene Spiel täuschender Unterhandlungen wegen einer Kirchenvereinigung auf das Neue mit dem römischen Stuhle zu spielen. Er schrieb also diesfalls an den Papst, und Innocenz IV. schickte, um an dem bisher so schweren Werke der Bekehrung der Schismatiker zu arbeiten, den Pater Johann von Parma, General des Franciscanerordens, nach Nicäa. Wie gewöhnlich ward auch dieser päpstliche Abgeordnete an dem kaiserlichen Hofe sehr freundlich und auf eine zu großen Hoffnungen berechtigende Weise empfangen. Mit ungewöhnlicher, viel umfassender Gelehrsamkeit und einem reinen, kindlichen, wahrhaft frommen Sinne verband Johann von Parma auch nicht mindere Klugheit und Gewandtheit in den Geschäften, dabei ungemein gefällige Sitten und eine äußerst seltene Milde des Herzens. In kurzer Zeit gewann er nicht nur die

Gunst des Kaisers und dessen ganzen Hofes, sondern sogar auch des Patriarchen Manuels und eines großen Theils der Geistlichkeit. Ganz Nicäa liebte und verehrte ihn wie einen Heiligen und merkte auf jedes seiner Worte wie auf einen Spruch des Evangeliums. Als nun der General der Franziskaner in mehrern mit dem Patriarchen und den Bischöfen in Gegenwart des Kaisers gehaltenen Unterredungen die Lehre der römischen Kirche mit eben so vieler Klarheit als Gründlichkeit auseinander setzte, alle Einwürfe gegen dieselbe stets eben so gründlich widerlegte, auch alle übrigen Bedenklichkeiten der Griechen zu deren vollkommenen Befriedigung hob, ward auch der Kaiser endlich von der Wahrheit der Lehre der römischen Kirche überzeugt und entschloß sich nun nicht blos aus politischen Gründen, sondern auch seines Gewissens und seiner Ueberzeugung wegen mit allem Ernste an dem Werke der Wiedervereinigung beider Kirchen zu arbeiten. Noch mehr bestärkt ward er in diesem Entschluß durch ein Schreiben seiner Schwägerin, der Königin Maria Laskaris, Gemahlin Königs Bela IV. von Ungarn. Diese meldete ihm: Sie und ihr Gemahl und mit ihnen das ganze Königreich hätten dem Schisma entsagt und mit der römischen Kirche sich vereiniget; sie bitte ihn also, um seines eigenen Seelenheils willen, ihrem und ihres Gemahls Beispiel zu folgen. — Zudem erhielt Vatazes auch um die nämliche Zeit die ganz unerwartete Nachricht: der Großfürst Daniel von Rußland habe sich ebenfalls von dem Schisma losgesagt und dem römischen Stuhle sich unterworfen*). Noch fester stand also jetzt

*) Leider fiel jedoch Daniel schon im folgenden Jahre von der römischen Kirche ab und ward nun derselben weit bösartigerer Gegner, als er es früher gewesen war. Ohne alle Rücksicht auf das allgemeine Völkerrecht erkühnte er sich sogar, die Abgeordneten, die der Papst an ihn gesandt hatte, gröblich zu mißhandeln.

der Entschluß des Kaisers und auf seinen Betrieb ward beschlossen, mit dem rückkehrenden Johann von Parma die beiden griechischen Bischöfe von Sardes und Cizikus nach Rom zu schicken, um dort dem heiligen Vater die Zugeständnisse zu überreichen, welche die Griechen, um sich mit der römischen Kirche wieder zu vereinigen, jetzt zu machen bereit wären. Diese Zugeständnisse waren: die Griechen erkennen den Primat und Vorrang des römischen Papstes vor allen übrigen Patriarchen der Christenheit. Der Papst soll auf allen Concilien den Vorsitz haben. Man wolle allen seinen Beschlüssen nachkommen, ihm vollkommenen Gehorsam und jede Ehrerbietung erweisen, seinen Namen wieder in den Dyptichen eintragen und stets vor allen andern Nameu ablesen. Endlich sollte auch das Recht der Appellation an den römischen Papst, als an den höchsten kirchlichen Richter, weil ohnehin eine schon in dem grauesten Alterthum in allen Kirchen bestehende Disciplin, wieder eingeführt werden und allen Geistlichen, selbst denen von niederm Range, in ihren Angelegenheiten der Recurs an den römischen Stuhl freistehen. — Aber nun wollte Kaiser Batazes bei dieser Gelegenheit auch einige nicht wenig bedeutende zeitliche Vortheile für sich gewinnen. Er fügte demnach die Bedingung hinzu: der Papst solle ihm Constantinopel, das zu dem griechischen Reich gehöre und dessen Hauptstadt sey, zurückgeben, auch dafür sorgen, daß dem Balduin von den abendländischen Mächten kein Beistand geleistet werde und endlich seinen Patriarchen Manuel, der ja nun ebenfalls sich zu vereinigen bereit sey, auf den Stuhl von Constantinopel erheben, auch dieser Kirche für die Zukunft keinen Abendländer zum Patriarchen mehr aufdringen. — So erfreulich für den Papst die von den Griechen ihm gemachten Zugeständnisse waren, eben so unangenehm war ihm des Kaisers gehässige Forderung in Betreff Balduins und der Stadt Constantinopel. Des-

wegen wollte er jedoch mit demselben nicht brechen. Er machte also einen Versuch, auf freundlichem Wege gegenseitigen Zutrauens ihn zu bewegen, von seiner Forderung abzustehen. In einem ungemein milden, wahrhaft väterlichen Schreiben bot er sich dem Kaiser als Vermittler an. Wenn auch, schrieb der Papst, des Kaisers Hauptzweck in Betreff des Besitzes von Constantinopel für jetzt noch nicht sogleich sollte erreicht werden, so verspreche er, der Papst, ihm doch dafür zu sorgen, daß andere nicht minder vortheilhafte Bedingungen ihm sollten zugestanden werden; indem ja von einem so mächtigen und kräftigen Monarchen, wie er wäre, die Kirche ungleich mehr, als von Balduin zu erwarten habe. In Ansehung des Patriarchen von Constantinopel verspreche er ihm ebenfalls, daß, so wie Constantinopel in den Händen der Griechen seyn würde, auch der lateinische Patriarch dem griechischen weichen sollte. — Der heilige Vater entließ hierauf die griechischen Gesandten mit reichen Geschenken und unter der Zusicherung seiner väterlichen Liebe zu der griechischen Nation, wie zu deren Beherrscher. — Wenn Vatazes auch mit dem päpstlichen Schreiben nicht gerade in allen dessen Theilen ganz zufrieden war, so beruhigte ihn doch die Ueberzeugung, daß die Freundschaft des römischen Papstes ihm und seinem Reiche in der Zukunft noch große Vortheile bringen könne; und so stand jetzt der endliche Abschluß dieser eben so wichtigen als schwierigen Angelegenheit schon ganz nahe und vollkommen gesichert da, als leider noch in demselben Jahre der Papst und in dem folgenden auch der Kaiser starben, worauf unter dessen Sohne und Nachfolger, dem Kaiser Theodor Laskaris II., jede Aussicht auf Wiedervereinigung auf einmal wieder völlig verschwand.

6. Theodor, der, als er den Thron bestieg, ungefähr dreißig Jahre zählte, hatte manche treffliche Eigenschaften, war überhaupt ein liebenswürdiger Mensch,

aber auch ein blinder Anhänger des Schisma. Die bisher gepflogenen und schon bis zum Schluß gebrachten Unterhandlungen brach er, ohne irgend einen Grund anzugeben, wieder ab, ließ die an ihn gesandten päpstlichen Abgeordneten gar nicht vor, wollte sie nicht einmal sehen, viel weniger sprechen. Indessen würde doch wahrscheinlich der junge Monarch von seinem Wahne, wie tief er auch in demselben versunken war, noch geheilet worden seyn; hätte nicht die unzeitige Demuth des frommen Blemmidas gar noch Alles verdorben. Nicephorus Blemmidas war ein durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gleich ruhmvoll ausgezeichneter Mönch. Allgemein ward er für den gelehrtesten Mann im ganzen Reiche gehalten. Man war stolz darauf, ihn zum Lehrer gehabt zu haben, und selbst der junge Kaiser rühmte sich, von demselben in der Philosophie unterrichtet worden zu seyn. Da Blemmidas ihm als Kronprinz unter der Regierung seines Vaters schon bedeutende Dienste geleistet hatte, so wollte Theodor ihn auch gleich nach seiner Thronbesteigung dafür belohnen und auf den, durch den so eben jetzt erfolgten Tode des Patriarchen Manuel erledigten Patriarchenstuhl erheben. Aber Blemmidas weigerte sich, diese hohe Würde anzunehmen; er habe, sagte er, sich der Welt entzogen und verlange nichts von allen ihren Herrlichkeiten, worauf auch der Kaiser, der ihn wohl kannte, und daher wußte, daß er ein warmer Anhänger des römischen Stuhles sey, auch nicht mehr weiter in ihn drang, sondern den Arsenius, einen Laienbruder aus einem Kloster in Bithynien, zum Patriarchen ernannte. Dieser Arsenius war ein äußerst beschränkter Kopf ohne alle wissenschaftliche Bildung, und hatte kein anderes Verdienst, als daß er in dem Rufe großer Frömmigkeit stand: ein Ruf, der jedoch im höchsten Grade zweideutig zu seyn scheint, da er, trotz dem Bewußtseyn seiner großen Unwissenheit und in dem Ge-

fühle seiner geistigen Impotenz, dennoch diese hohe Würde sogleich annahm, mithin sein Herz auch unter der Mönchskutte noch für Auszeichnung und äußerlichen Glanz nicht unempfänglich war. Der neue Patriarch war ein starrsinniger Schismatiker. Aber nun verfertigte der gelehrte Blemmidas ein Buch über den Ausgang des heiligen Geistes, in welchem er erwies, daß die Lehre der römischen Kirche über diesen Glaubensartikel durchaus dieselbe sey, welche auch die Schriften griechischer heiliger Kirchenväter enthielten. Diese Schrift schickte er dem Kaiser, der sie aufmerksam las, aber dennoch hartnäckig bei seinem Irrthum beharrte, was er jedoch, als er nach einer kurzen Regierung von sieben bis acht Jahren starb, auf seinem Todesbette schmerzlich bereuet und worüber er während der Beicht, die er dem, der römischen Kirche anhängenden Bischofe von Mitylene ablegte, einen Strom von Thränen vergossen haben soll. Kurz vor seinem Tode befahl er, ihn in einer Mönchskutte zu begraben.

7. Nach dem Tode dieses Kaisers entstanden mehrjährige Wirrnisse und innere Unruhen in dem Reiche, während denen jede Sorge für kirchliche Angelegenheiten tief in den Hintergrund zurücktreten mußte. Als aber Michael Paläolog den Thron bestieg und dieser tapfere, staatskluge und schlaue Prinz in kurzer Zeit das ehemalige griechische Reich beinahe gänzlich unter seinem Scepter vereint und sogar Constantinopel erobert hatte, gestalteten sich die Dinge bald so, daß auch Paläologus zu den alten, von seinen Vorfahren schon so oft gebrauchten Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen mußte. Die reißenden Fortschritte dieses Kaisers gegen die Lateiner in Griechenland erregte nicht nur die Aufmerksamkeit des Papstes, sondern auch noch mehrerer anderer Monarchen, besonders des Königs von Neapel und Sicilien. Von Seite des römischen Stuhles war man

nun sehr ernstlich bedacht, ein mächtiges Bündniß gegen den siegreichen Kaiser zu Stande zu bringen und so ward nun auch bald das alte, obgleich bisher stets fruchtlos verhallte Lied eines Kreuzzuges gegen die schismatischen Griechen, im Abendlande wieder gesungen. Sobald Paläologus dies erfuhr, wandte er sich an den Papst, diesen auf das dringendste ersuchend, dem traurigen, beide Kirchen nun schon so lange trennenden Schisma ein Ende zu machen. Er, seiner Seits, sey bereit, sich dem römischen Stuhl zu unterwerfen, auch seinen Streit wegen des Reiches mit Balduin der Entscheidung des heiligen Vaters zu überlassen. Durch diese glänzenden Versprechungen ward nun auch der gute Papst Urban IV. wieder getäuscht. Da ihm die Wiedervereinigung ebenfalls sehr am Herzen lag und eben daher, weil er sie so sehr wünschte, auch Alles, was der Kaiser ihm geschrieben, gutmüthig glaubte; so ordnete er unverzüglich drei gelehrte Franciskaner nach Constantinopel; und damit jetzt die Unterhandlungen wegen der Vereinigung ja nicht unterbrochen würden, gab er sich alle Mühe, jeden feindlichen Einfall abendländischer Fürsten in Griechenland zu verhindern. — — Noch weit freundlicher und ehrenvoller als je wurden die päpstlichen Abgeordneten in Constantinopel von dem Kaiser empfangen, der jedoch an nichts weniger als an eine Vereinigung der Kirchen ernstlich dachte. Ihm war es nur wieder darum zu thun, Zeit zu gewinnen. Vorsätzlich wurden also die Unterhandlungen so viel wie möglich in die Länge gezogen, dabei auch öfters Gesandte nach Rom geschickt, die gewöhnlich reiche Geschenke für die Cardinäle und andere Personen von Einfluß bei dem heiligen Vater mitbrachten. Dem losen Spiel, das der Kaiser mit dem römischen Hofe trieb, machte endlich der Tod Urbans IV. ein Ende; denn, da um dieselbe Zeit die großen Fortschritte der Türken in Syrien und Palästina die Sorge wie die Waffen der Kreuzfahrer

dahin lenkten, mithin der Kaiser keinen feindlichen Einfall mehr von den Abendländern zu befürchten hatte, brach er plötzlich geradezu alle ferneren Unterhandlungen ab. — Aber diese wieder anzuknüpfen ward er doch einige Zeit nachher durch neue politische Ereignisse, und zwar noch weit gebieterischer als vorher gezwungen.

8. Carl von Anjou nämlich, Bruder Königs Ludwigs des Heiligen von Frankreich, hatte indessen Neapel und Sicilien erobert und diese Eroberung in ihm die Lust nach fernern Eroberungen noch mehr geweckt. Er sann also auf einen feindlichen Einfall in Griechenland und hoffte auf einen um so glänzenderen Erfolg, da ohnehin die Franzosen noch im Peloponnes und in Griechenland im Besitze mehrerer Burgen und fester Städte waren. Aus seinem Plane machte Carl gar kein Geheimniß, auch verriethen denselben schon des Königs ungewöhnliche kriegerische Rüstungen. Natürlich machte dieses dem griechischen Kaiser keine kleine Besorgnisse; aber ungleich weit höher stiegen diese, als Paläologus das Gerücht vernahm: auch der heilige Ludwig stehe im Begriffe, mit einem zahlreichen und wohlgerüsteten Heere einen Kreuzzug anzutreten und höchst wahrscheinlich werde Carls Heer zu jenem seines Bruders, des Königs von Frankreich, stoßen. Nicht ohne Grund befürchtete also der Kaiser, daß die beiden Monarchen, bevor sie ihren Feldzug gegen die Türken eröffneten, vor Allem erst das griechische Reich angreifen und es wieder für die Lateiner zu erobern suchen würden. Um diesen Sturm, der dem Michael gefährlicher schien, als er es wirklich war, bei Zeiten zu beschwören, ordnete er Gesandte nach Rom mit den heiligsten Betheuerungen, daß ihm nichts so sehr als eine Vereinigung beider Kirchen am Herzen liege, er daher den heiligen Vater bitte, in irgend einer Stadt des griechischen Reichs ein allgemeines Concilium zusammen zu be-

rufen. Der Papst nahm zwar die Gesandten sehr gut auf, ließ sich aber in keine Unterhandlungen mit ihnen ein, sondern erklärte ihnen, daß er ihrem Herrn über dessen Begehren unverzüglich seine Ansichten und seinen Willen bekannt machen werde. Clemens IV. wünschte zwar so sehr, wie seine Vorgänger, der griechischen Kirche den Frieden zu geben, aber er wählte hierzu einen ganz andern, weit kürzern, schneller zum Zweck führenden und nicht leicht politischen Täuschungen ausgesetzten Weg. Durch einige gelehrte Dominikaner schickte er nämlich dem Kaiser ein Glaubensbekenntniß und ließ ihm bedeuten, daß, wenn er wirklich und aufrichtig eine Vereinigung mit der römischen Kirche wünsche, es für ihn dazu kein anderes Mittel gäbe, als daß er mit seinem ganzen Reich das ihm hier übersandte Glaubensbekenntniß annehme und nach der demselben beigelegten Eidesformel beschwöre. Er, der Papst, werde nie zugeben, daß Glaubenslehren und Glaubenswahrheiten, welche schon vor so vielen Jahrhunderten durch die heilige Schrift, die Schriften der Kirchenväter, durch päpstliche Decrete und die Beschlüsse allgemeiner Concilien wären entschieden und festgesetzt worden, nun auf das neue besprochen und untersucht werden sollten. Es sey jetzt nicht darum zu thun, zu disputiren und Privatmeinungen geltend zu machen; sondern um völlige Unterwerfung des Verstandes und des Willens unter die Lehre der Kirche und deren in Glaubenssachen höchste Autorität.

9. Leider gerieth das große Werk der Aussöhnung durch den bald darauf erfolgten Tod Clemens IV. wieder ins Stocken. Ein neuer Strahl der Hoffnung ging erst wieder auf, als ungefähr ein Jahr nach dem Tode des verstorbenen Papstes, Visconti von Piacenza unter dem Namen Gregors des Zehnten den Stuhl des heiligen Petrus bestieg. Bei seiner Wahl befand sich Gregor nicht in Rom, sondern in Ptolemais in Syrien.

Niemand kannte also besser als er die gefährdete Lage der abendländischen Christen in dem Orient, und die Nothwendigkeit, den Türken ihre in Palästina gemachten Eroberungen wieder zu entreissen. Aber überzeugt, daß eine kräftige Mitwirkung von Seite des griechischen Kaisers von ungemein großem Erfolge seyn müßte, diese aber, so lange die Kirchenvereinigung noch nicht zu Stande gekommen seyn würde, nicht zu hoffen wäre; so schickte Gregor, schon auf seiner Rückreise aus dem Orient, an den Kaiser einige Abgeordnete mit einem päpstlichen Schreiben, in welchem er dem Monarchen, wegen dessen eifrigen Verlangens nach einer Vereinigung, große Lobsprüche ertheilte und ihm zugleich bemerkte, daß, wenn es sein voller Ernst wäre, er dazu keinen günstigern Augenblick als jetzt unter seinem Pontificate finden könnte. Wirklich schrieb auch Gregor gleich nach seiner Ankunft in Rom, theils wegen der griechischen Angelegenheiten, theils auch wegen eines neuen Kreuzzuges ein in dem folgenden Jahre zu haltendes Concilium nach Lyon aus. — Die päpstliche Gesandtschaft ward von dem Kaiser durch eine Gegengesandtschaft erwidert, welche dieselben Clemens IV. gemachten Betheuerungen wiederholten, worauf der Papste in einem sehr bestimmt ausgedrückten Schreiben dem Kaiser antwortete, daß es durchaus bei der, vom Papst Clemens ihm gegebenen Erklärung bleiben und er demnach, wenn er wirklich beide Kirchen wieder vereiniget zu sehen wünsche, auch jenes von Clemens ihm gesandte Glaubensbekenntniß annehmen, sich zu demselben, wo nicht gleich, doch auf dem Concilium, welches im folgenden Jahre in Lyon gehalten werden würde, entweder in eigener Person oder durch eine Gesandtschaft laut und förmlich bekennen, es unterzeichnen und beschwören und dann noch versprechen müsse, dafür zu sorgen, daß es auch von den Patriarchen, Erzbischöfen, Bischöfen und der gesammten Geistlichkeit seines Reiches angenommen, unterzeichnet und

beschworen würde; wäre dieses einmal geschehen, so werde man den Kaiser auch in Betreff seiner politischen Forderungen vollkommen zufrieden stellen.

10. Wie es scheint, wollte der Kaiser diesmal, nicht blos aus politischen, sondern auch aus religiösen Gründen das gottgefällige Werk mit größerm Eifer als bisher betreiben. Nicht nur mit den verschiedenen päpstlichen Abgeordneten, die stets sehr gelehrte Männer waren, sondern auch mit einigen seiner eigenen Bischöfe, die sich auf die Seite des römischen Stuhles neigten, hatte der Kaiser bisher öftere und lange Unterredungen gehabt, ward nach und nach immer mehr von der Wahrheit des römischen Lehrbegriffes überzeugt, und diese seine Ueberzeugung erhielt durch die politischen Vortheile, welche er von einer Vereinigung beider Kirchen erwartete und wirklich auch erwarten konnte, ein nur noch um so größeres Gewicht. Indessen sah er wohl ein, daß er selbst unter seiner eigenen Nation und deren Geistlichkeit noch manche Hindernisse werde zu überwinden haben. Obgleich entschlossen, auf diese keine Rücksicht zu nehmen, suchte er doch auf dem Wege der Milde die Gemüther dazu vorzubereiten, und dies gelang ihm so sehr, daß er in kurzer Zeit nicht nur mehrere Bischöfe und einen großen Theil der übrigen Geistlichkeit, sondern auch eine Menge der angesehensten und einsichtsvollsten Laien für seine Ansichten gewann. Nur der Patriarch Joseph, ein ungemein beschränkter, unwissender Mann, dem es auch so sehr an aller Mittheilungsgabe gebrach, daß, wenn er auch über irgend einen Gegenstand seine Meinung sagen wollte, er sich dabei stets eines fremden Organs bedienen mußte. Nur dieser und ein gewisser Johannes Veccus, einer der ersten Würdenträger der Kirche von Constantinopel, widersprachen dem Kaiser und beharrten starrsinnig bei ihrer Behauptung, daß der römische Stuhl in Irrthum gerathen und

die Wahrheit blos in der griechischen Kirche zu finden sey. Von diesen beiden verknöcherten Schismatikern wußte jedoch der Kaiser sich bald los zu machen. Den Beccus ließ er unter einem leicht zu ersinnenden Vorwand anklagen und in das Gefängniß setzen; und dem Patriarchen stellte er sehr ernsthaft vor, daß, so lange die Unterhandlungen wegen des Kirchenvereins dauerten, er nichts Besseres thun könne, als sich in ein Kloster zurückzuziehen; sollten jene nicht zu dem beabsichtigten Zwecke führen, so könne er wieder zu seinem Patriarchenstuhle zurückkehren; würde aber die Kirchenvereinigung wirklich zu Stande kommen, so müßte er freilich, wenn er durchaus bei seinem Wahne beharren wollte, auch auf seine Würde und den Stuhl von Constantinopel verzichten. Der einfältige Mensch ließ sich dieses gefallen und so waren nun im Ganzen genommen die Gemüther für eine Vereinigung mit der römischen Kirche größtentheils günstig gestimmt. Auch den Beccus wußte der Kaiser bald wieder auf seine Seite herüberzuziehen. Derselbe war ein durchaus redlicher, wahrheitsliebender, auch der Wahrheit, wo er sie fand, stets von Herzen huldigender Mann und blos aus Irrthum und angeerbten Vorurtheilen in den Wahn der Schismatiker verstrickt. Der Kaiser, der ihn kannte und wahrhaft schätzte, schickte ihm daher in sein Gefängniß ein Buch, in welchem er von einigen gelehrten Theologen alle Stellen aus der heiligen Schrift und den Schriften der Kirchenväter, so wie überhaupt alle Gründe hatte zusammenstellen lassen, aus welchen die wahre Lehre über den Ausgang des heiligen Geistes klar hervorging, und daß mithin auch der Glaube der lateinischen Kirche vollkommen orthodox sey. Aus Selbsttäuschung hatte bisher Beccus noch nichts dergleichen gelesen. Um so mehr ward er jetzt ergriffen von der Bündigkeit der in diesem Buche enthaltenen Beweise für die Wahrheit der römischen Lehre. Je aufmerksamer er das Buch las, je

mehr gewann er an Ueberzeugung und äußerte endlich blos noch den Wunsch, die Originalwerke der griechischen Kirchenväter vor sich zu haben, um zu sehen, ob die aus ihnen gezogenen angeführten Stellen auch wirklich aus ihnen entnommen wären. Diesen Wunsch befriedigte sogleich der Kaiser, setzte hierauf auch den Veccus wieder in Freiheit. Dieser überzeugte sich nun bald, daß die Verfasser jenes Buches, das ihm der Kaiser geschickt hatte, sich nicht die mindeste Verfälschung erlaubt hätten und fand besonders in den Schriften des heiligen Cyrillus und des heiligen Athanasius die Lehre von dem heiligen Geiste so klar und deutlich ausgesprochen, daß er dem Kaiser sagen ließ, er theile, was diesen Glaubensartikel betreffe, nun vollkommen die Ueberzeugung der römischen Kirche, entsage daher auf immer dem ärgerlichen, die beiden Kirchen trennenden Schisma. Nichts war für den Kaiser erfreulicher, als der Uebertritt des Veccus zu der Parthei derer, die eine Vereinigung wünschten. Er wußte, daß Veccus seiner allgemein anerkannten Redlichkeit und Offenheit, wie seiner ungeheuchelten Frömmigkeit wegen überall in großem Ansehen stehe, demnach auch sein Beispiel noch viele Andere zur Nachahmung befeuern werde. Wirklich ward auch Veccus von jetzt an ein erklärter Gegner der Schismatiker, vertheidigte mündlich und schriftlich mit der größten Wärme die Lehre der römischen Kirche, der man, wie er sagte, nur die einzige Bemerkung entgegensetzen könnte, daß sie dem Symbolum eine, obgleich durchaus katholische Wahrheit, (nämlich das filioque) hinzugefügt hätte, was jedoch durchaus keine Trennung von derselben rechtfertigen könnte.

11. Nachdem der Kaiser Alles auf diese Weise vorbereitet hatte, schrieb er dem Papste: er sey fest entschlossen, allen Forderungen des römischen Stuhles vollkommen Genüge zu leisten, werde daher auch unverzüglich eine, theils aus Bischöfen, theils aus einigen der an-

gesehensten Hofbeamten bestehende Gesandtschaft zu dem Concilium nach Lyon abgehen lassen. Zu dieser Gesandtschaft ernannte der Kaiser den Großkanzler des Reiches, den Oberaufseher der kaiserlichen Garderobe und den obersten Dollmetscher, und jeder derselben hatte noch mehrere der vornehmsten Senatoren in seinem Gefolge. Von Seite der Geistlichkeit wählte er dazu den ehemaligen Patriarchen Germanus, der sich stets als einen strengen Gegner der Schismatiker erwiesen hatte, ferner den Metropolitan von Nicäa und noch mehrere andere, durch ihren Rang ausgezeichnete Geistliche, an deren Spitze er den Veccus stellte, der seit seinem Uebertritt die Gunst und das Zutrauen des Kaisers in vollem Maße besaß. — Das kaiserliche Schreiben, wie die bald darauf erfolgten Nachrichten, welche der Papst von seinen nach Constantinopel gesandten Franziskanern erhielt, machten das Herz des heiligen Vaters ungemein froh, und als er einige Zeit darauf erfuhr, daß die kaiserliche Gesandtschaft schon abgereist und deren Ankunft in kurzem zu erwarten wäre, begab er sich noch lange vor der, zur Eröffnung des Conciliums bestimmten Zeit nach Lyon. Unstreitig gehört das, jetzt in dem Jahre 1275 zu Lyon gehaltene Concilium zu den merkwürdigsten und berühmtesten der Kirchengeschichte. Anwesend waren mehr als sechshundert Bischöfe und Erzbischöfe, eine noch größere Anzahl von Aebten und berühmten Doctoren, sammt den Procuratoren abwesender Prälaten und Kapitel. Gegenwärtig waren ferner noch die beiden lateinischen Patriarchen von Constantinopel und Antiochien, der König von Aragonien, die Gesandten des morgenländischen und abendländischen Kaisers, der Könige von Frankreich, England, Neapel und Sicilien, selbst des Chans der Tartaren und beinahe aller Fürsten und Republiken Europa's; endlich auch noch die beiden Großmeister des Tempel- und Johanniterordens. — Der Papst in Pontifikalkleidung und in

seinem ganzen Ornat saß auf einem erhabenen Thron oben im Schiffe der Kirche, umgeben von seinen Cardinaldiaconen und zu seiner Rechten den König von Aragonien. In der Mitte hatten die beiden Patriarchen von Constantinopel und Antiochien, getrennt von den Uebrigen, ihre Stelle. Die Cardinalbischöfe saßen im Schiffe der Kirche der Länge nach zur Rechten des Papstes und ihnen gegenüber, zur Linken des heiligen Vaters, die Cardinalpriester und hinter beiden Reihen nahmen, ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf die Würde ihrer Person oder ihrer Kirchen, die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und übrigen Prälaten minderer Ordnung ihre Sitze. Unten im Schiffe und dem Papste gegenüber befanden sich die Abgesandten der Könige, Fürsten und Republiken, wie auch die beiden Großmeister mit den in ihrem Gefolge befindlichen Rittern und Procuratoren der Kapitel.

12. Am siebenten Mai des Jahres eintausend zweihundert und fünfundsiebzig ward das Concilium eröffnet. Nach den üblichen Gebeten und andern feierlichen Ceremonien hielt der Papst eine Rede, in welcher er den versammelten Vätern die Beweggründe ihrer Zusammenberufung bekannt machte. Diese waren: 1. die gefährdete Lage der abendländischen Christen im Orient und die daher ihnen zu erzeigende dringende Hülfsleistung. 2. Reinigung der Kirche von mancherlei, in Disciplin und Sitten eingeschlichenen Mißbräuchen. 3. Wiedervereinigung der orientalischen mit der römischen Kirche. — Nach geendigter Rede vertagte der Papst die zweite Sitzung auf den 18. desselben Monates. — Während dieser Zeit erhielt Gregor ein Schreiben von seinen, vor zwei Jahren von ihm nach Constantinopel abgeordneten Franziskanern, die ihm meldeten, daß die griechische Gesandtschaft, die sie auf ihrer Reise begleitet, schon in Rom angekommen wäre,

aber ohne dort sich zu verweilen, ihre Reise sogleich weiter fortgesetzt und demnach in wenigen Tagen bei dem Concilium eintreffen würde. Sämmtliche Väter versammelte jetzt der Papst in der Hauptkirche, wo er, nachdem der im vorigen Jahre zum Cardinal ernannte heilige Bonaventura über einen sehr passenden, dem Propheten Baruch entnommenen Text, eine treffliche Rede gehalten hatte, die von seinen Franziskanern schon früher und auch erst jetzt wieder erhaltenen Briefe vorlesen ließ und in den rührendsten Ausdrücken seine volle Zufriedenheit darüber kund gab, an der nun auch die ganze, eben so zahlreiche als erlauchte Versammlung den lebhaftesten Antheil nahm. In dieser Sitzung wie in den zwei darauf folgenden wurden dreißig Dekrete erlassen, wovon sich jedoch nur eines unmittelbar auf den Glauben bezog, alle übrigen blos die Verbesserung der Disciplin bezweckten. Zu Folge des Erstern wurden alle, als einer offenbaren Ketzerei schuldig, verdammt und mit dem Banne belegt, welche es noch ferner wagen würden, zu behaupten, daß der heilige Geist nur von dem Vater, oder daß er von dem Vater und dem Sohne, als von zwei verschiedenen Prinzipien ausgehe. Die letzte Sitzung, die Kirchenvereinigung betreffend, ward bis auf die Ankunft der griechischen Gesandten ausgesetzt. Diese kamen schon nach wenigen Tagen, am Feste des heiligen Johannes des Täufers an und wurden mit ungewöhnlicher Pracht und allen nur zu erdenkenden Ehrenbezeugungen empfangen. Sobald dieselben sich den Thoren der Stadt naheten, gingen ihnen sämmtliche Väter des Conciliums mit ihrem ganzen Gefolge, der Vicekanzler der römischen Kirche mit dem päpstlichen Cardinalkämmerer und allen höhern Beamten entgegen, bewillkommten sie außerhalb der Stadt und begleiteten sie bis zum Palaste des Papstes, der in der Mitte seiner fünfzehn Cardinaldiacone sie auf das freundlichste empfing und ihnen den Kuß

des Friedens ertheilte. Aber auch die griechischen Gesandten erwiesen dem sichtbaren Statthalter Jesu Christi alle demselben gebührende Ehre, überreichten ihm die mit dem kaiserlichen Goldsiegel prangenden Briefe des Kaisers, so wie auch das, von achtunddreißig Metropolitanen im Namen ihrer Synoden unterzeichnete Schreiben, und erklärten dabei ihren unbedingten, vollkommenen und kindlichen Gehorsam, wie ihre völlige Unterwerfung unter alle Anordnungen und Beschlüsse der heiligen römischen Kirche. — Nach beendigter Audienz wurden die Gesandten unter Begleitung eines glänzenden Gefolges in die für sie bereiteten Wohnungen geführt. — Wenige Tage darauf, nämlich am Feste der beiden heiligen Apostel Petrus und Paulus, wohnten die Gesandten der päpstlichen Messe bei, und als nach derselben das Glaubensbekenntniß in griechischer wie in lateinischer Sprache, und zwar unter vorsätzlicher öfterer Wiederholung der Worte: „der vom Vater und dem Sohne ausgeht," abgesungen ward, stimmten in den feierlichen Gesang auch die griechischen Gesandten laut und mit vollem Herzen ein.

13. Als die Octave der Feier des Apostelfestes vorüber war, hatte endlich auch die letzte, auf die Vereinigung der beiden Kirchen sich beziehende Sitzung der Väter des Conciliums statt. Der heilige Vater, die griechischen Gesandten an seiner Seite, eröffnete die Sitzung mit einer herzergreifenden, ächt salbungsvollen Rede. „Gott habe," sagte er unter Anderm, „in dem Uebermaße seiner Gnade jenes große Werk der Vereinigung beider Kirchen vollendet, an welchem bisher so viele Päpste fruchtlos gearbeitet hätten. Was ihn selbst betreffe, so habe er, gänzlich eintretend in die Fußstapfen seiner Vorfahren, von dem griechischen Kaiser, nachdem derselbe seinen Wunsch nach dieser Vereinigung öfters ausgesprochen, mit aller Bestimmtheit verlangt,

daß, bevor über weltliche Angelegenheiten verhandelt werden könne, er einfach, schlicht und unumwunden seine völlige Unterwerfung unter alle Lehren und Bestimmungen der römischen Kirche erklären müsse, damit dadurch auch der ganzen Welt kund würde, daß man vor Allem zuerst das Reich Gottes und dessen Gerechtigkeit gesucht habe, wodurch auch ganz allein eine solche Vereinigung ein dauerhaft bleibendes Werk werden könne. Seinen Verhandlungen mit dem griechischen Kaiser, fuhr der Papst fort, habe Gott seinen Segen nicht entzogen, und der Kaiser wie dessen Bischöfe und Prälaten hätten, nach langer Berathung über einen so wichtigen Gegenstand, ihre, hier jetzt gegenwärtigen Gesandten zu dem Concilium geschickt, um in ihrem Namen der Spaltung feierlichst abzuschwören und das, von seinem Vorgänger, dem Papste Clemens IV., entworfene und von ihm nach Constantinopel gesandte Glaubensbekenntniß unter den Augen sämmtlicher hier versammelten Väter abzulegen. In Ansehung dieses Glaubensbekenntnisses bedürfe es jedoch jetzt keiner weitern Untersuchung mehr, indem ja das, was schon canonisch entschieden sey, nicht wieder in Zweifel dürfe gezogen werden. Warum er also heute die Väter des Conciliums versammelt habe, sey blos, daß sie Zeugen seyn möchten von dem, was jetzt die griechischen Gesandten hier thun würden." Als der Papst seine Rede geendiget hatte, wurde das Schreiben des Kaisers, wie auch jenes der griechischen Metropolitane abgelesen. Beide Schreiben enthielten wörtlich das von Clemens IV., in besonderer Rücksicht auf die Irrthümer der Schismatiker, entworfene Glaubensbekenntniß. Der Kaiser wie dessen Bischöfe verpflichteten sich zum unverbrüchlichen Festhalten an das Glaubensbekenntniß, nur baten sie, man möge ihnen die Beibehaltung ihrer Ceremonien und Gebräuche, insofern sie nicht dem Glauben zuwider wären, gestatten, auch ferner es noch genehmigen, daß die

Griechen, obgleich sie die Lehre der römischen Kirche von dem Ausgange des heiligen Geistes mit gläubigem Herzen annähmen, dennoch das von ihren Vätern erhaltene Symbolum ohne den Zusatz filioque beibehalten und in ihren Kirchen absingen dürften. Von dem Papste, wie von dem ganzen Concilium ward ihnen dieses Alles einstimmig bewilligt, worauf der Kanzler des griechischen Reiches im Namen seines Herrn, des Kaisers, und Johannes Beccus im Namen der griechischen Geistlichkeit vor dem Papste auf die Kniee fielen und mit gehobener, durch die ganze Kirche tönender Stimme erklärten und betheuerten, daß sie mit Mund und Herz annähmen, glaubten und zu ewigen Zeiten bewahren wollten alle Artikel des vorgelesenen Glaubensbekenntnisses, insbesondere die Lehre von dem Primat der römischen Kirche, der sie sich ungezwungen und mit freiem Willen unterwerfen und ihr daher stets unbedingten Gehorsam leisten wollten, welches Versprechen sie nun auch sogleich durch einen feierlichen, auf die heiligen Evangelienbücher abgelegten Eid besiegelten. Jetzt trat der Papst von seinem Throne herab und voll anbetenden Dankes gegen Gott stimmte der heilige Vater das Te deum laudamus an, welches nun von dem ganzen, die frommen Gefühle des Papstes theilenden Concilium gesungen ward, von den Abendländern in lateinischer und von den Griechen und den aus Calabrien und Sicilien anwesenden, griechisch sprechenden Bischöfen in griechischer Sprache. Eben so hierauf auch das Symbolum, wobei die Griechen, um ihren Glauben an den Ausgang des heiligen Geistes von dem Vater und dem Sohne zu beweisen, zweimal die Worte wiederholten: „und an den heiligen Geist, den Herrn und Lebendigmacher, der vom Vater und vom Sohne ausgeht." — Da jetzt der Hauptzweck des Conciliums erreicht war, schritt der Papst auch zur Verhandlung über weltliche Angelegenheiten; und nun ward, ohne daß es

einer langen Berathung bedurft hätte, Michael Paläologus als rechtmäßiger Kaiser von Constantinopel anerkannt, alle Ansprüche der Lateiner auf das griechische Reich für erloschen und jeder Krieg, den man diesfalls gegen den Kaiser Paläologus erheben wollte, für eine ungerechte, den Frieden der Kirche Gottes muthwillig störende Fehde erklärt. — Das große Werk der Vereinigung war demnach jetzt vollendet und in keiner Seele schwebte über dessen Fortdauer auch nur der mindeste Zweifel denn bei dem allgemeinen Jubel dachte Niemand daran, daß nur zu oft schon die Erbarmungen Gottes und dessen göttliche Gnadenerweisungen durch der Menschen Leichtsinn, Leidenschaften, Stolz und Selbstsucht wieder wären vereitelt worden, und daß jenes, allen göttlichen Impulsionen feindlich entgegenwirkende böse Princip, nämlich der Feind Gottes und der Menschen, auch in Beziehung auf diese so wichtige Angelegenheit noch nichts weniger als völlig überwunden sey.

14. Von dem Abte von Monte Cassino begleitet, kehrten nun die griechischen Gesandten mit reichen Geschenken und einem päpstlichen Schreiben an den Kaiser und dessen Bischöfe nach Constantinopel zurück. Gregor wünschte dem Monarchen und den griechischen Prälaten Glück zu ihrer Rückkehr zur Gemeinschaft mit der römischen Kirche. Er ermahnte sie, standhaft bei derselben zu beharren, und so bald als möglich das ganze Reich von dem, wahrscheinlich noch in großer Menge vorhandenen Sauerteiche schismatischer Lehre zu reinigen. Er versicherte auch den Kaiser und dessen ganzes Reich des mächtigen Schutzes des apostolischen Stuhles; und da er wohl wußte, welche Besorgnisse die Kriegsrüstungen Carls von Anjou bei den Kaiser erregt hatten*), so versprach er ihm auch unverzüglich

*) Diese Besorgnisse waren weder übertrieben noch unge-

das Vermittelungsgeschäft zu übernehmen und, wie er allen Grund habe zu hoffen, auch in Kurzem einen dauerhaften Frieden zwischen ihm und dem Könige von Neapel zu Stande zu bringen. Der Kaiser war mit Allem ungemein zufrieden, und um einen Beweis zu geben, wie fest er jetzt mit der römischen Kirche vereint sey, versammelte er eine Synode von Bischöfen und erklärte denselben: der Patriarch habe auf die Patriarchenwürde verzichtet und an seine Stelle müsse nun ohne Verzug ein neuer Patriarch gewählt werden. Als auch bald darauf an einem Festtage der Bischof von Chalcedon in der kaiserlichen Palastkapelle ein feierliches Hochamt hielt, wurden, um die Vereinigung anzudeuten, das Evangelium und die Epistel nicht blos in griechischer, sondern auch in lateinischer Sprache gesungen; und als der Diacon die Dyptichen ablas, nannte er den Papst an der demselben gebührenden ersten Stelle und rief mit lauter Stimme: „Gregor, oberster Bischof

gründet. Kaiser Michael Paläolog war kein feiger, den Krieg scheuender Prinz. Im Gegentheil hatte ihn in allen seinen Kriegen das Glück bisher stets begünstiget. Da aber jetzt die Franzosen noch im Besitz eines Theils von Griechenland waren, so war auch vorauszusehen, daß diese sich unverweilt mit Carls Heere vereinigen und, weil noch im Besitze mehrerer festen Städte, auch dessen Operationen ungemein erleichtern und beschleunigen würden. Zudem mußte er die Schismatiker, deren er noch eine sehr bedeutende Anzahl in seinem Reiche hatte und an deren Spitze selbst seine eigene Schwester, die Prinzessin Eulogia stand, die er auch deswegen aus Constantinopel und von seinem Hofe verbannt hatte, unverrückt im Auge halten, indem diese, besonders da er jetzt mit so vieler Strenge gegen sie verfuhr, ihn von Herzen haßten und er daher befürchten mußte, daß, wenn er jetzt in einen Krieg mit einer bedeutenden auswärtigen Macht sollte verwickelt werden, auch ganz gewiß die Unzufriedenheit derselben in eine offenbare Empörung ausbrechen würde.

der apostolischen Kirche und öcumenischer Papst!" — Durch die Wahl des Kaisers und unter der Zustimmung der versammelten Synode ward nun auch auf den erledigten Patriarchenstuhl von Constantinopel der, durch Geist, Gelehrsamkeit und gründliche Kenntniß kirchlicher Angelegenheiten ausgezeichnete Johannes Veccus erhoben. Durch die Erhebung dieses trefflichen Mannes ward der Kaiser von einer großen Last befreit; denn da es jetzt vorzüglich darauf ankam, den geschlossenen Kirchenverein immer mehr zu befestigen, ihn allgemein zu machen, mithin alle Ueberreste des Schisma nach und nach zu ersticken, so war auch die oberste Leitung aller Kirchenangelegenheiten keine leichte Sache, und sie nun in den Händen eines Mannes zu wissen, dessen Wahrheitsliebe und treue Anhänglichkeit an die wahre Lehre jede Prüfung bestanden hatte, war für den Kaiser eine große Erleichterung. Aber dabei unterließ er doch nicht, seinen Patriarchen in dessen Bemühungen, wo es nöthig war, mit seiner ganzen weltlichen Macht zu unterstützen, behandelte auch mit ungewöhnlicher Strenge alle jene verhärteten Schismatiker, die nicht nur in ihrem Herzen der Kirchenvereinigung nicht beitraten, sondern sogar mündlich und schriftlich sich gegen dieselben öffentlich empörten und auch Andere zu gleicher Empörung zu verführen suchten. Alles dieses berichtete der Kaiser an den Papst in einem eigenhändigen Schreiben, in welchem er den heiligen Vater bat, daß, da er seiner Seits alle seine Versprechungen erfüllt habe, er nun ebenfalls die seinigen erfüllen möge. Dies war zum Theil schon geschehen; denn Gregor hatte nicht nur König Carl von Anjou, trotz dessen brennender Lust nach Eroberung, und obgleich er schon ein zahlreiches Heer zusammengebracht hatte, dennoch verhindert, dem griechischen Kaiser den Krieg zu erklären; auch ihm so sehr zum Frieden gerathen, daß selbst Carl jetzt, weit mehr als früher, dazu geneigt

zu seyn schien. Dieses so seltene harmonische Zusammentreffen des Papstes, des Kaisers und dessen geistvollen frommen Patriarchen fing nun wirklich an, die Christen des Abendlandes wie des Orients zur Erwartung eines dauerhaften, in der Zukunft nicht mehr so leicht zu störenden Friedens zwischen den beiden Kirchen zu berechtigen, als leider schon wieder der bald darauf erfolgte Tod des Papstes eine große Veränderung in der ganzen Lage und Gestaltung der Dinge herbeiführte.

16. Von den drei unmittelbar auf Gregor folgenden Päpsten regierte jeder höchstens blos einige Monate, und weder der eine noch der andere hatten Zeit, sich mit den griechischen Angelegenheiten zu beschäftigen *). Zwar nahm Nicolaus III., der auf Johann XXI. folgte, den durch Gregors Tod abgebrochenen Faden der päpstlichen Vermittelung zwischen dem griechischen Kaiser und dem Könige von Neapel wieder auf. Aber seine Abgeordneten, die er diesfalls sowohl nach Constantinopel als auch an Carl von Anjou sandte, fanden die Sache so schwer und so ungemein verwickelt, daß endlich auch Nicolaus sich nicht länger mehr damit befassen wollte. Während aber jetzt Carls schlagfertiges Heer den bisherigen Besorgnissen des Kaisers immer neuen Stoff gab, war derselbe auch in der Nähe von zahllosen, offenen, wie geheimen Feinden umgeben. Die von ihm bewirkte kirchliche und religiöse Veränderung nämlich hatte eine Menge Unzufriedener gemacht, und zwar nicht blos unter dem Volke, sondern auch unter den Großen des Reiches, ja sogar selbst unter den Anverwandten und An-

*) Die drei auf Gregor X. folgenden Päpste waren Innocenz der Fünfte, Adrian der Vierte und Johann der Einundzwanzigste. Der erste regierte nur fünf Monate, der zweite blos einen Monat und fünf Tage und der dritte auch wieder nur acht Monate und einige Tage.

gehörigen der kaiserlichen Familie. Auch der Despot von Aetolien, obgleich ein Vasall des Kaisers, wollte einen, ihm so günstigen Zeitpunkt nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Mit einem zwar nicht sehr zahlreichen, doch auch nicht ganz unbedeutenden Heere brach er plötzlich hervor und erklärte sich zum Beschützer der, von dem Kaiser unterdrückten griechischen Kirche. Als die Schismatiker sahen, daß sie einen solchen mächtigen Beschützer hätten, erklärten sie sich ohne Rückhalt und strömten schaarenweise zu den Fahnen des Despoten. Auch die Franzosen, welche noch im Besitze von Athen, Theben, Negropont und einem Theile des Peloponnes waren, hofften bei dieser Gelegenheit, das Verlorene wieder zu gewinnen, schlugen sich daher ebenfalls zu den Rebellen. Diese machte ihre ungeheure Anzahl so übermüthig, daß sie eine Synode von schismatischen Bischöfen halten ließen, auf welcher der Papst, der Kaiser, dessen Patriarch und alle ihnen anhängende Bischöfe und Geistlichen für Ketzer erklärt und mit dem Bann belegt wurden. Aber der Kaiser, obgleich er, wie wir gesehen, nichts sehnlicher als einen Frieden mit dem Könige von Neapel wünschte, hatte dennoch nicht unterlassen, sich auf jeden Fall auch auf den Krieg vorzubereiten und sein Heer in die nöthige kriegerische Verfassung zu setzen. Kühn und unbesorgt trat er also jetzt dem, gegen ihn erregten Sturm entgegen, schlug zuerst die französische Flotte bei Negropont auf das Haupt, fiel hierauf plötzlich über die Rebellen her, schlug und zerstreute sie, machte eine Menge Gefangenen und unter diesen mehrere seiner Verwandten, trieb dann mit leichter Mühe den Despoten wieder in seine Gebirge zurück und stellte in kurzer Zeit die Ruhe in seinem Reiche wieder vollkommen her.

17. In der Macht des römischen Stuhles hatte es zwar nicht gelegen, den Kaiser bei dieser Gelegenheit

auch nur die mindesten Dienste zu leisten. Aber um so auffallender ist es daher, daß Nicolaus gerade jetzt nur desto strengere Forderungen an denselben machte. Der Papst drang nämlich nun nicht blos darauf, der Spaltung dadurch vollkommen ein Ende zu machen, daß der Kaiser alle Geistlichen seines Reiches zur Unterschreibung jenes, von seinen Gesandten in seinem Namen auf dem Concilium von Lyon unterzeichneten Glaubensbekenntnisses anhalte; sondern Nicolaus verlangte auch noch, was doch weder Clemens IV., noch Gregor X., noch das Concilium von Lyon begehrt hatten, daß nämlich in der griechischen Kirche, um deren völlige Einförmigkeit des Glaubens mit der römischen Kirche zu beweisen, auch der von den Lateinern zu dem Symbolum gemachte Zusatz (filioque) von den Griechen sollte angenommen und in ihren Kirchen öffentlich abgesungen werden. Der Kaiser, den die letzte, obgleich glücklich gedämpfte Empörung zur Einsicht gebracht hatte, daß er mit der Strenge, mit welcher er bisher die Schismatiker behandelt, auch Milde und Nachsicht verbinden müsse und jetzt wohl einsah, daß, wenn er der Forderung des Papstes entsprechen wollte, dieses eine höchst gefährliche Aufregung aller Gemüther in seinem Reiche zur Folge haben würde, sandte Abgeordnete nach Rom, die den heiligen Vater des Kaisers unerschütterlichen Entschlusses, in der Vereinigung mit der römischen Kirche zu beharren, auf das Neue versichern, aber auch um Nachsicht bitten sollten, wenn der jetzige Zustand der Angelegenheiten des griechischen Reiches es dem Kaiser nicht erlaube, diese Vereinigung, die schon viele und große Unruhen erregt habe, nun so auf einmal, so ganz vollständig und ohne alle und jede Rücksicht durchzusetzen. Diese Vorstellungen der griechischen Gesandten erreichten doch keineswegs ihren Zweck; denn bald darauf kamen päpstliche Legaten in Constantinopel an, welche jene Forderung nur noch bestimmter und

mit größerm Nachdruck mündlich wiederholten. Dieses Ansinnen setzte den Kaiser in große Verlegenheit. Mit dem römischen Stuhle wollte er nicht brechen, jedoch auch eine neue Empörung verhüten. — Mit eben so viel Klugheit als Schlauheit berief der Kaiser nun seinen Patriarchen, von dessen Rechtgläubigkeit er überzeugt war, nebst mehrern Bischöfen und Prälaten in seinen Palast, machte sie mit dem Begehren des Papstes bekannt, auch mit dessen Forderung, das lateinische Symbolum anzunehmen, welches jedoch, wie er bemerkte, eine nicht ganz annehmbare Sache wäre. Da man aber, fuhr der Kaiser fort, aus wichtigen Gründen einen Bruch mit dem römischen Stuhle vermeiden müsse, so bitte er: sie möchten den päpstlichen Gesandten in Nichts widersprechen, so daß es das Ansehen habe, als stimmten sie mit denselben in Allem stillschweigend überein; möchten auch dabei, ohne sich zu beunruhigen, ihn, den Kaiser, ganz allein gewähren lassen, indem er ihnen verspreche und mit seinem kaiserlichen Wort dafür bürge, daß er eher Alles geschehen lassen, als jemals zugeben werde, daß auch nur ein Jota dem Symbolum beigefügt würde. — Ganz nach der Vorschrift des Kaisers betrugen sich nun die griechischen Bischöfe gegen die römischen Legaten; so daß diesen nun gar kein Zweifel mehr vorschwebte, allen ihren Forderungen würde vollkommen Genüge geleistet werden. Um den Legaten einen noch größern Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, ließ der Kaiser zwei Bischöfe, die auf einer Synode als Schismatiker waren verdammt und ihrer Stühle entsetzt worden, ihnen übergeben, daß sie dieselben in Rom dem Papste vorstellten, der dann nach seiner Einsicht ihnen ihr Urtheil zu sprechen und die ihnen gebührende Strafe zu bestimmen hätte. Darüber war der heilige Vater so zufrieden, daß er die beiden Angeklagten mit ungemeiner Schonung behandelte, und als sie sich so gut wie möglich entschuldigt hatten, sogar von aller Strafe

freisprach und wieder nach Constantinopel an den Kaiser mit einem Schreiben zurücksandte, in welchem er bat, daß man beide Bischöfe wieder in ihre vorigen Würden einsetzen möchte; und da der Kaiser bei dieser Gelegenheit auch wieder neue Vorstellungen wegen Einführung des lateinischen Symbolums hatte machen lassen und sich darauf berufen hatte, daß ja schon mehrere Päpste es genehmiget hätten, daß die Griechen ihr, von ihren Vorfahren erhaltenes Symbolum ohne jenen Beisatz behalten dürften, so gab auch Nicolaus hierin nach, so daß er, wenn er auch seine Forderung nicht gänzlich sollte haben fallen lassen, doch deswegen nicht ferner mehr in den Kaiser drang.

18. Durch des Kaisers Klugheit und des Papstes weise Nachsicht waren also die, seit dem Concilium von Lyon bestehenden Verhältnisse zwischen den Kirchen von Rom und Constantinopel ungetrübt erhalten worden. Aber nun starb Nicolaus III. und sein Nachfolger Martin II. hatte kaum den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen, als er sogleich das ganze Friedensgebäude, an dem man so lange und mit so vieler Mühe gearbeitet und dessen Vollendung den ehrwürdigen Papst Gregor X. und sämmtliche in Lyon so zahlreich versammelte Väter mit dem größten Jubel erfüllt hatte, auf einmal wieder völlig über den Haufen warf. Bevor noch die griechischen Gesandten, die der Kaiser, sobald er von der neuen Papstwahl Kunde erhalten hatte, sogleich an den Neuerwählten abordnete, um ihm zu seiner Erhebung Glück zu wünschen, in Orvieto angelangt waren, hatte der Papst schon mit dem König Carl von Anjou, dem Titularkaiser Philipp*) von Constantinopel und den

*) Balduin II. war, nachdem er seine Grafschaft Namür verkauft und mit dem daraus gelößten Geld einen, obgleich unglücklichen Versuch gemacht hatte, sich wieder

Venetianern ein Bündniß gegen den griechischen Kaiser geschlossen. Die Gesandten wurden also sehr unfreundlich empfangen. Der Papst ließ ihnen sagen: die von den Griechen ausgegangene Wiedervereinigung habe gar keinen Erfolg gehabt. Alles, was der Kaiser bisher gethan und noch jetzt thue, seyen blos niedere Kunstgriffe, um die Welt zu täuschen und sie glauben zu machen, er sey ein Feind des Schisma, das er doch in Geheim begünstige, schütze und auf alle Weise zu unterhalten suche. — Mit dieser Erklärung hatten die Gesandten noch nicht einmal ihre Rückreise nach Constantinopel angetre-

---

in den Besitz des väterlichen Erbes zu setzen, im Abendlande gestorben, und sein Sohn Philipp, der nach seines Vaters Tod sich den kaiserlichen Titel beigelegt hatte, machte nun auf das lateinische Kaiserthum von Constantinopel Anspruch, zog daher ebenfalls an den Höfen mächtiger Fürsten in Europa umher, suchte bei denselben Hülfe und glaubte diese am sichersten bei dem Papste, dem König von Neapel und den Venetianern zu finden, welchen Letzteren er in Betreff ihres Handels eine Menge Vortheile und Freiheiten versprach. Nirgends war Philipp willkommener als bei dem König von Neapel, der bei dieser Gelegenheit auch eigene Eroberungen zu machen hoffte. Zu Viterbo schloß also Carl mit dem Titularkaiser einen Vertrag, in welchem er ihm nicht nur versprach, ihm zur Wiedereroberung Constantinopels und dem griechischen Reiche, nach dem Bestand, den es zu den Zeiten Balduins I. hatte, behülflich zu seyn, sondern auch seine eigene Tochter, sobald sie das gehörige Alter erreicht haben würde, ihm zur Gemahlin zu geben; jedoch unter der Bedingung, daß ihm einige griechische Inseln abgetreten und auch zwei bedeutende Fürstenthümer in Griechenland, welche jetzt von zwei französischen Herren beherrscht wurden, die sie zur Zeit der Eroberung Constantinopels durch die Lateiner von Balduin als Lehen erhalten hatten, von dem griechischen Reiche getrennt und unter die Oberhoheit des Königs von Neapel gestellt werden sollten.

ten, als der Papst sich einen zweiten, noch gewaltsamern Schritt erlaubte, nämlich den Bannstrahl gegen den Kaiser schleuderte und ihn aus der Kirchengemeinschaft rechtgläubiger Christen ausschloß. Ob der Papst dazu ganz geheime, nie bekannt gewordene Gründe gehabt habe, dies müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Aber nach der damaligen Lage der Dinge zu urtheilen, so wie nach Allem, was sich aus historischen Acten ergibt, so war das Verfahren des Papstes offenbar zu hart, zu übereilt und in gewisser Hinsicht sogar ungerecht; denn hatte auch der römische Stuhl große Beschwerden gegen den griechischen Kaiser, so mußte er doch, bevor er zu einem so schweren und harten Strafurtheile schreiten durfte, ihn zu Folge der bestehenden Kirchengesetze erst darüber hören. Einen ungehört zu verdammen war von allen Zeiten her durch die Satzungen der Kirche verboten. Zudem ist gar nicht einzusehen, worin die Verbrechen des griechischen Kaisers gegen den römischen Stuhl bestanden haben sollten. Allen, durch seine Gesandten auf dem Concilium von Lyon eingegangenen Verpflichtungen war er bisher stets treu geblieben. Gleich nach der Rückkehr seiner Gesandten von Lyon hatte er den schismatischen Patriarchen Joseph, obgleich er ihn mancher andern guten Eigenschaften wegen sehr liebte, dennoch seines Stuhles entsetzt und den Johannes Veccus, dessen warme Anhänglichkeit an den römischen Lehrbegriff allgemein anerkannt und außer allem Zweifel war, auf den erledigten Patriarchenstuhl erhoben. Eben so hatte er das von Clemens IV. entworfene Glaubensbekenntniß von allen Bischöfen seines Reiches unterzeichnen lassen und jene, welche sich dessen weigerten, von ihren Kirchen vertrieben und andere an ihre Stelle ordnen lassen. Gegen hartnäckige Schismatiker, besonders wenn sie noch immer ihren Wahn laut, theils mündlich, theils schriftlich vertheidigten, war er stets mit einer vielleicht nur allzugroßen Strenge verfahren,

hatte selbst einige seiner Verwandten dieses Verbrechens wegen blenden lassen. Was ferner den Zusatz zum Symbolum betrifft, den Papst Nicolaus zum Beweise der wirklichen völligen Vereinigung der Griechen mit der römischen Kirche von dem Kaiser gefordert, so hatte ja das, unter der Leitung eines Papstes selbst gehaltene Concilium von Lyon ihm diese Bedingung nicht vorgeschrieben, im Gegentheil hatten mehrere frühere Päpste den Griechen es zugestanden, daß sie diesen Zusatz, wenn sie nicht selbst freiwillig wollten, nicht gebrauchen durften. Aber daß endlich der Kaiser auch noch immer das Schisma ins Geheim begünstige und beschütze, war offenbar eine Anklage, die eines vollwichtigen Beweises bedurft hätte, demungeachtet jedoch völlig unerwiesen blieb. Zwar behandelte der Kaiser jetzt die Schismatiker in seinem Reiche weit milder als früher, gebrauchte nicht so leicht mehr strenge Zwangsmittel gegen sie und suchte auf diesem Wege einer neuen Empörung und neuem Blutvergießen vorzubeugen; aber dies war unstreitig eine Maßregel, welche eine gesunde Politik ihm jetzt gebieterisch vorschrieb und auch der Geist wahren Christenthums nicht mißbilligte. Aber bei allem dem räumte der Kaiser den Schismatikern nichts ein, was zum Nachtheil der geschehenen Wiedervereinigung hätte gereichen können. Im Gegentheil drückte er sich bei jeder Gelegenheit sehr bestimmt und herrisch aus; wie es durchaus sein Wille sey, daß man den Frieden mit dem römischen Stuhle ohne Störung erhalte.

19. Von des Papstes hartem und ungerechtem Verfahren gegen den griechischen Kaiser war offenbar der König von Neapel die einzige Triebfeder. Martin II. war ein Franzose wie Carl, und wegen des gemeinschaftlichen Vaterlandes demselben ganz besonders geneigt. Aber nun lag es in dem Interesse Carls, weil noch im-

mer mit seinen Eroberungsplänen beschäftiget, den griechischen Kaiser vorher völlig zu isoliren, vorzüglich aber ihm nicht nur den Schutz des römischen Stuhles zu entziehen, sondern diesen auch zu bewegen, des Königs feindlichen Einfall in Griechenland zu sanctioniren und durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu begünstigen. Um diesen Zweck zu erreichen und den heiligen Vater recht gegen den Kaiser zu erbittern, mag Carl nun wohl auch Mittel angewandt haben, von denen Lug und Verläumdung nicht ausgeschlossen waren. — Als der Kaiser von dem Erzbischofe von Nicäa, einem jener Gesandten, welche er, um dem Papste zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, nach Italien gesandt hatte, erfuhr, was gegen ihn in Rom geschehen sey, ward er darüber im höchsten Grade aufgebracht. Er beschuldigte den Papst groben Undanks, indem derselbe gegen ihn, der doch für die Unterwerfung der griechischen Kirche unter den römischen Stuhl so Vieles gethan, selbst dabei weder Belohnungen noch Strafen gespart habe, jetzt so hart und ungerecht verfahre. — In dem Papste hatte bisher der Kaiser seine vornehmste Stütze zu erblicken geglaubt. Da aber jetzt Martin II. sich in eine Verbindung mit Carl und den Venetianern gegen den Kaiser eingelassen hatte, so mußte auch dieser seine Politik ändern. Von allen Monarchen Europas kam keiner, seines eigenen Interessens wegen, den Absichten des griechischen Kaisers so bereitwillig entgegen, als der König von Aragonien. Mit diesem schloß er also ein enges Bündniß, wovon jenes tragische Ereigniß, die sicilianische Vesper genannt, eine unmittelbare Folge war, und als bald darauf Peter III. von Aragonien Sicilien eroberte, ward auch, durch den Verlust dieses schönen Reiches, Carls Macht so sehr gebrochen, daß alle bisherigen Besorgnisse des Kaisers wegen dieses einst so gefährlichen Feindes völlig verschwanden. Freilich war ein neuer Bannstrahl gegen

den Kaiser wie gegen den König von Aragonien ebenfalls eine Folge der sicilianischen Vesper. Beide wurden ihrer Reiche und Würden verlustig erklärt, wenn sie nicht in einer bestimmten Zeit die Milde des römischen Stuhles anflehen und König Carl volle Genugthuung leisten würden. Aber auch um diesen Bannstrahl bekümmerte sich der Kaiser eben so wenig, wie um den frühern. Indessen blieb er doch der Lehre der römischen Kirche unverbrüchlich treu, ob aus Ueberzeugung oder Klugheit, dies müssen wir auf sich beruhen lassen. Immer konnte es einem so einsichtsvollen Monarchen, wie er war, nicht entgehen, daß, wenn er jetzt in seinem Zorn gegen den Papst Alles, was er zur Vereinigung der Kirchen gethan, vernichtete und den alten Sachbestand wieder herstellte, er vor den Augen der ganzen Welt sich mit sich selbst in den auffallendsten Widerspruch setzen und alle die zahlreichen Schismatiker in seinem Reiche berechtigen würde, ihm den Vorwurf zu machen, daß er blos zeitlicher Vortheile wegen zum Verräther an seiner Kirche geworden wäre. Das Einzige, was er sich also erlaubte, war, daß er bei Ablesung der Dyptichen in den Kirchen des Namens Martins II. nicht mehr erwähnen ließ. Er wollte dadurch andeuten, daß er blos mit dem Papste Martin, und zwar zeitlicher Angelegenheiten wegen, in denen derselbe so gut, wie jeder andere Mensch sich irren könnte, nicht aber mit dem römischen Stuhle, in dessen Gemeinschaft er bis an sein Ende verharrte, gebrochen habe*). —

*) Aus diesem Grunde ließ auch der Kaiser das Verbot bei Ablesung der Dyptichen des Papstes Martinus ferner zu erwähnen, nicht auf dem gewöhnlichen Geschäftswege ergehen, sondern als bald darauf, nachdem Michael von dem Verfahren des Papstes gegen ihn war in Kenntniß gesetzt worden, ein Diacon an einem Festtage nach beendigtem Gottesdienste den Namen des Papstes ablas, erhob sich der Kaiser von sei-

Die griechisch-kirchlichen Angelegenheiten blieben also bis zum Tode des Kaisers in demselben Zustande, wie sie auf dem Concilium von Lyon waren geordnet worden. Der Kaiser stand indessen schon ganz nahe an dem Ende seiner Laufbahn. Er starb zwei Jahre darauf (1283) während eines Feldzuges gegen den Fürsten von Thessalien, der sich gegen ihn empört hatte, und mit seinem Tode schloß sich nun auch in dem neuen griechischen Kaiserreiche die, von dessen Stifter Theodor Laskaris bis dahin unterbrochen fortlaufende Reihe großer, kriegerischer und staatskluger Regenten.

20. Michaels Paläologus Nachfolger war dessen Sohn Andronikus, einer der erbärmlichsten Prinzen, die je noch der Thron von Constantinopel getragen hatte, vom Kopfe bis auf die Füße eine wahre bemitleidenswerthe Jammergestalt. Den Anfang seiner Regierung machte er gleich damit, daß er öffentlich erklärte, er habe blos aus kindlichem Gehorsam gegen seinen Vater sich zu der römischen Kirche bekannt und deren Glaubensbekenntniß unterzeichnet, was er jedoch jetzt von ganzer Seele bereue. Zum Beweise seiner Herzenszerknirschung gestattete er seinem Vater, von dessen Liebe er doch Leben und eine Kaiserkrone erhalten hatte, nicht nur kein kaiserliches Begräbniß, sondern erlaubte sogar nicht einmal, daß er gleich einem Privatmanne begraben wurde. Auf einem Karren ward die kaiserliche Leiche bei Nacht aus der Stadt gebracht, in eine Grube geworfen und diese nur mit so viel Erde bedeckt, als nöthig war, um zu verhindern, daß die darin liegenden sterblichen Ueberreste seines Vaters nicht von wilden Thieren wieder aus-

---

nem Stuhle und gebot mit lauter Stimme, in Gegenwart des zahlreich versammelten Volkes, daß, so lange Martin II. auf dem päpstlichen Stuhle säße, auch dessen Name nicht mehr in den Dyptichen eingetragen werden sollte.

gekratzt und aufgefressen würden. — Gleich nach der Thronbesteigung des Andronikus kam auch wieder dessen Tante, die Prinzessin Eulogia, die ihr Bruder, der verstorbene Kaiser, verbannt hatte, wieder nach Constantinopel und bemächtigte, mit Hülfe des Großkanzlers*), sich des schwachen Monarchen so völlig, daß sie ihn fortan ganz nach ihrem Willen an dem Gängelbande ihrer weiblichen Launen leiten konnte. Da sie eine Stütze der Schismatiker seyn und auch durch hervorleuchtende Frömmigkeit glänzen wollte, so mußte nun auch das kaiserliche Schattenbild auf ihren Antrag die Comödie eines öffentlich Büßenden spielen. Vor einer Synode schismatischer Bischöfe erschien der Kaiser barfuß, bekannte sein schreckliches Verbrechen und bat um Milde, Nachsicht und Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche. Alles dies ward ihm natürlicher Weise sogleich gewährt, jedoch unter der Bedingung, erstens: nicht zu gestatten, daß für die Seele seines verstorbenen Vaters, der jetzt ewig verdammt sey, das Meßopfer und die gewöhnlichen Gebete für die Abgestorbenen dargebracht würden, und zweitens: Alles unverzüglich wieder in den Stand zu versetzen, worin die griechische Kirche sich vor ihrer Gemeinschaft mit der römischen er befunden habe. Alles dies versprach und gelobte

*) Dieser hieß Theodor Muzalan. Ein Mann von Geist und Kenntnissen, aber gleichgültig gegen Religion und Kirche, und stets bereit, diese zu verändern, sobald er zeitliche Vortheile dadurch gewann. Unter dem Kaiser Michael Paläologus heuchelte er den warmen Anhänger an die römische Kirche, ward aber, sobald Andronikus den Thron bestiegen hatte und Eulogia wieder zurückgekommen war, der eifrigste Vertheidiger des Schisma und lästerte nun mehr, als irgend einer der wüthendsten Schismatiker, das Andenken des verstorbenen Kaisers, der ihn doch mit Wohlthaten überhäuft und und zu der Würde eines Großkanzlers erhoben hatte.

der büßende Kaiser, und nun ging es auch sogleich unter der Leitung der Prinzessin Euloiga*) und einiger wü-

*) Wir haben zwar schon berichtet, daß Eulogia von dem Kaiser, ihrem Bruder, vom Hofe entfernt und aus Constantinopel verbannt ward; aber die Ursachen und damit verbundenen Umstände sind dem Leser noch unbekannt. — Als Eulogia sah, daß ihr Bruder mit vollem Ernste an der Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen arbeitete, bildete sie nicht nur eine starke Gegenparthei, an deren Spitze sie trat und suchte die Gemüther gegen den Kaiser auf alle Weise zu erbittern; sondern schrieb auch noch an ihre Tochter Maria, Gemahlin des Bulgarenfürsten Constantin, und forderte sie auf, ihren Gemahl zu bewegen, die Waffen gegen den Kaiser zu ergreifen. Marie war eine noch größere weibliche Furie als ihre Mutter. Da es ihr nicht gelang, den Constantin zu einem Krieg zu bereden, der nur ein für ihn unglückliches Ende hätte nehmen können, so schrieb sie an den Sultan von Aegypten, diesen einladend, mit seinem Heere in das Reich unverzüglich einzufallen; er würde, sagte sie, den Kaiser, der zum Verräther an der Religion seines Volkes geworden wäre, völlig wehrlos und von allen seinen Unterthanen verlassen finden, folglich mit leichter Mühe ihn besiegen und aller in Constantinopel aufgehäuften Schätze sich bemächtigen können. Aber der Sultan, gerade weil ein ächter Muselmann, schauderte vor einem so schändlichen Antrage von Seite eines Weibes gegen ihren eigenen Oheim zurück, ließ den verkappten Mönch, der den Brief gebracht hatte, gar nicht vor sich, im Gegentheil ihn sogleich wieder fortjagen und würdigte das erhaltene Schreiben gar keiner Antwort. — Natürlich sah der Kaiser, als er diese Schändlichkeiten erfuhr, sich gezwungen, seine Schwester unschädlich zu machen, mithin an einen Ort bringen zu lassen, wo sie weder neue Verschwörungen anzetteln, noch neue Unruhen erregen konnte. Bald darauf ward Fürst Constantin ermordet, und Eulogia's Tochter, das schamlose Weib, nahm keinen Anstand, gleich nach Ermordung ihres Gemahls, dessen Mörder ihre Hand zu reichen und öffentlich sich

thenden schismatischen Mönche an ein Reformiren, wodurch, wie wir gleich sehen werden, Kirche und Staat in die schrecklichste Verwirrung geriethen. Vor Allem ward der alte, unsern Lesern schon hinlänglich bekannte, einfältige Patriarch Joseph wieder auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel erhoben. Zu seiner, ohnehin schon ganz außerordentlichen geistigen Impotenz kam auch noch körperliche Schwäche im Gefolge aller nur gedenkbaren Infirmitäten eines hohen Alters. Jeder Amtsverrichtung völlig unfähig, wählte er mehrere unwissende fanatische Mönche zu seinen Gehülfen, und da diese nun ihren stets kranken, bisweilen besinnungslosen Patriarchen, wie auch den schwachen Kaiser und dessen bigotte, gleisnerische Tante unumschränkt beherrschten, so konnten sie sich auch jede nur mögliche Tollheit und Gewaltthätigkeit erlauben. Auf ihr Geheiß wurden alle Kirchen sogleich geschlossen, und auch alles Glockengeläut ward so lange verboten, bis erst die Kirchen von Innen und Außen sorgfältig gewaschen und auf das Neue wieder eingeweiht seyn würden. Alle Bischöfe, welche das römische Glaubensbekenntniß unterzeichnet hatten, wurden unter mancherlei Beschimpfungen von ihren Stühlen vertrieben, die schismatischen Bischöfe dafür wieder zurückgerufen und in ihre vorigen Stellen eingesetzt, oder diese auch von den, den an Geist und Körper kranken Patriarchen umgebenden Mönchen an deren Creaturen, bisweilen die schlechtesten Subjecte, vergeben. Sämmtliche Geistlichen niederer Ordnung mußten Buße thun und wurden auf drei Monate von

---

mit ihm zu vermählen. — So waren die Menschen, die, unter dem Vorwand der Religion, Kirche und Staat verwirrten, die heiligsten Gesetze der Natur mit Füßen traten und ein Schisma nährten und unterhielten, das, wie wir sogleich zeigen werden, endlich den frühzeitigen, völligen Untergang des Reiches herbeiführte.

allen geistlichen Verrichtungen suspendirt. Alle während der Vereinigung getauften Kinder, wovon sich jetzt viele schon in dem Knabenalter befanden, wurden ebenfalls auf das neue wieder getauft. Alle Laien, besonders jene, welche nur aus Furcht vor dem verstorbenen Kaiser, oder in Hoffnung auf Belohnung, sich zu der Vereinigung bekannt hatten, fielen jetzt von der römischen Kirche wieder ab; mußten aber demungeachtet doch wegen ihres Verbrechens büßen, denn die Mönche zwangen sie, die Erlaubniß in die Kirche gehen zu dürfen mit Geld zu erkaufen, und zwar nach einer besondern, von den habsüchtigen Mönchen entworfenen Taxordnung. So z. B. mußte der Laie schon beim Eintritt in die Kirche eine gewisse Abgabe erlegen, eine noch etwas größere, wenn er beim Absingen der Psalmen gegenwärtig seyn wollte; eben so auch bei dem Weihwasser. Aber die schwersten Taxen mußte er bezahlen, wenn er dem heiligen Meßopfer beiwohnen, oder gar die Erlaubniß haben wollte, sich dem Tische des Herrn zu nähern. — Nur äußerst wenige, so von den Laien, wie von den Geistlichen, blieben ihrer Ueberzeugung treu und unter diesen auch der ehrwürdige Veccus und zwei seiner Erzdiacone, gleich gelehrte Männer wie er selbst. Nachdem die Schismatiker sich fruchtlos alle Mühe gegeben hatten, sie für sich zu gewinnen, wurden sie von dem Kaiser an einen entfernten, in einer öden Gegend liegenden Ort verbannt, wo es ihnen nicht nur an allen Bequemlichkeiten, sondern oft selbst an den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens gebrach; und so sank nun, und zwar nur noch tiefer und mit gesteigertem Hasse gegen den römischen Stuhl, die griechische Kirche wieder in den Schlamm des frühern, alten Schisma zurück.

21. Die Folgen dieser, theils von einem einfältigen, unwissenden und schwachen Monarchen, theils von gemüthlosen Mönchen und schlechten, charakterlosen Menschen, be-

wirkten Kirchenreformation blieben nicht lange aus. In der griechischen Kirche selbst entstand ein vierfaches Schisma. Vier Individuen nämlich, die früher nach einander Patriarchen gewesen waren, traten jetzt auf und machten Anspruch auf den Stuhl von Constantinopel. Jeder behauptete ungerechter Weise entsetzt worden zu seyn, hatte seine Anhänger; und auf sein vermeintliches Recht sich stützend, excommunicirte einer den Andern, und schleuderte gegen ihn den Bannfluch. Hof und Stadt theilten sich in Partheien. Bald schien selbst die öffentliche Sicherheit bedroht. Unruhen entstanden, die, bei dem Leichtsinn des unruhigen, leicht zum Aufstand zu reizenden constantinopoler Pöbels, noch weit größere Unordnungen befürchten ließen. Durch die gegenseitige Erbitterung und Leidenschaftlichkeit der Partheien erhob sich oft selbst in den Kirchen Tumult und lautes Geschrei, das den Gottesdienst unterbrach, oder ihn zu halten verhinderte. Das gemeine Volk wußte nicht mehr, woran es sich halten sollte; und der lahme Kaiser, der weder Ansehen, noch Verstand, noch Kraft genug hatte, um die Partheien zu unterdrücken, oder wenigstens in den nöthigen Grenzen zu erhalten, ward blos ein Spielball, den wechselsweise die Partheien einander zuwarfen. Dieses Zerwürfniß der Häupter der Kirche hatte auch einen nicht minder verderblichen Einfluß auf die Disciplin und die Gesittung der Geistlichkeit. Was sie nur immer wollten, durften die Geistlichen sich jetzt erlauben, denn keiner der Patriarchen, wovon ein jeder nur die Anzahl seiner Anhänger zu vermehren suchte, that ihnen Einhalt; im Gegentheil bestrebten sich jene unwürdigen Kirchenhäupter nur noch mehr, durch die feigsten Concessionen die Geistlichen jeder Ordnung an sich zu ziehen. — Um die Wirrnisse in der griechischen Kirche noch vollständiger, und gewissermaßen noch eckelhafter zu machen, entstand um dieselbe Zeit auch unter den zahlreichen Mönchen des Berges Athos eine neue Sekte ganz eigener

Art. Diese setzte die christliche, und besonders die klösterliche Vollkommenheit darein, daß der Mönch sein ganzes Leben hindurch in einem Winkel seiner Zelle niedergekauert und das Kinn fest auf die Brust geheftet, seinen Nabel beschauen müsse. Dieses sey der Ort, wo der Mensch nach und nach alle Kräfte und Fähigkeiten seiner Seele schauen würde; worauf alsdann, wenn er den gehörigen Grad von Erleuchtung erlangt hätte, auch sich dasselbe himmlische Licht in ihn ergießen würde, in welchem einst unser göttlicher Erlöser bei seiner Verklärung auf Tabor erschien. An diesen Wahn knüpfte die Sekte noch mancherlei andere Thorheiten. So z. B. behaupteten deren Anhänger, daß eben das Licht, das sie durch lange Nabelbeschauung auf sich ziehen würden, zwar ein alles erleuchtendes, wahrhaft himmlisches und selbst unerschaffenes Licht sey, aber dennoch nicht zur Wesenheit Gottes gehöre; auch sey dieses unerschaffene Licht das Einzige, was alle Engel und Heiligen im Himmel schauten; indem Gott selbst von keinem erschaffenen Wesen erschaut werden könnte. Dieser theosophische Aberwitz setzte jedoch die Federn der griechischen Theologen nicht sehr in Bewegung; denn die ganze Sekte fand bald in ihrer eigenen Narrheit ihr Grab und hatte nur eine sehr kurze, schnell wieder vorübergehende Dauer.

22. Auch in allen Zweigen der Verwaltung ging es eben so toll und verwirrt her. Die Despoten, obgleich Vasallen des Reiches, benutzten die Schwäche des Kaisers, betrugen sich wie völlig unabhängige souveraine Herren, verweigerten Gehorsam und Tribut, oder leisteten diesen nur zum Theil, und so weit es ihnen beliebte. Sogar die Bulgaren kannten keine Furcht mehr vor den griechischen Waffen, fielen in das Reich ein und drangen, alles plündernd und verheerend, nicht selten bis an das Herz der Provinzen. Wohin

der unglückliche Kaiser sich wandte, erblickte er nichts als Schmach, Schande und Verlust. — Bei einem solchen Regiment konnte es nicht fehlen: Andronikus mußte im Auslande wie in seinem eigenen Reiche bald alles Ansehen verlieren, fiel auch endlich bei seinen Unterthanen in eine solche Verachtung, daß sein Neffe, Andronikus der Jüngere, es kühn wagen durfte, seinen Oheim zur Abtretung der Hälfte seines Reiches zu zwingen. Doch damit begnügte sich dieser noch nicht; durch Verrath bemächtigte er sich bald darauf der Stadt Constantinopel und entriß nun dem, von Allen verlassenen Kaiser auch den übrigen Theil des Reiches, gestattete ihm aber dafür sich mit einer Mönchskutte zu schmücken und hinter einer schismatischen Klostermauer, an dem Andenken an das, von ihm so glorreich vollbrachte Reformationswerk sich bis an das Ende seines Lebens zu laben. — Unter diesem schwachen Monarchen fingen auch die osmanischen Türken an, den Grund zu ihren Eroberungen in Kleinasien zu legen.

VII.

Beschluß der Geschichte des Abfalls der griechischen von der römischen Kirche.

1. Schon mit der Thronbesteigung Andronikus des Jüngern beginnt die Geschichte des griechischen Reiches immer mehr in jene der Türken zu zerfließen, bis sie endlich unter ihren letztern Kaisern sich gänzlich in dieselbe verliert. Aber gleiche Ursachen bringen stets auch gleiche Wirkungen hervor. Hatte bisher die Furcht vor den lateinischen Kaisern und die Besorgniß, daß diesen das Abendland zur Wiedereroberung Constantinopels und des griechischen Reiches mächtige Hülfe leisten möchten, es den griechischen Kaisern zur Hauptaufgabe ihrer Politik

gemacht, sich um die Gunst und den Schutz der Päpste zu bestreben, und um diesen zu erhalten, ihnen gewöhnlich eine baldige Kirchenvereinigung vorzuspiegeln; so brachte jetzt bei dem Hofe von Constantinopel die Furcht vor den sich immer weiter in Kleinasien ausbreitenden Türken die nämliche Wirkung hervor. So oft die Türken das Reich bedrängten, oder es einen bedeutenden Verlust von diesen Barbaren erlitten hatte, wandten die Kaiser auch auf das neue wieder ihre angstvollen, um Hülfe flehenden Blicke nach dem Abendlande, suchten die Freundschaft des römischen Hofes und stimmten, um diese zu erhalten, auch das alte bekannte Lied von einer Vereinigung beider Kirchen wieder an. Schon Andronikus der Jüngere, dem es nicht besser als dem ältern Andronikus ging und von zwei Seiten, von den Bulgaren nämlich und den Türken gedrängt ward, sah sich wieder gezwungen bei den abendländischen Fürsten Hülfe zu suchen. Er schickte demnach Gesandten nicht nur an den König von Frankreich, sondern auch an den Papst Benedict XII. Wie wenig es aber den Griechen dabei Ernst war, ergibt sich aus der Arglist, mit der sie die neuen Unterhandlungen anzuknüpfen suchten. Die Gesandten erklärten nämlich dem Papste, daß ihr Herr nichts aufrichtiger und sehnlicher als eine Vereinigung beider Kirchen wünsche; daß aber, um diese zu Stande zu bringen, der Papst vor allem suchen müsse, die Gemüther der Griechen, deren Liebe und volles Zutrauen zu gewinnen, wozu es kein sicheres und besseres Mittel gäbe, als wenn, durch den Betrieb des heiligen Vaters, unverzüglich ein zahlreiches christliches Heer den Griechen zu Hülfe eilte, die Türken demüthigte und in Hinsicht auf diese gefährlichen Feinde, das Reich für die Zukunft außer aller Besorgniß setzte. Wäre dieses geschehen; so möchte der Papst ein wahrhaft öcumenisches, aus allen griechischen Patriarchen, Metropoliten und Bischöfen bestehendes Concilium zusam-

menberufen *), auf welches alsdann alles auf das neue untersucht, geprüft und wegen einer dauerhaften Vereinigung das Nöthige verhandelt werden könnte. — Natürlicher Weise ließ sich der Papst, zumal durch eine so plumpe, grobe List nicht täuschen. Wohl einsehend, daß die Griechen, wenn sie ihren politischen Zweck erreicht hätten, an diese, obgleich so große und wichtige Kirchenangelegenheit nicht von weitem mehr denken würden, gab er den Gesandten zur Antwort: „daß, wenn die Griechen von den abendländischen Fürsten Hülfe verlangten, dieser erst durchaus eine vollkommene Vereinigung

---

*) Noch etwas unverschämteres als diese Foderung läßt sich nicht denken. War denn das Concilium von Lyon nicht schon ein öcumenisches? Das Oberhaupt der Kirche leitete es in eigener Person. Ueber sechshundert Bischöfe, ein König von Aragonien, nebst den Gesandten aller abendländischen Monarchen und Republiken waren gegenwärtig, und außer der Gesandten des griechischen Kaisers, welche die Unterschriften ihres Herrn und der Patriarchen mitbrachten, wohnten noch die Abgeordneten von achtunddreißig griechischen Metropolitanen und deren sämmtlichen Suffraganen, mithin der bei weitem größte Theil des höhern griechischen Clerus dem Concilium von Lyon bei. — Hätte man, nach dem Begehren der Griechen, ein noch zahlreicheres, noch mehr öcumenisches Concilium halten wollen; so hätte wahrhaftig auch entweder die gesammte griechische Geistlichkeit, von dem Patriarchen von Constantinopel an bis auf den letzten Diacon, auf einige Zeit nach dem Abendlande, oder die ganze abendländische Kirche auf eben so lange Zeit nach Constantinopel auswandern müssen. Offenbar stellten die griechischen Gesandten diese auffallend ungereimte Foderung nur in der Absicht auf, um Alles auf unbestimmte, gar nicht zu bestimmende Zeit in die Länge zu ziehen, und dann am Ende den römischen Stuhl, sobald sie desselben nicht mehr bedurft hätten, wie gewöhnlich, und wie schon so oft geschehen, wieder zum Besten zu haben.

ihrer Kirche mit der römischen vorangehen müsse. Zudem werde er nie gestatten, daß längst schon und selbst in dem grauesten Alterthum bestandene, auf der heiligen Schrift und selbst den Schriften griechischer Kirchenväter beruhende, und erst vor einigen Jahren auf dem öcumenischen Concilium von Lyon bestätigte Glaubenswahrheiten abermals auf einem Concilium besprochen, geprüft und einer neuen Entscheidung überlassen würden; wodurch ja nothwendig der Grund des ganzen christlichen Glaubens in allen christlichen Gemüthern müßte erschüttert werden. Hätten also die Griechen ein wahrhaftes aufrichtiges Verlangen nach der Wiedervereinigung, so stünde ihnen hiezu kein anderer Weg offen, als daß sie augenblicklich und unbedingt zu dem Gehorsam gegen den römischen Stuhl zurückkehrten. Sollte es jedoch der Wunsch der Griechen seyn, vorher über Alles noch einmal recht gründlich belehrt zu werden; so wollte man mit ihrer Schwachheit Nachsicht haben und einige gelehrte Männer nach Constantinopel senden, welche ihnen in dem Lehrbegriffe der römischen Kirche den gründlichsten und vollständigsten Unterricht ertheilen würden. Wirklich schickte auch der Papst zwei Bischöfe nach Constantinopel. Aber zwischen diesen und der griechischen Geistlichkeit kam es zu gar keiner Unterredung; denn ein gewisser Gregoras, ein für die damaligen Zeiten sehr gelehrter und mit der Gabe der Wohlredenheit geschmückter Mann, stellte in einer, bei dem Patriarchen gehaltenen Versammlung zur Behauptung der Irrthümer, die das Schisma veranlaßt hatten, die nämlichen Gründe auf, die auch der Papst zur Behauptung der Lehren der römischen Kirche aufgestellt hatte. Die Grundsätze der griechischen Kirche und ihr Glaube, sagte der schlaue Mann, seyen schon auf so vielen Synoden entschieden und als Glaubensartikel festgesetzt worden, und bewies nun durch Stellen aus griechischen Vätern, daß das einmal auf diese Art Entschiedene nicht

mehr bezweifelt und auf das neue untersucht werden dürfte. Mit dieser Entscheidung war der Patriarch und die ganze Versammlung um so mehr zufrieden, da sie alle, wie Gregoras selbst versicherte, äußerst unwissende Männer waren, denen es selbst an der ganz gewöhnlichen Gabe der Mittheilung gebrach, mithin froh waren, auf so gute Art jeder Unterredung mit den gelehrten römischen Bischöfen enthoben zu seyn.

2. Bald darauf starb Andronikus (1341.) und seine drei unmittelbaren Nachfolger, die Kaiser Johannas Cantacuzen, Johannes Paläologus und Manuel, geschreckt durch die reissenden Fortschritte der Türken und der Hülfe des Abendlandes bedürftig, suchten nun auf das neue wieder mit dem römischen Stuhle wegen einer Kirchenvereinigung zu unterhandeln. Die unter Cantacuzen gepflogenen Unterhandlungen führten zu gar nichts. Aber mit weit größerem Ernste, vielleicht weil auch die Furcht vor den Türken bei ihm größer war, knüpfte Johannes Paläologus den abgebrochenen Faden jener Unterhandlungen wieder an. Den nach Constantinopel gekommenen päpstlichen Gesandten versprach er in einem, mit kaiserlichem goldenen Siegel versehenen Akte: er wolle, gleich allen übrigen christlichen Fürsten und Monarchen, dem Papste den Gehorsam leisten, den alle Gläubigen ihm schuldig wären, auch alles Mögliche anwenden, um alle seine Unterthanen, in Zeit von sechs Monaten, zuerst auf dem Wege der Milde zu bewegen, unter den Gehorsam der römischen Kirche zurückzukehren, dann aber nach Verlauf dieser Frist die Widerspenstigen mit Gewalt dazu zu zwingen, ferner dem päpstlichen Legaten einen Palast und eine besondere Kirche in Constantinopel anweisen, endlich auch drei Collegien errichten, in welcher die Jugend und besonders die Kinder edler Geschlechter in der lateinischen

Sprache sollten unterrichtet werden. Aber dafür begehrte der Kaiser, daß der Papst unverzüglich drei Galeeren und fünfzehn Schiffe mit fünfhundert geharnischten Reitern und tausend Armbrustschützen, und gleich darauf ein noch weit stärkeres Heer ihm zu Hülfe schicken, und auch für das, zum Unterhalte desselben nöthige Geld sorgen möchte. Um dem römischen Stuhle alles Mißtrauen zu benehmen, ging endlich Johannes Paläologus selbst nach Rom. Der Papst war gerade abwesend und befand sich in Viterbo. Aber zum Empfange des Kaisers waren die Cardinäle bestimmt, in deren Hände jetzt Johann dem Schisma feierlich abschwur, auch ein sehr weitläufiges, mit der Lehre der römischen Kirche vollkommen übereinstimmendes Glaubensbekenntniß ablegte und einen darüber ausgefertigten, mit der Purpurdinte unterzeichneten und mit dem kaiserlichen Goldsiegel bekräftigten Akt den Cardinälen überreichte, worauf er von dem Papste, der indessen eilig von Viterbo nach Rom zurückgekehrt war, als ein, lange Zeit aus dem Vaterhause entfernter, aber jetzt wieder in dasselbe zurückkehrender Sohn der Kirche zärtlichst umarmt ward. Unstreitig war diese Scene höchst rührend und erbauend, aber damit hatte auch leider alles sein Bewenden, und in Beziehung auf die beiden Hauptangelegenheiten, nämlich die Vereinigung der Kirchen und die Hülfsleistung gegen die Türken, nicht die mindeste Folge; denn als der Kaiser jetzt begehrte, daß auch der Papst die Bedingungen, welche dessen Legaten mit ihm eingegangen, erfüllen sollte, der heilige Vater jedoch weder Galeeren, Schiffe und Soldaten zu schicken im Stande war, und noch viel weniger die damals unter sich in blutigen Kriege verwickelten Fürsten und Republiken zu einer Heerfahrt gegen die Türken zu bewegen vermochte; so mußte auch der gute Kaiser Johann, und zwar noch ärmer*) als er gekommen war, wieder nach Constanti-

*) Es wird sogar erzählt: der Kaiser wäre auf seiner

nopel zurückkehren. — Der Kaiser für seine Person war zwar jetzt kein Schismatiker mehr; aber auch sein Volk zur Rückkehr in die römische Kirche theils zu bewegen, theils mit Gewalt zu zwingen: dies war ein Unternehmen, das er jetzt um so weniger wagen durfte, als dasselbe ganz gewiß innere Unruhen zur Folge gehabt haben würde, auch der Kaiser gerade jetzt von den Türken, die nun auch nach Europa herübergekommen waren, und schon Adrianopel erobert hatten, auf das härteste bedrängt und endlich zu einem sehr beschwerlichen, die Unzufriedenheit seiner Unterthanen nur noch vermehrenden jährlichen Tribut gezwungen ward.

3. Noch unglücklicher war Johannes Sohn und Nachfolger, der Kaiser Manuel. Diesem nahm der Sultan Bayazed, dieser lange Zeit so glückliche Eroberer, das ganze Reich bis auf Constantinopel. Manuel, überzeugt, daß er nur in dem Beistande europäischer Mächte noch Rettung finden könnte, wandte sich also ebenfalls an den Papst, und insbesondere an den König von Frankreich, begab sich endlich selbst nach dem Abendlande, und blieb beinahe zwei Jahre in Paris, ohne jedoch seinen Zweck erreichen zu können. Aber nun ward Bayazed in der großen und mörderischen Schlacht bei Ancira von dem furchtbaren Timur-Link geschlagen und gefangen genommen, worauf Manuel, sobald er diese erfreuliche Nachricht erhielt, sich unverzüglich zu Genua einschiffte und nach Constantinopel zurückkehrte; und da nun in dem, durch Timurs verheerende Züge, ohnehin schon bis auf den Grund erschütterten osmani-

Rückreise nach Constantinopel in Venedig, wegen der dort gemachten großen Anlehen, angehalten und ihm die Fortsetzung derselben nicht eher gestattet worden, als bis sein ältester Prinz Manuel die nöthigen Gelder, die er kaum aufzubringen gewußt habe, nach Venedig geschickt hätte.

schen Reiche auch noch Bayazeds drei Söhne zwölf Jahre lang wegen der Herrschaft mit einander Krieg führten, so hatte auch der Kaiser während dieser Zeit nichts mehr von den Türken zu befürchten, wußte auch diesen ziemlich langen Zeitraum von Ruhe trefflich zu benutzen, und eroberte nun wieder beinahe alle, ihm von Bayazed entrissenen europäischen Länder. — Da bisher blos Furcht vor auswärtigen Feinden, oder Hoffnung zeitlichen Gewinns die einzigen Triebfedern waren, welche die griechischen Kaiser bewog, sich in Unterhandlungen mit dem römischen Stuhle einzulassen, so war auch während dieser zwölf Jahre, wo keine Gefahr dem griechischen Reiche droheten, von keiner Kirchenvereinigung mehr die Rede. Als aber endlich nach langem und hartem Kampfe Bayazeds jüngster Sohn, Mohamed I., über seine Brüder die Oberhand erhalten und in dem zerrütteten Reiche Ruhe und Ordnung wieder hergestellt hatte, auch demselben immer mehr innere Kraft und Stärke zu geben anfing; so bangte es auch dem griechischen Kaiser auf das Neue wieder wegen der Zukunft, die, wie es mit Bestimmtheit vorauszusehen war, für das griechische Reich, bei dessen ungemeiner innern Schwäche und äußern Beschränkung und der jetzt auf das Neue wieder wachsenden Macht der Türken, nicht anders als äußerst trübe, stürmisch und gefährlich seyn konnte.

4. Es ist sonderbar, daß die Kaiser, besonders nach dem, was unter der Regierung Michaels Paläologus geschehen war, doch noch nicht zur Einsicht gelangt waren, daß die Vereinigung ihrer Kirche mit der römischen, wie aufrichtig sie auch selbst diese wünschen möchten, dennoch an den beinahe unüberwindlichen Hindernissen, die in den tief gewurzelten, nicht mehr auszurottenden gehässigen Vorurtheilen ihrer eigenen Nation ihren Grund hatten, stets am Ende wieder

scheitern würde, und demungeachtet doch gerade in dieser Vereinigung, die zu bewirken es nicht mehr in ihrer Macht lag, den einzigen Anker aller ihrer zeitlichen Hoffnungen und Verhältnissen erblickten. — Zu dem alten, abgenutzten und bisher noch nie zum Zwecke führenden Auskunftsmittel nahm also jetzt ebenfalls Manuel wieder seine Zuflucht. Er ordnete Gesandte nach Rom, welche unter dem Versprechen einer dauerhaften Wiedervereinigung den Papst um Beistand gegen die Türken bitten sollten. Der heilige Vater, dem kein Preis zu theuer gewseen wäre, wodurch er eine, von dem wahren Glauben abgefallene Nation wieder zu der Gemeinschaft der römischen Kirche hätte zurückführen können, sandte nun unverzüglich auch seiner Seits den Franziskanergeneral Antonio Massano nach Constantinopel. Dieser versicherte, im Namen des Papstes, den Kaiser und dessen Patriarchen einer augenblicklichen Hülfe gegen die Türken, jedoch in der Voraussetzung, daß die Kirchenvereinigung vorher geschehe. Auch sey der heilige Vater bereit, nach dem Wunsche der Griechen, ein neues öcumenisches Concilium zusammen zu berufen; jedoch nicht, daß auf demselben über längst bestehende, entschiedene und allgemein anerkannte Glaubenswahrheiten auf das neue disputirt und gestritten werde; sondern daß auf demselben, durch unbedingte Annahme der Lehre der römischen Kirche, die Vereinigung beider Kirchen vollbracht würde. — Eine solche Erklärung war jedoch gar nicht nach dem Sinne der Griechen. Diese, für die jegliches Zungengefecht über Glaubenslehren einen weit größeren Werth als Religion und Wahrheit hatten, wollten durchaus disputiren, und dann, wenn des Disputirens und Streitens genug gewesen wäre, man auch Schrift auf Schrift gewechselt, und eben so oft Abgeordnete hin und her gesandt hätte, wieder Alles in dem alten gespalteten Zustande lassen. — Nach langen Berathungen zwischen

dem Kaiser, dem Patriarchen und dessen Bischöfen übergab man also dem Franziskanergeneral eine Schrift ungefähr folgenden Inhalts: „Man wünsche zwar nichts so sehnlich als eine Wiedervereinigung; wenn aber ihre Gesandten versprochen hätten, daß dieselbe ganz unbedingt nach der Vorschrift des römischen Stuhles geschehen sollte, so hätten sie ihre Vollmacht überschritten. Weder der Kaiser noch dessen Geistlichkeit hätten daran gedacht, den Kirchenverein durch blinde Annahme des römischen Lehrbegriffes zu bewerkstelligen; sie seyen im Gegentheil stets Willens gewesen, und seyen es auch noch jetzt, nur das als Glaubenslehre anzunehmen, was auf einem ökumenischen Concilium, nachdem man alle streitigen Puncte auf das Neue untersucht, geprüft und entschieden hätte, würde beschlossen worden seyn. Was das Concilium betreffe, so gäbe es hiezu keinen schicklichern Ort als Constantinopel, nur müsse, bei der jetzigen Erschöpfung des griechischen Reiches, der Papst die dazu nöthigen Gelder hergeben. Die Zeit, wann das Concilium sollte gehalten werden, könnte man jetzt noch nicht bestimmen. Aber eben daher sey es um so dringender, daß der Papst einstweilen die abendländischen Fürsten antreibe, ohne weitere Zögerung ein zahlreiches, den feindlichen Kräften entsprechendes Heer ihnen gegen den gemeinschaftlichen Feind der Christenheit zu Hülfe zu schicken." — Da es aus dieser Erklärung offenbar und so zu sagen handgreiflich hervorging, daß die Griechen, blos um Hülfe zu erhalten, jetzt wieder den Wunsch nach einer Kirchenvereinigung heuchelten, gegen diese aber, wie gegen die römische Kirche noch immer die alten feindseligen Vorurtheile nährten, daher auch jetzt schon zum Voraus listig und heimtückisch auf Mittel bedacht wären, die ihnen, sobald sie der abendländischen Hülfe nicht mehr bedürften, einen scheinbaren Vorwand geben könnten, alle Bemühungen des Papstes am Ende wieder zu vereiteln; da alles dies klar

an dem Tage lag, so wurden nun auch alle weitern Verhandlungen sogleich wieder abgebrochen. — Selbst der Kaiser gab jetzt alle Hoffnung auf Hülfe aus dem Abendlande, mittelst einer dem römischen Stuhle vorzuspiegelnden Vereinigung, völlig auf. Wie es scheint, hatte Manuel, dem es an Einsicht und Klugheit nicht fehlte, endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Griechen bei der, in allen Gemüthern herrschenden, beinahe an Haß grenzenden Abneigung gegen den romischen Stuhl, und ihrem, bei jeder Gelegenheit sich kund gebenden Antagonismus gegen die Abendländer, die sie die Lateiner nannten, nie zur Rückkehr zu der römischen Kirche zu bewegen seyn würden, und daß jeder diesfalls angestellte Versuch nur Unruhen und Empörung zur Folge haben, mithin das Reich noch mehr schwächen, am Ende dennoch mißlingen, und dann jeder mißlungene Versuch die Trennung beider Nationen nur noch mehr erweitern und deren gegenseitigen Haß noch um vieles höher steigern würde. — Wie richtig die Ansichten Manuels waren, bewiesen die Folgen und beweisen es noch bis auf den heutigen Tag. — Drei Jahre darauf starb Manuel und hatte seinen ältesten, von ihm früher schon zum Mitregenten ernannten Sohn Johann zum Nachfolger (1425.).

5. Obschon dem neuen Kaiser dessen verstorbener Vater von jedem neuen Versuch einer Kirchenvereinigung sehr ernsthaft abgerathen hatte, so mußte dennoch dieser väterliche Rath jetzt den immer zunehmenden Besorgnissen, welche die Fortschritte der Türken dem jungen Fürsten einflößten *), endlich wieder weichen; und neue,

*) Murat II., Mahomeds I. großer Sohn, hatte sich schon auf das Neue aller der Länder bemächtiget, die Johanns Vater, der Kaiser Manuel, während der türkischen innern Unruhen mit dem griechischen Reiche

und zwar diesmal mehrere Jahre dauernde Unterhandlungen begannen demnach nun auch wieder unter diesem Kaiser. Unstreitig ist das, was jetzt unter Johann geschah, das Merkwürdigste in der ganzen, nicht wenig monotonen Geschichte des traurigen, beide Kirchen noch immer trennenden griechischen Schisma. — Der Kaiser knüpfte die Unterhandlungen an jene an, welche vor einigen Jahren unter seinem Vater zwischen dem Franziskanergeneral Massano und dem griechischen Patriarchen, besonders in Beziehung auf das Concilium, auf welchem die Vereinigung geschehen sollte, waren gepflogen worden. Als aber die griechischen Gesandten in Rom ankamen, hatte der Papst Martin V. schon das, nachher so berüchtigt gewordene Concilium von Basel zusammenberufen. Zwei Concilien zu gleicher Zeit halten zu lassen, hielt der heilige Vater für ungeziemend, und beschied daher die Griechen nach Basel, wo dann auf dem dort nächstens zusammentretenden Concilium auch über die Vereinigung der beiden Kirchen das Nöthige verhandelt werden sollte; er erbot sich zugleich auch, alle Unkosten, sowohl für die Reise der griechischen Bischöfe, als auch für deren Unterhalt während ihres Aufenthaltes in Basel zu tragen. Der Kaiser war damit vollkommen zufrieden. Aber bald darauf starb Martin V. und nun entstanden Hindernisse, welche alles ungemein und auf mehrere Jahre in die Länge zogen. Auf Martin V. war nämlich Eugenius IV. gefolgt, und obgleich dieser alle Verfügungen seines Vorfahrers, mithin auch das Concilium von Basel bestätiget hatte, so fing dieses dennoch sehr bald an, sich auf das ungezie-

wieder vereinigt hatte, so daß dieses jetzt beinahe blos auf Constantinopel beschränkt war. — Murat II. war unstreitig der größte, staatsklugste, tapferste und zugleich edelste Sultan, den das osmanische Reich von dem Augenblick seiner Gründung an bis auf den heutigen Tag je noch hervorgebracht hatte.

mendste gegen das päpstliche Ansehen zu erheben, es immer mehr zu beschränken und endlich völlig auf die Seite zu setzen, indem es behauptete, daß, da das Baseler Concilium die ganze abendländische Kirche repräsentire, auch der römische Papst demselben unterworfen, und Gehorsam und Folgsamkeit ihm zu leisten schuldig wäre*). — Um diesem, immer trotziger werdenden Erkühnen endlich ein Ziel zu setzen, erließ Eugen gegen das Ende des Jahres 1431 eine Bulle, worin er das Concilium von Basel für aufgehoben erklärte und nach Bologna eine neue Synode berief, bei welcher er selbst den Vorsitz wie deren Leitung übernehmen werde. Als diese Bulle in Basel ankam, legte der Cardinal Julius Cesarini, den schon der verstorbene Papst Martin zu seinem Legaten bei dem Concilium und dessen Präsidenten ernannt hatte, und der jetzt einen Beweis seines Gehorsams gegen den römischen Stuhl geben wollte, sogleich seine Präsidentenrolle nieder, erließ aber an den Papst ein sehr kräftiges Schreiben, in welchem er ihn dringend bat, die erlassene Aufhebungsbulle wieder zurückzunehmen. Es seyen, sagte der Cardinal, die wichtigsten Gründe vorhanden, welche gebieterisch foderten, das Concilium in Basel gerade jetzt noch fortdauern zu lassen. Man habe die größte Hoffnung, die bisher so hartnäckigen Böhmen mit der Kirche wieder auszusöhnen; werde man ihre Ankunft nicht abwarten, so würden sie, und mit ihnen

*) Von dem mehr als berüchtigten, und frühzeitig von einem der unreinsten Geister beseelten Baseler Concilium, das aber gerade deßwegen die Gegner des römischen Stuhles so gern zu einer Hauptepoche in der Geschichte unserer Kirche machen möchten, kann natürlicher Weise jetzt noch keine Rede seyn, daher wir auch nur das davon anführen werden, was auf die, wegen Vereinigung der griechischen und römischen Kirche, wieder angeknüpften Verhandlungen einen unmittelbaren Bezug hat.

noch viele andere glauben, man fürchte, sich mit ihnen in eine Prüfung der streitigen Fragen einzulassen. Ferner, breche man jetzt eine Synode ab, ohne etwas für die Reformation der Kirche in deren Gliedern und Dienern gethan zu haben, so werde sich die Meinung, besonders in Deutschland, daß der Clerus unverbesserlich sey, um so leichter und schneller verbreiten, als wirklich die deutschen Geistlichen wegen ihrer Ausartung und Sittenlosigkeit beinahe allgemeim gehaßt wären, was nur gar leicht zur Folge haben könnte, daß ganze deutsche Distrikte oder gar Provinzen von der Kirche abfielen und zu der böhmischen Hussitensekte übergingen. — Auch der deutsche Kaiser Sigismund ersuchte den Papst, die Auflösungsbulle wieder zurückzunehmen. Dazu wollte zwar der Papst sich anfänglich nicht entschließen. Als aber ähnliche Gesuche von mehrern andern mächtigen Monarchen und Fürsten an ihn gelangten, glaubte er, um sich nicht den Vorwurf zuzuziehen, sogar in der abendländischen Kirche selbst zu einem Schisma Anlaß gegeben zu haben, mithin ein Feind und Störer des Friedens zu seyn, jetzt ein Auge zudrücken zu müssen, und nahm im Jahre 1433 seine früher erlassene Bulle wieder zurück. Aber ungeachtet dieses sprechenden Beweises der Nachgiebigkeit des Papstes und dessen Liebe zum Frieden beharrte dennoch das Concilium in seinem bisherigen Streben, das päpstliche Ansehen völlig zu vernichten, und in jeder seiner Sitzungen entwickelte es immer sichtbarer dessen wahrhaft gottlose, die ganze schon über ein Jahrtausend bestehende Kirchenverfassung völlig über den Haufen werfende Tendenz, der jedoch Eugen lange Zeit blos ein ungemein kluges, obgleich mit Beharrlichkeit verbundenes, wie mit Milde gepaartes Benehmen entgegen zu setzen fortfuhr.

6. Inzwischen waren in Rom auch wieder griechische Gesandten angekommen, die der Kaiser, sobald

er von dem, im vorigen Jahre eingetretenen Tode des Papstes Kunde erhalten, sogleich an dessen Nachfolger abgeordnet hatte, theils um demselben zu seiner Erhebung Glück zu wünschen, theils auch um die mit dem verstorbenen Papste schon angefangenen Verhandlungen einer Kirchenvereinigung wieder fortzusetzen. Schon der Papst Martin und auch Eugen hatten, wie wir bereits erwähnt, die Griechen auf das Concilium nach Basel beschieden. Dies hielt jedoch Eugen, bei der jetzt offenbar feindlichen Stimmung des Baseler Conciliums gegen den römischen Stuhl, durchaus nicht mehr für zeitgemäß, machte daher den griechischen Gesandten den Vorschlag: Er wolle, um dem Kaiser und dessen Geistlichkeit die mühsame, äußerst beschwerliche Reise nach Basel zu ersparen, einen Legaten mit einer hinreichenden Anzahl von Prälaten und Doctoren nach Constantinopel schicken, um dort in Gemeinschaft mit dem Patriarchen und dessen Geistlichkeit an dem Werke einer dauerhaften Kirchenvereinigung zu arbeiten. Nichts war den Gesandten erwünschter als dieses Anerbieten, sie nahmen es daher auch sogleich im Namen des Kaisers und des Patriarchen an. — Aber auch den in Basel versammelten Vätern war gleich bei Eröffnung des Conciliums angekündigt worden, daß die Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen ebenfalls eine ihrer Hauptaufgaben seyn würde. Auch dieses wichtige Geschäft wollten sie nun mit völliger Beseitigung des Papstes an sich ziehen; und als sie jetzt hörten, daß griechische Gesandten in Rom angekommen wären, und welches Anerbieten ihnen der Papst gemacht hätte, sandten sie, um diese Maaßregel zu vereiteln, eiligst aus ihrer Mitte Abgeordnete nach Constantinopel mit dem Auftrage, den Kaiser und die griechische Geistlichkeit zu dem Concilium nach Basel einzuladen, und dabei dem Monarchen begreiflich zu machen, daß, da die dort versammelten Väter die ganze abendländische Kirche

darstellten, das Geschäft der Wiedervereinigung einen leichtern und schnellern Gang nehmen, auch diese eine weit festere Grundlage gewinnen würde, als wenn die Griechen nur mit dem päpstlichen Legaten und den wenigen Doctoren, die der Papst ihnen zu schicken versprochen habe, unterhandeln wollten. Der Kaiser, bei dem die von ihm nach Rom geschickten Gesandten noch nicht zurückgekommen waren, und der auch von den Zerwürfnissen zwischen dem Papste und dem Baseler Concilium nichts wußte, glaubte nun nicht anders, als daß die an ihn jetzt ergangene Einladung mit Wissen und Genehmigung des Papstes geschehen sey, ließ daher mit den zurückkehrenden Baseler Abgeordneten, auf deren ausdrückliches Begehren, eine Gesandtschaft abgehen, um mit den dortigen Vätern, wegen der Wahl des Ortes, wo die Vereinigung geschehen sollte, sich zu verständigen.

7. Die Verhandlungen über diesen Gegenstand dauerten in Basel lange Zeit. Die griechischen Gesandten schlugen Constantinopel, das Concilium aber die Stadt Basel vor. Beide Theile brachten ihre Gründe vor, und beharrten mit gleicher Festigkeit bei ihren Ansichten. Nach langem Hin- und Herreden kam man endlich in so weit mit einander überein, daß die griechischen Gesandten sich zuerst alle Mühe geben sollten, den Kaiser wie den Patriarchen zu bereden, der Einladung nach Basel zu folgen; sollte jedoch dies durchaus nicht angehen, so schlüge das Concilium eine italiänische Seestadt, z. B. Ancona, oder auch eine andere, in Italien oder Savoyen gelegene Stadt vor. Die versammelten Väter versprachen ferner, daß, sobald der Kaiser unter den, ihm jetzt vorgeschlagenen Städten gewählt haben würde, sie sich binnen eines Monates an dem bestimmten Orte einfinden wollten, wogegen aber auch der Kaiser mit seinen Patriarchen, Metro-

politanen und Bischöfen, sowie mit den Abgeordneten derer, die nicht kommen könnten, sich um dieselbe Zeit dahin begeben müßten. Das Concilium wolle für den Kaiser und den Patriarchen, nebst deren Gefolge, bis zur Zahl von siebenhundert Personen, alle Kosten der Reise, des Aufenthalts und der Rückkehr auf sich nehmen, sogleich achttausend Ducaten und etwas später noch zehntausend Ducaten bezahlen, auch zur Vertheidigung Constantinopels, während der Abwesenheit des Kaisers, dreihundert Bogenschützen und einige Galeeren stellen. — Ueber diese Uebereinkunft ward von den Baseler Vätern ein förmlicher Beschluß genommen, und dieser sowohl an den Papst als auch an den griechischen Kaiser gesandt. Eugen nahm keinen Anstand, demselben seine Bestätigung zu ertheilen, äußerte sich aber gegen die, noch immer bei ihm weilenden griechischen Gesandten, die Eugens früheres Anerbieten angenommen hatten, daß er jetzt der Liebe zum Frieden in der Kirche, wie seinem sehnlichen Wunsch nach der Vereinigung beider Kirchen sein eigenes persönliches Ansehen zum Opfer gebracht habe. Auch der griechische Kaiser und dessen Patriarchen bestätigten den Beschluß, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Papst in eigener Person diesem Concilium beiwohne, den Vorsitz dabei führe und dessen Leitung übernehme; endlich auch, daß, zufolge des von den Baseler Vätern selbst gemachten Vorschlages, eine Seestadt in Italien zum Ort der Zusammenkunft müsse gewählt werden, indem diese nicht nur für den Kaiser, sondern auch für die Patriarchen und viele Metropolitanen und Bischöfe weit bequemer seyn würde, besonders da sehr viele davon sich schon in einem sehr weit vorgerückten Alter befänden, ihnen daher auch eine lange Landreise allzu beschwerlich, ja sogar ihrer Gesundheit nachtheilig seyn könnte.

8. Leider hatte indessen das Concilium in Basel sich wieder neue, bis dahin unerhörte Gewaltschritte gegen den römischen Stuhl erlaubt, aber eben daher sich auch jetzt in zwei Parteien gespalten, wovon die eine dem Papste treu blieb, auf unverzügliche Zurücknahme aller gegen denselben schon erlassenen Beschlüsse drang, wie auch, daß in Zukunft nichts mehr ohne Wissen und Genehmigung desselben sollte vorgenommen werden. Diese Partei bildete zwar die Minorität, bestand aber aus den besonnendsten, gelehrtesten und angesehensten Männern, und hatte die Präsidenten des Concils, wie auch die päpstlichen Legaten an ihrer Spitze. Die andere weit zahlreichere Parthei *) beharrte jedoch in ihrer feindseligen Stellung gegen den Papst; und Herabdrückung und Erniedrigung des römischen Stuhles ward nun das tägliche Lieblingsthema dieser Parthei und ihrer Anhänger. Aus sehr gegründeten Besorgnissen, daß, wenn eine Stadt in Italien zum Orte der Zusammenkunft sollte gewählt werden, der Papst dort weit mächtiger und dessen Ansehen in Allem mehr vorherrschend seyn würde, verwarfen sie nun alle, den griechischen Gesandten vorgeschlagenen italienischen Städte und ohne auf ihren ersten Beschluß, wie auch auf die, von dem griechischen Kaiser gesetzten Bedingungen und die von dem Papste, dem ersten Beschluß gegebenen Bestätigung die mindeste Rücksicht zu nehmen, bestimmten sie ganz willkürlich und eigenmächtig die Stadt Avig-

*) Die Majorität entstand dadurch, daß die Faktion weit und breit alle Landpfarrer und noch eine Menge Geistlicher niederer Ordnung, ja sogar Privatleute, zu dem Concilium herbeigerufen und, obgleich die Erstern nur eine berathende Stimme, die Letztern aber sogar auch diese nicht hatten, dennoch, gegen alle von den ältesten Zeiten an bestehenden kirchlichen Gesetzen und Verordnungen, ihnen sämmtlich das volle Stimmrecht ertheilt hatten.

non in Frankreich zu dem Orte, wo das Concilium sollte gehalten werden. Aber da jeder Gewaltschritt stets bald wieder zu neuen Gewaltschritten führt, so kannte jetzt auch diese Parthei in ihren Anmaßungen kein Ziel und kein Maaß mehr; und als die Stadt Avignon, wohl einsehend, welche überaus große Vortheile ihr aus dem, wie es vorauszusehen war, sehr lange, vielleicht mehrere Jahre dauernden Aufenthalt eines so zahlreichen Conciliums zufließen würden, sich zu einem Darlehen von siebenzig tausend Gulden erbot, so nahm dieselbe Faktion nicht nur wieder eigenmächtig dieses Anerbieten sogleich an, sondern erkühnte sich sogar, trotz des von den päpstlichen Legaten, im Namen des höchsten Oberhauptes der Kirche, eingelegten Widerspruchs, einen Ablaß, wie dies bei den Kreuzzügen geschehen war, verkündigen zu lassen, und dabei zu bestimmen, daß von dem Ertrag desselben die, von den Avignonern einstweilen vorgeschossenen Summe wieder zurückgezahlt werden sollte Aber nun ward auch die Spaltung vollkommen. Die Bessern trennten sich jetzt völlig von den Aufrührern, erklärten deren, in Betreff der griechischen Angelegenheiten genommenen Beschluß für null und nichtig, nannten sich auch von jetzt an ausschließlich das wahre und ächte Concilium von Basel, und konnten mit desto größerm Recht sich diese Benennung beilegen, als der Papst sie auch sogleich in dieser Eigenschaft anerkannte und bestätigte. Durch das päpstliche Ansehen geschützt und stark in dem Bewußtseyn der Gerechtigkeit ihrer Sache, gingen nun die Väter des neuen, oder vielmehr jetzt gereinigten Baseler Conciliums sehr rasch vorwärts, bestimmten die Stadt Florenz zu dem Ort des, wegen der Kirchenvereinigung zu haltenden Conciliums, wählten vier von ihren Mitgliedern, denen sie den Auftrag gab, unverzüglich sich nach Constantinopel zu begeben, um den griechischen Kaiser und dessen Geistlichkeit nach Italien

herüber zu führen. Die Gewählten gehörten zu den ausgezeichnetsten und angesehensten Prälaten; unter ihnen befanden sich auch die Gesandten der Könige von Frankreich und Aragonien, nämlich die Bischöfe Peter von Digne und Anton von Porto. Sämmtliche Abgeordneten eilten nun nach Ancona, wo der Papst sich gerade aufhielt und ihnen jetzt noch zwei römische Bischöfe beiordnete. Da Eugen, der nun auch sein Versprechen, für die Reisekosten des griechischen Kaisers und dessen Gefolges die nöthigen Summen zu erlegen, wiederholte, für die Abholung schon so treffliche Vorkehrungen getroffen hatte, daß bereits neun wohl ausgerüstete Galeeren theils zu Venedig, theils im Hafen von Candia vor Anker lagen, dort auch schon die dreihundert Bogenschützen versammelt waren, die Eugen, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, als Besatzung in Constantinopel lassen sollte, so konnten die Abgeordneten ohne fernere Zögerung ihre Reise antreten. Bevor sie jedoch Ancona verließen, übergab ihnen der Papst ein, an den Patriarchen und die übrige griechische Geistlichkeit gerichtetes Schreiben, in welchem er dieselben berechtigte, auf dem bevorstehenden Concilium alles vorzubringen, was sie zur Vertheidigung ihrer Lehre und ihrer bisherigen Behauptungen nur immer sagen zu müssen glauben könnten. — Zwar hatten seine zwei Vorgänger, Clemens und Martin V., sich erklärt, daß sie über fest stehende, allgemein anerkannte Glaubenslehren durchaus kein neues Untersuchen und Disputiren zugeben würden; aber Eugen ließ jetzt von dieser Strenge deßwegen nach, weil er sowohl aus den verschiedenen Schreiben des Kaisers und des Patriarchen, als auch aus deren ganzem bisherigen Betragen sich überzeugt fühlte, daß dießmal die Griechen sich aufrichtig nach einer Vereinigung mit der römischen Kirche sehnten, daher auch, wenn sie Fragen aufwerfen und Zweifel aufstellen sollten, dieses nicht aus Streitsucht oder Hart-

näckigkeit geschehen würde, sondern blos damit ihnen dieselben aufgelöst und sie von der wahren Lehre des römischen Stuhles noch vollkommener unterrichtet würden.

9. Aber über alles das gerieth die gegen den Papst feindlich gesinnte Parthei in Basel, als sie es erfuhr, in eine solche Wuth, daß sie alle Haltung und Fassung verlor. An ihrer Spitze stand der Cardinal d'Allemand *). Aber obgleich sie, außer diesem, nur fünf bis sechs Bischöfe unter ihren Anhängern hatte, während alle übrigen Bischöfe auf die Seite des Papstes getreten waren **), mithin ihr ganzer Anhang, wie

*) Der ärgste und wüthendste Gegner des Papstes war unstreitig der Cardinal d'Allemand. Diesen offenbaren Verräther des römischen Stuhles griff der ehrwürdige Erzbischof von Mailand eines Tages in einer öffentlichen, und wie gewöhnlich wieder höchst stürmischen Sitzung mit ungemeiner Heftigkeit an. Er bezeichnete ihn als den Urheber aller bisherigen Ränke; die schon so lange bestehende, aus dem Wesen und der innern Natur der Kirche des Sohnes Gottes hervorgegangene Verfassung wolle er stürzen, und an ihre Stelle eine geistliche Demagogie einführen, und umgeben von einem Schwarm von Schreibern und Schulmeistern, neue Glaubenslehren einsetzen und die Kirche nach seinem Eigendünkel regieren. Endlich nannte er ihn sogar einen andern Catilina, an den sich alle anschlössen, die weder etwas zu hoffen noch zu verlieren hätten. Aber trotz dieser bittern Vorwürfe setzte dennoch d'Allemand in derselben Sitzung wieder ein neues aufrührerisches Decret durch; worüber man sich nicht wundern darf, da gerade an diesem Tag das ihn umgebende Schreiber- und sogenannte Gelehrtengesindel wenigstens auf vierhundert verwirrter schwindelnder Köpfe sich belief.

**) Die wenigen Bischöfe, die sich in den Reihen der Gegner befanden, glaubten sich größtentheils in ihren persönlichen, zeitlichen Interessen von dem Papste

wir so eben erwähnten, blos aus Geistlichen niederer Ordnung, aus Professoren, Universitätsgelehrten, Schullehrern, Schreibern (Colluvies Copistarum) ꝛc. bestand, wovon, außer den Bischöfen, keiner stimmfähig, Viele sogar nicht einmal berufungsfähig waren, so erkühnte sich doch diese, im wahren Sinne des Wortes rebellische Faktion, ein Monitorium an den Papst zu erlassen, in welchem sie ihn aufforderte, binnen einer gewissen Frist in Basel vor ihr zu erscheinen, um sich wegen der, in ihrem Monitorium ihm zur Last gelegten Verbrechen und Ketzereien zu rechtfertigen. Natürlicher Weise erschien der Papst nicht, würdigte das an ihn erlassene Monitorium nicht einmal einer Beantwortung; worauf die Wüthenden, als die von ihnen gesetzte Frist verflossen war, in ihrer Raserei gar so weit gingen, daß sie Gabriel Condulmerio (Eugen IV.) als einen Ungehorsamen, hartnäckigen Rebellen und Verletzer der Canons, als einen Zerstörer der Kircheneinheit, Simonisten, Meineidigen, Schismatiker und Häretiker der päpstlichen Würde entsetzten und den Herzog Amadäus von Savoyen, der vor einigen Jahren die Regierung seiner Staaten seinem Sohne abgetreten hatte, unter dem Namen Felix des Fünften zum Papste wählten *). Aber während die Feinde des

---

verletzt; so z. B. der Bischof von Grasse, der mit seinen Ansprüchen auf Antibes von Eugenius war zurückgewiesen worden; eben so auch ein gewisser Raimund Talon, der sich Bischof von Tricarico nannte und den der Papst früher als Auditor des Palastes abgesetzt hatte, und so auch beinahe alle Uebrigen. Offenbar war demnach nur Selbstsucht und die höchste Unlauterkeit in ihren Absichten das einzige Band, das sie an die Gegenparthei knüpfte und bei derselben festhielt.

*) Von der jammervollen, verächtlichen Rolle, welche der arme, plötzlich in einen Papst umgeschaffene und

römischen Stuhles Verbrechen auf Verbrechen gegen denselben häuften, war des Papstes wohlüberdachter, längst schon entworfener Plan, das Räuberconcilium, nämlich in Basel, zu sprengen, zu seiner vollen Reife gelangt. Der muth- und einsichtsvolle Cardinal Vitteleschi hatte Bologna und alle übrigen Städte des Kirchenstaates jetzt wieder erobert*). Von der nach

---

doch in allen kirchlichen Angelegenheiten ganz unbegreiflich unwissende Herzog von Savoyen bis zu dem Tage spielte, wo er endlich klug genug war, auf die päpstliche Würde zu verzichten und statt Felix sich wieder Amadäus zu nennen, davon werden wir zu seiner Zeit unsern Lesern nähere und umständlichere Kunde geben.

*) Der Herzog von Mailand und einige Condottieris und Dynasten waren nämlich vor ein paar Jahren, entweder auf unmittelbares Geheiß des Conciliums in Basel oder auch aus Raublust, jedoch unter dem Vorwand, dem heiligen öcumenischen Concilium von Basel, als jetzt der höchsten kirchlichen Autorität gegen den Papst Eugen, Beistand zu leisten, in den Kirchenstaat eingefallen und hatten sich ganzer Provinzen und einer Menge fester Plätze bemächtiget. Bald darauf erregte sogar der Herzog von Mailand und zwei Condottieri in Verbindung mit der mächtigen Familie Colonna, abermals unter dem Vorwande, die Sache des Conciliums in Basel zu führen und zu vertheidigen, einen Aufstand in Rom. Der Papst ward in seinem eigenen Palaste belagert und entfloh endlich verkleidet nach Florenz. Zu allem diesem grenzenlosen Verdruß gesellten sich auch noch sehr schwere, lange dauernde körperliche Leiden; kurz, Eugen IV. war damals, in dem ächten Sinne des Wortes, für die Kirche und den römischen Stuhl, wie überhaupt für Recht und Gerechtigkeit ein wahrer heiliger Märtyrer. Aber in allen diesen großen und schweren Bedrängnissen verlor Eugen nie die Gegenwart des Geistes, ließ seine Pflicht, obgleich sie jetzt große Opfer forderte, nie aus den Augen, kämpfte in dem Vertrauen auf Gott mit christlichem Heldenmuth und gab weder durch Zandern

Constantinopel abgeordneten Gesandtschaft war die erfreuliche Nachricht eingelaufen, daß der Kaiser den Papst Eugen IV. als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche anerkannt habe, und aus Venedig, daß schon mehrere Personen aus dem Gefolge des griechischen Kaisers allda angekommen wären. Endlich hatte Eugen auch zu seiner völligen Beruhigung vernommen, daß sämmtliche christlichen Mächte die Aufrührer in Basel verlassen und ihren Schutz ihnen entzogen hätten. Jetzt fühlte sich der heilige Vater mächtig genug, um den letzten entscheidenden Schlag zu thun, und durch eine Bulle aus Bologna das Concilium von Basel, *so wie es bisher bestanden*, aufzulösen, jedoch den bessern Theil, der ohnehin sich schon von den Schismatikern getrennt hatte, zur Fortsetzung des Concils nach Ferrara zu berufen. Sobald diese Bulle in Basel bekannt ward, verließen sogleich die Präsidenten, päpstlichen Legaten mit den übrigen Bischöfen die Stadt, und eilten an den neuen Ort ihrer Bestimmung. Nur die entgegengesetzte Parthei blieb zurück, legte auch jetzt noch nichts von ihrem bisherigen Trotz ab, erklärte demnach die päpstliche Bulle aus Bologna für null und nichtig, sprach über Alle, die sie annehmen würden, den Bannfluch aus und, obgleich ihre Anhänger, die höchstens noch vier Bischöfe zu ihren Coriphäen hatten, jetzt offenbar blos den todten Rumpf einer längst schon in Fäulniß übergegangenen, aber jetzt, weil von dem Papste aufgelösten, nun auch völliger Verwesung heimgefallenen Räubersynode bildeten; so fuhren sie dennoch fort, sich ein öcumenisches, die ganze abendländische Kirche darstellendes Concilium zu nennen.

---

noch durch irgend eine andere Schwäche sich auch nur die mindeste Blöße. — Alle diese Stürme hatte er jetzt glücklich beschworen.

10. Die nach Constantinopel abgeordnete Gesandtschaft war indessen allda angekommen, und hatte sowohl von Seite des Kaisers wie des Patriarchen die freundlichste Aufnahme gefunden. Alle Bischöfe, so wie die Abgeordneten der Patriarchen und Metropolitane des Morgenlandes, Rußlands und Iberiens, so wie jene Mönche des Berges Athos, welche dem Concilium beiwohnen sollten, waren ebenfalls in Constantinopel versammelt, und schon stand man im Begriffe, sich nach Italien einzuschiffen. Als auf einmal vier schlecht ausgerüstete Galeeren mit einigen Abgeordneten des Baseler Rumpfconciliums vor dem Hafen von Constantinopel erschienen. Coldomieri, der Befehlshaber der neun päpstlichen Galeeren, wollte sie sogleich angreifen und in Grund bohren. Dieses gab jedoch der Kaiser nicht zu, gestattete im Gegentheil den Baselern, wenige Tage nach ihrer Ankunft, die von ihnen begehrte Audienz. Sie wären, sagten sie, als sie vor dem Kaiser erschienen, im Auftrage des heiligen öcumenischen Conciliums von Basel gekommen, um ihn nach Basel oder Avignon zu führen. Sie warnten hierauf den Monarchen wie den Patriarchen, sich ja nicht zu dem Papste Eugenius zu halten, denn sie würden, wenn sie bei ihrem Vorsatz, nach Italien zu gehen, beharrten, Eugenius schon bei ihrer Ankunft der päpstlichen Würde entsetzt finden; um sich dessen zu überzeugen, dürfte der Kaiser nur das Monitorium, das alle Verbrechen und Irrthümer, deren Eugenius sich schuldig gemacht und wovon sie dem Kaiser jetzt eine Abschrift zustellten, mit einiger Aufmerksamkeit durchlesen. Zudem könnten auch alle Verhandlungen mit Eugen ihn zu keinem Resultat führen, indem dieselben von dem heiligen, öcumenischen, die ganze abendländische Kirche darstellenden Baseler Concilium nie würden bestätiget werden. Wünsche er also aufrichtig eine Vereinigung der Kirchen, so müsse er ihnen nach Basel oder Avignon folgen. Wollte er sich hiezu entschließen,

so wären sie auch ihrerseits bereit, bei allen europäischen Monarchen, deren Gesandten noch sämmtlich in Basel anwesend wären, es zu bewirken, daß ein zahlreiches Hülfsheer ihm unverzüglich zu seiner Verfügung sollte überlassen werden. — Diesen, mit einem Knäul von Unwahrheiten und falschen Angaben verwebten Unsinn zu widerlegen, fiel dem Bischofe von Digne, der an der Spitze der päpstlichen Gesandtschaft stand, nicht schwer; und der Kaiser, der, wie er es jetzt bewies, eine vollkommene, klare Ansicht von den Verhältnissen hatte, in denen alle Partikularchen zu der römischen Kirche stünden, erklärte am Ende den Baseler Abgeordneten, daß er nur jene Versammlung für ein Concilium und jene Kirche für die wahre abendländische Kirche erkenne und erkennen werde, welche den Papst Eugenius IV. zu ihrem Oberhaupte hätten. Er fügte dieser Erklärung noch den Rath hinzu, daß die noch zu Basel bestehende Versammlung, ohne zu zögern, zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zurückkehren und mit dem Papste sich wieder aussöhnen möchte, wenn sie nicht selbst in ihrer Kirche ein neues, noch weit ärgerlicheres Schisma erregen wollte. — Indessen gab es doch selbst in der nächsten Umgebung des Kaisers noch Manche, denen der Wunsch nach einer Kirchenvereinigung nicht sehr am Herzen lag. Diese machten also jetzt den Kaiser darauf aufmerksam, wie sehr es gewagt sey, sich in Unterhandlungen mit Leuten einzulassen, die, in sich getrennt, mit einander selbst nicht einig wären; rathsamer würde es seyn, wenigstens noch so lange zu warten, bis der gegenwärtige Streit unter den Lateinern entschieden sey; indem man ja sonst Gefahr laufe, daß, wenn man sich mit dem einen Theile vereiniget hätte, jedoch der andere nachher die Oberhand erhalte, nun diesen zum Feinde zu haben, der dann durch sein Ansehen alles schon Geschehene wieder vernichten würde. Diesen Rath unterstützten sogar die Baseler Abgeordneten selbst; denn

da sie jetzt einsahen, daß sie ihren Zweck völlig verfehlt hätten, wollten sie lieber, daß die Kirchenvereinigung gar nicht Statt habe, als daß sie durch den Papst Eugenius zu Stande gebracht werde: ein sprechender Beweis, daß dem sogenannten Baseler Concilium, wie der ganzen, nach und nach bei demselben sich bildenden Denkweise nichts als Stolz, Selbstsucht und leidenschaftliche Erbitterung gegen das Oberhaupt der Kirche zum Grunde lagen. — Jesus Christus, gelobt und angebetet in alle Ewigkeit, hatte selbst, als er noch in Menschengestalt unter seinen Geschöpfen wandelte, sein Reich hienieden geordnet, demselben einen sichtbaren Statthalter gegeben und dessen Macht keine anderen Grenzen gesetzt, als die, welche Demuth und Liebe ihr von selbst vorzeichnen würden; und dieses von Jesu selbst mit so großer, erbarmungsvoller Weisheit gegründete und geordnete Reich, bei welchem der heilige Geist bis an das Ende der Tage seyn wird, wollten nun die unwürdigen, in Basel versammelten Väter in eine stolze, geistliche Democratie umschaffen, wovon jedoch eine baldige Zersplitterung und völlige Zerrissenheit eine, nicht nur mögliche, sondern durchaus nothwendige Folge hätte seyn müssen. — Durch alle diese unberufenen Rathgeber ließ sich jedoch der griechische Kaiser nicht bethören; sondern schiffte sich, gleich nach der Abreise der Baseler, mit seinem ganzen zahlreichen Gefolge, in Begleitung seines jüngern Bruders, des Prinzen Demetrius, auf den päpstlichen Galeeren nach Venedig ein; nachdem er vorher noch, für die Zeit seiner Abwesenheit, seinem ältern Bruder Constantin die Besorgung aller Reichsangelegenheiten übertragen hatte.

11. Am achten Februar des Jahres ein tausend, vier hundert und acht und dreißig landete die päpstliche Flotille bei Venedig. Beim Aussteigen aus dem Schiffe begrüßten den Kaiser auf das ehrerbietigste die ihn seit

einigen Tagen erwartenden Abgeordneten, sowohl von Seiten des Papstes als auch des schon in Ferrara begonnenen Conciliums, und in der Stadt selbst war alles zu dem glänzendsten Empfang des griechischen Monarchen vorbereitet; auch gefiel sich derselbe in der großen, mit so vielen prachtvollen Gebäuden geschmückten Stadt so wohl, daß er, obgleich er schon am ersten Tage seiner Ankunft dem Papste hatte melden lassen, daß er in Bälde den heiligen Vater in Ferrara zu begrüßen die Ehre haben werde, dennoch den ganzen Monat über in Venedig blieb; wohl mögen auch die vielen Merkwürdigkeiten dieser damals so mächtigen und in ihrem höchsten Flor stehenden Stadt ihn so lange zurückgehalten haben. Erst am letzten des Monats brach der Kaiser nach Ferrara auf. Eben so ausgezeichnet, wie in Venedig, war auch der Empfang des Kaisers in Francolino, einer eine halbe Meile von Ferrara gelegenen und dem Markgrafen von Este gehörigen Stadt. Dahin hatte auch der Papst auf die erste Nachricht, daß der Kaiser auf dem Wege nach Ferrara sey, mit allen seinen Cardinälen sich begeben. Diese, begleitet von einer großen Menge von Bischöfen und Prälaten, wie auch von dem Markgrafen von Este, dessen beiden Söhnen und ganzem Hofstaate, gingen schon eine bedeutende Strecke außerhalb Francolino dem Kaiser entgegen, der nun in Mitte dieser eben so zahlreichen als glänzenden Umgebung seinen Einzug in die Stadt hielt. Als er sich ungefähr auf hundert Schritte dem päpstlichen Palaste genähert hatte, stiegen sein ganzes Gefolg und selbst sein Bruder, der Prinz Demetrius, vom Pferde, der Kaiser aber erst, als er innerhalb des Haupteinganges angekommen war. Jetzt erhob sich auch der Papst, um seinem erhabenen Gaste entgegen zu gehen, bemaß aber dabei seine Schritte so richtig, daß er gerade in der Mitte des Vorsaales mit demselben zusammentraf, jedoch kaum mehr Zeit hatte, den Kaiser, der

schon im Begriffe stand, sich vor ihm auf ein Knie niederzulassen, noch daran zu verhindern. Der Papst umarmte ihn, reichte ihm hierauf die Hand und führte ihn in sein Gemach, wo er zu seiner Linken ihm seinen Platz anwieß. Hier wurden nun alle Cardinäle, Fürsten und Herren dem Kaiser vorgestellt; und als Beide eine ziemlich lange Zeit sehr freundlich sich mit einander unterhalten hatten, ward der griechische Monarch mit dem nämlichen Gefolge unter Trompetenschall und dem Jubel aller Einwohner in die für ihn zubereitete Wohnung geführt und mit einer Pracht bewirthet, die ihn wohl vergessen machen konnte, daß er sich jetzt nicht mehr in seiner kaiserlichen Burg in Constantinopel befände.

12. Einige Tage darauf langte auch der Patriarch, der mit einem Theile seiner Metropolitane und Bischöfe in Venedig zurückgeblieben war, zu Wasser, um die neunte Stunde des Tages in Ferrara an. Den Rest dieses Tages, wie auch die darauf folgende Nacht, blieb er auf dem Schiffe, das er nicht eher verlassen wollte, als bis man wegen der Weise seines Empfanges und des seiner Begleiter mit ihm übereingekommen wäre. Da die Würde eines Patriarchen von Constantinopel unstreitig die höchste in der orientalischen Kirche war und der Primat des römischen Papstes und dessen Vorrang über alle Patriarchen des christlichen Erdkreises, nach der noch immer vorwaltenden Ansicht der Schismatiker, noch in Frage stand, die erst auf dem bevorstehenden Concilium entschieden werden sollte; so behauptete auch der Patriarch, einstweilen noch auf gleicher Linie mit dem Papste zu stehen, und daher auch auf gleiche Weise behandelt zu werden. Nur das Alter, fügte der Patriarch hinzu, könne einen Unterschied zwischen ihnen beiden machen; wäre der Papst älter als er, so werde er ihn als einen Vater ehren, befänden sie sich aber beide ungefähr im gleichen Alter, so würde er

ihm wie einen Bruder behandeln, und in dem Falle er jünger seyn sollte, wie seinen Sohn lieben. Natürlich konnte der Papst nichts zugestehen, wodurch dem, auf dem Evangelium, der Ueberlieferung, den Schriften der Väter und zahllosen Conciliienbeschlüssen gegründeten Primat etwas entzogen würde; da aber Eugen sich in Allem, was blos Formen, Gebräuche und Ceremonien betraf, die nach Zeit und Umständen einer Abänderung unterworfen sind, sich ungemein nachgebend erwies; so ward auch bald ein Auskunftsmittel erfunden, welches beide Theile vollkommen befriedigte; denn auch der Patriarch ließ von einigen seiner Forderungen nach und bestand nur darauf, und zwar mit vieler Festigkeit, daß man von ihm nicht verlangen sollte, dem römischen Papst die Füße zu küssen, und zweitens, daß stets vier Cardinäle vor ihm hergehen sollten. — Schon mit seinem Empfang beim Aussteigen aus dem Schiffe hatte Joseph — so hieß der wahrhaft fromme und ehrwürdige Patriarch — alle Ursache im höchsten Grade zufrieden zu seyn. Vier Cardinäle, fünf und zwanzig Bischöfe, eine große Anzahl von Prälaten, sämmtliche höhere päpstliche Beamten, der Markgraf von Este mit seinen Söhnen und eine Menge Ritter und Herren, waren schon, nach ihrem Range in Reihen geordnet, an dem Ufer versammelt, als der Patriarch es betrat. Nach der ersten, ungemein ehrerbietigen Bewillkommnung wurden die für den Patriarchen und dessen Gefolge bestimmten prachtvoll geschmückten Pferde vorgeführt, und auf dem Zuge nach dem päpstlichen Palaste ritten auf jeder Seite des Pferdes, auf welchem der Patriarch saß, zwei Cardinäle. Als der ehrwürdige Greis Joseph in dem Palaste angekommen war, ging der Papst, der übrigens auch wollte, daß diese Audienz keine öffentliche seyn sollte, ihm nicht, wie dem Kaiser, entgegen, sondern erwartete ihn in seinem Gemach, sitzend auf einem erhabenen Throne und zu seiner Rechten, auf weit niederen

Sitzen, sämmtliche Cardinäle. Als der Patriarch eintrat, wurden nur sechs seiner Metropolitane zu gleicher Zeit mit eingelassen. Sobald der Patriarch sich dem Papste näherte, erhob sich dieser ebenfalls von seinem Throne. Beide umarmten sich zärtlich und gaben sich gegenseitig den Friedenskuß, worauf der Papst sich wieder niederließ und zu seiner Linken dem Patriarchen seinen Sitz anwies, der von gleicher Höhe mit jene der Cardinäle war. Die sechs eingetretenen Bischöfe wurden nun zum Kuß zugelassen und stellten sich dann aufrecht zur Linken ihres Patriarchen, wie auch die übrigen seines Gefolges, die man jedoch nur je sechs zu sechs einließ. Diese bezeugten nun ebenfalls dem Papste ihre Verehrung, und zwar die Bischöfe und vornehmsten Beamten der Kirche von Constantinopel, indem sie dem heiligen Vater Hand und Wange küßten, die übrigen griechischen Geistlichen aber, die zu Folge einer, in ihre Kirche eingeschlichenen, obgleich mit dem Gebrauch des höchsten Alterthums im Widerspruch stehenden Gewohnheit, selbst nicht einmal beim Beten ihre Kniee beugten, indem sie blos eine tiefe Verleugnung machten. Laien küßten knieend dem Papste die Füße.

13. Sobald alle Ceremonien des Empfangs und die Tage der ersten Bewirthung vorüber waren, begann der Papst, sich mit dem Kaiser und dem Patriarchen über die Angelegenheiten des Conciliums zu besprechen, zuerst über die dabei einzuführenden Formen und Ceremonien, und Anordnung der Sitze der jetzt in Ferrara so ungemein zahlreich versammelten und durch Rang, Sprache und Nationalität so sehr von einander verschiedenen Väter des Conciliums. Nur über einen einzigen Punkt gab es einige Anstände. Um nämlich beide Kirchen desto anschaulicher zu repräsentiren, war man übereingekommen, daß Lateiner und Griechen von einander getrennt warden und die Erstern auf der linken, die

Andern auf der rechten Seite ihre Sitze haben sollten. Aber nun wünschte der Papst, daß sein Thron oben in der Kirche, in Mitte beider Reihen errichtet werde, um anzudeuten, daß, da er jetzt in eigener Person das Concilium leite, auch den Mittel- und Vereinigungspunkt zwischen den beiden Kirchen bilde. Aber sehr heftig widersprach diesem der griechische Kaiser, sich berufend auf die beiden Kaiser Constantin den Großen und Marcian, die auf den Concilien von Nicäa und Chalcedon die oberste Stelle, die jetzt der Papst in Anspruch nehme, innegehabt hätten. Obgleich das, was diesfalls auf diesen beiden Synoden geschehen war, jetzt offenbar nicht anwendbar war, indem auf jenen die Päpste nicht in Person anwesend waren und blos ihre Stellvertreter dahin gesandt hatten; aber jetzt der Papst in eigener Person dem Concilium beiwohnte, und da dieses blos war zusammenberufen worden, um über Glaubenslehren und Wahrheiten zu verhandeln, bei denen unstreitig der Papst der erste und höchste Richter ist, während die Monarchen, selbst die mächtigsten nicht ausgenommen, in der Kirche blos die ersten, obgleich erhabensten Söhne des gemeinschaftlichen Vaters der gesammten Christenheit sind, so gebührte auch offenbar diesem bei einer so feierlichen religiösen Handlung die erste und oberste Stelle. Indessen gab doch der friedliebende, sanftmüthige Eugen auch hier wieder nach. Oben in der Mitte der Kirche ward zwar ein Thron errichtet, auf den jedoch blos die heiligen Evangelienbücher gelegt wurden. Die Thronsitze des Papstes und des Kaisers kamen einander gegenüber auf die beiden Seiten der Kirche, der päpstliche auf die linke, der kaiserliche auf die rechte Seite.

14. Am 9. April des Jahres Ein tausend vier hundert und acht und dreißig hatte die erste Sitzung Statt. Die zahlreichen, aus allen Nationen versam-

melten Väter, sämmtlich in festlicher Pontificalkleidung, die Mitra auf dem Haupte und an ihrer Spitze das höchste Oberhaupt der Kirche und einen römischen Kaiser, bildeten einen ungemein imponirenden Anblick, besonders ergötzte sich das Auge an der bunten Mannichfaltigkeit der, von der abendländischen Tracht so gänzlich abweichenden orientalischen Gewänder. — Da der griechische Kaiser die Forderung aufgestellt hatte und sehr fest darauf bestand, daß auf einem so wahrhaft allgemeinen und zu so großen und heiligen Zwecken zusammenberufenen Concilium auch alle Könige und Fürsten, wo nicht in Person, doch durch ihre Gesandten erscheinen müßten; so ward dieser Wunsch des griechischen Monarchen den versammelten Vätern bekannt gemacht und von denselben einstimmig beschlossen, den heiligen Vater zu bitten, öffentlich in allen Theilen des christlichen Abendlandes kund machen zu lassen, daß die beiden Kirchen des Morgen- und des Abendlandes zu Ferrara in einem Concilium versammelt seyen, zu welchem alle christlichen Mächte, Könige und Fürsten, wie Erzbischöfe eingeladen würden, um Zeugen zu seyn, wie zu Ferrara das Morgenland dem Abendlande die Hand reichen und innigst mit demselben vereint, für die Zukunft nur eine und dieselbe Heerde ausmachen würde. Damit jedoch alle Eingeladenen Zeit hätten, die dazu nöthigen Vorkehrungen zu treffen, so ward noch ferner festgesetzt, daß die folgende Sitzung erst vier Monate nach der gegenwärtigen gehalten werden sollte. Damit jedoch diese Frist nicht unbenutzt vorüberging, so ward noch ein dritter Beschluß genommen, dem zu Folge in dieser Zwischenzeit sechzehn Theologen, aus den Abendländern und Griechen zu gleicher Anzahl gewählt, sich öfters in Privatconferenzen vereinigen sollten, um sich über die Punkte zu besprechen und zu verständigen, welche nachher in den Sitzungen sämmtlicher versammelten Väter in Frage gestellt werden sollten.

Diese Punkte sind unsern Lesern schon bekannt, sie waren wieder 1) der Ausgang des heiligen Geistes; 2) der von der abendländischen Kirche dem Symbolum beigefügte Zusatz: *Filioque;* 3) der Gebrauch des ungesäuerten Brodes bei dem heiligen Abendmahl; 4) der Primat des römischen Stuhles und dessen Vorrang vor allen Patriarchen der Christenheit. Diesen, während einer langen Reihe von Jahren schon so oft besprochenen und untersuchten Punkten, worüber die Griechen so oft und so heftig disputirt, jedoch beinahe eben so oft am Ende stets die Wahrheit der Lehre der römischen Kirche anerkannt hatten, zu diesen vier Punkten kam nun noch ein neuer, nämlich die Lehre von dem Reinigungsort und dem Zustande der Seele vor dem Tage des allgemeinen Gerichts.

15. Aber nun verflossen nicht vier, sondern sechs Monate, bis wieder eine Sitzung konnte gehalten werden. Die Ursache dieser Zögerung waren die Könige von Frankreich, Castilien, Portugal, Navarra, ferner der Herzog von Mailand und die meisten deutschen Fürsten. Alle diese großen und kleinern Mächte, weil immer noch damit beschäftiget, das sogenannte Concilium von Basel mit dem Papste Eugenius, den sie doch sämmtlich als das einzige und wahre Oberhaupt der Kirche anerkannt hatten, wieder auszusöhnen, hielten es für unschicklich, während ihrer Verhandlungen mit dem Baseler Rumpfconcilium ihre Bischöfe und Gesandten nach Ferrara zu schicken*). — Den Griechen, die so

*) Man sieht daraus, wie sehr das Baseler Concilium, höchst traurigen Andenkens, während seines langjährigen Beisammenseyns, in den Köpfen alle Begriffe von Papst, Kirche, kirchlicher Verfassung, von Concilien, deren verschiedenen Arten, Natur und innerm Wesen 2c. muß verwirret haben. Alle hier oben

bald als möglich wieder nach Hause zu gehen wünschten, war natürlich eine neue Zögerung, die, Gott weiß, wie lange dauern konnte, im höchsten Grade unange-

---

erwähnte Könige und Fürsten hatten den Papst als das einzige rechtmäßige Oberhaupt der allgemeinen Kirche anerkannt; einige davon, wie z. B. der König von Frankreich, hatten durch besondere, an den Papst geordnete Gesandtschaften ihm gleichsam auf das Neue huldigen und ihres Gehorsams ihn versichern lassen; und dennoch glaubten alle diese Herren, noch mit Leuten unterhandeln zu können, ja vielleicht unterhandeln zu müssen, deren Verein gar keine staatsrechtliche Geltung mehr hatte, die nichts als einen gemeinen, völlig hauptlosen Haufen von Aufrührern bildeten, die der Papst nicht nur nicht mehr als eine rechtliche Versammlung anerkannte, sondern die er sogar aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen und mit Bann belegt hatte, wenn sie nicht binnen einer ihnen gesetzten Frist auseinander gingen. Beinahe noch auffallender ist es, daß die Könige und Fürsten, wenn man auch ihrer Unwissenheit vieles zu gut halten wollte, auch dann noch fortfuhren, mit den Schismatikern zu unterhandeln, als diese schon auf höchstens vierzig Köpfe — freilich den Rudel von Schreibern und Universitätsgelehrten nicht mit eingerechnet — zusammen geschmolzen waren; während das Concilium von Ferrara unter dem Vorsitze und der Leitung des Papstes gleich in den ersten paar Monaten, ohne die Griechen, schon 160 Prälaten, zum Theil von dem höchsten Range und größtem Ansehen zählte. Unstreitig war es dieses schwankende, unsichere und grundsatzlose Betragen der Monarchen, was den Stolz, die Hartnäckigkeit und den Widersprechungsgeist der Schismatiker so lange nährte und die Aufrührer in dem Stande ihrer Empörung befestigte. Aber würden jene großen wie kleinen Herren sich so benommen haben, wenn sie nicht, aus Mangel richtiger Begriffe, völlig unfähig gewesen wären, sich im ächten katholischen Sinne die Fragen zu beantworten: Was ist der Papst? Was ist die Kirche?

nehm; und um so leichter ward es jetzt dem Papste, den griechischen Kaiser und dessen ganze Geistlichkeit zu überzeugen, daß ohne allen Zweifel ein allgemeines Concilium da seyn müsse, wo Er, als Oberhaupt der Kirche, mit dem Kaiser und Patriarchen, mit den Stellvertretern aller übrigen morgenländischen Patriarchen und einer so großen Anzahl von Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten 2c. sowohl der abendländischen wie der griechischen Kirche sich befinde; und so ward nun einstimmig beschlossen, daß die Sitzungen des Concils jetzt wieder eröffnet seyen, und die zweite*) gleich am 8. October desselben Jahres gehalten werden sollte. — Diese wie die folgende dritte Sitzung füllten blos mehrere, theils von den ersten römischen Prälaten, theils von den gelehrtesten griechischen Metropolitanen gehaltene, wahrhaft salbungsvollen Reden aus, in welchen sämmtliche Väter aufgefordert wurden, mit Beseitigung alles Eigenen und Selbstischen, blos von dem Geiste der Wahrheit, des Friedens und der Liebe sich leiten zu lassen. Endlich wurden auch jene gewählt, welche die lateinische und die griechische Kirche vertreten sollten und dabei festgesetzt, daß die Griechen, ihrem Wunsche gemäß, bei den Disputationen der angreifende Theil seyn sollten, dessen Einwürfe sodann die Abendländer zu beantworten und mit stets genauer Festhaltung des eigentlichen Fragepunktes zu widerlegen hätten. Von Seite der Abendländer wur-

*) Eigentlich war dieses die dritte Sitzung seit der schon am 8. Januar dieses Jahres geschehenen Eröffnung des Conciliums. Aber die allererste Sitzung war schon vor der Ankunft der Griechen gehalten worden, hatte sich auch gar nicht mit der griechischen Kirchenangelegenheit, sondern blos mit den, in Basel noch versammelten Schismatikern beschäftiget; daher wir auch von dieser Sitzung keine Erwähnung machen zu müssen glaubten.

den gewählt: Der Cardinal Julian, ferner die Bischöfe von Rhodus und Forli, und endlich drei, in hohem Rufe der Gelehrsamkeit stehende Theologen. Diese drei letztern waren sämmtlich Ordensgeistliche; der eine ein Dominikaner (Provinzial für die ganze Lombardei), der andere ein Franziskaner und der dritte ein Augustiner-Eremit. Es ward ferner verordnet, daß in der Mitte der Kirche, einander gegenüber, zwei Bänke sollten gesetzt werden, die eine für die disputirenden sechs griechischen, die andere für die ihnen respondirenden sechs abendländischen Gelehrten. Zwischen beiden Bänken sollte ein kleiner Sitz angebracht werden für einen, aus der Insel Rhodus gebürtigen, beider Sprachen vollkommen kundigen Gelehrten, der alles, was in der lateinischen Sprache würde gesagt werden, in das Griechische, und was in dieser könnte vorgebracht werden, in das Lateinische zu übersetzen hätte. An beiden Seiten wurden auch noch Sitze für Notarien von verschiedenen Sprachen angeordnet, mit dem Auftrage, daß ein jeder das, was er in seiner Sprache hören würde, auch sogleich in derselben aufzeichnen sollte. Nachdem alle diese Vorkehrungen genehmigt waren, erklärte der Papst die Sitzung für beendiget.

16. In der folgenden Sitzung begann nun das Disputiren. Der Bischof Marcus von Ephesus und der gelehrte Grieche Bessarion brachten gegen den, von der abendländischen Kirche zum Symbolum gemachten Zusatz alle die alten, dagegen erhobenen Einwürfe wieder vor, die nun ebenfalls, wie früher auch auf dieselbe Weise und mit der nämlichen Klarheit und Bündigkeit der Beweise beantwortet wurden. Da jedoch jene beiden behaupteten, dieser Zusatz sey die Hauptursache der bisherigen Trennung; so bemerkte man ihnen, daß derselbe nie die Ursache oder Veranlassung, sondern blos der Vorwand zur Spaltung gewesen sey;

indem ja die Griechen in mehrern, lange Zeit vor Photius gehaltenen Concilien diesen Zusatz schon gekannt, nicht den mindesten Anstoß daran genommen, noch viel weniger deswegen von der römischen Kirche sich getrennt, im Gegentheil diese noch immer als die Lehrerin aller Kirchen und als deren höchstes Oberhaupt den römischen Papst anerkannt und geehrt hätten. — Das Disputiren über diesen Punkt zog sich nun durch mehrere auf einander folgenden Sitzungen fort, bis endlich der Cardinal Julian alle Geduld darüber verlor. Es sey, sagte er, eine sündhafte Zersplitterung einer kostbaren Zeit, noch länger über diesen Punkt zu streiten. Man möge daher unverzüglich zu dem Hauptgegenstand übergehen, nämlich zur Lehre der römischen Kirche von dem Ausgange des heiligen Geistes; werde dieselbe als die wahre, auf Schrift und Tradition gegründete Lehre angenommen, so entscheide sich ja die Frage wegen des zum Symbolum gemachten Zusatzes von selbst. — Diese Sprache des Cardinals leuchtete natürlich jedem der versammelten Väter vollkommen ein, daher auch noch in derselben Sitzung einstimmig der Beschluß gefaßt wurde, unverzüglich zur Prüfung der Lehre von dem heiligen Geiste zu schreiten. — Aber nun brach plötzlich eine pestartige Seuche in Ferrara aus, was den heiligen Vater bewog, das Concilium von Ferrara nach Florenz zu verlegen.

17. Sobald der Papst den versammelten Vätern deren Versetzung hatte bekannt machen lassen, sorgte er auch sogleich, und zwar nichts weniger als sparsam, für die Reisekosten der Griechen. Er selbst brach wenige Tage nachher von Ferrara auf, eilte aber, wie es scheint, nicht sehr auf dieser Reise, hielt sich an mehrern ihm auf dem Wege liegenden Orten, obgleich nie sehr lange Zeit, auf und kam erst am 13. Februar des Jahres 1439 in Florenz an. Drei Tage darauf langte

auch der griechische Kaiser mit seinem zahlreichen Gefolge und der Patriarch in Begleitung mehrerer seiner Metropolitanen und vieler andern Prälaten an und hielten wieder, wie zu Ferrara, nun auch zu Florenz mit derselben Pracht ihren feierlichen Einzug in die Stadt. — Da die Griechen, trotz ihrer dialektischen Fechterkünste, doch in den bisherigen öffentlichen Unterredungen nicht selten hatten verstummen müssen und jetzt — was ihre Eitelkeit nicht wenig kränkte — wohl fühlten, daß sie an gründlicher Gelehrsamkeit den Abendländern weit nachstünden, daher auch alle fernere öffentliche Disputationen zu vermeiden suchten; so baten sie um die Einführung von Privatconferenzen zwischen sieben Lateinern und sieben Griechen; sie versprachen dabei, den Ihrigen Vollmacht zu ertheilen, über jeden der fünf Punkte, nachdem sie sich noch einmal mit einander darüber würden besprochen haben, mit den Lateinern abzuschließen; worüber alsdann beide Theile würden übereingekommen seyn, das wollten sie ebenfalls annehmen und unterzeichnen. Aber sehr weislich wieß der Papst dieses Begehren zurück; denn, sagte er, wenn doch disputirt werden soll, so ist es besser, daß dieses öffentlich geschehe, damit von allem, was dabei vorging, nichts verheimlichet werden könne; auch man nachher nicht sagen möge, man habe sich durch Kunstgriffe überlisten und bethören lassen; oder gar daß der eine oder andere an seinen eigenen Glaubensgenossen zum Verräther worden sey. — Die öffentlichen Unterredungen begannen demnach wieder auf das Neue. Mit der Lehre von dem Ausgange des heiligen Geistes machte man den Anfang und die Disputationen darüber nahmen fünf Sitzungen ein. Der Wortführer der Griechen war der Bischof Markus von Ephesus. Da er die Gabe der Wohlredenheit besaß, das heißt, ein ungemein wortreicher Schwätzer war, so betrachtete ihn seine Parthei gleichsam als ihr Oberhaupt. Aber diesem

gegenüber stand der eben so beredte und noch weit gelehrtere Dominikaner-General. Nachdem dieser mit siegender Beredsamkeit alle Einwürfe des Markus widerlegt und deren Grundlosigkeit mit den schlagendsten Gründen erwiesen hatte, brachte er endlich den Markus völlig dadurch zum Schweigen, daß er ihm in mehreren uralten Handschriften des heiligen Basilius nachwies, daß dieser große griechische Kirchenvater in seinem Werke gegen Eunomius mit klaren und deutlichen Worten sage, daß der heilige Geist nicht nur vom Vater, sondern auch von dem Sohne ausgehe. Darauf wußte Markus nichts zu antworten, als daß er blos behauptete: er finde die letztern Worte nicht in seinen Exemplaren von den Büchern des heiligen Basilius. Da jedoch diese um mehrere Jahrhunderte jünger waren als jene des Dominicaner-Provinzials, diese auch mit allen im Abendlande vorhandenen Exemplare vollkommen übereinstimmten, so war es auch klar am Tage, daß die, auf welche der Bischöf von Ephesus sich berief, verfälscht worden wären*). Als endlich in einer der folgenden Sitzungen

*) Um seinen Griechen eine kleine Beschämung zu ersparen, nahm nun auch der Kaiser das Wort und bemerkte, daß, wenn man in Constantinopel und andern griechischen Städten noch eine größere Anzahl von Exemplaren von gleichem Alter, wie jenes des Dominicaner-Provinzials zusammen suchen wollte, man vielleicht mehrere finden würde, die, obgleich von demselben Alter, dennoch jene Worte nicht enthielten. Aber sehr fein und witzig antwortete ihm darauf der Cardinal Julian: „Man müsse," sagte er, „sich darüber wundern, daß Seine Majestät, nachdem es Ihr gefällig gewesen wäre, ebenfalls an dem Streit Antheil zu nehmen, doch die hiezu nöthigen Waffen nicht hätten herbeischaffen lassen, sondern erst in dem Augenblicke davon sprächen, da der Kampf am hitzigsten geworden und ihre Parthei schon völlig zu unterliegen anfange." — Diese feine Bemerkung beleidigte

der Dominikaner-Provinzial in einer acht Stunden lange dauernden Rede alles bisher Gesagte reassumirte, die Beweise für die Wahrheit der römischen Lehre, so wie die dagegen erhobenen Einwürfe zusammenstellte und dann erwies, daß alle lateinische wie griechische Kirchenväter, die im dritten, vierten und fünften Jahrhundert, also lange vor den Zeiten des Photius geblühet hätten, die nämliche Lehre enthielten, zuletzt auch noch das Zeugniß des heiligen Papstes Leo des Großen anführte und dabei die versammelten Väter erinnerte, daß selbst das größtentheils aus griechischen Bischöfen bestehende Concilium von Chalcedon Leo den Großen einen von Seite der Irrlehren unverwundbaren und mit der Lehre der Wahrheit gegen alle Ketzereien von Gott mächtig ausgerüsteten Papst genannt habe; jedoch Markus von Ephesus statt aller Antwort blos zu behaupten fortfuhr: Alle jene lateinischen wie griechischen Exemplare, selbst die ältesten nicht ausgenommen, seyen verfälscht und nur die seinen seyen ächt; so konnte endlich der gelehrte griechische Bischof Bessarion von Nicäa nicht länger mehr der Macht der Wahrheit und deren Drang widerstehen. Er erhob sich und erklärte öffentlich: Man müsse Gott die Ehre geben und eingestehen, daß die Lehre der römischen Kirche mit jener der bei weitem größern Anzahl der griechischen Kirchenväter übereinstimme und verbinde man damit auch noch die Zeugnisse sämmtlicher lateinischer heiliger Kirchenväter, so könne man nicht mehr zweifeln, daß dies auch die Lehre der alten Kirche sey. Schmählich sey es demnach, solchen großen Autoritäten gegenüber nichts sagen zu wollen, als das, worauf der Bischof Markus sich einzig beschränke. Offenbar dürfe man also jetzt nicht länger mehr sich einer

---

den Monarchen nicht im mindesten, erwiederte sie im Gegentheil blos mit einem kleinen, offenbar wohlwollenden Lächeln.

Vereinigung mit der römischen Kirche weigern, ohne vor den Augen Gottes und der Welt sich eines vorsätzlichen ketzerischen Schisma's schuldig zu machen. Auch einer der angesehensten Senatoren aus dem Gefolge des Kaisers, Georg Scholastius, gab dieselbe Erklärung und rügte es sehr scharf, wenn man bei einem Irrthum, nachdem man von der demselben entgegenstehenden Wahrheit sey überzeugt worden, doch blos aus falscher Schaam noch länger beharren wolle. Da Georg Scholastius wie auch der Bischof Bessarion von Nicäa im Rufe großer Gelehrsamkeit und ausgezeichneter Frömmigkeit standen, so zogen sie viele auf ihre Seite, während sie alle übrigen wenigstens schwankend machten. Als der heilige Vater dies bemerkte, öffnete er ebenfalls den Mund und bemerkte in wenigen aber kraftvollen Worten, wie ungemein mißfällig es in den Augen Gottes sey, einer vollkommen anerkannten Wahrheit blos aus persönlichen Ursachen noch länger zu widerstreben, und daß es nicht minder ehrenvoll sey, einem Irrthum, nachdem man zur bessern Erkenntniß gelangt sey, edelmüthig, weil blos aus Liebe zur Wahrheit zu entsagen, mithin nur vor dieser und nicht vor irgend einer menschlichen Macht, die Waffen zu strecken. Die Rede des Papstes war kurz, aber so rührend, daß sie manchem Auge eine Thräne entlockte. Wirklich ward dadurch auch die schon so lange dauernde Controverse völlig entschieden. Isidor, Metropolitan von Rußland und die bei weitem größte Anzahl griechischer Erzbischöfe und Bischöfe erklärten sich laut und freimüthig für die Wahrheit der Lehre der römischen Kirche, worauf nun auch, weil jetzt das Haupt- oder vielmehr einzige Hinderniß gehoben war, nun auch die Wiedervereinigung mit derselben mit einer ungeheuern Stimmenmehrheit conciliarisch beschlossen ward.

18. Zehn Abgeordneten, aus Griechen und La-

teinern in gleicher Anzahl gewählt, wurden nun beauftragt, über den jetzt allgemein angenommenen Artikel ein Glaubensbekenntniß zu entwerfen, wobei man es ihnen aber zur Hauptaufgabe machte, nur mit der größten Vorsicht ihre Ausdrücke zu wählen, und sich nur solcher zu bedienen, die Alles genau und scharf bestimmten, mithin keiner falschen Deutung mehr Raum gäben. Als dieses Glaubensbekenntniß fertig war, ward es öffentlich abgelesen und lautete, wie hier folgt: „Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Wir Lateiner und Griechen, vollkommen in Vereinigung beider Kirchen mit einander übereinstimmend, machen es allen christgläubigen Seelen zur Pflicht, in Wahrheit zu glauben und mit Mund und Herz zu bekennen, daß der heilige Geist ewig vom Vater und Sohne ist, und daß Er von Ewigkeit her vom Vater und Sohne als einem einzigen Prinzip und mittelst einer einzigen Hervorbringung hervorgeht." — Als dieses Bekenntniß nun allgemein war genehmigt worden, umarmten sich Griechen und Lateiner und gaben sich als Brüder und nun auch als Söhne einer und derselben Kirche, nämlich der von dem Haupte der Apostel gegründeten römischen Kirche gegenseitig den Friedenskuß. Auch der Patriarch Joseph, dieser ehrwürdige Greis, der bisher, so lange er in derselben Befangenheit verstrickt war, die Lehre der Griechen mit so vielem Eifer vertheidigte, hatte jetzt, da er die Wahrheit erkannte, das Glaubensbekenntniß ebenfalls unterzeichnet, soll sogar, wie gesagt wird, über den Triumph der wahren Lehre vor Freude geweint haben. Da er schon neunzig Jahre alt, dabei seit einiger Zeit krank war und täglich, ja wohl stündlich eine immer größere Abnahme seiner Kräfte fühlte; so äußerte er den Wunsch: Man möchte gleich am folgenden Tage die Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche feierlichst bekannt machen, damit ihm noch vor seinem

Tode der Trost würde, dieses herrliche Werk in allen seinen Theilen vollständig vollendet zu sehen. Diesem Wunsche konnte jedoch nicht entsprochen werden, weil über die vier übrigen Punkte noch nichts entschieden war. Da man ihm bemerkte, daß dieß jedoch keine sehr lange Zeit erfordern würde, indem man darüber in den während der sechsmonatlichen Zwischenzeit gehaltenen Privatconferenzen schon größtentheils vollkommen übereingekommen sey, so verließ er die Sitzung und zog sich in das Gemach, das er in der Dominikanerkirche bewohnte, zurück, ließ sich Papier, Federn und Dinte reichen und schrieb sein vollständiges, auch über die vier noch nicht erledigten Punkte erstreckendes Glaubensbekenntniß nieder, welches für die griechische Kirche das letzte, von ihrem sterbenden Patriarchen hinterlassene Testament seyn sollte. Wegen der Merkwürdigkeit seines Inhaltes wollen wir es hier unsern Lesern mittheilen. — „Wir Joseph, durch Gottes Erbarmen Erzbischof von Constantinopel, dem neuen Rom, und öcumenischer Patriarch. Angelangt an der Grenze meines Lebens und im Begriffe stehend, die Gesammtschuld der Menschheit auch für meine Person abzutragen, lege ich mit der Gnade Gottes und in der Aufrichtigkeit meines Herzens hier mein Bekenntniß und meine letzten Gesinnungen nieder, damit sie meinen Kindern, die ich jetzt bald verlassen werde, sämmtlich bekannt werden. Ich erkläre also, daß ich alles glaube, was die heilige apostolische Kirche unsers Herrn Jesu Christi, jene des alten Roms, glaubt und lehrt, und daß ich es alles mit lebendiger Ueberzeugung des Verstandes und vollkommener Unterwerfung des Willens annehme. Ich bekenne, daß der Papst des alten Roms ist der allerheiligste Vater aller Väter, der oberste Bischof und der Statthalter Jesu Christi auf Erden, um den wahren Glauben und die Einigkeit in demselben in den Herzen aller Christen zu erhalten. Ich glaube auch einen Reini-

nigungsort für die abgestorbenen Seelen. Zur Urkunde alles dieses habe ich gegenwärtige Schrift am neunten Tage des Monats Junius, Ein tausend, vierhundert und neun und dreißig mit eigener Hand unterzeichnet." — — Aber kaum hatte dieser fromme Mann Gottes diese wenigen Zeilen niedergeschrieben, als auch die Feder seiner Hand entfiel und er, vom Schlage getroffen, augenblicklich den Geist aufgab. — Sobald der Tod des Patriarchen bekannt ward, versammelten sich sogleich alle griechischen Metropolitane, Bischöfe und Prälaten in der Dominikanerkirche, wo derselbe gewohnt hatte. Das seiner Kirche von dem hohen Verstorbenen hinterlassene Testament ward öffentlich vorgelesen; und gewiß war den Lehren der römischen Kirche noch nie ein schöneres und feierlicheres Bekenntniß gemacht worden, als dieses, das jetzt ein frommes, durch Weisheit und Tugend ausgezeichnetes Kirchenhaupt in demselben Augenblick, in welchem es niedergeschrieben worden, sogleich auch mit seinem Tode besiegelt hatte. Der Papst hielt dem Verstorbenen ein ungemein prächtiges Leichenbegängniß, dem der Kaiser, wie alle Väter des Conciliums beiwohnten, und wobei die griechischen Bischöfe das heilige Opfer nach ihrem Ritus darbrachten.

19. Als die Traueroktav vorüber war, nahmen die Berathungen über die noch übrigen vier Punkte wieder ihren Anfang. Ueber die zwei ersten Punkte, nämlich in Betreff des Zusatzes zu dem Symbolum und der Lehre von einem Reinigungsort, verständigte man sich bald. Aber der Primat und die Consecration bei dem allerheiligsten Altarsopfer erforderten mehrere Berathungen, die noch einen ganzen Monat hindurch dauerten. Endlich verständigte man sich auch über diese beiden Artikel und verfertigte einen Entwurf sämmtlicher, über alle vier Punkte genommenen Beschlusse; und als dieser war vorgelesen und von beiden Seiten genehmigt worden, ernannte man zur Ab-

fassung der Vereinigungsbulle, aus jeder der drei Ordnungen des Concils, nämlich: 1) aus den Cardinälen, Metropolitanen und Bischöfen; 2) aus den Ordensgeneralen, Aebten und Mönchen und 3) aus den Doctoren und Theologen, vier Abgeordneten, die auch mit solcher Emsigkeit die ihnen gemachte Aufgabe zu lösen suchten, daß sie ihre, gewiß nicht leichte Arbeit schon nach acht Tagen vollendet hatten. Dieser Entwurf ward nun in einer Plenarsitzung, der auch der Papst und der Kaiser beiwohnten, vorgelesen, allgemein genehmigt und hierauf beschlossen, daß die Vereinigungsbulle mit der größten Feierlichkeit in der nächsten, zwei Tage darauf zu haltenden Sitzung bekannt gemacht werden sollte. Diese Sitzung war die achtundzwanzigste, letzte und dabei feierlichste des ganzen so merkwürdigen Conciliums von Florenz. Sie ward gehalten in der großen Metropolitankirche von Florenz. Da der Papst heute selbst das heilige Meßopfer celebriren wollte, so war auch an diesem Tage sein Thron ganz nahe an den Altar gerückt. Diesem gegenüber stand wieder, jedoch von dem Altare weiter entfernt, der Thron des Kaisers. Sämmtliche Magistratspersonen der Republik Florenz fanden sich dabei ein und der Zulauf des Volkes war so groß, daß beinahe eben so viele Menschen sich vor den Thüren der Kirche als innerhalb derselben befanden. Als der Papst das heilige Opfer unter der Begleitung einer herrlichen prunkvollen Kirchenmusik dargebracht hatte, zogen alle Väter des Conciliums, die lateinischen wie die griechischen, in ihrer Pontificalkleidung, ihrem Range nach, vor dem heiligen Vater vorüber, machten ihm eine tiefe Verbeugung und küßten ihm ehrerbietig die Hand; und als auch diese, das höchste Oberhaupt so ungemein ehrende, aber auch demselben in vollem Maaße gebührende und bei der gegenwärtigen Veranlassung nicht bedeutungslose Ceremonie ebenfalls vorüber war, und der Papst seinen

Thron und alle Väter ihre Sitze wieder eingenommen hatten, ward die Vereinigungsbulle zuerst von dem Cardinal Julian in lateinischer und hierauf von dem Bischofe Bessarion von Nicäa in griechischer Sprache vorgelesen. Diese Bulle enthielt, über die fünf, bis dahin zwischen beiden Kirchen strittigen Punkte folgende Bestimmungen. — 1) In Ansehung der Lehre von dem heiligen Geiste enthielt sie Wort für Wort dasselbe, dem Leser schon bekannte Glaubensbekenntniß, welches, nur mit Ausnahme des Bischofs Marcus von Ephesus, alle Väter, die von der lateinischen wie jene von der griechischen Kirche, und selbst der Patriarch von Constantinopel kurz vor seinem Tode unterzeichnet hatten. 2) In Betreff des dem Symbolum beigefügten Zusatzes ward bestimmt, daß derselbe vollkommen zulässig sey, indem dadurch die Lehre der Kirche von dem heiligen Geiste nur deutlicher erklärt und entwickelt werde. 3) Den Glauben an einen dritten oder Reinigungsort erklärt die Vereinigungsbulle ebenfalls für wohl gegründet und lehrt, daß die Seelen der wahrhaft Büßenden, die in der Gnade gestorben sind, jedoch, bevor sie noch durch würdige Früchte der Buße Genugthuung geleistet haben, durch Qualen in dem Reinigungsort geläutert werden, und daß die Fürbitten der Gläubigen, heilige Messen, Gebete, Fasten, Almosen und andere, im Geiste und nach Anordnungen der Kirche geschehene, fromme Uebungen diesen Seelen zur Linderung gereichen und ihre Erlösung beschleunigen können. Ferner, daß jene Seelen, die nach der heiligen Taufe nie gesündiget, oder wenn dieß geschehen, entweder schon in diesem Leben durch genügende Bußmittel oder nach ihrem Tode durch Strafen im Reinigungsorte entsündiget worden, alsbald in den Himmel, den Sitz der Seligen, aufgenommen werden, wo sie Gott klar schauen, wie er ist, jedoch nicht auf gleiche Weise, die Einen vollständiger als die Andern, nach der Verschiedenheit ihrer Verdienste und endlich,

daß eben so die, welche in einer Todsünde oder ohne die heilige Taufe erhalten zu haben, zur Hölle*) hinabfahren, um dort gestraft zu werden, jedoch ebenfalls auf verschiedene Weise. 4) Daß man zur Consecration sich eben so gut des gesäuerten wie ungesäuerten Brodes bedienen und jeder Priester hierin dem, in der lateinischen oder griechischen Kirche eingeführten Gebrauch folgen könne. 5) Daß der heilige apostolische Stuhl und der römische Papst den Primat in allen Ländern besitze, in denen man sich zu dem Namen Jesu bekenne; daß der Papst des alten Roms der wahre Nachfolger des heiligen Petrus, des Fürsten der Apostel, der sichtbare Statthalter Jesu Christi, das Haupt der ganzen, über den Erdkreis verbreiteten Kirche, der Vater und Lehrer aller Christen sey; daß die Binde- und Lösegewalt und die Vollmacht, die Kirche Gottes zu verwalten und zu regieren, ihm in der Person des heiligen Petrus von Christo selbst sey übertragen worden: eine Lehre, die sich auf das heilige Evangelium gründe und daher sowohl durch die Canons, als auch durch eine Menge von Conciliendeschlüssen sey ausgesprochen worden; und daß endlich dem Range nach, zu Folge der von den Canons eingeführten Ordnung, dem Patriarchen von Constantinopel nach dem römischen Papste die erste, dem Patriarchen von Alexandrien die zweite, jenem von Antiochien die dritte und dem Patriarchen von Jerusalem

*) Das Wort Hölle wird hier in dessen größter Ausdehnung verstanden und bezeichnet überhaupt einen Ort der Strafe, aber von doppelter Art, wovon die eine blos in der Beraubung der Anschauung Gottes, jedoch ohne alles persönliche Leiden; die andere aber in jenen schrecklichen Qualen besteht, welche Gottes strafende Gerechtigkeit den unbußfertigen Sündern für die Ewigkeit aufbewahrt hat. Kinder, welche ohne die heilige Taufe erhalten zu haben, mithin in der Erbsünde sterben, würde demnach blos die erstere Strafgattung betreffen.

die vierte Stelle gebühre, auch alle ihnen zustehenden Rechte und Privilegien anerkannt werden." — Die Vereinigungsbulle ward auf der einen Seite von dem Papste Eugenius, von acht Cardinälen, zwei Patriarchen, acht Erzbischöfen, zwei und fünfzig Bischöfen, vierzig Aebten und vier Ordensgeneralen unterzeichnet. Auf Seite der Griechen unterzeichnete zuerst der Kaiser Johann Paläologus mit purpurfarbiger Tinte, nach ihm unterzeichneten die Stellvertreter der morgenländischen Patriarchen, dann mehr als vierzig griechische Metropolitane und Bischöfe und nach diesen sämmtliche Würdeträger der Sophienkirche, viele Aebte und eine Menge von Priestermönchen, welche jene Aebte, die selbst nicht kommen konnten, zu dem Concilium gesandt hatten.

20. So war also jetzt das große und schwere Werk der Wiedervereinigung der beiden, seit sechshundert Jahren von einander getrennten Kirchen auf dem Concilium von Florenz glücklich zu Stande gebracht: Auf einem Concilium, das vielleicht mehr, als jedes frühere wie spätere, den Namen eines öcumenischen verdient, das sich auch noch besonders durch die seltene, bei den Verhandlungen stets herrschende Freiheit im Sprechen, so wie durch den Geist der Ruhe und des Vertrauens, der — nur mit Ausnahme des unwürdigen Bischofes Marcus von Ephesus — die aus so vielen und verschiedenen Nationen versammelten Väter belebte, die auch sämmtlich mit Hintansetzung aller geerbter Vorurtheile und persönlichen Rücksichten, nur nach Wahrheit strebten, und weil sie mit Demuth und aufrichtigem Herzen darnach forschten, nun auch, wie wir gesehen, durch Gottes Gnade sie am Ende wirklich fanden. — Dieses große, für beide Kirchen so glückliche Ereigniß, wurde vom Papste öffentlich bekannt gemacht, alle Christen einladend, sich mit ihm zu erfreuen und dem Allmächtigen die Ihm gebührenden feierlichen Danksagungen dafür darzubringen; den

Isidor, Erzbischof von Kiew und Metropolitan von Rußland, wie auch den Bischof Bessarion von Nicäa ernannte der Papst, um deren auf dem Concilium erwiesenen Eifer und ausdauernde Beharrlichkeit zu belohnen, zu Cardinälen der römischen Kirche. Aber ganz besondere, sprechende Beweise seiner väterlichen Zärtlichkeit gab Eugen dem griechischen Kaiser. Diesem gewährte er noch weit mehr, als er, vermöge des zwischen beiden abgeschlossenen Vertrags zu leisten schuldig war. Zu den im Vertrage festgesetzten Reisekosten fügte des Papstes großartige Freigebigkeit jetzt noch sehr bedeutende Summen hinzu, und außer den Galeeren, welche den Monarchen und die übrigen Griechen nach Constantinopel zurückführen sollten, und die zu diesem Zwecke in dem Hafen von Venedig schon völlig segelfertig vor Anker lagen, verhieß der Papst dem Kaiser noch dreihundert gut besoldete Soldaten, welche, so lange der Papst lebe, im Dienste des griechischen Kaisers bleiben sollten, überdieß auch noch zwei wohl ausgerüstete, bewaffnete Galeeren zur Vertheidigung Constantinopels. Ferner sollten alle Schiffe, die in Zukunft Pilger nach dem heiligen Lande führten, stets ihren Weg über Constantinopel nehmen, damit man sich dort ihrer im Nothfall bedienen könne. Sollte der Kaiser Kriegsschiffe nöthig haben, so wolle ihm der Papst auf eigene Kosten entweder zwanzig große auf sechs Monate oder zehn kleinere aber auf ein ganzes Jahr stellen, endlich noch mit dem größten Ernste und seinem ganzen apostolischen Ansehen alle christlichen Mächte zu bewegen suchen, ihm auch zu Lande Hülfstruppen nach Constantinopel zu senden. — Rührend war der Abschied, als beide sich trennten, und der heilige Vater seinen nun wieder gefundenen Sohn noch einmal umarmte. — Voll Bewunderung der seltenen Eigenschaften und der höhern Erleuchtung dieses Papstes *), und voll Ehrfurcht vor

*) Unstreitig war Eugen IV. einer der größten und heiligsten Päpste, die Gottes Barmherzigkeit ihrer Kirche

dem uralten, von dem Apostelfürsten gegründeten römischen Stuhle, reiste der Kaiser im Anfange Decembers des Jahres Ein tausend vier hundert und neun und dreißig von Florenz ab, und bestieg in der Mitte desselben Monates mit seinem ganzen zahlreichen, aus geistlichen und weltlichen Herren bestehenden Gefolge, nebst der nicht minder zahlreichen Dienerschaft die in den Lagunen ihn erwartenden päpstlichen Galeeren.

21. Aber während jetzt Johann Paläologus mit heiterm Blick auf das große, in diesem Jahre vollbrachte Werk zurückschauete, zugleich auch die entscheidendsten zeitlichen Vortheile von demselben zu erwarten berechtiget war; kurz, während eine neue Aussicht auf eine weit ruhigere und frohere Zukunft sich scheinbar eröffnete, harrten Seiner zu Constantinopel schon grenzenloser Verdruß und eine Menge der traurigsten, beugendsten Ereignisse. — Natürlicher Weise hatte man von den vielen griechischen Aebten und zahllosen Mönchen nur den bei weitem kleinsten Theil zu dem Concilium auswählen können. Aber alle die vielen Zurückgebliebenen, voll Aerger und Bosheit darüber, daß andere ihnen waren vorgezogen worden, hatten schon während der Dauer des Conciliums die schändlichsten Lügen und Lästerungen gegen dasselbe zu verbreiten gesucht, und ganz vorzüglich die Mönche sich hierin wieder ausgezeichnet, die um so grösseres Unheil stiften konnten, da sie beinahe die einzigen Beichtväter waren*), mithin über

seit deren Gründung bis dahin noch erweckt hatte. Groß im Leiden, stark im Dulden, rastlos und unermüdet in der Arbeit, heilig in seinem Wandel, mächtig in Wort und That, ein Muster für Alle und mit jeder höhern Tugend des Evangeliums geschmückt, errang Eugen IV. nicht blos die Palme heiliger Bekenner, sondern selbst die Krone der Märtyrer.

*) Aus der sehr begreiflichen Ursache, weil Niemand oder nur höchst selten hie und da einer oder der andere bei einem geheiratheten Priester beichten wollte.

die Gemüther des Volkes eine ungemeine, bei vielen sogar völlig unumschränkte Herrschaft hatten. Als nun die Bischöfe und die übrigen zu dem Concilium abgeordneten Aebte und Doctoren wieder in Constantinopel ankamen, wurden sie unter einem Hagel von Schmähungen und Lästerungen empfangen. Man nannte sie Azymiten, Lateiner, Religionsverräther, Apostaten und Renegaten. Selbst der Kaiser ward nicht mit dem gewöhnlichen jubelnden Zuruf empfangen; wohin er sich wandte, begegnete er nur düstern, unzufriedenen Blicken. Aber desto lauter erscholl das Lob des Bischofes Marcus von Ephesus. Man begrüßte ihn von allen Seiten als den heldenmäßigen Vertheidiger der Religion und der Kirche, der allein den Muth gehabt habe, sich den Lateinern nicht zu unterwerfen und durch seine Standhaftigkeit die Ehre der griechischen Kirche, und mit dieser zugleich auch die Ehre der griechischen Nation gerettet habe; kurz, die ganze ungeheure Bevölkerung Constantinopels, aufgeregt von unwissenden, leidenschaftlichen Mönchen, betete den Marcus beinahe an und erwies ihm eben so große Ehrenbezeugungen, als es über alle andern nur Schmach und Verwünschungen häufte. Aber zu dem Verdruß, den diese ärgerliche allgemeine Volksstimmung dem Kaiser machte, gesellte sich nun auch noch nicht minder großer häuslicher Kummer. Gleich nach seiner Ankunft in Constantinopel nämlich erkrankte seine Gemahlin, die Kaiserin Maria, und starb wenige Tage darauf in den Armen ihres Gemahls, der sie zärtlich liebte, und nun über ihren Verlust untröstlich war. Ganz in seinem Kummer versunken, ward der Kaiser auf einige Zeit für Alles, was ihn umgab, völlig unempfänglich; versäumte daher auch jetzt, wo es noch Zeit gewesen wäre, und er es mit vollem Rechte hätte thun können, sich der Person des Marcus zu bemächtigen und ihn aus Constantinopel zu verbannen. Dieser Elende, der sich zu Florenz so feige er-

wiesen hatte*), nahm jetzt nicht nur sein, dem Kaiser dort gegebenes Wort wieder zurück, sondern, nur noch kühner gemacht durch die von allen Seiten ihm dargebrachten Huldigungen eines stupiden Volkes, stellte er sich sogar öffentlich an die Spitze aller Feinde des Conciliums und der darauf geschehenen Vereinigung. Er und seine Anhänger, die sich mit jedem Tage mehrten, überschwemmten nun die Welt mit einer Fluth von Schmähschriften, voll der gottlosesten Lügen und schmählichsteu Anklagen gegen den römischen Stuhl, und alle griechischen Bischöfe und Aebte, welche dem Concilium beigewohnt hatten; diese, sagten sie, wären von den Lateinern bestochen worden, hätten um Geld und schnöden Lohn ihre Religion und ihre Kirche verkauft; mit unerhörter Frechheit behaupteten sie darin sogar: Die Lateiner

*) Da Marcus der einzige war, der zu Florenz sich fortwährend dem ganzen Concilium widersetzte, ihre Lehre für ketzerisch erklärte, daher auch bei den letztern Verhandlungen sich nicht mehr einfand, so bestanden auch sämmtliche griechische Metropolitane und Bischöfe darauf, denselben, nachdem in ihrer letzten Sitzung die Vereinigungsbulle war bekannt gemacht worden, gleich auf den folgenden Tag vor die Schranken des Conciliums laden zu lassen und dann seiner bischöflichen Würde zu entsetzen; indem er ja offenbar nicht länger mehr Bischof in einer Kirche seyn konnte, deren Dekrete er nicht annehme und deren Lehre er für ketzerisch erklärt habe. Als Marcus dieß erfuhr, warf er sich dem Kaiser zu Füßen, weinte und jammerte, den Monarchen inständigst bittend, nicht zu gestatten, daß man ihm im fremden Lande eine solche Schmach zufüge; er verspreche auch, sobald man wieder in Constantinopel angekommen seyn würde, sich den übrigen Bischöfen anzuschließen. Der gutmüthige Kaiser ließ sich bewegen, beschwichtigte auch mit leichter Mühe seine Bischöfe, indem er ihnen sagte, er sey Bürge dafür, daß Marcus, wenn zu Hause angelangt, ebenfalls die Vereinigungsbulle unterzeichnen werde.

hätten sich der gewaltthätigsten Mittel bedient, um jene, welche sich anfänglich der Unterzeichnung standhaft geweigert, dazu zu zwingen; sie hätten Vielen gar keine Nahrung mehr zukommen, sie beinahe vor Hunger sterben lassen, und überhaupt so lange geplaget, bis sie endlich, dieser Quälereien müde, ebenfalls unterzeichnet hätten. Viele davon wären jedoch von schmerzhafter Reue durchdrungen, bald wieder zurückgekommen, hätten ihre Unterschriften wieder zurückgenommen und laut dabei erklärt: Sie wären blos theils durch die Arglist der Lateiner dazu verführt, theils auch durch Furcht dazu gezwungen worden. Auf dem Concilium von Florenz habe man alle, bisher allgemein anerkannte Grundwahrheiten des Christenthums umgestoßen; die Schriften aller heiligen Kirchenväter verdammt, die heiligen Gebräuche der Kirche abgeschafft, und Lehren dafür aufgestellt, die den Glauben tödteten und nur zum Verderben führen könnten. Zwar fehlte es nicht an gelehrten und redlichen Geistlichen wie Laien, die, weil selbst bei dem Concilium gegenwärtig, sich jetzt erhoben und in mehreren Schriften das Concilium von Florenz, das Betragen der versammelten Väter, den römischen Stuhl, die Wahrheit seiner Lehre und die daher mit ihm eingegangene Vereinigung auf das bündigste zu rechtfertigen wußten. Aber die Worte dieser Besonnenen gingen an den Ohren einer unwissenden, von boshaften Mönchen entflammten, gegen Rom und alles Römische wüthenden Menge unbeachtet vorüber; der Bischof Marcus, hieß es, sey ein Heiliger, sein Wort müsse man hören, aber mit jenen Abtrünnigen und Verräthern alle Gemeinschaft meiden, mithin auch keine ihrer Schriften lesen.

22. Aber bei allen diesen Wirrnissen und dem immer lauter werdenden Geschrei der Feinde Roms, beharrte dennoch der Kaiser fest bei seinem Vorsatz, die

Annahme der Beschlüsse des Conciliums von Florenz in seinem Reiche zu bewirken. Einen sprechenden Beweis seiner Anhänglichkeit an die römische Kirche gab er schon dadurch, daß er den Bischof Metrophanes von Cycikus, von dessen Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und glühendem Eifer für Bewahrung und Verbreitung der katholischen Lehre er vollkommen überzeugt war, auf den, durch den Tod des Patriarchen Josephs erledigten Patriarchalstuhl von Constantinopel erhob. Dieser ehrwürdige Patriarch that Alles, was er nur thun konnte, versuchte selbst das Unmögliche, um die Griechen wieder zum Gehorsam der römischen Kirche zurückzuführen. Er durchreiste das ganze Land, setzte überall die schismatischen Bischöfe und Priester ab und ordnete an deren Stelle ächte, von ihm geprüfte Katholiken. Von dem Kaiser ward Metrophanes dabei kräftig unterstützt. Auch der Papst sandte, um ihm bei seinen apostolischen Arbeiten und Bemühungen behülflich zu seyn, einen Cardinal in Begleitung einiger gelehrten Geistlichen nach Constantinopel. Aber alles dieß trug nur noch mehr dazu bei, den Grad der, in allen Gemüthern schon herrschenden Gährung noch höher zu steigern, und Aufruhr in Constantinopel und Empörung in den Provinzen droheten, schon ganz in der Nähe dem, ohnehin schon so sehr erschütterten Reiche. Natürlich erregte dieß in dem, an sich schon nicht sehr unternehmenden Kaiser keine geringe Besorgnisse; und da er jetzt sah, daß überall und alle Volksklassen, selbst die höhern nicht ausgenommen, mit der größten Heftigkeit sich gegen die Vereinigung erklärten; so fing auch sein bisheriger Eifer an, sich nach und nach zu erkalten. Er ließ sich endlich gar so weit herab, daß er — als ob auf dem Concilium von Florenz nichts geschehen wäre — eine neue öffentliche Disputation zwischen dem Bischof Marcus und einem lateinischen Prälaten aus dem Gefolge des Legaten gestattete. Diese führte, wie gewöhnlich, abermals zu nichts; nur hatten die Katholiken den

kleinen Vortheil davon, daß ihr Erbfeind, der Bischof Marcus, sich bei dem Disputiren so sehr erhitzte, und als er wieder einigemal nichts zu antworten gewußt hatte, sich so sehr darüber ärgerte, daß er in eine hitzige Krankheit fiel und einige Tage darauf starb. Der Tod desselben brachte jedoch keine große Veränderung in die Lage der Dinge. Die Emissäre, deren sich der Verstorbene bedient hatte, besonders der Bischof Arsenius von Cäsarea, waren eben solche wüthende Schismatiker, als er selbst gewesen war. An die drei Patriarchen des Orients schickten sie ein Circulare, voll der frechsten Lügen, abscheulichsten Verläumdungen und Anklagen gegen das Concilium von Florenz, setzten auch noch aus ihrem Eigenen Manches hinzu, was selbst der Bosheit des Marcus nicht eingefallen war; wodurch sich nun auch jene Patriarchen so sehr bethören ließen, daß alle drei, obgleich sie selbst durch ihre Stellvertreter das Glaubensbekenntniß von Florenz unterzeichnet hatten, jetzt demselben wieder entsagten, von Rom abfielen, ein Concilium nach Jerusalem zusammenberiefen, auf diesem den Patriarchen Metrophanes, als einen von der Ketzerei der Lateiner angesteckten Abtrünnigen, und nebst ihm auch alle von ihm in Europa und Asien angestellte Bischöfe und Priester ihrer Würden entsetzten und mit dem Banne belegten, und endlich ihre Frechheit gar so weit trieben, daß sie an den Kaiser ein Synodalschreiben erließen, in welchem sie ihm mit dem Banne droheten, wenn er noch ferner zu jenem Concilium und dessen Beschlüssen sich zu bekennen fortfahren werde. Dieses gewagte, unverschämte Schreiben schüchterte den Kaiser nicht wenig ein, und zwar hauptsächlich daher, weil die drei Patriarchen nicht unter seiner, sondern unter türkischer Herrschaft und türkischem Schutze standen und er wohl wußte, daß dem Sultan jedes, eine vollkommene Vereinigung der griechischen und römischen Kirche bezweckendes Unternehmen, jedoch blos deswegen ein

Dorn in den Augen sey, weil er mit Grund befürchtete, daß ein solcher kirchlicher Verein nun auch bald eine Vereinigung sämmtlicher europäischer Mächte gegen ihn zur Folge haben könnte. In seinem Betragen ward nun auch der griechische Kaiser von Tag zu Tage schwankender. Tief gebeugt war er schon durch den Tod des Kaisers Albrecht, der, auf die Ermahnungen und dringendsten Vorstellungen des Papstes, einen Bund christlicher Fürsten gegen die Türken zu Stande gebracht hatte*). Aber ein bei weitem noch größerer Schlag für ihn war nachher die Nachricht von der gänzlichen Niederlage des ungarischen Heeres, unter dessen tapferem, der römischen Kirche so treu ergebenen Könige Ladislaus, bei Varna. Sultan Murat hatte jetzt die christlich Coalition besiegt und aufgelöst, und der griechische Kaiser, der jenem Bunde beigetreten war und nun wegen der auf das Neue wieder ausgebrochenen Empörung der griechischen Nation gegen die abendländische Kirche, weder von Rom noch aus dem Abendlande Hülfe zu hoffen berechtiget war, sah sich jetzt hülflos der Rache des Sultans blosgestellt. Johann Paläologus nahm also seine Zuflucht zu der Großmuth Murats, bat um Frieden und erhielt denselben auch unter sehr gemäßigten Bedingungen. Um aber den mächtigen Sultan für die Zukunft ja nicht zu reizen oder ihm Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, enthielt sich nun der griechische Kaiser jeder, auf die Vereinigung der beiden Kirchen sich beziehenden eingreifenden Maßregel; und da überdieß auch noch das Concilium von Florenz in Rußland das nämliche Schicksal wie unter den Griechen erfahren hatte**), so verlor

*) Kaiser Albrecht war im Jahre 1439 auf seinem Feldzuge gegen die Türken gestorben.

**) Bevor noch der, seiner großen Verdienste wegen, von dem Papste zum Cardinal ernannte Isidor, Erzbischof von Kiew und russischer Metropolitan, nach Rußland

der Kaiser endlich allen Muth, that nicht das Mindeste mehr, weder um die, welche zum Gehorsam gegen die römische Kirche zurückgekehrt waren, darin zu bestärken, noch auch um andere zu gleichem Uebertritt zu ermuntern. Der wilde, nichts als Stolz, Haß, Lug und Bosheit ausschäumende Strom fand nun nirgends mehr Widerstand. Niemand war mächtig genug, demselben Einhalt zu thun, und so versank auch jetzt eben so schnell das ganze Morgenland wieder in dem Schlamme des alten Schisma.

23. Bald darauf starb Kaiser Johann Paläologus und auf dem Throne folgte ihm sein ältester Bruder Constantin XI. Johann war bis zu seinem Ende ein treuer Sohn der römischen Kirche geblieben und hatte wenige Monate vor seinem Tode einen Geistlichen der Kirche von Constantinopel, Namens Gregorius, der sich auf dem Concilium von Florenz durch seinen Eifer, seine Gelehrsamkeit und Wahrheitsliebe ganz besonders ausgezeichnet hatte, zum Patriarchen von Constantinopel ernannt. Wäre die Krankheit der Griechen nicht unheilbar gewesen, so hätte es gewiß diesem frommen und erleuch-

zurückgekommen war, hatten die erboßten und daher so ungemein thätigen, griechischen Schismatiker, durch ihre vielen nach Rußland geschickten Lügen- und Lästerschriften, den größten Theil der russischen Geistlichkeit, wie auch des Volkes und des Adels gegen das Concilium von Florenz schon so sehr eingenommen, daß Isidor, als er endlich ankam, sich sogleich den größten Mißhandlungen ausgesetzt sah. Nicht nur, daß er überall mit den gröbsten Schmähungen und von dem Pöbel mit Steinwürfen empfangen ward, sondern man bemächtigte sich sogar seiner Person und warf ihn in ein Gefängniß, aus welchem er jedoch zu entkommen Gelegenheit fand, nach Rom ging und als ein eben so standhafter als treuer Sohn der römischen Kirche auch nie mehr nach Rußland zurückkehrte.

teten Patriarchen gelingen müssen, die Verirrten wieder auf den Weg des Heils zurückzuführen. Als er aber sah, daß alle seine Bemühungen fruchtlos wären, daß der Starrsinn der Schismatiker unüberwindlich sey, daß sie vorsätzlich dem Geiste der Wahrheit widersträubten, schüttelte er den Staub von seinen Schuhen, verließ Constantinopel und ging nach Rom, wo er sein ganzes übriges Leben hindurch blieb und endlich im Rufe hervorleuchtender Heiligkeit starb. — Indessen war auch, ungefähr um die nämliche Zeit (1448), der edle Sultan Murat II. gestorben und hatte seine Krone und sein Reich seinem, an Tapferkeit und kriegerischen Eigenschaften dem Vater vollkommen ähnlichen, aber an Großmuth und edler Gesinnung tief unter demselben stehenden Sohne Mahomed II. hinterlassen. Zwar hatte dieser den zwischen seinem Vater und dem verstorbenen

---

*) Murât II. war vielleicht der größte und edelmüthigste Prinz von allen Sultanen, die seit der Gründung des osmanischen Reiches (1300) bis auf den heutigen Tag dasselbe beherrschten: Gerechtigkeit liebend, ein eben so großer als glücklicher Krieger, dabei milder Eroberer, der selbst unter dem wilden Siegesschrei seines Heeres doch stets noch die Stimme der Menschheit hörte. Nachdem er im Jahre 1439 mit den Christen einen Waffenstillstand geschlossen hatte, stieg er freiwillig von seinem Throne herab und überließ diesen seinem Sohne. Als aber die Christen den Waffenstillstand brachen und schon bis an das schwarze Meer vordrangen, übernahm Murat wieder die Regierung, schlug und vertilgte das ungarische Heer bei Varna und verließ jetzt zum zweitenmale den Thron, den er aber bald darauf bei einem entstandenen Aufruhr der Janitscharen zum drittenmale wieder besteigen mußte. Mit seinem gewöhnlichen Glücke dämpfte er auch diese Empörung, bestrafte blos die Häupter und Urheber derselben und stellte in kurzer Zeit Ruhe und Ordnung in seinem Reiche wieder her, starb aber bald darauf in dem hier oben schon angegebenen Jahre.

Kaiser Johann geschlossenen Frieden bestätiget; aber blos um die Griechen in verderbliche Sicherheit einzuwiegen. Das große und herrliche Constantinopel mit seinen Reichthümern und vielen prächtigen Palästen und Thürmen hatte für Mahomed einen unwiderstehlichen Reiz. Er wollte die Stadt erobern, sie zu seiner Residenz machen und dadurch den Ruhm aller seiner Vorfahren, die dieses Unternehmen schon so oft fruchtlos versucht hatten, verdunkeln. Aber um eine so große, durch Kunst und Natur gleich stark befestigte, und von einer zahllosen Bevölkerung vertheidigte Stadt mit der Gewißheit eines glücklichen Erfolges zu belagern, dazu gehörten große Vorbereitungen, die wenigstens ein paar Jahre Zeit erforderten. Aber gerade aus den, Constantinopel offenbar bedrohenden Vorkehrungen, die Mahomed gleich nach dem Antritt seiner Regierung machte, errieth der griechische Kaiser die Absicht desselben. Unverzüglich ordnete er demnach Gesandte nach Rom, mit dem Auftrag, den Papst um Hülfe gegen die übermächtigen Türken zu bitten, dann ihn, den Kaiser, zu entschuldigen, daß er bei dem Zustande, worin er, als er die Regierung angetreten, die Angelegenheiten des Staats gefunden, die Annahme des Conciliums von Florenz in seinem Reiche noch nicht habe bewirken können; er sey aber fest entschlossen, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu gebrauchen, um die Griechen entweder auf dem Wege der Milde, oder nöthigen Falles auch mit Gewalt zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zurückzuführen, daher auch der heilige Vater ihm schon jetzt einstweilen einige gelehrte Männer, um ihm, den Kaiser, bei dem schweren Bekehrungswerke der Nation behülflich zu seyn, nach Constantinopel schicken möchte. Gleich seinen Vorfahren erbarmte auch jetzt wieder Nicolaus V. sich des mit raschen Schritten seinem Untergange entgegen eilenden griechischen Reiches und schickte den Cardinal Isidor mit noch

einigen ausgezeichneten Männern nach Constantinopel. Aber nun erwies es sich, wie weise und richtig Kaiser Manuel, Johanns Vater, sein Volk beurtheilet hatte. „Jeder," sagte er zu seinem Sohne, „fruchtlos unternommene Versuch einer Kirchenvereinigung wird stets nur dazu führen, die Erbitterung der Griechen gegen den römischen Stuhl noch höher zu steigern." — Seit der Trennung der beiden Kirchen hatten auch die Gemüther der beiden Nationen sich immer weiter von einander getrennt; ihre gegenseitige Abneigung ging endlich in stets zunehmende Erbitterung über, und diese hatte jetzt ihren höchsten Grad erreicht. Von dem römisch gesinnten Kaiser und einigen ihm anhängenden Geistlichen war zwar der Cardinal Isidor sehr ehrenvoll empfangen worden; als er aber einem Gottesdienste in der Sophienkirche beiwohnte, und am Ende des heiligen Meßopfers wieder des römischen Papstes erwähnt ward, stürzte alles Volk, wie in halber Verzweiflung, aus der Kirche, rannte zu den Mönchen, um sich bei ihnen Raths zu erholen; und diese rohen, unwissenden, phantastischen Kuttenträger verkündeten nun nichts als Elend und das größte Unglück für alle, die den verdammungswürdigen, zu Florenz geschlossenen Verein angenommen hätten oder gar noch ferner annehmen würden. Darüber gerieth die ganze Stadt in Bewegung. Ohne Unterschied des Ranges, des Standes wie des Geschlechts und des Alters durchliefen Priester und Aebte, Mönche und Nonnen, Soldaten und Bürger, Vornehme und Niedrige alle Straßen der Stadt, unaufhörlich den Lateinern fluchend und allen drohend, die sich mit ihnen vereinigt hätten oder noch vereinigen würden. An der Wuth des einen entzündete sich jetzt die Wuth des andern; überall hörte man das Gebrüll: „Fluch den Lateinern, hinweg mit den Azymiten; wir bedürfen ihrer Hülfe nicht, wir verlangen auch keine von denselben." — Was aber bei diesem, mehrere Tage

dauernden Volkstumult nicht unbemerkt gelassen zu werden verdient, ist, daß Nonnen und Klosterfrauen, die größtentheils unter der Leitung der Mönche standen, sich am tollsten und wüthendsten gebärdeten. Natürlicher Weise blieb auch der gemeine, aber zahlreiche Pöbel von Constantinopel nicht zurück, in dichten Haufen und gewöhnlich besoffen, ergoß er sich aus einer Straße in die andere, brüllend und fluchend und bereit, jeden zu mißhandeln, der nicht gleich ihm die Lateiner verfluchen würde. Selbst die höhern Stände wurden von demselben höllischen Schwindel ergriffen; und ein in hoher Würde stehender Grieche, Namens Notaras, Viceadmiral des Reiches, äußerte sogar laut und öffentlich den Wunsch, in der Sophienkirche lieber den Koran und einen türkischen Turban, als einen römischen Cardinalshut zu erblicken *). — Um einem förmlichen, noch gefährlichern Aufruhr zuvorzukommen, mischten sich die Getreuen des Kaisers unter die wüthenden Haufen und suchten sie durch die Versicherung zu beschwichtigen: man habe sich zu Florenz nur dem Scheine nach mit den Lateinern vereint; es sey jedoch dem Kaiser nichts weniger als Ernst dabei. — Aber nun waren auch die Griechen dem Gerichte Gottes reif; und schnell und unvermuthet ging jetzt auch des Papstes vor ein paar Jahren gesprochenes prophetisches Wort in Erfüllung. Als nämlich vor drei Jahren Constantins Gesandten in Rom angekommen waren und ihr Begehren dem heiligen Vater vorgetragen hatten, sagte ihnen Nicolaus V.: „Schon oft habt ihr Griechen der Langmuth Gottes wie des römischen Stuhles gespottet. Indessen

*) Dieser Wunsch ging ihm, wie wir sogleich sehen werden, wirklich in Erfüllung. Notaras hatte das Glück, in der Sophienkirche einen türkischen Turban zu erblicken, ward aber, auf Befehl eben dieses Turbans, sammt seinen beiden Söhnen gleich am folgenden Tage darauf enthauptet.

wolle man doch noch drei Jahre zusehen, ob der Feigenbaum, den man bisher nutzlos gepflegt, Früchte tragen werde; trage er aber auch während dieser Zeit keine Früchte und nähmen die Griechen innerhalb dieser, von Gott ihnen gewährten Zeitfrist, die Vereinigungsbulle nicht an, so würde der Baum bis zur Wurzel umgehauen und die griechische Nation völlig vernichtet werden." — Dieses sprach Nicolaus V. im Jahre 1450, und im Jahre 1453, und zwar im Monate Mai desselben Jahres, stand nun auch wirklich in der Sophienkirche der Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte; hunderttausend Einwohner nebst dem Kaiser waren erschlagen, eben so viele Tausende in die Gefangenschaft fortgeschleppt*), die Mönche erwürgt, die Klosterfrauen geschändet und Constantinopel, vier Tage lang der gräßliche Schauplatz der schändlichsten, schauderhaftesten Frevel wilder barbarischer Sieger, war eine weit mehr als bis zur Hälfte verödete Stadt**).

24. Die Griechen hörten jetzt auf, eine eigene Nation zu seyn. An die Stelle bisheriger Selbstständigkeit trat jetzt der Druck ungeregelter barbarischer Fremdherrschaft. In ihrer Sprache überlebten zwar die Grie-

---

*) Die vornehmsten, zu den höhern Ständen gehörenden Gefangenen wurden zwar von dem Sultan losgekauft, aber auf einen kalten Mordbefehl desselben auch sämmtlich hingerichtet.

**) Da jedoch der Sultan keine menschenleere Stadt zu seiner Residenz haben wollte, so ließ er allen, welche daraus entflohen waren, ihnen Schutz und Sicherheit der Person wie des Eigenthums versprechend, zurückrufen, gaben ihnen auch ihre Häuser und übriges Eigenthum zurück; und da er bald darauf das kleine Kaiserthum von Trapezunt eroberte, sandte er auch von da aus zahlreiche Colonien nach Constantinopel, so daß die Stadt in kurzer Zeit den vorigen Grad ihrer Bevölkerung wieder erreichte.

chen ihre politische Existenz und Verfassung, aber unter ganz andern Formen, unter denen kein gemeinsames Nationalinteresse je mehr ein Verlangen nach einer Vereinigung ihrer Kirche mit der römischen erzeugen konnte. Ein matter Funke von Hoffnung schimmerte noch einen Augenblick, als gleich nach der Eroberung Constantinopels auf das Geheiß des Sultans, in dessen Interesse es lag, sich den Christen nicht abhold zu erweisen, ein neuer Patriarch mußte gewählt werden und diese Wahl auf einen Würdenträger der Kirche von Constantinopel, Namens Gregorius, fiel; auf einen Mann, der mit glühendem Eifer für Religion und Wahrheit eine eben so gründliche Gelehrsamkeit als hervorleuchtende Frömmigkeit verband. Mehrere Jahre hindurch gab dieser Patriarch, der bei seiner Erhebung den Namen Gennadius angenommen hatte, sich durch Wort und Schrift alle nur gedenkbare Mühe, die ihm jetzt anvertraute Heerde wieder zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zurückzuführen und zur Annahme der Beschlüsse des Conciliums von Florenz zu bewegen. Als er aber nach fünfjährigem Abmühen sah, daß alle seine Worte überall nur auf steinigen Boden fielen, nirgends wurzelten, mithin auch nirgends Früchte tragen könnten; so stieg er freiwillig von seinem Patriarchenstuhle herab, verließ Constantinopel und zog sich in ein Kloster zurück, wo er in stiller Einsamkeit und tiefer Trauer über die Verstocktheit der Menschen, die ihm noch übrigen Tage verlebte. — Da von den Vielen, welche selbst dem Concilium von Florenz beiwohnten, obgleich der bei weitem größte Theil schon sehr bald nach ihrer Ankunft in Constantinopel wieder abfiel und der Vereinigungsbulle entsagte, dennoch mehrere mit unerschütterlicher Standhaftigkeit der Lehre der römischen Kirche treu blieben, zum Theile selbst auf ihre Nachkommen fortpflanzten, auch bisweilen hie und da Einige, durch einen Strahl höhern Lichtes erleuchtet, dem Schisma entsagten und zu der katholischen Kirche

übertraten; so theilten sich auch nach und nach die Griechen in Ansehung ihrer Religion und ihres Glaubens, in zwei Klassen, nämlich in unirte, das heißt, mit der römischen Kirche vereinte, und nichtunirte Griechen, welche letztere aber eine so ungeheuere Mehrzahl ausmachten, daß zwischen ihnen und jenen gar kein nummerisches Verhältniß angegeben zu werden verdient. — Indessen hat Constantinopel längst schon aufgehört, dieses großen, jetzt schon tausendjährigen Schisma Sitz und Mittelpunkt zu seyn. Beides ward in dem Laufe der Zeiten zu jenen Völkern übertragen, die, weil sie das Christenthum von den Griechen erhalten, auch dem Beispiel derselben in allen Religions- und Kirchenangelegenheiten folgten, mithin bei deren Trennung von der römischen Kirche sich ebenfalls von derselben getrennt hatten. Da aber diese sämmtlichen, nun unter einem und demselben Scepter vereinten Völker, zu Folge der Verfassung ihres Reiches, keinen andern Willen haben können und haben dürfen, als blos den ihres jedesmaligen Beherrschers; so ist gerade aus diesem Grunde auch die Hoffnung zu einer einstigen Vereinigung beider Kirchen noch lange nicht völlig erloschen, indem ja von den Einsichten und dem festen Willen Desjenigen, den Gott zum Haupte eines zahlreichen Volkes geordnet hat, ungleich mehr und mit größerer Zuversicht zu hoffen ist, als man von dem unstäten, stets schwankenden, durch zahllose individuelle Trugbilder irregeleiteten und in sich in Millionen Theile zerstückten, sogenannten Nationalwillen zu erwarten berechtiget seyn könnte. Ja, man möchte sogar behaupten, daß die Aussicht auf einen Wiederverein der schon so lange von einander gespaltenen Kirchen jetzt weit weniger trübe sey, als sie es zu Zeiten des griechischen Kaiserreiches gewesen war; denn sollte Rußlands mächtiger, mit aller Machtvollkommenheit ausgerüsteter Kaiser oder einer seiner Nachfolger eine Kirchenvereinigung seiner Weisheit an-

gemessen und dem zeitlichen wie ewigen Wohl seiner Völker ersprießlich finden; so würde er hierin bei seinen, obgleich, zahllosen Unterthanen, ohnehin längst schon gewöhnt in Allem ganz unbedingt dem Willen und dem Beispiel ihrer Beherrscher zu folgen und in diesen auch ganz-allein ihren Ruhm und ihre Größe zu erblicken, bei weitem selbst nicht dem kleinsten Theile jener Hindernisse begegnen, mit denen, ohne sie besiegen zu können, die griechischen Kaiser so oft zu kämpfen gezwungen waren. Daß aber dieser, die ganze Christenheit in einen großen heiligen Bruderbund vereinigende Tag einst gewiß noch erscheinen wird; dafür bürgt uns jene frohe Verheißung, welche uns sagt, daß es einst noch eine Zeit geben soll, wo die ganze über den weiten Erdkreis verbreitete Christenheit nur Eine Heerde, und zwar nur eine, unter einem und demselben Oberhirten vereinte Heerde bilden wird. — Sehen wir also, mit völliger Ergebenheit in den heiligsten Willen Gottes und mit einer die unerforschlichen Rathschlüsse des Höchsten anbetender Geduld, diesem glücklichen, schon so viele Jahrhunderte hindurch fruchtlos ersehnten Ereigniß mit voller Zuversicht froh entgegen; bedenken jedoch dabei, daß Gott bei allen seinen außerordentlichen Gnadenerweisungen stets auch anhaltendes Gebet seiner Gläubigen zu einer der ersten und unerläßlichsten Bedingung gemacht hat.

VIII.

Erweiterung der Kirche durch Christianisirung der an Deutschlands Nord- und Ostgrenze wohnenden heidnischen slavischen und wendischen Völker *).

1. Ward auch unsere heilige, allgemeine Kirche

*) *Andreae*, Abb. Babeberg. Vita Episcopi Ottonis. — Noch eine andere Lebensbeschreibung dieses heiligen

durch den Abfall der orientalischen Christenheit, der schon in dieser Periode*), ja sogar schon unter dem Pontificat Gregors VII. sich so gestaltete, und welchen die Griechen selbst schon so lieb gewonnen hatten, daß zu einer baldigen Wiedervereinigung und Beendigung des Schisma sich nur sehr entfernte und trübe Aussichten zeigten: ward also, sagen wir, die Kirche des Sohnes Gottes durch dieses bejammernswerthe Ereigniß tief betrübt, gekränkt und gebeuget**); so gereichte ihr doch dafür die, in den-

---

Bischofes von einem zwar ungenannten, aber ebenfalls der Kirche von Bamberg angehörigen Geistlichen. — *Helmoldi*, chronica Slavorun. — Vita metrica Vicelini episcopi. — Sehr brauchbare Hülfsschriften sind: Kannegießers Bekehrungsgeschichte der Pommern zum Christenthum; *Fleury*, Hist. de L'égl.; Döllingers Lehrbuch der Kirchengeschichte; Menzels Geschichte der Deutschen, dritter Band.

*) Nämlich in der schon auf dem Titelblatte dieses Bandes angegebenen Periode, das heißt, von dem Jahre 1060 bis zu dem Jahre 1153 oder von Gregor VII. bis zu dem Tode Eugenius III.

**) Seit der Gründung des Christenthums hatte kein ähnliches, nicht genug zu bejammerndes Ereigniß die Kirche Gottes bis dahin betrübt. Zwar gab es sehr bald und zu allen Zeiten Ketzereien; aber die Anhänger derselben waren, obgleich einigemal ziemlich zahlreich, doch nur einzele, in mehrern Ländern zerstreute Individuen, die durchaus kein anderes Einigungsband unter sich hatten, als blos, daß sie einer und derselben Irrlehre folgten. Daß aber eine ganze, große und zahlreiche Nation, und zwar alle Stände derselben, von dem Monarchen an bis zum letzten Leibeigenen, so wie von dem ersten Patriarchen bis zu dem jüngsten Akolythen, von der Kirche plötzlich abfiel, deren Lehren theils leugnete, theils verdüsterte, deren aus den Zeiten der Apostel herrührende, heilige Gebräuche verwarf oder durch Einmischung eigener Erfindungen sie völlig entstellte, und gegen den rö-

selben Zeitlauf fallende Christianisirung so vieler heidnischer Volksstämme zu einem nur desto größern

---

mischen Stuhl, diesen Mittelpunkt der Einheit, sich förmlich empörte: davon stellten im neunten Jahrhundert die Griechen, unter der Leitung des Photius, dieses großen aber wahrhaft infernalischen Geistes, das erste Beispiel auf. — Leider sollte, ungefähr nicht gar achthundert Jahre nachher, diesem ersten Abfall ein zweiter folgen, und zwar ganz in derselben Weise und abschreckenden Gestalt, als nämlich zur Zeit der sogenannten Kirchenreformation, die man aber weit bestimmter eine Kirchenverschlimmerung nennen dürfte, ebenfalls wieder, nicht einzelne Bethörte, sondern große Reiche, ganze Länder und zahlreiche Völker, wie von einem und demselben verneinenden Geiste getrieben, von der römisch-katholischen Kirche abfielen, deren heilige Lehren lästerten und verfluchten und gegen den, von Christo selbst in sein Reich eingesenkten Felsen mit bis dahin unerhörter Wuth losstürmten. Was jedoch damals schon vorauszusehen war, scheint jetzt in unsern Tagen sich zu verwirklichen. Dieser zweite Abfall nämlich mußte nothwendig nur durch verschiedene Stadien nach und nach zu einem Dritten führen, und zwar zu einem noch weit schrecklichern und schauderhaftern Abfall, nämlich zu einem völligen Abfall von Jesu Christo, mithin von Gott selbst; und trügen nicht alle Zeichen der Zeit, so taumeln jetzt schon zahllose Haufen, von Sinnlichkeit, Stolz und Eigendünkel berauscht, dieser furchtbaren Epoche entgegen, die durchaus, entweder das Ende der Welt oder eine, nur durch Gottes Allmacht zu bewirkende, völlig neue Wiedergeburt der Menschheit zur Folge haben kann. Ob das Letztere zu erwarten sey: dazu geben das Evangelium und die übrigen heiligen Schriften des neuen Bundes wenig oder gar keine Hoffnung. — Durch die Geburt, das Leben, die Lehre und den Versöhnungstod unsers göttlichen Erlösers, wie durch die bald darauf erfolgte Ausgießung des heiligen Geistes, wurden gleichsam alle Gnadenschätze göttlicher Erbarmungen völlig erschöpft. Konnte ja dann die ewige Liebe noch mehr thun? Wohl

Trost. — Weit früher, und schon unter Otto dem Großen, hatte man zwar angefangen, auch den Slaven und Wenden das Christenthum bekannt zu machen. Aber leider predigte man ihnen das Evangelium stets nur mit dem Schwert in der Hand; nicht durch das belebende Wort frommer, von Gott zu Heidenaposteln auserkorner, heiliger Missionäre, und noch weit weniger durch ein, mit den Lehren des Evangeliums im Einklang stehendes Beispiel in Gesittung und Gesinnung derjenigen, die sie zu Christen zu machen suchten. Wirklich hatte auch an diesem, dem Scheine nach frommen Bestreben, die Leuchte des Evangeliums auch den Slaven und Wenden leuchten zu lassen, weder zarte Sorgfalt für das ewige Heil benachbarter, noch in der Finsterniß des Götzenthums versunkene Völker, noch auch Eifer für die Kirche und die Erweiterung ihrer Grenzen nur den mindesten Antheil. Weit unedlere, blos zeitliche Motive lagen demselben zu Grunde, Erweiterung der deutschen Reichsgränze und besonders Vermehrung des Territorialbesitzes und der Territorialmacht sächsischer Herzoge und Fürsten*). Wurden demnach auch die Slaven zu verschiedenen Zeiten durch Waffengewalt und nachdem viele Tausende der Ihrigen waren erschlagen und ihre Burgen, Dörfer und Höfe

---

möchte also auch eine Welt, die alle diese unendlichen Gnadenschätze stolz und höhnend mit Füßen tritt, nicht leicht in dem, wie Alles erschaffenden also auch Alles erhaltenden Gedanken Gottes noch länger mehr bestehen können.

*) Die Einführung des Christenthums war nur Nebensache, ward auch hauptsächlich blos als ein, zu Erreichung politischer Zwecke sehr brauchbares Mittel betrachtet, nämlich um die überwundenen und, wie man zu sagen pflegt, nun auch bekehrten Slaven und Wenden in desto größerer und schärferer Abhängigkeit von ihren harten, bisweilen aus Habsucht selbst grausamen sächsischen Zwingherren zu erhalten.

verbannt worden, zur Unterwerfung und Annahme des Christenthums gezwungen; so ließen sie sich zwar taufen, wurden dann aber, besonders durch den, bei ihnen jedesmal sogleich eingeführten Zehntenzwang, nur desto größere und ärgere Feinde des Christenthums. Sobald also ein für sie, ihrer Ansicht nach, günstiger Zeitpunkt eintrat, oder die unerträglichen Erpressungen der sächsischen Fürsten sie zur Verzweiflung brachten, sie daher auf das Neue zu den Waffen griffen, entsagten sie auch jedesmal sogleich wieder dem Christenthum, kehrten zu ihren alten, vaterländischen Gottheiten zurück, und da Christ und Sachse bei den wendischen und slavischen Völkern lange Zeit gleich bezeichnende Worte waren, sie aber in jedem Sachsen den ärgsten Feind ihrer Freiheit, ihres Vaterlandes und ihrer Götter erblickten, so waren auch solche Abfälle stets mit den gräßlichsten Grausamkeiten verbunden, die sie theils an den wenigen Christen, die sich indessen unter ihnen angesiedelt hatten, theils auch bei ihren feindlichen Uebergängen über die Elbe, an Allem, was dort christlich war, ausübten.

2. Dergleichen Hauptabfälle zählt man drei, wovon aber der letzte unstreitig der allgemeinste und heftigste war, nicht nur zerstörend für das junge, noch so schwache, in jenen Ländern angepflanzte Christenthum, sondern nicht minder furchtbar auch für die Christen diesseits der Elbe. Schon in dem letzten Regierungsjahre des großen Kaisers Heinrichs III. bemerkte man unter allen slavischen und wendischen Völkern eine allgemeine, den nahenden Sturm verkündende Bewegung, die nun auch, unter der vormundschaftlichen Regierung Heinrichs IV., in eine allgemeine Empörung aller slavischen und wendischen Völker gegen das Christenthum und die Deutschen, in vollen, alles verwüstenden Flammen ausbrach. Von Danzig bis an den Ausfluß der

Elbe, warfen Slaven und Wenden: Obotriten, Leubizen, Holsteiner*), Dithmarsen, Stormarsen rc. das Christenthum völlig von sich hinweg und griffen, obgleich ohne gemeinschaftlichen Plan, zu den Waffen, um ihre frühere Freiheit wieder zu erkämpfen und, durch völlige Zerstörung des Christenthums in ihren Ländern, sich auch für die Zukunft darin zu behaupten. Der, dem Leser schon bekannte, wendische Fürst Godschalk, der, mehrere Volksstämme unter seiner Herrschaft vereinigend, ein sehr bedeutendes Fürstenthum beherrschte, aber auch, weil selbst ein wahrer Christ, in seinen Staaten das Christenthum eingeführt, Kirchen und Klöster erbauet und für immer weitere Verbreitung der christlichen Religion einen ungemeinen Eifer gezeigt hatte, auch dieser edle Fürst ward mit einem Theile seiner Familie bei diesem allgemeinen Aufstand ermordet und Alles, was er gepflanzt und gebauet hatte, wieder völlig zerstört. Alle Altäre wurden entweihet und gestürzt, die Kirchen niedergerissen und verbrannt, alle Geistlichen, Mönche wie Priester, unter den ausgedachtesten Qualen zu Tode gemartert und auch alle Eingebornen, die das Christenthum angenommen hatten und jetzt von demselben nicht ablassen wollten, mit gleicher Grausamsamkeit verfolgt und gemordet; kurz, jede Spur eines Christenthums ward von Grund aus vertilgt. Aber der Krieg der Slaven gegen die Sachsen war jetzt von Seite der Erstern nicht mehr ein bloßer Verthei-

*) Die Holsteiner hatten bis jetzt wenigstens noch den Schein des Christenthums unter sich beibehalten, obschon sie in heiligen Hainen, an Bächen und Quellen noch weit lieber opferten, als sie die christlichen Kirchen besuchten. Aber auch diesen Anstrich von Christenthum warfen sie jetzt von sich, schloßen sich den Wenden an und trieben nun auch wieder, gleich allen heidnischen Bewohnern der Ostseeküste, ihr altes Lieblingsgeschäft, nämlich Seeräuberei.

digungskrieg; sogar angriffsweise gingen sie nun zu Werke. Da die sächsischen Herzoge und Fürsten bei ihren endlosen Kriegen, zuerst gegen Heinrich IV., dann gegen Heinrich V. und auch noch unter Lothar II. vielseitig in die innern Angelegenheiten des Reiches verwickelt, sehr oft, bisweilen sogar mit zahlreichen Heeren oder, wie gewöhnlich, doch mit dem größten Theil ihrer Ritterschaft lange Zeit aus ihren Staaten abwesend waren, diese daher den heidnischen Slaven und Wenden offen standen; so waren auch bald feindliche Einfälle in die Länder diesseits der Elbe bei diesen heidnischen Völkern gleichsam an der Tagesordnung; und die Sachsen, unvermögend ihr Land gegen dieselben zu schützen, mußten froh seyn, wenn es ihnen gelang, den Fortschritten der Feinde wenigstens dann, wenn diese schon sehr tief in das Innere des Landes eingedrungen waren, endlich ein Ziel zu setzen und deren weiteres Vordringen zu verhindern, aber mit diesem Erfolge auch sich zu begnügen und ruhig zuzuschauen, wenn der Feind, gewöhnlich mit ganz ungeheurer Beute, sich wieder zurückzog und nach Hause eilte.

3. Indessen war bald nach dem Tode Godschalks auch dessen schon so weit ausgedehntes Fürstenthum wieder zerfallen. Die in demselben bisher vereinten Stämme trennten sich nicht nur von einander, sondern vereinzelten sich sogar selbst in zahllose kleine Volksgemeinden, wovon jede unter einem, von ihr selbst gewählten Häuptling stand. Diese unvernünftige Zerstückelung hatte nun bald, besonders als die wendischen Länder nichts mehr von den Sachsen zu befürchten hatten, eine Menge blutiger Fehden unter den Wenden selbst zur Folge, bis es endlich einem jener Häuptlinge, Namens Cruco, einem Manne von Kopf und Herz, gelang, die andern Häuptlinge zu vertreiben, nach und nach die Stämme wieder mit einander zu vereinigen und ein

neues, sehr ansehnliches obotritisches Reich zu stiften. Da Cruco sich aller feindlichen Einfälle in die Länder diesseits der Elbe enthielt und die Sachsen ohnehin, bei den Unruhen im Innern des Reiches, des Friedens an ihrer Grenze bedurften, so regierte auch Cruco mehrere Jahre glücklich und friedlich, versperrte aber ängstlich dem Christenthum jeden Zugang in sein Land. Wie es scheint, war Cruco ein sehr gutmüthiger Herr. Einem Sohne Godschalks, Namens Heinrich, der das Glück gehabt hatte, nach der Ermordung seines Vaters nach Dänemark zu entfliehen, gab er die Erlaubniß, in sein Vaterland zurückzukehren. Der junge Fürst kam, gefiel der Gemahlin Cruco's, und erschlug mit ihrer Hülfe bald darauf den Cruco, den er als einen Usurpator des väterlichen Erbes betrachtete und bemächtigte sich wieder sämmtlicher von seinem Vater beherrschten Länder. — Heinrich, weil der Sohn eines christlichen Vaters, war ebenfalls ein Christ, suchte daher auch die christliche Religion wieder unter den Wenden einzuführen. Aber aus Furcht, sich den Haß seiner heidnischen Unterthanen zuzuziehen, ging er sehr langsam zu Werke; erbauete gleichwohl einige Kirchen, that aber im Ganzen genommen für das Christenthum viel zu wenig, jedoch auf der andern Seite wieder viel zu viel, um nicht die Herzen aller seiner heidnischen Unterthanen von sich zu entfernen. Dieß entging dem Fürsten Heinrich nicht, und nun seinen eigenen Völkern mißtrauend, schloß er sich desto enger an Sachsen an, erkannte, der Form nach, die Oberhoheit des sächsischen Herzoges und zeigte sich bei jeder Gelegenheit den Sachsen so gefällig, daß sie, als ein Aufstand unter den Wenden gegen Heinrich ausbrach, ihm alsogleich einen zwar nicht sehr zahlreichen, aber ausgesuchten Kriegshaufen zu Hülfe sandten. Der Aufstand ward also gedämpft, aber alle, welche daran Antheil genommen hatten, wurden nun weit härter und rücksichtsloser von Heinrich

behandelt; so daß dieser von jetzt an über einen Theil der Wenden eine völlig unumschränkte Herrschaft begründete. Eine eben so schnell wieder unterdrückte als ausgebrochene Empörung der meklenburgischen und holsteinischen Wenden führte ebenfalls zu demselben Resultat, nämlich große Erweiterung der fürstlichen Macht, und tiefere und strengere Unterwürfigkeit des Volkes. — Aber auch die andern, noch freien wendischen Nationen waren gegen Heinrich, den sie als einen Abtrünnigen und als einen Feind ihres Cultus betrachteten, äußerst feindselig gesinnt. Die Nation der Rannen, die ihren Wohnsitz längs der Ostseeküste hatten und deren Herrschaft sich bis nach Preußen hinein erstreckte, fiel plötzlich in Heinrichs Staaten ein und suchteu durch einen unvermutheten Ueberfall sich in Lübeck, wo er gewöhnlich residirte, seiner Person zu bemächtigen. Heinrichs Wachsamkeit vereitelte diesen Versuch. Die Rannen wurden nicht nur geschlagen, sondern auch zur Unterwerfung gezwungen; und da sie zum Mittelpunkte ihres abgöttischen Cultus die Insel Rügen hatten, so zog auch Heinrich dahin, bemächtigte sich eines Theils des in dem Tempel des Götzen Swantewiz niedergelegten Schatzes*); und obgleich er bei weitem nicht Alles nahm,

*) Der Beraubung des Tempels ihres Gottes Swantewiz sahen die Rugier ganz gleichgültig zu. Sie kannten noch nicht den Werth des Goldes und des Silbers, wußten auch keinen Gebrauch davon zu machen, weil es bei ihnen in dem täglichen Verkehr noch kein vergleichendes Tauschmittel geworden war. Apud Rannos, sagt Helmold, non habetur moneta, non est in comparandis rebus consuetudo nummorum, sed quidquid in foro mercari volueris, panno lineo comparabis. Da alle slavischen und wendischen Heiden den Götzen Swantewiz als ihre vornehmste Gottheit verehrten, deren Haupttempel auf der Insel Rügen stand; so sandten sie dahin auch, und schon seit undenklichen Zeiten, von allem ihrem Raube und aller Beute, die sie

so waren doch er und die Sachsen, die er bei sich hatte, und die auf diesem Feldzuge ganz allein sein ganzes Heer ausmachten, von jetzt an sehr reiche Leute. Nach der Unterwerfung der Rannen und noch einiger andern, mit ihnen verbundenen kleinen Völkerschaften war Heinrich nun Herr alles Landes von der Mündung der Elbe bis nach Havelberg und Brandenburg.

4. Aber das Ende von Heinrichs Regierung war nicht so glücklich, als deren Anfang und Mitte. Einige Völkerschaften, die von ihm abgefallen waren, vermochte er nicht wieder zum Gehorsam zurückzubringen, und als er bald darauf starb, erlosch mit seinem Tode auch beinahe sein ganzes Haus; denn da die Heiden ihren Haß gegen den Fürsten Heinrich auch auf dessen Nachkommen übertragen hatten, so ermordeten sie jetzt dessen beiden Söhne nebst einem Enkel, worauf auch das ganze Reich wieder völlig in Trümmer zerfiel. Von Danzig bis tief in das holsteinische Land hinein entstanden nun eine Menge kleiner Staaten, die von einander völlig unabhängig, nur den Cultus des Götzen Swäntewiz noch zu einem gemeinschaftlichen Nationalband hatten. Da aber dergleichen bürgerlichen Verfassungen und Einrichtungen bei rohen, uncultivirten Völkern blos das Erzeugniß des Augenblickes, mithin gewöhnlich nur schnell wieder vorübergehenden wilden Launen und

---

machten, stets einen sehr bedeutenden Theil; daher die großen, in dem Tempel aufgehäuften Schätze, wovon jetzt Fürst Heinrich einen bessern Gebrauch zu machen wußte. Daß er aber den ganzen Tempelschatz nicht nahm, davon war blos die Ursache, weil er, da der bei weitem größte Theil seiner Unterthanen Heiden waren, diese, durch völlige Beraubung ihres Hauptgottes, nicht zu sehr gegen sich erbittern wollte.

Leidenschaften sind, so finden wir auch wenige Jahre darauf schon wieder zwei wendische Fürsten, nämlich die beiden Brüder Pribitslav und Niclot, über ansehnliche wendische Länderstrecke herrschen: der Erstere über das Land der Wagier und Polabrier, der Andere über jenes der Obotriten. Beide Fürsten waren dem Christenthum im höchsten Grade abhold. Als jedoch Lothar II. auf seinem Zuge gegen Dänemark auch ihnen mit seinem Heere einen Besuch abstattete, versprachen sie zwar, in Zukunft das Christenthum nicht blos zu dulden, sondern auch zu schützen und die Verbreitung desselben in ihren Ländern nicht zu verhindern. Sobald aber Lotharr sich mit seinem Heere entfernt hatte, gedachten die beiden Fürsten nicht mehr ihres, dem deutschen Könige gemachten Versprechens, und als sie gar hörten: Lotha sey mit seinem Heere jenseits der Alpen und werde nicht sobald wieder nach Deutschland zurückkehren, legten sie alle Schonung gegen die Christen ab. Was noch Christliches aus den Zeiten des Fürsten Heinrichs vorhanden war, ward zerstört; die Christen von den Heiden überall mißhandelt, beraubt, verfolgt und aus dem Lande gejagt; mehrere davon, welche die Heiden als ein, ihrem Gotte Swantewiz höchst angenehmes Opfer, in den, diesem Götzen geheiligten Hainen abschlachteten, errangen jetzt die Krone der Märtyrer.

5. Aber während die sächsischen Fürsten, immer tiefer in die innern Angelegenheiten des Reiches verwickelt, daher oft und lange Zeit aus ihren Ländern abwesend, den Ereignissen in den wendischen Ländern wenig oder gar keine Aufmerksamkeit schenkten; während endlich Heinrich der Stolze und Albert der Bär um das Herzogthum Sachsen kämpften, und Adolph von Schaumburg und Heinrich von Bardewick um Hol-

stein stritten*), erhob sich nach und nach unter dem Fürsten Niclot, dessen Bruder Pribitslav frühzeitig gestorben war, auf das Neue ein, und zwar noch mächtigeres Wendenreich, als selbst jenes des Fürsten Heinrichs gewesen war. Niclot war ein im Kriege wie im Frieden gleich talentvoller Fürst. Er verstand es, sein Reich in dessen Innern zu befestigen, ohne sich gegen Außen etwas von seinem Ansehen zu vergeben. Mit den Sachsen suchte er zwar einen Krieg zu vermeiden, setzte sich aber dabei in eine Verfassung, daß er denselben auch nicht sehr fürchten zu müssen glauben durfte. Indessen zeigte er sich doch den Sachsen, so weit er, ohne die Eifersucht seiner eigenen Unterthanen zu reizen, es thun konnte, stets sehr geneigt. Mit dem Grafen Adolph von Holstein stand er sogar in sehr freundschaftlichen, zu gegenseitiger Hülfsleistung verpflichtenden Verhältnissen. Aber bei Allem dem fing doch Niclots immer zunehmende Macht endlich an, bei allen sächsischen Fürsten große Bedenklichkeiten zu erregen; und als endlich durch die Bemühungen des Papstes und die Predigten des heiligen Bernhards der zweite Kreuzzug zu Stande kam, nahmen zwar auch die Sachsen das Kreuz, betrachteten es aber nicht als das Zeichen eines Gelübdes, welches sie verbinde, nach Palästina zu ziehen, sondern blos gegen Ungläubige zu kämpfen. Es sey, sagten sie, gewiß Gott eben so wohlgefällig, das Heidenthum in der Nähe auszurotten, als

*) Das heißt, um einige in dem Holsteinischen gelegenen Ländereien, welche von dem Grafen Adolph, als nach dem Tode des wendischen Fürsten Heinrichs dessen Reich zerfiel, waren erobert worden. Diese hatte die Regentin des Landes, die verwittwete Herzogin Gertrude von Sachsen, dem Grafen Heinrich von Bardewick zu Lehen gegeben, der aber, um sich in den Besitz derselben zu setzen, erst mit dem Grafen Adolph noch lange Zeit kämpfen mußte. Später ward dieser Fehde durch einen Vergleich ein Ende gemacht.

erst in dem entfernten Orient es aufzusuchen; und da sie dabei auch der großen politischen Vortheile erwähnten, welche durch die, jeder Christianisirung der wendischen Länder nothwendig vorangehende Eroberung derselben, dem ganzen deutschen Reiche zufließen würden; so wagten weder König Conrad noch auch die übrigen deutschen Fürsten, so unangenehm ihnen auch die Trennung der Sachsen war, deren Vorhaben zu mißbilligen. Der Entschluß eines allgemeinen Kreuzzuges gegen die heidnischen Slaven und Wenden stand also jetzt bei allen sächsischen Fürsten und Herren fest. Aber ihren eigenen, obgleich vereinten Kräften mißtrauend, schlossen sie auch mit Dänemark ein Bündniß, und die Dänen, von dem Papste Eugen noch mehr dazu ermuntert, versprachen ebenfalls an diesem Kreuzzuge thätigen Antheil zu nehmen. Auch den Grafen Conrad von Burgund suchten sie an sich zu ziehen; und da die Ansicht sich unter den Deutschen schon so ziemlich festgestellt hatte, daß nämlich das Kreuz, gleichviel, ob man unter demselben gegen die Ungläubigen im Abendlande oder im Orient kämpfe, gleichen Segen von Oben herbeiführe; so machte auch Graf Conrad ihnen das Versprechen, von dem großen deutschen Kreuzheere sich zu trennen und mit seinen Burgundiern zu jenem der Sachsen zu stoßen. — Die Zurüstungen zu diesem großen Unternehmen wurden jedoch von den Sachsen nur matt und schläfrig betrieben, so daß ihr Vorhaben und der Zweck ihrer Rüstungen für den besonnenen und wachsamen Niclot nicht lange mehr ein Geheimniß blieben. Aber dieser thätige und unternehmende Fürst erwartete nicht den Angriff seiner Feinde; sondern griff selbst zuerst an, lief mit einer bedeutenden Flotte in die Mündung der Trave ein, landete ohne Widerstand zu finden, verbrannte Burgen, Flecken und Dörfer, durchzog, alles raubend und verheerend, ganz Wagrien, und kehrte, mit ganz ungeheurer Beute beladen, wieder

ungestört an die Grenze seines Landes zurück, das er an verschiedenen Punkten auf das Beste zu befestigen indessen Zeit und Muße genug gehabt hatte. — Aber dieser unvermuthete Angriff, der den Sachsen zeigte, was sie von einem so kühnen und kriegerischen Fürsten wie Niclot noch ferner zu befürchten hätten, spornte sie nun ungemein zur Eile; auch gingen wirklich bald darauf zwei sächsische Heere, von welchem das schwächste wenigstens vierzig tausend Mann stark war, an zwei verschiedenen Orten über die Elbe, während eine dänische Flotte an der südlichen Küste der Ostsee mit einem nicht minder zahlreichen Heere landete, das sich nun ebenfalls sogleich mit jenem der Sachsen vereinte. — Dieser sächsische Kreuzzug nahm jedoch, weil weder mit Lust und Eifer betrieben, noch mit Einsicht geleitet, einen, wie die Leser sich erinnern werden, höchst jammervollen Ausgang. Nachdem namenloses Elend über mehrere Länder diesseits wie jenseits der Elbe war gebracht worden, sahen die Sachsen sich endlich zu einem Frieden gezwungen, dem zu Folge der wendische Fürst versprach, mit seinen Unterthanen das Christenthum anzunehmen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Sachsen unverzüglich wieder nach Hause zurückkehren sollten; und da nun wirklich sich mehrere Wenden taufen ließen, zögerten auch die sächsischen Heere nicht länger, ein Land eben so ruhmlos wieder zu verlassen, als sie kopf- und planlos in dasselbe eingedrungen waren *). Was jene Wenden betraf, welche

*) Der Hauptfehler bei dem ganzen Unternehmen war, daß man, bevor man sie begann, nicht auch wegen der Länder, die erobert werden würden, eine sichere Abkunft traf. Keiner der Fürsten konnte demnach wissen, ob er für eigenen oder fremden Vortheil kämpfe; und jeder wünschte um so mehr das völlige Mißlingen des Feldzuges, als er sich mit der Hoffnung schmeicheln konnte, daß es zu seiner Zeit ihm

die heilige Taufe erhalten hatten, so brachte diese nicht die mindeste Veränderung bei ihnen hervor; sie betrachteten dieselbe nicht als eine geheimnißvolle, heilige, den Menschen wieder neugebärende Handlung, sondern blos als ein äußeres Zeichen der mit den Sachsen nun wieder hergestellten Eintracht; und so blieb das Heidenthum nach wie vor immer noch triumphirend in allen Ländern zwischen der Ostsee und der Elbe bis an die böhmische Grenze.

6. Aber was den vereinten Waffen der sächsischen Fürsten mißlang, brachte ein einzelner, aber frommer, auf Gott vertrauender Mann, nämlich der heilige Vizelin, zu Stande. Er bedurfte dazu weder des Goldes noch des Eisens; denn schon von früher Jugend an waltete über ihm stets die ihn schützende und leitende Hand Gottes. Vizelin war von Geburt ein Deutscher aus der Diöcese Minden. Er gehörte keinem der edeln Geschlechter Deutschlands an. Seine Eltern waren arm und von niederm Stande, aber geadelt durch Tugend, Treue und Frömmigkeit. Erst ziemlich spät, und als Vizelin das Knabenalter schon weit überschritten hatte, fühlte er Neigung zu den Wissenschaften. In seiner Vaterstadt erhielt er seinen ersten Unterricht. Als dieser beendigt war, ging er nach Paderborn, wo er unter der Führung eines der berühmtesten Gelehrten, Namens Hartmann, sich den höhern Studien hingab, und zwar mit solcher glühender Wißbegierde, daß Hartmann, der die ausgezeichneten Fähigkeiten seines neuen Schülers bald entdeckte, aber

schon einmal gelingen würde, ganz allein und ohne alle fremde Beihülfe, Eroberungen auf eigene Rechnung zu machen; wie auch wirklich nachher der, damals noch sehr junge Herzog Heinrich der Löwe durch Eroberung wendischer Länder seine Macht ungemein vermehrte.

auch bemerkte, daß derselbe, je mehr er in Kenntnissen zunehme, nur desto mehr auch nach immer noch größerer Erweiterung derselben dürste, nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als den allzugroßen Eifer seines Schülers zu mäßigen und in gewissen, von Vernunft und Religion gebotenen Schranken zu erhalten *). Als Vizelins Studien in Paderborn vollendet waren, hatte er in allen damals cultivirten wissenschaftlichen Zweigen schon so große Fortschritte gemacht, daß ihm, auf die Empfehlung seines bisherigen Lehrers, der Erzbischof Friedrich von Bremen die Leitung der Schule dieser Kirche übertrug. Von dem Erzbischofe, wie von Allem, was die Kirche von Bremen Großes und Ausgezeichnetes aufzuweisen hatte, ward Vizelin allgemein geliebt und geachtet, aber nur desto mehr von der übrigen Geistlichkeit niederer Ordnung gehaßt. Die Sit-

---

*) Die allzugroße Wißbegierde studirender talentvoller Jünglinge hat gewöhnlich blos in jugendlichem Ehrgeize, Stolz und Eigenliebe ihren Grund. Man will glänzen, man will seine Umgebungen überflügeln. Gewöhnlich werden die Wissenschaften blos ihres zeitlichen Nutzens wegen geliebt, nur selten ihrer selbst wegen, und leider noch weit weniger blos in Beziehung auf Gott, nämlich als Mittel zu größerer Verherrlichung seines Namens, wie zu immer größern Erweiterung seines Reiches. Aber nur geheiliget durch diese letztere Beziehung, haben sie einen wahren, bleibenden, auch in das jenseitige Leben hinüber reichenden Werth; da sie im Gegentheil, wenn sie blos dem Eigennutze und der Selbstsucht dienen müssen, nur als ein, obgleich geistiges, doch höchst vergängliches Vermögen zu betrachten sind, das eben so sehr, wie der metallene Reichthum, dem Rost und dem Moder unterworfen ist, daher auch, welche schnell vorübergehende zeitliche Vortheile man auch damit gewonnen haben mag, dennoch am Ende eine, alsdann nicht mehr auszufüllende Lücke, Oede und Leere in der Seele zurücklassen wird.

ten derselben standen damals, wie wir schon wissen, besonders in Deutschland, in nichts weniger als sehr gutem Rufe, und so ward nun Vizelins sehr geregelte Aufführung, sein ernstes und würdevolles Betragen, und besonders die Treue, mit welcher er alle äußere Pflichten der Religion und der Kirche erfüllte, für jene ein immerwährender, und obgleich nur stillschweigender, aber eben daher nur desto bitterer Vorwurf. Da sein tadelloser Wandel gar keiner Verläumdung Raum gab, so suchten seine Gegner mit ihren dicken Balken im Auge in Vizelins Charakter alle nur möglichen Splitter auf, um ihn herabzusetzen und über sein ganzes Thun und Lassen ein, so viel wie möglich zweideutiges Licht zu verbreiten. So z. B. beschuldigten sie ihn unter anderm auch einer allzu großen Strenge gegen seine Schüler. Wie ungerecht und ungegründet diese Beschuldigung war, ergab sich jedoch schon einige Jahre nachher, indem aus seiner Schule und unter seinen Händen junge Männer hervorgingen, die der Kirche wesentliche Dienste leisteten, und durch ihre eben so sehr hervorleuchtende Frömmigkeit als gründliche Gelehrsamkeit wahre Zierden derselben wurden *). — Obschon nun Vizelin alle Pflichten eines öffentlichen Lehrers mit der strengsten Gewissenhaftigkeit erfüllte, hatte doch dabei auch das Lesen der heiligen Schrift für ihn

*) Ein solcher war ein junger Adelicher, Namens Dittmar, einer von Vizelins Lieblingsschülern. Seiner ausgezeichneten Kenntnisse und strengen Sittlichkeit wegen ward er, als ein noch junger Mann, doch schon zur Würde eines Dechants der Bremer Kirche befördert. Dieses Amt verwaltete er jedoch nicht sehr lange. Aus großem Verlangen nach höherer Vollkommenheit legte er seine Stelle nieder, entsagte deren nicht unbedeutenden Einkünften, ging als Missionär zu den Heiden und weihete sein ganzes Leben der Bekehrung derselben.

einen ganz besondern Reiz, und je mehr er darin forschte, desto mehr fühlte er sich von der, mit der edelsten Einfalt verbundenen Erhabenheit derselben angezogen; und da auf der Schule zu Laon in Frankreich zwei Gelehrte blüheten, die man allgemein für die größten und berühmtesten Exegeten hielt, und deren Namen nicht nur in Frankreich, sondern auch in ganz Deutschland mit Ehre genannt wurden; so legte Vizelin sein Lehramt, dem er fünf bis sechs Jahre vorgestanden hatte, nieder, und ging nach Laon, um durch die Vorträge jener beiden Gelehrten immer noch tiefer in den Geist der heiligen Schriften einzudringen. Auch auf der Schule von Laon studirte Vizelin wieder mit demselben unermüdeten Eifer, der aber jetzt eine weit höhere, edlere Richtung genommen hatte. Mit müßigen, blos prunkende Gelehrsamkeit zur Schau stellenden Schulfragen und deren Auflösung gab er sich nicht ab. Einfalt des Glaubens galt ihm mehr als alle Waffen der Dialektik. Mit Kindessinne faßte er das Göttliche in den heiligen Schriften auf, und weil demüthigen und einfältigen Herzens, schloß sich ihm nun auch der hohe Sinn der heiligen Bücher und das darin liegende Unermeßliche immer mehr und mit immer zunehmender Klarheit auf. Aber nun erwachte in ihm auch das Verlangen nach größerer evangelischer Vollkommenheit. Er fing an aller Fleischspeisen sich zu enthalten, übte strenges, mit anhaltendem Gebete verbundenes Fasten, trug auf seinem Leibe ein härenes Kleid, und bereitete sich immer ernster zu dem vor, wozu ihn Gott, obgleich ihm selbst noch unbewußt, berufen hatte.

7. Vizelin war in der Kirche Gottes immer nur noch Akolyth. Zwar hatte der Erzbischof von Bremen ihn schon einigemal zum Priester ordiniren wollen, er aber stets dieses Anerbieten von sich abgelehnt, theils aus Furcht vor der Heiligkeit der hohen priesterlichen Würde, theils

auch aus Mißtrauen in sich selbst und seine eigenen Kräfte. Aber nun ward er andern Sinnes. Er wünschte jetzt Priester zu werden; jedoch nicht, um in der Kirche auf einer höheren Stufe zu stehen, sondern blos zur größern Verherrlichung Gottes, nämlich weil er, schon fest entschlossen, den Heiden das Evangelium zu predigen, hiezu der priesterlichen Würde bedurfte. Er kehrte also nach Deutschland zurück, ging zuerst zu dem heiligen Norbert, damaligem Erzbischof von Magdeburg, und erhielt von demselben die höhern Weihen, die nun auch sichtbar sich nach und nach in immer größerer Fülle und Kraft über ihn ergossen. An seinem Berufe jetzt nicht länger mehr zweifelnd, entdeckte er sich dem heiligen Erzbischofe, und von diesem in seinem frommen Vorhaben noch mehr bestärkt, begab er sich mit noch zwei, von gleichem Eifer für das Seelenheil unglücklicher Heiden beseelten Geistlichen nach Lübeck zu dem wendischen Fürsten Heinrich, der gerade die Regierung angetreten und von dem Vizelin gehört hatte, daß er in seinen Ländern das Christenthum wieder eingeführt habe, es auch immer weiter unter seinen heidnischen Unterthanen verbreitet zu sehen wünschte. Heinrich nahm Vizelin und seine beiden Gefährten sehr freundlich auf, gab ihnen die Erlaubniß, in seinen Staaten das Wort vom Kreuze zu predigen, versprach ihnen seinen Schutz, und wies ihnen eine eigene Kirche in Lübeck an.

8. Vizelin begab sich zuerst zu den Dithmarsen und Stormarsen. Auch diesen war, obgleich vor schon langer Zeit, Christus geprediget worden. Aber demungeachtet fand Vizelin bei seiner Ankunft bei diesen Völkern nur wenige, höchst schwache Spuren von Christenthum. Mit abergläubischer Vorliebe übten sie eine Menge alter abgöttischer Gebräuche, glaubten neben Christo auch noch manche ihrer früheren Gottheiten

verehren zu müssen, damit ihnen, was sie von dem Christengott allenfalls nicht erlangen könnten, von diesen zu Theil werden möchte. Mit überschwänglichem Segen arbeitete Vizelin viele Jahre in diesen Gegenden. Schon sein stets freundliches, mildes Wesen, sein offenes Auge, in dem der Himmel sich spiegelte, wie seine sichtbare, zarte Theilnahme selbst auch an dem zeitlichen Wohl der Menschen, unter denen er lebte, gewannen ihm alle Herzen; und eben so zogen seine einfachen, aber klaren, stets anmuthigen und auf die Fähigkeiten wie auf das Herz der gemeinen Leute sorgfältig berechneten Vorträge ihm überall, wo er predigte, eine Menge Zuhörer herbei. Wenn er sprach, hing alles Volk an seinen Lippen; und hatte er seine Predigt beendiget, begehrte gewöhnlich ein großer Theil seiner Zuhörer die heilige Taufe. In ganz Nordalbingien fing nach und nach das Christenthum wieder aufzuleben an. Die Besuche heidnischer Gottheiten geweihter Haine, Bäche und Quellen wurden immer seltener, und manche heilige Eiche fiel jetzt selbst unter der Axt ehemaliger heidnischer, aber jetzt zu dem Christenthum bekehrter Wenden. Der Ruf von Vizelins Heiligkeit verbreitete sich im ganzen Lande, sowohl diesseits wie jenseits der Elbe, und verschaffte ihm eine Menge Schüler, Geistliche wie Laien, die unter seiner Leitung eine fromme Genossenschaft bildeten, zu ewiger Enthaltsamkeit, zu einem strengen, ascetischen Leben und zur Ausübung aller Werke christlicher Barmherzigkeit sich gegenseitig verpflichteten, aber es dabei zur Hauptaufgabe ihres Lebens machten, unablässig zu Gott um die Bekehrung heidnischer Wenden und Slaven zu beten.

9. Aber Gott gefiel es für jetzt noch nicht, das Gebet dieser frommen Brüderschaft zu erhören. Heftige Stürme erhoben sich auf das Neue gegen das junge Christenthum; denn als nach des wendischen

Fürsten Heinrichs Tod dessen Reich zerfiel, wütheten in allen wendischen Ländern mehrere Jahre hindurch blutige innere Kriege, unter denen Alles, was Vizelin Christliches gepflanzt, gebaut und gepflegt hatte, wieder größtentheils zerstört ward; und als nachher die beiden slavischen Fürsten Pribislav und Niklot zur Herrschaft gelangten, widersetzten diese sich mit allem Nachdruck der Verbreitung des Christenthums, ließen sogar mehrere Christen auf das Grausamste hinrichten. Vizelin hatte sich indessen mit seinen Schülern nach Faldern, einem an der holsteinischen Grenze gelegenen Orte, zurückgezogen, wo er schon vor einigen Jahren ein Stift als einen Anhaltspunkt des Christenthums gegründet hatte. Sein frommer Eifer und seine ganze Thätigkeit beschränkten sich jetzt seit einiger Zeit blos auf die Länder im Holsteinischen, welche der tapfere Graf Adolph, während der innern Kriege nach Heinrichs Tod, sammt der Stadt Lübeck erobert hatte. Aber auch hier erwarteten den Mann Gottes harte und schwere Prüfungen. Der wendische Fürst Niklot nämlich, wie der Leser schon weiß, fiel, um den Grafen Adolph wegen einer an ihm begangenen Untreue zu bestrafen, in das Holsteinische ein, eroberte und verbrannte Lübeck, und verwüstete auf das Schauerlichste alle holsteinischen Besitzungen Adolphs mit Feuer und Schwert. Das grenzenlose Elend, das dadurch über die Einwohner gebracht ward, ging dem theilnehmenden, alle Menschen wie seine Brüder liebenden Vizelin tief zu Herzen. Wohin er kam, erblickte er nichts als Jammer und Elend. Aber sein bisheriges, ganzes, vieljähriges Bestreben ging nicht blos dahin, Heiden zu Christen zu machen, sondern auch durch sein eigenes Leben und eigenen Wandel die göttliche Lehre Jesu zu bewähren. Allen Bedrückten, Dürftigen und Nothleidenden war er daher stets Vater, Freund, Tröster und Helfer gewesen. Dieses war allgemein bekannt, und

wohin er sich nun begeben mochte, liefen überall die Armen und Bedrängten, deren es jetzt ungleich mehr als je im Lande gab, schaarenweise auf Vizelin zu, ihn mit gegen Himmel erhobenen Händen bittend, ihrer drückenden Armuth doch auf irgend eine Weise zu Hülfe zu kommen. Leider hatte der heilige Mann nichts zu geben, und hätte doch so gerne sein eigenes Leben, wenn er den Trostlosen damit hätte helfen können, ihnen hingegeben. In dieser bangen, für ihn so grausamen Verlegenheit fand jedoch bald sein von Milde überfließendes Herz einen eigenen, vielleicht von keinem Heiligen bis dahin noch betretenen Ausweg. In jeder Gegend, wohin ihn sein frommer Eifer führte, forschte er sorgfältig nach den dort hie und da errichteten Kornmagazinen oder Fruchtspeichern, suchte einen geheimen oder verborgenen Eingang in dieselben auszuspähen, schlich sich dann bei nächtlicher Weile hinein, nahm von den darin aufgehäuften Feldfrüchten so viel als er nur nehmen konnte, und theilte es am andern Morgen unter die Armen nach deren Bedürfniß aus. — Freilich möchte diese Art, fremde Noth zu lindern, nicht gerade als ein zur Nachahmung ermunterndes Beispiel aufgestellt werden können. Aber Vizelin handelte hierin nicht nach eigener Einsicht und Ueberlegung, sondern offenbar auf höhere Eingebung; was sich auch bald darauf dadurch erwies, daß, wenn er einen Kornboden oft mehr als bis zur Hälfte geleert hatte, dieser sogleich wunderbarer Weise mit noch ungleich größern Vorräthen von Getraide als vorher wieder angefüllet war *).

---

*) Dieses erzählt uns Helmold (Chronica Slav. c. 7.). Homo Dei, sagt er, clamores pauperum ferre non poterat, nec fuit ad manus quod daret. Coepit ergo vir misericors, curiosius agere et circuire horrea, explorare callidus aditum. Quo etiam secretius reperto, egit in modum furrantis, dans quotidie paupe-

10. Des heiligen Vizelins gottgefälligen Bestrebungen, Jesu Christo und dessen heiliger Kirche Seelen zu gewinnen, seit einigen Jahren auf einen, nur noch sehr engen Schauplatz beschränkt, öffnete der Erzbischof Hartwig, der unlängst den Stuhl von Bremen bestiegen hatte, in dem Jahre 1149 plötzlich einen weit größern Spielraum, verschaffte ihm dabei auch zum Theil einiger Maßen jene materiellen Mittel, die ihm die Erreichung seiner frommen Zwecke bedeutend erleichtern konnten. Mag auch des Erzbischofes Eifer für das Seelenheil der benachbarten heidnischen Völker einigen Antheil daran gehabt haben, so war doch auch Befriedigung seines Ehrgeizes nicht das kleinste Motiv dabei. Hartwig erinnerte sich nämlich, daß unter seinen Vorfahren, zu Zeiten jenes gewaltigen Adalberts, der während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. und auch nachher das deutsche Reich eine kurze Zeit mit beinahe unumschränkter Gewalt regiert hatte, die Kirche von Bremen einen weit größern Glanz selbst bis tief in den Norden verbreitet, und ihre Gerichtsbarkeit sich über alle Bischöfe Dänemarks, Schwedens und Norwegens erstreckt habe. Nach Adalbert ward jedoch in dem Laufe der Zeit diese Jurisdiction in immer engere Grenzen eingeschlossen, indem die Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen nach und nach ihre eigenen Metropolitane erhielten. Hartwig, obgleich an geistiger Superiorität jenem Adalbert weit nachstehend, theilte jedoch mit demselben wenigstens das Verlangen, die Herrschaft und das Ansehen seiner Kirche, in deren Glanz sein eigener Stolz sich spiegelte, immer mehr zu erweitern. Das Verlorne wollte er also ihr wieder

---

ribus juxta opportunitatem. Aber nun setzt Helmold noch hinzu: er habe aus sichern und untrüglichen Quellen erfahren: quod iisdem diebus exinanita frumentaria penus divinitus recuperata sit.

verschaffen. Da aber alle seine Bemühungen diesfalls, wobei er es auch an Geld und Geschenken nicht würde haben fehlen lassen, dennoch bei dem Papste wie bei König Conrad fruchtlos blieben; so fiel er endlich auf den Gedanken, um doch Suffraganbischöfe unter sich zu haben, in den slavischen Ländern neue Bisthümer zu gründen, oder vielmehr die alten wieder herzustellen, erklärte demnach, bald nach dem Antritte seiner erzbischöflichen Regierung, die beiden, schon vor achtzig Jahren von den Wenden zerstörten Bisthümer Oldenburg und Meklenburg für wieder hergestellt, und weihete gleich im folgenden Jahre darauf den heiligen Vizelin zum Bischofe von Oldenburg, und zwar ohne vorher sich darüber mit dem Grafen Adolph, oder dem Herzog Heinrich von Sachsen verständiget zu haben. — Aber kaum ward es bekannt, daß Vizelin die Weihe als Bischof von Oldenburg von dem Erzbischof von Bremen erhalten habe, als auch sogleich der Graf Adolph, obgleich ein Freund des frommen Vizelin, den Zehnten einzog, welcher der Kirche von Oldenburg hätte zufallen müssen. Wegen dieses Verfahrens des Grafen, wodurch Vizelin in allen seinen frommen Bestrebungen sehr gehemmt, diese sogar völlig fruchtlos wären gemacht worden, begab sich derselbe zu dem Herzog Heinrich. Aber dieser fuhr ihn hart an: „Du hast verdient," sagte er, „daß ich Dir den Zutritt zu mir gänzlich verweigert hätte, weil Du ohne meine Einwilligung die bischöfliche Würde angenommen hast; denn mir stand die Leitung dieser Angelegenheit zu, besonders in einem Lande, welches meine Vorfahren in der herzoglichen Würde ehemals erobert hatten, und welches durch Erbschaft jetzt auf mich gekommen ist. Nun will ich zwar, wegen deines heiligen Lebens, und weil Du auch von meinen Vorfahren treu erfunden worden bist, Dir diesen Fehltritt verzeihen, aber nur unter der Bedin-

gung, daß Du die bischöfliche Investitur aus meiner Hand empfängst.“ — Vizelin begehrte Bedenkzeit. Seiner, auch wirklich ganz richtigen Einsicht nach stand das Investiturrecht blos dem Könige zu, und seine Verlegenheit mußte um so größer werden, da der calixtinische Vertrag zwar über die Stellung der bischöflichen Stühle der weltlichen königlichen Macht gegenüber, aber nicht über die Verhältnisse der Reichsfürsten zu den Bischöfen sicher leitende Bestimmungen enthielt. Vizelin ging also jetzt, sich bei seinen Freunden Rathes zu erholen. Alle weltlichen Herren, die ihn sämmtlich liebten und ehrten, gaben ihm den Rath, sich unbedenklich der Forderung des Herzogs zu fügen, dadurch würde er schnell sich seinem Ziele nähern, seine Kirche würde gedeihen, und von ihr aus der christliche Glaube sich immer weiter und schneller verbreiten; auch würde er selbst, als ein Freund und Vertrauter des Herzogs, überall noch größere Achtung finden, und bei jeder Gelegenheit kräftig von demselben unterstützt werden. — Aber gerade das Gegentheil riethen ihm der Erzbischof von Bremen und dessen ganzer Clerus. Er dürfte, sagten sie, durchaus nicht den Willen des Herzogs erfüllen. Um von den Kirchen Lehngüter zu erhalten, drängten ja stets Markgrafen und Fürsten sich herbei, um Lehnsleute der Bischöfe zu werden, wodurch diese Herren der Fürsten würden und es größten Theils schon geworden wären; wollte er aber demungeachtet dem Willen des Herzogs nachgeben, so würden die Bischöfe bald Knechte der Fürsten werden. Sie baten ihn, er möchte, eingedenk der Würde seines bisherigen Lebens, ja nicht den Anfang machen, einen solchen Scandal in dem Hause des Herrrn einzuführen. — Vizelin wußte nicht, welchem Rathe er folgen sollte. Aber endlich, blos dem Drange seines Herzens folgend, ließ er alles Zeitliche und Weltliche aus dem

Auge, und begab sich mitten in die slavischen Länder. Aber leider mußte der heilige Mann bald bemerken, daß alle seine Bemühungen nur selten, nur hie und da, und zwar nur äußerst wenige Früchte brächten, und daß die hartnäckigen Slaven und Wenden sich viel leichter unter dem sanften Joch des Evangeliums beugen würden, wenn auch Furcht vor der Gewalt und der Macht der weltlichen Fürsten einigen Eindruck auf ihr Herz machen würde. Noch einmal begab sich also jetzt Vizelin zu dem Herzog Heinrich nach Lüneburg, fand jedoch diesen gerade als denselben wie vorher, nämlich voll von Ehrerbietung gegen die Person des heiligen Mannes, obgleich unerschütterlich in seiner Forderung. Aber wie durch höhere Eingebung rief Vizelin jetzt plötzlich aus: „Für Den, der aus Liebe zu den Menschen von dem Himmel herabgestiegen und bis zum Tode am Kreuz sich erniedrigt hat, würde ich gerne dem letzten deiner Leute mich als Leibeigenen hingeben; warum also nicht auch Dir mich unterwerfen, den, durch Geburt und Macht, Gott unter allen Fürsten so hoch gestellt hat.“ — Voll Freude über diese Erklärung eines Heiligen, ertheilte nun Herzog Heinrich ihm, durch Ueberreichung des Stabes, die Investitur des nun wieder neu errichteten Bisthums Oldenburg *), sorgte auch zugleich für die ersten und nächsten Bedürfnisse des ehrwürdigen Bischofs, versprach für dessen Kirche in Zukunft noch mehr zu thun,

*) Offenbar ging der Herzog hier zu weit. Daß er die Investitur mit dem Stabe ertheilte, war schon gegen den calixtinischen Vertrag. Es hätte mit dem Scepter geschehen müssen. Ueberhaupt übte Heinrich der Löwe, besonders als Kaiser Friedrich I. ihm das Investiturrecht der transalbingischen Bisthümer überlassen hatte, in kirchlichen Angelegenheiten eine, bis zu seiner Zeit noch nie erhörte Gewalt, wovon in der Folge noch einige Mal die Rede seyn wird.

verhieß ihm bei jeder Gelegenheit, und wo es nur nothwendig seyn sollte, seinen kräftigen Schutz, und veranlaßte auch sogleich den Grafen Adolph, dem neuen Bischof seine volle Geneigtheit zu schenken. Adolph zögerte nicht, den Wunsch des Herzogs zu erfüllen. Er überließ dem Vizelin Alles, was der Herzog ihm schon zugestanden hatte, und bewilligte ihm auch den Zehnten, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß dieses nicht geschehe, weil er den Zehnten schuldig sey, sondern blos aus Achtung für das Gebot seines Herrn, des Herzogs Heinrich von Sachsen.

11. Aller zeitlichen Sorgen enthoben, überließ sich nun Vizelin ungetheilt seinem heiligen Berufe. Mit einigen, schon zu Priestern geweihten Gehülfen und mehreren seiner Schüler begab er sich wieder mitten unter die heidnischen Slaven und Wenden; predigte, lehrte und bekehrte, taufte Heiden und bestärkte überall, wohin er kam, die wenigen Christen, die er vorfand, in ihrem christlichen Glauben; wie früher stürzte und zerstörte er wieder Götzen, Götzenaltäre und sogenannte heilige Haine. Aber Gott wollte, daß sein Knecht nur im Schweiße seines Angesichtes und unter großen Schwierigkeiten sein frommes Werk vollführe. Unaufhörlich hatte Vizelin mit den größten Hindernissen, Hemmungen und Entbehrungen jeder Art zu kämpfen, besonders von Seite der Götzenpfaffen, die ihn tödtlich haßten, und durch gauklerische Zauberkünste das Volk zu bethören und gegen ihn zu entflammen suchten. Aber Vizelin, weil stark im Glauben, in der Hoffnung und der Liebe, ertrug dieß alles mit Geduld und Ergebung, und obschon in Jahren sehr weit vorgerückt und von mancherlei körperlichen Leiden heimgesucht, vermochte doch nichts seinen frommen Eifer zu erkalten. Kühn und voll Zuversicht ging er sogar nicht selten den größten, sein eigenes Leben bedrohenden Gefahren entgegen, die aber um

so weniger ihn zurückschrecken konnten; da er, weil täglich, ja wohl stündlich bereit, seinem Gott als ein demselben wohlgefälliges Trankopfer ausgegossen zu werden, die Märtyrerkrone für die größte Gnade hielt, deren von Gott gewürdiget zu werden sein heißestes Verlangen war. Aber nun verherrlichte ihn Gott vor den Menschen auch noch durch verschiedene Wundergaben. Aus Besessenen trieb Vizelin die unreinen Geister aus, vermehrte bei armen Leuten durch seinen Segen wunderbarer Weise deren kleine Vorräthe von Lebensmitteln, und heilte durch sein Gebet und die Auflegung seiner Hände die schwersten, unheilbarsten Krankheiten. Diese Zeichen und Wunder verschafften freilich seinen Lehren bei de Heiden immer größern Eingang; aber demungeachtet machte er nur langsame Fortschritte. Nicht mehr zu Tausenden, wenn er gepredigt hatte, drängten sich jetzt die Heiden zur Taufe herbei; aber die, welche sie begehrten und erhielten, fielen auch nachher nie mehr in das Heidenthum zurück, und überhaupt wo immer er die Lehre des Heils verkündete, faßte auch stets, wenn gleich nicht unter allen Bewohnern der Gegend, doch immer unter einem Theile derselben, das Christenthum von jetzt an festen Fuß. — Der Last seiner mühseligen apostolischen Arbeiten unterlag endlich Vizelin in dem Jahre 1154. — Förmlich ward der gottselige Vizelin nicht heilig gesprochen; auch findet sich sein Name nicht in dem römischen Martyrologium. Aber bis zur Zeit der großen Kirchentrennung des sechszehnten Jahrhunderts verehrten beinahe alle transalbingischen Kirchen sein Andenken gleich jenem eines Heiligen.

12. Gerold, des heiligen Vizelins Nachfolger, konnte anfänglich auch nur ganz langsame Fortschritte machen. Es fehlte ihm durchaus an Mitteln, Kirchen zu erbauen und sie zu dotiren. Nachher ward er zwar von dem Herzog Heinrich von Sachsen unterstützt, je-

doch nur unbedeutend. Ein weit größeres Verdienst um die Kirche erwarb sich dieser Fürst durch die Stiftung des Bisthums Ratzenburg. Bald darauf wurden die beiden Bisthümer von Oldenburg und Mecklenburg, das erstere nach Lübeck, das andere nach Schwerin verlegt; und das Christenthum gewann nun in allen diesen Gegenden um so leichter die Oberhand, als eine Menge deutscher Auswanderer um dieselbe Zeit ankamen, die sich nach und nach in solcher Anzahl ansiedelten, daß man bald eben so viele deutsche christliche als slavische oder wendische Ortschaften zählte. — Einen nicht minder bedeutenden Stoß erhielt das Heidenthum jenseits der Elbe durch die Wiederherstellung der schon seit hundert und fünfzig Jahren in Schutt liegenden Bisthümer Havelberg und Brandenburg, nachdem Markgraf Albrecht von Brandenburg in dem Jahre 1157 auch die heidnischen Wilzen und Heveller bezwungen und zur Annahme des Christenthums genöthigt hatte. Als aber endlich das Heidenthum in dem Jahre 1168 sogar in seinem Hauptsitze und letzten Zufluchtsort, nämlich auf der Insel Rügen, aufgesucht und zerstört ward, und der Tempel des Swantewiz, der Hauptgottheit der Heiden, in Trümmern lag und auf dessen Stätte eine Kirche war erbaut worden, dann verschwanden auch, nur mit Ausnahme Preußens, Lithauens, Kur- und Livlands, Heiden und Heidenthum aus allen Ländern des nord- östlichen Europas*).

*) Die Insel Rügen ward von dem dänischen Könige Waldemar erobert. Die Zerstörung des Swantewiz-Tempels, so wie die Zertrümmerung des Götzenbildes beförderten ganz ungemein bei den Heiden die Annahme des Christenthums; indem sie jetzt die Ohnmacht ihrer bisherigen Götter kennen lernten und, weil dieselben die Zerstörung aller ihrer Heiligthümer ungerochen lassen mußten, sie auch im höchsten Grade verachteten. Da Rügen dem Bisthume Roschild einverleibt, und die auf der Insel erbaute Kirche mit den Swantewiz Tempel gehö-

IX.

Bekehrung der Pommern zum Christenthume.

1. In dem Lande zwischen der Oder, Wartha, Weichsel und dem Meere, wo vor Zeiten die germanischen Stämme der Rugier, Sitonen und Limover gewohnt hatten*), saß nun ein slavisches Volk, das in zwei Stämme sich theilte, wovon der eine in Westpommern, der andere in Hinterpommern seinen Sitz hatte. Der Letztere war der mächtigere, aber keiner von dem andern abhängig, auch ohne irgend ein, beide Stämme einander näherndes Einigungsband. — Wenn man die Nachrichten liest, welche die beiden Lebensbeschreiber des heiligen Bischofes Otto, des Apostels der Pommern, von dem Lande, von den Sitten der Einwohner, von ihrer Religion und bürgerlichen Einrichtung uns geben, so möchte man glauben, des Tacitus Geschichte von den Sitten der alten Deutschen vor Augen zu haben**). — Die natürliche Beschaffenheit des Landes erregte das Erstaunen der beiden so eben erwähnten Biographen. „Pommern," sagen sie, „ist ungemein fruchtbar an Getraide, Hülsenfrüchten und andern Erzeugnissen jeder Art. Unglaublich ist dort der

rigen Gütern ausgestattet ward, mithin der ehrwürdige Bischof Absalon von Roschild nun, ohne den Zehnten einzuführen, die Besoldung der Geistlichen und die Unterhaltung der Kirche auf sich nehmen konnte; so fügten sich die Rugier, da sie von aller kirchlichen Besteuerung freiblieben, nur um so williger dem Christenthume, und fielen auch nachher nie mehr von dem christlichen Glauben wieder ab.

*) A. Menzel, Geschichte der Deutschen. B. III. B. 6. S. 894.

**) Sehr sinnig und gegründet scheint uns daher auch Hrn. Menzels Vermuthung, daß nämlich dasselbe Volk in seinen alten Wohnsitzen, nur mit verändertem Namen, geblieben sey, und so wie in frühern Zeiten mit Venedern, nun im zwölften Jahrhundert mit Wenden vermischt, bestanden habe.

Ueberfluß an Fischen, sowohl aus dem Meere als aus Flüssen, Seen und Teichen. Wildpret, Hirsche, Büffel, weidende Pferde, Bären, zahme und wilde Schweine, nebst andern Haus= oder freien Feldthieren gibt es in dem ganzen Lande überall in ganz unglaublicher Fülle. Die zahlreichen Kuh= und Schafheerden geben den Einwohnern Butter und Milch mehr als sie bedürfen. Dabei haben sie einen Ueberfluß an Honig, Waizen, Hanf, Mohn und Hülsenfrüchten jeder Art; und wenn das Land noch Wein, Oel und Feigen erzeugte, so würde man es, wegen der Menge von Obstbäumen und des Reichthums an allen möglichen Feldfrüchten, für das Land der Verheißung halten. Den Mangel an Wein fühlten jedoch die Einwohner nicht, denn sie bereiteten mit großer Sorgfalt ein sehr treffliches Bier, und wußten aus Honig und Kräutern ein wohl schmeckendes Getränke, das selbst dem Falernerwein nicht nachstünde, zu verfertigen. — „Unter den Leuten selbst,“ fährt der Anonymus*) fort, „herrschen Ehrlichkeit, Treue und Zuverlässigkeit. Diebstähle und Betrügereien sind ihnen ganz unbekannt; sie haben davon gar keinen Begriff, daher auch an ihren Kisten und Schränken weder Schlösser noch Riegel. Ihr Geld, ihre Kleidungsstücke und Kostbarkeiten verwahren sie in Koffern und Fässern, die, weil man im Lande von keinem Diebstahle je noch eine Erfahrung gemacht hat, auch nur mit einem einfachen Deckel ohne Schloß versehen sind.“

*) Von den beiden Lebensbeschreibern des heiligen Otto ist uns, wie der Leser sich erinnern wird, nur der Name des Einen, nämlich des Abtes Andreas von St. Michael, bekannt. Von dem Andern ist dessen Name entweder nicht auf uns gekommen, oder er selbst hat es für gut befunden, sich nicht als den Verfasser der von ihm verfertigten Lebensgeschichte des heiligen Otto zu nennen; obgleich er denselben auf dessen Reise nach Pommern begleitete, mithin von allem, was er erzählt, selbst Augenzeuge gewesen war.

2. Ein gewiß ganz eigener, wahrhaft Verwunderung erregender Zug in dem Charakter dieses Volkes war es, daß, nach dem Zeugnisse der beiden Biographen, in keinem Hause der Tisch von Gerichten leer gemacht ward. Immerwährend war dieser mit Speisen und Getränken, über welche man ein feines Tuch verbreitete, bedeckt; und wenn diese verzehrt waren, wurden unverzüglich andere aufgetragen; so daß zu jeder Stunde Hausgenossen oder fremde Gäste, Freunde, Reisende, überhaupt jeder, der Hunger hatte, sich an einen solchen Tisch setzen und ihren Hunger oder Durst befriedigen konnten: unstreitig ein schlagender Beweis, daß es in diesem Lande keine Bettler, mithin auch keine Müßiggänger gab, die sonst die Gutmüthigkeit und Freigebigkeit der Hausväter, die solche Tische bereit hielten, nothwendiger Weise sehr bald hätten völlig erschöpfen müssen. — Größtentheils blos Fremde und Reisende kehrten demnach nur in die vornehmsten Häuser ein, und wurden stets mit der größten Gastfreundschaft und Höflichkeit aufgenommen, behandelt und bewirthet. — Zufolge dieser, von den beiden Geistlichen entworfenen Charakteristik der heidnischen Pommern, waren sie offenbar ein gutmüthiges, argloses, mitleidiges, treues, redliches und noch wenig verdorbenes Volk, unbekannt mit manchen, unter andern, selbst christlichen Nationen, herrschenden Lastern, Verbrechen und Greuelthaten *).

*) Weit weniger günstig sprechen doch wieder einige andere Geschichtschreiber, besonders Gebhardi und Selle von den Pommern. Aber ihr Zeugniß entkräftet unstreitig das weit vollgültigere Zeugniß der beiden Lebensbeschreiber des heiligen Otto, wovon der Eine zweimal in Pommern war, sich das erste Mal ein ganzes Jahr, das andere Mal mehrere Monate in dem Lande aufgehalten hatte, und dessen Augen auch scharf genug waren, um alles genau zu erkunden, und in seinem wahren Lichte zu erschauen.

3. Mit diesem schönen, jedes Herz so wohlgefällig ansprechenden Sittengemälde steht jedoch der Vorwurf, den selbst der Anonymus den Pommern am Ende noch macht, gar nicht im Einklang. Er beschuldiget sie eines allzugroßen Hanges zum Seeraub, und sagt, daß sie von Raub und Plünderung zu leben gewöhnt wären. Indessen läßt sich doch nicht einsehen, wie in einem Lande, wo Ackerbau und Viehzucht in dem herrlichsten Zustande waren, wo es Wildpret und Fische im Ueberfluß gab, wo Gartenkultur und Obstzucht auf das gedeihlichste betrieben wurden, was doch alles ein im wirthschaftlichen Leben thätiges, fleißiges, friedliebendes Volk voraussetzt: wie in einem solchen Lande die Einwohner von Plünderung und Raub zu leben sollten gewöhnt gewesen seyn. Indessen läßt sich auch dieser Vorwurf noch auf eine andere Weise deuten, so daß auch dessen Widerspruch mit dem, was der Anonymus kurz vorher von den Pommern sagte, beinahe völlig verschwindet. Die Pommern waren nämlich ein kriegerisches, tapferes, den Frieden zwar liebendes, aber auch den Krieg nicht scheuendes Volk. In öftere Kriege mit benachbarten Völkern, mit Dänen, Wenden, Preußen, Russen und Polen verwickelt, führten sie dieselben auch nach der damaligen Sitte Krieg zu führen. War ihnen das Kriegsglück günstig, so plünderten sie die feindlichen Küstenländer, raubten, was sie rauben konnten, Geld, Gewande, Kostbarkeiten rc., jedoch nicht zu ihrem eigenen Bedarf, sondern sie verwahrten die gemachte Beute in Kasten und Fässern ohne Schloß, die sie in öffentliche, dazu bestimmte Gebäude stellten, um sich derselben auf ihren Handelsplätzen als Tauschmittel zu bedienen. Die Gefangenen, welche sie in ihren Kriegen machten, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes, verkauften sie entweder auf ihren Sclavenmärkten in das Ausland, ließen auch diejenigen los, die ihnen nur ein etwas bedeutendes Lösegeld bieten konnten,

oder behielten sie, wenn sie dieses nicht bezahlen konnten, als Knechte in ihrem Lande. Das Schicksal derselben war alsdann nicht sehr zu beklagen. Bei guter, gesunder und hinreichender Kost wurden sie blos zu häuslichen Arbeiten verwandt, die weder sehr drückend, noch auch entehrend waren; indem selbst die angesehensten Männer und Frauen ihrem Gesinde halfen, diese Arbeiten zu verrichten. Weit trauriger war das Loos der Gefangenen weiblichen Geschlechts. Die meisten der gefangenen oder geraubten Mädchen wurden Beischläferinnen ihrer Herren; wobei das sonderbarste war, daß die Frauen, obgleich sie nach alter deutscher Sitte in großem Ansehen standen, gewisser Maßen selbst ihre Männer beherrschten, dennoch diesen jene Gunst oder Freiheit nicht versagen durften. Töchter aus der Nation selbst durften durchaus nicht zu Beischläferinnen genommen werden; denn nichts scheuete und fürchtete der Pommer mehr, als die Entehrung seiner Tochter, daher er auch, wenn ihm mehrere Töchter waren geboren worden, die letztern schon in der Wiege erstickte. Diese Grausamkeit lag jedoch nicht in dem Charakter der Nation, sondern war blos Folge ihrer Furcht vor der großen Schmach, welche die Entehrung einer Tochter über das Haus des Vaters brachte; daher es auch nachher den Missionären nicht sehr schwer ward, diese gräuelvolle Sitte unter der Nation gänzlich auszurotten.

4. Seiner Verfassung nach war Pommern ein beschränkt monarchischer Staat. Es stand unter einem Herzog, der, obgleich die herzogliche Würde erblich war, dennoch in Friedenszeiten nur eine, in sehr enge Grenzen eingeschlossene Macht besaß. Nach dem Herzog kam der Adel, der sich in mehrere Klassen theilte, und dessen Adelswürde verschiedene Abstufungen hatte. Die beiden Lebensbeschreiber des heiligen Otto bezeichnen die verschiedenen Gattungen der Adeligen mit den

Namen: Freiherren, Hauptleute ganzer Provinzen (principes), Vorsteher von Städten (capitanei), Aelteste (seniores). — Camin war die gewöhnliche Residenz des Herzogs, der jedoch in jeder der andern Städte noch eine Hofburg hatte, in welcher er bei seinen Reisen durch das Land einkehrte, wahrscheinlich auch Gericht darin hielt. Um diese Burgen in den Augen der Nation noch ehrwürdiger zu machen, hatte man sie zu unverletzlichen Freistätten erklärt, für alle, welche mit Genehmigung des Herzoges sich darin aufhalten durften. Bei allgemeinen, das ganze Land betreffenden Angelegenheiten war die Einwilligung aller Stände, nämlich der verschiedenen Klassen des Adels und des Volkes nöthig, die sich durch selbst gewählte Abgeordneten bei der Berathung vertreten ließen. Aber auch die Einwohner der Städte hielten bei minder wichtigen, blos ihr städtisches Wesen betreffenden Vorfällen berathende Versammlungen, und zwar außer den Mauern ihrer Stadt auf freiem Felde. Von einem, einer Kanzel ähnlichen Gerüste herab, konnten nun Alle, die etwas zu sagen hatten, ihre Meinungen und Vorschläge vortragen, worüber hierauf die Aeltesten ihr Gutachten gaben, das alsdann von der, mit Streitärten und Wurfspießen bewaffneten Menge der Hausväter auch sogleich vollzogen ward. Indessen durften diese städtischen Beschlüsse doch nicht den Verordnungen entgegen seyn, welche der große Landtag, den der Herzog nur mit den Freiherren, den Hauptleuten der Provinzen und übrigem Adel hielt, erlassen hatte. — Persönliche Auszeichnungen hatte der Herzog nur wenige; die größte davon war, daß, wohin er sich begab, stets zwei Schildträger vor ihm hergingen, während die Adeligen, selbst aus der ersten Klasse, nur einen Schildträger haben durften. Uebrigens war seine Macht so beschränkt, daß der Herzog Wratislaw, von dem bald noch nähere Rede seyn wird, und der in seiner Jugend als Kriegsgefangener zu Merseburg war

getauft worden und das Christenthum angenommen hatte, dennoch, als er Herzog ward, seinen Glauben verheimlichen, und sogar feindselige, gegen die Christen genommene Beschlüsse genehmigen mußte. — Aber weit größer und ausgedehnter war die Macht des Herzogs in Kriegszeiten. Sobald der Heereszug beschlossen und das allgemeine Aufgebot ergangen war, mußte die ganze Nation ihm unbedingten Gehorsam leisten. Jeder Edelmann war verbunden, nach dem Verhältniß seiner Besitzungen, einen, zwei oder auch mehrere Fußgänger zu stellen. Die Adeligen selbst mußten zu Pferde dem Herzog auf dem Heerzuge folgen; daher ward auch das Ansehen eines Edelmannes nach der Anzahl der Pferde, die er halten konnte, bestimmt. Statt des Soldes ward das Heer auf die zu machende Beute, mithin auf seine eigene Tapferkeit angewiesen. — In den Städten blüheten Handel und bürgerliche Betriebsamkeit. In den Seestädten und auf den Küstenplätzen wurden Schifffahrt und Seehandel getrieben. Zwei große, durch besondere Privilegien bevorzugte Städte, nämlich Julin und Stettin, übertrafen an Größe, Reichthum und Macht alle übrigen Städte Pommerns. Die erstere lag an den Armen der Odermündung, war der Mittelpunkt alles Handels zwischen den russischen, griechischen, scandinavischen und deutschen Seefahrern, und dadurch nach und nach zu einem solchen Umfang angewachsen, daß bremische und dänische Kaufleute sie für die größte Stadt Europa's ausgaben. Alle Waaren des Morgen- und Abendlandes waren hier aufgehäuft. Unter den Einwohnern befanden sich eine Menge Russen, Wenden und Deutschen, besonders Sachsen; auch Christen lebten hier, durften aber ihr Christenthum nicht öffentlich bekennen, mußten sogar an den jährlichen, heidnischen Hauptfesten Theil nehmen. Uebrigens geben die damaligen Geschichtschreiber, besonders Adam von Bremen, den Einwohnern Julins das Zeugniß der Wohlthätigkeit, Gutmüthigkeit,

Gastfreiheit, und freundlicher, milder Sitte. In der Nähe von Julin gab es im Anfange des elften Jahrhunderts noch eine andere Stadt, bewohnt blos von Jünglingen über fünfzehn und Männern unter fünfzig Jahren und ohne Frauen. Die Einwohner von Jomsberg, so hieß diese Stadt, lebten in völliger Gemeinschaft der Güter, trieben aber mächtigen Seeraub, daher auch ihre Stadt endlich in dem Jahre 1013. von Knut dem Großen gänzlich zerstört ward. — Noch mächtiger und angesehener war die freie Reichsstadt Stettin. Man hielt sie für die erste und älteste Stadt des ganzen Landes. In den Ausschreiben der Herzoge an alle Pommern ward Stettin stets vor allen andern zuerst begrüßt. Noch weit beschränkter, als in allen übrigen Städten, Pommerns, war in Stettin die Macht des Herzoges, aber desto mächtiger und einflußreicher in jenen Zeiten, von welchen jetzt die Rede seyn wird, ein ungemein reicher und daher eben so sehr angesehener Bürger, Namens Domizlav, dessen Familie aus fünfhundert Seelen bestand. In Stettin stand auch der, von Innen und Außen mit halb erhabenen Bildern von Menschen und Thieren gezierte Haupttempel der obersten Gottheit der Pommern, nämlich des dreiköpfigen Götzen Triglavs.

5. Die Religion des Landes war mehr von Unsinn und Lastern gereinigt, als jene der meisten übrigen, stumme Götzen anbetender Völker. Die Pommern erkannten einen höchsten Gott, den sie Triglav nannten; sie betrachteten ihn als den Urheber und Geber aller Macht, alles Reichthums und alles Glückes*). Aber nächst diesem

*) Der Abt Andreas sagt: die heidnischen Pommern hätten sehr erhabene Begriffe von Gott gehabt; woraus sich es erklären läßt, daß das Christenthum in Pommern, sobald nur, um es der Nation zu verkündigen, der rechte Mann erschien, auch überall sogleich Eingang fand, und in kurzer Zeit feste Wurzeln schlug.

verehrten sie eine Menge Untergötter, die sie als Diener ihrer obersten Gottheit betrachteten, und von denen der Kriegsgott Geravit der vornehmste war. Uebrigens hatte jede Stadt, jede Gegend noch ihre besondern, eigenen Götter, jedoch ebenfalls abhängig von dem Hauptgott Triglav. Da sie von ihren Göttern nichts als zeitliche Güter zu erbeten suchten; so bestanden ihre religiösen, stets unter freiem Himmel gehaltenen Feste auch blos in üppigen Gelagen, in Tanz, Gesang und Lustbarkeiten mancherlei Art. Die Tempel der Untergötter dienten meistens auch noch zu Vergnügungsorten, in welchen zahlreiche Gesellschaften zu geselligem Vergnügen sich vereinigten, wobei es an wohlbedeckten Tafeln und Ueberfluß an kostbaren Getränken nie fehlen durfte. Indessen gab es der heidnischen Feste nur wenige; auch war die Anzahl heidnischer Priester, da jeder Gott nur einen haben durfte, gar nicht zahlreich, bildeten daher auch keinen besondern Stand. Sie waren zwar Hüter und Wächter der Tempel und Ausleger der Götterzeichen, hatten jedoch demungeachtet wenig oder gar keinen Einfluß auf das Volk, indem dieses eben so gut wie seine Priester die Auslegung der Götterzeichen verstand. Die Priester waren demnach nichts als Mitbürger, trieben Handel und andere bürgerliche Gewerbe, übten sogar in frühern Zeiten, ihrer Priesterschaft unbeschadet, Seeraub auf Meeren und Flüssen. Nur als bloße Hausväter wohnten sie den städtischen Versammlungen bei, ohne jedoch eine, auch nur bedeutendere, viel weniger entscheidende Stimme zu haben. Zu den großen Landtagen wurden sie aber nur dann zugelassen, wenn sie Städtevorsteher oder Hauptleute von Provinzen waren.

6. Um hundert Jahre früher, als zu den Westpommern, ward zu den Bewohnern Hinterpommerns das Evangelium gebracht. Die Ursache davon war,

weil auch um eben so viele Zeit früher die polnischen Herzoge sich Hinterpommern unterwürfig gemacht hatten. Schon um das Jahr Eintausend besaß der polnische Herzog Boleslav Chrobri an dem Ausfluß der Weichsel eine Festung, die damals Gedanik genannt ward und heut zu Tage Danzig heißt. Um dieselbe Zeit gründete Herzog Boleslav auch in Colberg ein Bisthum, ernannte dazu einen Deutschen, Namens Reinbern, und ließ ihn in dieser Eigenschaft von dem Kaiser Otto III. bestätigen. Durch den Eifer dieses deutschen Bischofes machte das Christenthum unter den Hinterpommern einige Fortschritte. Als aber Reinbern zehn oder zwölf Jahre nachher auf einer Bekehrungsreise nach Rußland erschlagen ward, erlosch auch wieder das Bisthum Colberg, und alle Spuren des Christenthums verschwanden nun um so leichter, als der Polen Herrschaft über Hinterpommern noch lange Zeit wenig befestiget und daher auch nie von sehr langer Dauer war. Nur zu oft erhoben sich gegen dieselbe die Pommern, jedoch stets zu ihrem eigenen Schaden; aber besiegt kehrten sie alsdann auch sogleich wieder zur Taufe zurück, warfen aber, so oft sie auf das neue zu den Waffen griffen, auch den christlichen Glauben wieder von sich hinweg. Diesem schwankenden Zustande machte endlich der polnische Herzog Boleslav Krziwousti in den Jahren 1113 und 1119 ein Ende. In dem erstern Jahre schlug er sie in einem ungemein blutigen Treffen bei Nackal auf das Haupt. Sieben und zwanzig tausend Pommern sammt ihrem Herzog wurden erschlagen, viele Tausende zu Gefangenen gemacht. In Folge dieses entscheidenden Sieges ward Hinterpommern ein polnisches Lehnherzogthum. Boleslav gab es einem der vornehmsten und angesehensten Edelleute, Namens Suantopolk, in den er großes Zutrauen setzte, zu Lehen. Aber Suantopolk brach seinem Oberherrn die Treue, suchte sich unabhängig zu machen und setzte alle feste Städte

und Schlösser in Vertheidigungsstand. Boleslav sah sich auf das neue zu einer Heerfahrt nach Pommern gezwungen. Auch Suantopolks Heer ward in die Flucht geschlagen, die für unbezwingbar gehaltene Festung Nackal erobert und Suantopolk ein Gefangener des polnischen Herzogs. Nach der Einnahme von Nackal ergaben sich alle übrigen Städte, nur mit Ausnahme der Städte Julin und Stettin. Aber die erstere eroberte Boleslav mit Hülfe einer dänischen Flotte, und da bei einer sehr starken Winterkälte das Wasser in den Festungsgräben von Stettin zufror, so ward auch diese Stadt von den Polen erstürmt. Hinterpommern ward nun der polnischen Herrschaft unmittelbar unterworfen, daher auch steuerpflichtig gemacht und, da Boleslav erklärt hatte, daß keinem Eingebornen mehr eine Provinz oder Stadt könnte anvertraut werden, auch von jetzt an blos von polnischen Statthaltern verwaltet. — Nach völliger Bezwingung der Hinterpommern kam nun auch die Reihe an die Westpommern. Diese hatten den polnischen Herzog dadurch gereizt, daß sie ihren Stammgenossen, den Hinterpommern, während deren letzten Kriegen gegen die Polen, in Verbindung mit den Preußen, sehr ansehnliche Kriegshaufen zu Hülfe gesandt hatten *). Mit seinem Heere brach demnach Boleslav auch in Westpommern ein. Aber die ohnehin von Natur aus kriegerische Nation trotzte

*) Schon in dem Jahre 1107 waren die Westpommern dem polnischen Herzoge lehenspflichtig geworden, das heißt, sie erkannten ihn als ihren Oberherrn, durften aber demselben weder Zins noch Steuern entrichten, waren auch nicht zu Kriegsdiensten verpflichtet. Ihre ganze Verpflichtung bestand blos in Treue gegen ihren Oberherrn, gegen welchen sie weder selbst Krieg führen, noch andern, mit ihm in Krieg verwickelten Völkern Hülfstruppen schicken durften. Diesen Vertrag hatten nun die Westpommern, wie wir gesehen, in den letzten zwei Jahren gebrochen.

jetzt um so mehr dem polnischen Herzoge, da ihr Heer durch einen zahlreichen Haufen Letitzier war verstärkt worden. Den Feind wollten sie also nicht hinter den Mauern ihrer festen Städte erwarten. Kühn zogen sie demselben unter der Anführung ihres Herzogs Wratislav entgegen, erlitten aber, gleich bei dem ersten Zusammenstoßen beider Heere, bei Damm *) eine der blutigsten Niederlagen, die sie je noch in ihren Kriegen mit andern benachbarten Nationen erlitten hatten. Achtzehn tausend Mann blieben auf dem Platze, mehrere Tausende wurden auf der Flucht erschlagen, acht tausend zu Gefangenen gemacht und, nachdem man sie zum Christenthum genöthiget, mit ihren Weibern und Kindern nach Polen verpflanzt, das heißt, in verschiedene, an der russischen Grenze liegende polnische Städte gesandt, um dort nicht blos als Besatzung zu dienen, sondern auch zu Kriegsdiensten jeder Art verwendet zu werden. Durch diese unglückliche Schlacht war nun die Macht der Westpommern gebrochen. Alle feste Städte mußten sich entweder gutwillig ergeben, oder wurden von den siegenden Polen erstürmt und dann gewöhnlich ihre Einwohner zusammengehauen. Herzog Wratislav erbarmte sich endlich seines, von allen Seiten der Verwüstung preisgegebenen Landes, ging zu seinem Ueberwinder und bat um Gnade und Frieden. Beides ward ihm gewährt. Aber die Nation mußte versprechen, das Christenthum anzunehmen, jährliche Steuern an Polen zu bezahlen und Kriegsdienste zu leisten. Auf diese Weise ward nun in dem Jahre 1121 West- und Hinterpommern, seit undenklicher Zeit von einander getrennt, wieder unter einem und demselben Oberherrn, nämlich dem polnischen Herzoge, mit einander vereiniget. Indessen durften die Westpommern froh seyn, daß ihnen nicht ebenfalls das Schicksal Hin-

*) Diese Stadt hieß damals Vadam.

terpommerns zu Theil ward. Dieses war jetzt, wie wir schon erwähnten, eine unmittelbare Provinz Polens, hatte seine bisherige Verfassung verloren und ward blos von polnischen Statthaltern beherrscht, während die Westpommern, denen Boleslav die alten Grenzen ihres Landes ließ, nur mittelbar unter die polnische Herrschaft gestellt wurden, daher ihren eigenen Herzog, den Besitz aller ihrer Städte und Burgen, sowie auch ihre bisherige Verfassung und innere Verwaltung behielten.

7. Durch eine Reihe von Siegen war jetzt Boleslav Herr von Pommern und hatte diese Nation völlig bezwungen; aber nun dachte er auch sehr ernstlich daran, die Pommern zu Christen zu machen, und zwar nicht blos aus religiösen, sondern auch aus politischen Gründen; indem die christliche Religion nicht nur den Charakter der Nation veredeln, die Heftigkeit ihrer Leidenschaften mildern, sondern auch als ein gemeinsames heiliges Band sie noch fester an seinen Thron knüpfen und in der Unterwürfigkeit erhalten würde *). Aber als ein wahrhaft christlicher und christlich gesinnter Fürst fühlte auch Boleslav nur zu sehr, daß man bisher das Evangelium den Pommern blos mit dem Säbel in der Faust gepredigt habe, daß dieses jedoch nicht der wahre Weg seyn möchte, ein heidnisches Volk dem sanften Joch Jesu Christi zu unterwerfen, und

*) Zudem hatte Boleslav, so oft er gegen die Pommern zog, stets in dem, an seine Polen erlassenen Aufgebot erklärt, daß blos die Bekehrung der heidnischen Pommern der einzige Zweck seines Feldzuges nach Pommern sey. — Seiner eigenen Ehre wegen mußte also der Herzog jetzt auch durch Thatsachen beweisen, daß nicht Ehrgeiz oder Eroberungssucht, sondern ein weit edleres, höheres Interesse ihn zu seinen Kriegen gegen die pommersche Nation bisher angetrieben habe.

endlich auch, daß das den Pommern abgezwungene Versprechen, das Christenthum anzunehmen, sie schwerlich zu wahren Christen machen werde, bevor nicht fromme, erleuchtete, von dem Geiste der Liebe beseelte Männer zu ihnen nach Pommern kommen, ihnen dort den Gekreuzigten predigen und mit dessen himmelvollen, beseligenden Lehren und Geboten sie bekannt machen würden. Er wandte sich daher jetzt an seine Bischöfe und forderte sie, einen nach dem andern auf, die Bekehrung der noch in den Finsternissen des Heidenthumes versunkenen Völker zu übernehmen. Aber diese Prälaten suchten sämmtlich, der Eine unter diesem, der Andere unter jenem Vorwand, ein Geschäft von sich abzulehnen, das, mit vielen Mühseligkeiten verbunden, große Opfer und Anstrengungen erforderte, und doch nur höchst wenige, ja selbst vielleicht gar keine zeitlichen Vortheile darböte.

8. Aus dieser, für den Herzog immer größer werdenden Verlegenheit zog denselben endlich ein fremder Geistlicher, der in Gnesen ankam und gleich in der ersten, von dem Herzoge ihm gewährten Audienz sich aus eigenem, freien Antriebe zur Uebernahme des Missionsgeschäftes nach Pommern erbot. — Dieser Priester hieß Bernhard, war von Geburt ein Spanier, hatte schon mehrere Jahre, unter den strengsten Bußübungen und Abtödtungen, als Einsiedler in einem Winkel Italiens gelebt, nach und nach mehrere Schüler an sich gezogen, und diese, durch Wort und Beispiel, von Stufe zu Stufe zu immer größerer evangelischen Vollkommenheit geführt. Von dem Rufe seiner seltenen, alle seine Gedanken nur nach dem Himmel erhebenden Frömmigkeit war halb Italien voll. Auch dem Papste war er nicht unbekannt, und da der heilige Vater erst unlängst, durch Boleslav selbst, von den Vorfällen in Polen und Pommern, sowie von dem Versprechen der

pommerschen Nation, das Christenthum anzunehmen, war in Kenntniß gesetzt worden, so berief er jetzt den frommen Priester aus seiner Einsiedelei nach Rom, weihete ihn zum Bischof von Pommern, und schickte ihn zu dem Herzoge nach Gnesen, wo derselbe residirte. Boleslav nahm den frommen Fremdling sehr ehrenvoll auf, und als er von demselben den Zweck seiner Reise erfuhr, wollte er ihn nun auch prüfen, ob er wirklich ein, zum Apostelamte geeigneter Diener Gottes sey. Er stellte ihm also mit den grellsten Farben alle Mühseligkeiten, Hindernisse und harten Entbehrungen vor, welche ihn in Pommern erwarteten, und wie bei allem dem auch noch sein Leben täglich, ja stündlich der größten Gefahr ausgesetzt seyn würde; indem die Pommern ein hartnäckiges, ihrem heidnischen Aberglauben blindling ergebenes Volk wäre, von dem, wenn es für seine Götter zu eifern anfing, auch das Aergste zu befürchten wäre. — Mit ungemeinem Vergnügen bemerkte der Herzog, daß, während er dem frommen Einsiedler ein so abschreckendes Gemälde von dem, was ihn in Polen erwarte, entwarf, alle Gesichtszüge desselben sich immer mehr aufheiterten, und er ihm am Ende betheuerte, daß er jede Stunde bereit sey, für das Bekenntniß des Namens Jesu sein Leben zum Opfer zu bringen, was er ohnehin für die größte Gnade und das größte Glück, was ihm Gott erzeigen könnte, betrachte. Der Herzog, nun nicht länger mehr an Bernhards Beruf zweifelnd, ließ ihm alles zu seiner Reise Nöthige reichen, gab ihm einen Wegweiser, und zum Dollmetscher einen seiner Kapläne, Namens Peter.

9. Bernhard war ein wahrhaft heiliger Eremit. In seinem Innern voll Stärke und Kraft, aber in seinem Aeußern ein sprechendes Bild von Demuth, Selbstverleugnung und Erniedrigung. Ueberzeugt, daß das Reich der Dämonen nicht durch Macht und äußern

Glanz, sondern durch Christi Erniedrigung bis zum Tode am Kreuz sey zerstört worden, und daß gerade derjenige des Reichthums im Ueberflusse besitze, der mit Jesu arm sey, wollte er nichts an seinem ärmlichen Anzuge ändern, sondern wanderte in seinem alten abgeschabenen Eremitenkleide, und sogar noch barfuß, nach Pommern. In der großen und volkreichen Stadt Julin wollte er erst seinen Beruf als Missionär antreten und den Einwohnern den wahren Gott verkündigen. Sobald das Volk von der Ankunft eines Fremdlings hörte, der ihnen eine neue Religion verkündigen wollte, strömte es alsobald schaarenweise herbei. Als aber die Leute jetzt den fremden Prediger in der Nähe sahen, und einige Augenblicke mit immer steigernder Verwunderung dessen armseligen Anzug betrachtet hatten, fielen sie ihm sogleich in das Wort, schalten ihn einen Betrüger, von dem sie nicht weiter was hören wollten; denn, sagten sie, hätte der große und mächtige Gott ihnen einen neuen Religionslehrer schicken wollen, so würde er nicht einen Lumpen und Bettler, wie Du bist, der nicht einmal so viel hat, wovon er sich ein paar Schuhe kaufen kann, sondern einen mächtigen, reichen und angesehenen Mann dazu gewählt und zu uns gesandt haben. — Voll Mitleiden mit der Verblendung dieser Heiden, machte Bernhard ihnen den Vorschlag: sie möchten ihn in ein altes unbewohntes Haus einsperren und dieses an den vier Ecken in Brand stecken, und wenn er dann wohlerhalten und unversehrt wieder aus demselben herauskäme, so möchten sie doch diese seine wunderbare Erhaltung als einen klaren Beweis annehmen, daß er wahrhaft von dem Gott gesandt sey, der Himmel und Erde erschaffen und dem alle Elemente gehorchten. Aber mit noch weit größerem Erstaunen sahen sich jetzt die Leute einander an. „Man sieht es," sagten sie endlich, „der Mensch ist halb wahnsinnig." Einige argwohnten sogar, daß dieser Fremde,

um sich wegen seiner schlechten Aufnahme an ihnen zu rächen, seinen Vorschlag blos in der Hoffnung gemacht habe, daß, wenn sie das Haus in Brand steckten, die Flammen sich bald weiter verbreiten und einen Theil ihrer Stadt in Asche legen würden. — Um nun doch wenigstens den Heiden die Ohnmacht und Kraftlosigkeit ihrer Götter zu beweisen, nahm Bernhard eine Axt und wollte die in Julin stehende große heilige Säule umhauen. Aber gleich bei dem ersten Schlage fiel die ganze ihn umgebende Menge über ihn her, warf ihn zu Boden und würde ihn todtgeschlagen haben, hätten ihn nicht einige angesehene und besonnene Bürger wieder den Händen derselben entrissen. Um die Wüthenden zu beschwichtigen, erinnerten sie dieselben an das, was vor einigen Jahren den Preußen widerfahren wäre. Diese hätten ebenfalls einen ähnlichen, zu ihnen gekommenen Prediger, Namens Adalbert, muthwillig ermordet, worauf aber bald nachher ein zahlreiches polnisches Heer in ihr Land eingerückt wäre und es von einem Ende bis zum andern schrecklich verwüstet hätte. Ein so trauriges Schicksal möchten sie sich jedoch nicht selbst zuziehen. Das Beste wäre es, den ohnehin halb verrückten Menschen eiligst aus ihrer Stadt und deren Gebiete zu entfernen, nahmen daher ohne Weiteres den Bernhard sammt dessen Dolmetscher, führten sie an das Meer, ließen sie dort in ein Boot steigen und, ihrer höhnend, sagten sie ihnen noch zum Abschiede: „sie möchten jetzt ruhig und ungestört den Fischen ihre neue Lehre predigen, sich aber nie mehr auf dem Gebiete ihrer Stadt erblicken lassen, wo ohnehin auch nicht ein Einziger der Einwohner sie aufnehmen würde.“

9. Sehr betrübt über das völlige Mißlingen seines frommen Unternehmens, aber noch weit mehr darüber trauernd, daß er nicht würdig befunden worden,

mit seinem Blute für die Lehre Jesu zu zeugen, wanderte Bernhard wieder nach Polen, stattete dem Herzoge mit Thränen in dem Auge Bericht über seine üble Aufnahme in Pommern ab, und ging dann, nachdem Boleslav ihn in Stand gesetzt hatte, seine Reise fortzusetzen, nach Bamberg. Hier ward dem heiligen Einsiedler, sowohl von Seite des Bischofes und dessen Geistlichkeit, als auch von sämmtlichen Einwohnern der Stadt eine ungemein ehrenvolle Aufnahme. Man bewunderte ihn nicht blos jetzt schon als einen Heiligen, sondern verehrte ihn auch, seiner tiefen mathematischen, besonders chronologischen Kenntnisse wegen, als einen ganz ausgezeichneten Gelehrten. Da Bernhard vernahm, daß die Mönche der Abtei Michaelsberg im Rufe strenger Zucht und genauer Beobachtung aller ihrer Ordensregeln stünden, begab er sich in diese Abtei mit dem Entschlusse, unter diesen frommen Brüdern den Rest seines Lebens zuzubringen. Aber kaum hatte er ungefähr ein Jahr in der Abtei verlebt, als die Einsiedler, seine Schüler, die schon vor einiger Zeit Italien verlassen und ihren geliebten Meister und Lehrer überall gesucht hatten, endlich auch nach Bamberg kamen, ihn hier fanden und durch ihre flehentlichsten Bitten ihn endlich bewogen, mit ihnen wieder in seine alte Einsiedelei nach Italien zurückzukehren. — Bernhards Wanderung nach Pommern war indessen, wie wir sogleich sehen werden, nicht ganz fruchtlos geblieben; denn als er nach seiner Rückkehr aus Pommern bei seiner Unterredung mit Herzog Boleslav bemerkte, daß sein demselben erstatteter Bericht diesem Fürsten beinahe alle Hoffnung benähme, die Pommern je zu Christen zu machen, bat er ihn sogleich inständigst, sein frommes Vorhaben doch nicht, wegen eines einzigen mißlungenen Versuches, schon aufzugeben. „Die Pommern," sagte Bernhard, „sind jetzt blos noch sinnliche Menschen; die Gaben des Geistes sind ihnen unbekannt;

sie beurtheilen daher den Menschen nur nach dessen Aeußerem. Blos meiner Armuth und meines ärmlichen Aufzuges wegen haben sie mich verworfen. Sollte aber ein, mit Macht und Ansehen ausgerüsteter Mann, dessen Reichthümer und äußerer Glanz der noch ganz rohsinnlichen Nation Ehrfurcht einflößen würde, bei den Pommern als Verkünder des Evangeliums auftreten, so habe ich alle Hoffnung, daß sie diesen hören, seinen Worten glauben und endlich unter dem sanften Joche Jesu sich beugen werden.“ — Diese Worte des frommen Einsiedlers gingen an den Ohren des Herzogs nicht unbeachtet vorüber. Nach einigem Hin- und Hersinnen fielen seine Gedanken auf den Bischof Otto von Bamberg. Er hatte denselben schon in weit frühern Jahren kennen und zugleich auch achten gelernt. In ihm glaubte er ganz allein den, zu einem Heidenapostel vollkommen geeigneten Mann finden zu können, schrieb daher auch unverzüglich an denselben, ihn inständigst bittend, aus Liebe zu Gott sich doch einer, noch in der Nacht des Heidenthums herumwandelnden Nation zu erbarmen, und einen Versuch zu machen, sie von ihrer schrecklichen Blindheit zu heilen, und auf dem wahren Wege des Heiles sie Jesu entgegen zu führen. Daß er keine Fehlbitte thun würde, dieß wußte Boleslav, der den heiligen Bischof genau kannte, schon zum voraus.

10. Der heilige Otto, damals Bischof von Bamberg, war der Sprößling eines der edelsten Geschlechter in Schwaben *). Seine Eltern bestimmten ihn zum geistlichen Stande, wozu er auch schon in seinem zartesten Knabenalter eine große Neigung hatte blicken lassen. Frühzeitig verließ er daher das väterliche Haus,

*) Einige behaupten sogar, Otto's Familie sey ein Zweig jener der Grafen von Andechs gewesen.

um auf einer der verschiedenen, damals sehr berühmten schwäbischen Klosterschulen die zu seinem künftigen Berufe nöthige wissenschaftliche Bildung zu erhalten. Von der Natur mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgerüstet, machte er in allen Wissenschaften zwar ungemein schnelle Fortschritte, konnte jedoch demungeachtet seine höhern Studien nicht vollkommen vollenden, denn sein Vater starb, und sein älterer Bruder, der sich dem Kriegsdienste gewidmet hatte, verwandte den ganzen Ertrag des, ohnehin nicht sehr bedeutenden väterlichen Erbes zu seinem eigenen Bedarf und konnte daher seinem Bruder Otto nicht mehr die, zur Fortsetzung seiner Studien nöthige Unterstützung zufließen lassen. Otto wollte seiner Familie nicht zur Last fallen, verließ demnach sein Vaterland und wanderte nach Polen, wo, wie er gehört, die Gelehrten zwar sehr geehrt wären, sich jedoch nur in sehr geringer Anzahl vorfänden, ihre Gelehrsamkeit auch nicht von sehr großem Umfange sey. In Gnesen errichtete er eine Schule, und indem er jetzt Andere lehrte, lernte er selbst noch ungleich mehr dabei. Seine Schule ward in kurzer Zeit so berühmt, daß bald Knaben und Jünglinge aus den vornehmsten Familien des Landes sie besuchten; während Otto selbst in den vier oder fünf Jahren, in denen er dieser Schule vorstand, sich einen solchen Reichthum von Kenntnissen erwarb, daß er sogar in Deutschland unter den Gelehrten seiner Zeit eine der ersten Stellen hätte behaupten können. Otto's größtes Verdienst war jedoch nicht blose Gelehrsamkeit; er verband damit noch eine ungemeine Milde des Herzens, aufrichtige Frömmigkeit, ungeheuchelte Demuth und die größte Reinheit der Sitten. Durch diese Tugenden, wie durch seine feinen, gefälligen Manieren und seine, ihn nicht wenig empfehlende körperliche Wohlgestalt, die er stets mit einer gewissen Würde zu tragen wußte, ward er bald ein Gegenstand der allgemeinen Achtung und Liebe.

Selbst in den Häusern der vornehmsten polnischen Magnaten hatte er freien Zutritt, und da er die Landessprache sich vollkommen eigen gemacht hatte und mit vieler Anmuth sich darin ausdrückte, so bedienten sich seiner nun auch die polnischen Großen in allen ihren, oft sehr verwickelten Geschäften, die sie unter einander auszugleichen hatten, wobei Otto eine solche Gewandtheit in allen Arten von Geschäften bewies, auch stets mit einer solchen Offenheit, Geradheit und Treue zu Werke ging, daß endlich von allen Magnaten immer einer mehr als der andere ihn ehrte und liebte. Auf diesem Wege ward er auch dem edeln Herzog Boleslav bekannt, der ihn ebenfalls in kurzer Zeit ungemein lieb gewann, ihm endlich eine Stelle unter seinen nächsten Umgebungen anwies, und sich dabei äußerte, daß dieser deutsche junge Edelmann bald eine der ersten Zierden seines Hofes seyn würde. Durch treue Ergebenheit an seinen Herrn und die Gewissenhaftigkeit, mit der er seinem neuen Berufe entsprach, gewann er immer noch mehr an Achtung sowohl bei dem Herzog selbst, als auch bei allen übrigen, denselben umgebenden Großen. Aber am höchsten stieg die Gunst des Herzogs gegen Otto, so wie auch das Ansehen des Letztern bei dem ganzen Hofe erst nach dem Tode der Herzogin, der Tochter eines russischen Fürsten. Otto gab dem Herzoge den Rath, drang selbst mit Bitten in ihn, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, und schlug ihm zur Gemahlin die Schwester des deutschen Kaisers Heinrich IV. vor. Der Vorschlag gefiel ungemein dem Herzoge, wie auch dessen Räthen. Aber nun erhielt auch Otto den Auftrag, als Bevollmächtigter des Herzogs nach Deutschland zu dem Kaiser sich zu begeben, für Boleslav um die Hand der Schwester des Kaisers, der Prinzessin Judith, zu werben, und durch kluge Vermittelung wo möglich diese für Polen so glänzende Verbindung zu Stande zu bringen. Auch dieses Auftrages erledigte

sich Otto mit dem glänzendsten Erfolg. Judith ward die Gemahlin Boleslavs, und Otto hatte die Ehre, die Prinzessin, welcher ihr Bruder, der Kaiser, ein eben so zahlreiches als glänzendes Gefolge mitgab, nach Gnesen in die Arme ihres neuen Gemahls zu führen. — Durch sein anständiges und zugleich äußerst bescheidenes Benehmen, sowie überhaupt durch sein stets freundliches, Zutrauen einflößendes Wesen hatte nun Otto auch das Wohlwollen der neuen Herzogin selbst schon an dem Hofe ihres Bruders gewonnen, und da Judith ihre glückliche Ehe mit dem Herzog als das Werk Otto's betrachtete, so glaubte sie sich demselben auch noch zu ganz besonderm Danke verpflichtet. Oft und lange unterhielt sie sich mit ihm auf das freundlichste und herablassendste, und sie und ihr Gemahl, der Herzog, wetteiferten gleichsam mit einander, ihrem treuen, verständigen und ergebenen Diener immer neue Beweise ihres Zutrauens und Wohlwollens zu geben. Aber nun ward auch Otto öfters bald von dem Herzoge, bald von der Herzogin in mancherlei Angelegenheiten nach Deutschland zu dem Kaiser geschickt. Heinrich lernte ihn also ebenfalls immer genauer kennen. Dem Monarchen, der ausgezeichnete Männer zu würdigen wußte, entging die große Brauchbarkeit des jungen Mannes nicht; er schrieb also an den Herzog und an seine Schwester, beide ersuchend, ihm den Otto zu überlassen. Den Wunsch des Kaisers durfte natürlicher Weise der Herzog nicht unerfüllt lassen, und so schmerzhaft es auch für ihn und seine Gemahlin war, mußten sie dennoch zugeben, daß Otto jetzt ihren Hof verließ und zu dem Kaiser nach Deutschland ging.

11. Heinrich gab ihm eine Stelle unter seinen Hofkaplänen; gewann ihn aber bald so lieb, daß er ihn beinahe stets an seiner Seite haben wollte. Mit ihm betete er und las Psalmen, verfertigte auch, mit

Hülfe seines frommen Kaplans, Homilien und andere kleine Erbauungsschriften. Otto mußte stets das Psalmbuch bei sich tragen, um es dem Kaiser, wenn er es foderte, reichen zu können. Während die andern Kapläne oft mit ganz andern Dingen beschäftigt waren, befand sich Otto bei dem Kaiser; und wohin den Monarchen die Geschäfte seines Reiches riefen, mußte er ihn immer begleiten. Die große Zutraulichkeit, mit welcher Heinrich den Otto behandelte, hätte beinahe nothwendig den Neid, wonicht gar den Haß der übrigen Kapläne erregen müssen; aber Otto betrug sich gegen seine Collegen mit solcher, selbst an Demuth grenzenden Bescheidenheit, und einem, bei jeder Gelegenheit ihnen zuvorkommenden Wohlwollen, daß sie ihn trotz der großen Gunst, in der er bei dem Kaiser stand, doch nicht weniger liebten und ehrten. — Mehrere Jahre hatte Otto schon an dem Hofe Heinrichs IV. zugebracht, ohne daß dieser bisher noch Gelegenheit gefunden hätte, seinem eifrigen und frommen Kaplan einen Beweis seiner Erkenntlichkeit zu geben. Aber endlich ward auf einmal, durch Beförderung des bisherigen Kanzlers, dessen Stelle leer, die nun der Kaiser sogleich sammt dem Reichssiegel dem Otto übertrug. — Heinrich war damals mit dem berühmten, jedes Jahr große Summen erfodernden Bau des Doms in Speier beschäftigt. Nicht nur aus seinem Reiche, sondern auch aus andern Ländern hatte er geschickte Architekte und andere Werkmeister dazu berufen; auch sparte er dabei kein Geld, zahlte jährlich ganz ungeheure Summen und belohnte mit verschwenderischer Freigebigkeit alle dabei angestellten Baumeister. Aber demungeachtet ging der Bau nicht vorwärts; denn es lag in dem Interesse derjenigen, denen Heinrich die Leitung des Baues übergeben hatte, denselben so viel wie möglich in die Länge zu ziehen. Mehreren aus der nächsten Umgebung des Kaisers gerieth dieß endlich zum Anstoß; sie machten den Monarchen darauf aufmerksam, daß hier offenbarer

Betrug mit unterlaufen müsse. Heinrich sah dieß ein, und um dergleichen Diebereien für die Zukunft ein Ende zu machen, übertrug er seinem Kanzler, dessen Thätigkeit, Treue und Zuverlässigkeit er kannte, die oberste Leitung des Baues, und erließ an alle dabei angestellten Beamten, Baumeister und Werkleute den Befehl, in Allem den Weisungen und Anordnungen seines Kanzlers zu folgen, von ihm die nöthigen Gelder zu empfangen und ihm auch alle Rechnungen vorzulegen. — Schnell gewann nun Alles eine ganz andere Gestalt. Der Bau machte sichtbare Fortschritte, und was das Bemerkenswertheste dabei war, ist, daß die jährlichen Ausgaben jetzt noch um vieles vermindert wurden.

12. Der Kaiser sah immer mehr und mehr ein, daß ein Mann von solchen Einsichten und solcher Brauchbarkeit, ein Mann ganz nach dem Geiste Gottes, wie Otto, auf eine ungleich bessere Weise zum Nutzen der Kirche und des Staates müßte verwendet werden. Als nun einige Zeit darauf die beiden bischöflichen Stühle von Halberstadt und Augsburg erledigt wurden, wollte Heinrich bei jedesmaliger Erledigung eines dieser Stühle seinem Kanzler denselben übergeben; aber jedesmal schlug Otto dieses Anerbieten aus, warf sich dankbar seinem Herrn zu Füßen, stellte ihm aber auf das dringendste vor, daß er, ein in der Kirche wie in dem Reiche noch unbekannter Mann des hohen bischöflichen Amtes durchaus nicht würdig sey. Beidemale mußte der Kaiser den Bitten seines Kanzlers nachgeben. Aber in dem Jahre 1102. starb endlich auch der Bischof Ruprecht von Bamberg; und nun stand der Entschluß des Kaisers fest, daß Niemand als Otto den erledigten Bischofsstuhl besteigen sollte. — Nach damaliger Sitte wurden nach Ruprechts Tode die bischöflichen Insignien, mit der Bitte um einen neuen Bischof, an den kaiserlichen Hof gebracht. Aber nun erklärte der Kaiser den Gesandten der Bamberger

Kirche, daß die Besetzung eines bischöflichen Stuhles eine sehr wichtige Angelegenheit sey, deren genaue und gewissenhafte Ueberlegung wenigstens eine Frist von einigen Monaten erfodere; nach Verlauf dieser Zeit möchten sie sich wieder an seinem Hoflager einfinden. Als nun die Gesandten, nachdem die von Heinrich bestimmte Zeit vorüber war, wieder vor dem Kaiser erschienen, empfing sie der Monarch ungemein gnädig. „Wie sehr," sagte er, „ich für eure Kirche besorgt bin, könnt Ihr daraus ersehen, daß ich nicht leichtsinnig und gleichgültig Euch sogleich einen Bischof gegeben, sondern denselben erst nach reifer Ueberlegung gewählt und mit Gottes Beistand nun auch wirklich einen Mann gefunden habe, der des hohen bischöflichen Amtes würdig ist und eine Zierde Eurer Kirche seyn wird." Als nun die Gesandten sehr ehrerbietig fragten, wer denn der sey, auf welchen die Wahl kaiserlicher Majestät gefallen sey, nahm Heinrich seinen Kaplan Otto bei der Hand und stellte ihn den Gesandten mit den Worten vor: „Sehet, das ist Euer Herr, das ist der Bischof von Bamberg." — Staunend sahen nun die Gesandten bald sich einander selbst, bald den ihnen vorgestellten Kaplan an. Endlich wagten sie es dem Kaiser vorzustellen, daß sie und die ganze Kirche von Bamberg gehofft und erwartet hätten: Kaiserliche Majestät würde ihnen einen jener allgemein und daher auch ihnen bekannten, vornehmen, den ältesten und edelsten Familien angehörigen Männer zum Bischofe geben, und nicht einen ganz obscuren Mann, von dem sie nicht wüßten, wer er sey, und woher er wäre. „Wollt Ihr dieß wissen," fiel ihnen jetzt der Kaiser in die Rede, „nun so wisset, ich bin sein Vater, und die Kirche von Bamberg wird von jetzt an seine Mutter seyn." — Aber nun warf sich Otto abermals zu den Füßen des Kaisers, ihn inständigst bittend, die Wünsche der bambergischen Gesandten zu erfüllen, und denselben einen von den von ihnen vorgeschlagenen Männern zum

Bischofe zu geben, indem er selbst durchaus nicht zu einer so hohen Würde geeignet sey; und die Thränen, die dabei in den Augen Ottos glänzten, bewiesen nur zu deutlich, daß seine Bitte aufrichtig sey und ihm von Herzen gehe. „Sehet," sagte jetzt der Kaiser, sich zu den Gesandten wendend, „wie groß der Ehrgeiz und der Weltsinn dieses Mannes sind. Schon zwei Bisthümer, die ich ihm geben wollte, hat er ausgeschlagen, und nun sucht er auch zum dritten Male auf alle nur mögliche Weise, diese Würde von sich abzulehnen. Aber ich bin in meinem Innern überzeugt, daß es der Wille Gottes ist, daß Otto Bischof von Bamberg sey." — Mit diesen Worten steckte ihm der Kaiser den bischöflichen Ring an den Finger und überreichte ihm den Bischofsstab. Laut gab der ganze Hof seinen Beifall dazu. Auch die Gesandten änderten jetzt, wenn vielleicht auch noch nicht ganz, ihre Gesinnungen, doch wenigstens ihre Sprache und äußeres Betragen. Sie nahmen Otto als einen von Gott ihnen Gegebenen an, umarmten ihn und nannten ihn ihren Herrn und Vater. — Otto, dem jetzt wahrhaft das Bisthum war aufgedrungen worden, blieb noch mehrere Wochen bei dem Kaiser, feierte mit ihm in Mainz das Weihnachtsfest und reißte dann in Begleitung der Bischöfe von Augsburg und Würzburg, mehrerer Prälaten und noch einiger anderer angesehener Männer vom Hofe, denen der Kaiser den Auftrag dazu gegeben hatte, nach Bamberg, wo Geistlichkeit und Volk ihren neuen Bischof mit der größten Sehnsucht erwarteten. — Als Otto sich der Stadt nahete, ging in feierlichem Zuge, unter Hymnen- und Psalmengesang, die gesammte Geistlichkeit, der ganze Adel und alles Volk ihm entgegen. Otto, die Demuth seines göttlichen Herrn und Meisters nachahmend, stieg jetzt sogleich vom Pferde ab, zog die Schuhe aus und ging, da man erst im Monate Februar war, durch Eis und Schnee mit der Prozession, die ihm entgegen gekommen war, nach der Kirche

des heiligen Georg, verrichtete hier sein Gebet und begab sich hierauf in seinen eben so geräumigen, als geschmackvoll gezierten bischöflichen Palast.

13. Otto war jetzt zwar ernannter, jedoch noch nicht geweiheter Bischof von Bamberg. Aber bevor er irgend ein Geschäft seines bischöflichen Amtes vornahm, wollte er erst einen Beweis ablegen, daß er mit derselben Treue, mit der er seinem Kaiser ergeben sey, auch dem höchsten Oberhaupt der Kirche anhange. In Begleitung einiger Geistlichen seiner Kirche verließ er demnach Bamberg und eilte, ohne sich irgendwo auch nur einen Augenblick aufzuhalten, nach Italien. In Anagni fand er den Papst, ging zu ihm, erzählte ihm mit kindlicher Unbefangenheit den ganzen Hergang seiner Ernennung zum Bischofe, sagte, daß er dem Kaiser, seinem Herrn, bisher stets treu geblieben und auch in der Zukunft treu bleiben, aber auch eben so wenig jeden, dem römischen Stuhle schuldigen Gehorsam verletzen werde. Er fiel hierauf dem Papste zu Füßen, legte zu denselben die Zeichen der bischöflichen Würde, feierlichst betheuernd, daß er dieselben nie anders als mit Genehmigung des heiligen Vaters wieder annehmen werde. Der sanfte Paschal, erbaut von dieser Demuth eines deutschen Bischofes, hob ihn freundlich auf, umarmte ihn, bestätigte ihn in der bischöflichen Würde, gab ihm die Insignien derselben zurück, und weihete ihn selbst in Gegenwart mehrerer Cardinäle und vieler römischen Prälaten zum Bischof von Bamberg. — Bisher hatten Bambergs Bischöfe nur viermal des Jahres das Recht gehabt, das Pallium anzulegen. Um aber dem neuen Bischofe noch einen besondern Beweis seiner Zuneigung und seines Wohlwollens zu geben, erlaubte ihm Paschal, acht mal im Jahre, das heißt an acht, von dem Papste bezeichneten Festtagen sich mit dem Pallium zu schmücken und

in diesem Ornate an dem Altare zu erscheinen*). — Bei seiner Rückkehr in sein Bisthum ward Otto nicht blos von den Einwohnern Bambergs, sondern auch von einer ungeheuern Menge seiner übrigen Diöcesanen, die mehrere Meilen weit herbeiliefen, unter dem lautesten Jubel empfangen; besonders geschah dieses von Seite seiner Geistlichen, die sich ungemein geschmeichelt fühlten, durch ein päpstliches Breve, das sie so eben erhalten hatten, in welchem der heilige Vater ihnen große Lobsprüche ertheilte, aber ihnen auch zugleich Liebe, Treue und Gehorsam gegen ihren neuen, von ihm selbst geweihten und geprüften, und in jeder Hinsicht höchst würdigen Bischof empfahl.

14. Ganz und ungetheilt gehörte von jetzt an der heilige Otto seiner Kirche an. Er betrachtete sie als seine geliebte Braut, mit welcher Jesus Christus selbst ihn vermählt habe. Seine, ihm von Christo anvertraute Heerde bewachte er daher mit der heiligen Obhut eines erleuchteten Oberhirten. Nichts entging seinem, über alles waltendem Auge, selbst nicht das Kleinste; auch schien ihm nichts schwer, weil er Alles mit Liebe umfaßte und pflegte, das Große mit Entschiedenheit und Kraft, das Kleinere mit Eifer und zarter Sorgfalt. Seiner Geistlichkeit diente er in Allem zum Vorbild; er befeuerte die Trägheit des Einen, während er den oft unbesonnenen, allzugroßen Eifer des Andern zügelte; kurz, er lobte, tadelte, warnte, drohete, wie die Bedürfnisse eines jeden es erfoderten, und das Wohl und die

*) Eine nicht mindere Auszeichnung war es auch, daß Paschal von Otto den Schwur nicht foderte, den alle, von dem Papste geweiheten Bischöfe demselben schwören mußten. Der heilige Vater wußte zum voraus, daß die Treue, welche Otto seinem Herrn, dem Kaiser, erwieß, nie der Ehrfurcht und dem Gehorsam, die er dem römischen Stuhle schuldig sey, auch nur den mindesten Abbruch thun werde.

Ehre der Kirche es erheischten, aber stets mit väterlicher Schonung und in ächtem, sanftem, evangelischen Geiste. Im wahren Sinne des Wortes war er der Vater aller seiner Diöcesanen, eben so besorgt für deren zeitliches wie ewiges Wohl. Seine Milde und Freigebigkeit, obgleich stets von Weisheit geleitet, kannten daher auch keine Grenzen. Er erbauete nicht blos Kirchen und stiftete Klöster, sondern er errichtete auch Schulen, Kranken- und Waisenhäuser. Für jedes wunde Herz hatte er einen heilenden Balsam; und kein Hülfsbedürftiger und um Hülfe Flehender, oder eines heilsamen Rathes Benöthigter ging je ungetröstet, unbelehrt oder mit nicht erleichtertem Herzen wieder von ihm hinweg. — In jenen traurigen Tagen der Excommunication des jüngern Heinrichs*), und der dadurch verursachten Kirchenspaltung betrug er sich mit jener seltenen, alle Verhältnisse richtig durchblickenden, stets nur einer und derselben Richtschnur der Pflicht und Gerechtigkeit folgenden, und daher mit unerschütterlicher Festigkeit verbundenen Klugheit, die er offenbar blos von dem Geiste des Rathes und der Kraft erhalten haben konnte. — Fromme Ordensmänner und heilige Klosterfrauen hielt er für den größten Segen eines Landes. Er selbst gründete daher mehrere Klöster, man zählt derselben bei fünfzehn, und nicht blos in seiner eigenen Diöcese, sondern auch in andern, von seinem bischöflichen Sitze weit entfernten Gegenden. Als eines Tages einer seiner Vertrauten ihm die Bemerkung machte, daß es der Klöster schon genug gebe, und es daher keiner weitern mehr bedürfe, gab er ihm zur Antwort, daß man für jene, welche Fremdlinge in der Welt wären, und diese blos als Pilger durchreißten, nicht genug Herbergen und Aufnahmsörter errichten könne. Uebrigens führte Otto auch

*) Nämlich Heinrichs V., des Sohnes und Nachfolgers Heinrichs IV.

ein wahrhaft büßendes, ascetisches Leben, ließ sich an den Vorabenden großer Feste von einem seiner Geistlichen in seinem Zimmer geißeln, daß das Blut auf beiden Seiten herabrann, übte dabei strenges Fasten, durchwachte halbe, ja ganze Nächte in Gebet.

15. So war der heilige Bischof Otto von Bamberg; und schon hatte er seit zwanzig Jahren mit erleuchteter Weisheit, apostolischem Eifer und evangelischer Milde seiner Kirche vorgestanden, als er von Herzog Boleslav die dem Leser schon bekannte Einladung zur Bekehrung der heidnischen Pommern erhielt. Den Brief des Herzogs betrachtete Otto als einen göttlichen Befehl, und voll Freude, daß Gott ihn zu einem so heiligen Geschäfte berufen, war er auch sogleich entschlossen, der Einladung des Herzogs zu folgen. Unverzüglich schrieb er an den heiligen Vater in Rom, ihn um Erlaubniß bittend, seine Kirche auf unbestimmte Zeit verlassen zu dürfen. Honorius II. gewährte ihm nicht nur mit Freude diese Bitte, sondern ernannte ihn auch noch zum päpstlichen Legaten für Pommern. Da in diesem Jahre*) gerade auch Deutschlands Fürsten zu einem großen Reichstag in Regensburg versammelt waren; so machte er nun auch diesen und dem Kaiser seinen Entschluß bekannt. Man kann sich kaum einen Begriff machen von dem Erstaunen der Fürsten, als sie das Vorhaben des heiligen Bischofs erfuhren. Laut und im Stillen bewunderten alle, selbst Otto's geheime Feinde, — denn welcher wahrhaft große und heilige Mann hätte je noch keine Feinde gehabt? — die beinahe unbegreifliche Selbstverleugnung, die blos um des Heiles eines fremden, entfernten Volkes willen entschlossen sey, unsäglichen Mühseligkeiten sich zu unterziehen, den größten Gefahren sich preis zu geben, und jedes, selbst das schwerste Opfer zu bringen. — Belehrt von dem hei-

*) J. 1124.

ligen Einsiedler Bernhard sowohl über den Charakter der Pommern und deren ganz sinnliche Anschauungsweise, als auch vorzüglich über die Ursache, warum dessen eigener Bekehrungsversuch mißlungen sey, sah nun Otto die Nothwendigkeit ein, sich bei diesem Volke mit einem äußern, in die Sinne fallenden Glanze und zahlreichem Gefolge zu umgeben, zugleich auch Reichthümer zur Schau zu stellen, um den Pommern begreiflich zu machen, daß er nicht gekommen sey, um von ihnen zu gewinnen, sondern im Gegentheile blos aus Liebe und um ihnen von seinen eigenen Schätzen noch mitzutheilen. Alle zum heiligen Opfer nöthige, theils goldene theils silberne Gefäße nebst herrlichen Meßgewändern wurden jetzt angeschafft, zugleich auch noch eine Menge kostbarer seidener Stoffe und Tücher und anderer prachtvoller Kleidungsstücke, um damit den Vornehmern der Nation reiche Geschenke machen zu können. Als alle diese Vorkehrungen getroffen waren, trat Otto in Begleitung mehrerer Priester, die er mit vieler Sorgfalt gewählt hatte, im April des Jahres 1124 seine Reise an. Zahllose Schaaren seiner Diöcesanen, die der Gedanke, ihren geliebten Bischof vielleicht nie mehr wieder zu sehen, mit Trauer und Jammer erfüllte, begleiteten ihn noch weit über die Grenzen des Bisthums, und alles Volk zerfloß in Thränen, als Otto endlich von ihm Abschied nahm, seinen Segen ihm ertheilte und, um es zu trösten, die Versicherung gab, daß er ganz gewiß nach einiger Zeit zu seiner, seinem Herzen so theuern Heerde wieder zurückkommen werde.

16. Otto nahm seinen Weg über Böhmen. Da der Ruf seiner Heiligkeit sich schon in allen Ländern verbreitet hatte, so drängte sich überall das Volk haufenweise herbei, um nicht nur seine Hände, sondern sogar seine Fußstapfen zu küssen. Auch in Prag ward ihm der glänzendste Empfang. Der Herzog mit sei-

nem ganzen Hofe, der Erzbischof mit der gesammten Geistlichkeit und eine Menge der Einwohner gingen ihm in feierlichem Zuge entgegen, begrüßten ihn auf das ehrerbietigste und bezeugten ihm ihre Freude, einen so großen, von Gott so hochgestellten Bischof, wenn auch nur auf kurze Zeit, in ihrer Mitte zu sehen. — Angekommen an Schlesiens Grenze, fand er dort, da diese Provinz damals Polen gehörte, schon Abgeordnete des Herzogs Boleslav, die ihn im Namen ihres Herrn bewillkommten und den Auftrag hatten, ihn nach Gnesen zu führen und während dieser Reise für alle nur gedenkbaren Bequemlichkeiten sowohl für Otto selbst als auch dessen ganzes Gefolge die größte Sorgfalt zu tragen. — Zweihundert Schritte vor Gnesen kamen der Herzog, dessen sämmtliche Magnaten, die ganze Geistlichkeit und der größte Theil der Einwohner baarfuß dem heiligen Bischofe entgegen. Der Herzog hatte auch seine noch sehr zarten Kinder bei sich, die auf Geheiß des Vaters dem Bischofe die Füße küßten und hierauf den bischöflichen Segen erhielten. — Acht Tage blieb Otto bei dem Herzog in Gnesen. Während dieser Zeit wurden die Vorräthe und alle zu weiterer Fortsetzung der Reise nöthigen Bedürfnisse, wie auch, um diese fortzuführen, ein langer Zug von Wagen und Fuhrwerken herbeigeschafft. Auch das Gefolge des Bischofs ward von dem Herzog sehr bedeutend vermehrt. Boleslav gab ihm drei seiner Kapläne als Gehülfen nebst einigen Dolmetschern mit, dabei auch noch eine Schaar von seiner Leibwache unter dem Befehl des Obersten Paulizki, eines sehr verständigen Mannes, der die pommersche Sprache mit Geläufigkeit sprach, eine natürliche Beredsamkeit besaß und, da er jetzt sich den Pommern nicht blos als Befehlshaber der unter ihm stehenden Soldaten, sondern auch als Bevollmächtigter des polnischen Herzoges zeigen sollte, durch seine Unerschrockenheit, Gegenwart des Geistes und kluges und

gewandtes Benehmen dem heiligen Bischofe während dessen Aufenthalt in Pommern sehr wesentliche Dienste leistete. — Als der ganze Zug sich in Bewegung setzte, hatte er, wegen der Menge der Menschen, der vielen Pferde, Saumthiere und Fuhrwerke, vollkommen das Ansehen eines kriegerischen Heerzuges, wofür ihn auch anfänglich die Pommern hielten und nicht wenig darüber erschracken. Sechs Tage lang zogen Otto und dessen zahlreiches Gefolge durch polnisches Gebiet. Die Reise war ziemlich beschwerlich, denn ihr Weg führte sie auch durch einen langen dunkeln Wald, an dessen sumpfigen Stellen Pferde und Fuhrwerke oft so tief einsanken, daß sie nur mit großer Mühe wieder in Bewegung gesetzt werden konnten *). Am siebenten Tage kamen sie endlich bei Usez an den Ufern der Netze an, welche die Grenzscheide zwischen Polen und Pommern bildete.

17. Otto blieb einstweilen auf der südlichen Seite des Flusses, wo er den Herzog Wratislav erwartete, der auch, weil schon von seinem Oberherrn, dem Herzog Boleslav, von der nahen Ankunft des Bischofes unterrichtet, auch an demselben Tage noch ankam und, da er selbst ein heimlicher Christ war, den heiligen Otto auf das zärtlichste umarmte. Auch Herzog Wratislav vermehrte das Gefolge des Bischofes, indem er mehrere Wegweiser und auch Beamten bei ihm zurückließ, welche Letztern den Auftrag hatten, dafür zu sorgen, daß auf allen herzoglichen Burgen und Gütern in ganz Pommern der heilige Otto und dessen Gefolge stets zuvorkommende Aufnahme und Unterhalt fänden.

*) Diesen Durchgang hatte Herzog Boleslav noch gar nicht lange, sondern erst vor seinen beiden letzten Feldzügen gegen die Pommern im Walde hauen lassen, um nämlich seinem Heere den Einmarsch in das feindliche Land zu erleichtern.

Otto machte dem Herzoge einen kostbaren Mantel und einen elfenbeinernen Stock zum Geschenke, worauf beide sich trennten, Otto über den Fluß ging und unter der Leitung der pommerschen Führer die Richtung auf Pyriz nahm, dem ersten, nicht ferne von der polnischen Grenze liegenden, etwas bedeutenden Orte. — „Nach dem Uebergang über den Fluß," erzählt der unbekannte Lebensbeschreiber des heiligen Otto, „erblickten wir nur wenige Dörfer, die meisten waren von den Polen bei ihrem letzten Einfall zerstört worden. Indessen fanden wir doch in einem halbzerstörten Dorfe ungefähr gegen dreißig Einwohner, die sich hier seit einiger Zeit wieder gesammelt hatten, bei dem Anblicke des zahlreichen und zum Theile bewaffneten Gefolges des Bischofes erschracken, daher auch auf die Frage: ob sie den christlichen Glauben annehmen wollten, sich sogleich zu den Füßen des Bischofes warfen und die heilige Taufe verlangten." — Alle dreißig wurden von dem Bischofe getauft, und dieser freuete sich um so mehr darüber, diese Erstlinge eines heidnischen Volkes Jesu Christo gewonnen zu haben, da er die Zahl 30 als eine, gesegneten Erfolg verkündende, mystische Zahl betrachtete, die nämlich aus den beiden Zahlen 3 und 10 bestände, wovon die eine die heilige Dreieinigkeit, die andere die zehn Gebote Gottes bezeichnete *). — Nach einer kleinen Reise von drei Tagen kamen die christlichen Be-

*) Diese Art Mystik lag in dem damaligen Geiste der Zeit. Darüber eine hämische Bemerkung machen zu wollen, dieß kann blos ein, an geistigem Vermögen völlig Verarmter sich allenfalls erlauben. Es ist ja doch nichts begreiflicher, als daß eine, Gott gänzlich und ohne allen Vorbehalt ergebene Seele, die nur in Gott lebt, nur in Beziehung auf Gott alles sieht, liebt oder nicht liebt; daß, sagen wir, eine solche Seele in jedem auch noch so geringfügig scheinenden Umstande stets etwas, auf Gottes unendliche Güte und Barmherzigkeit sich beziehendes Mystisches zu erblicken glaubt.

kehrer endlich in der Umgebung von Pyriz an. Als sie sich aber der Burg näherten, bemerkten sie eine Masse von Menschen, bei 4000 an der Zahl, die dort aus der ganzen umherliegenden Gegend zusammengekommen waren, um mit Gesang, Tanz und andern Lustbarkeiten ein großes heidnisches Fest zu feiern. Da es schon sehr spät war, um eilf Uhr des Nachts, hielt es Otto einer klugen Vorsicht nicht angemessen, jetzt bei Nachtzeit und mithin noch während der lärmenden Festfeier einer aufgeregten und von Trank, Tanz und Lust berauschten Volksmenge in die Burg einzuziehen. Die Leute des Bischofes machten also Halt und schlugen ihre Zelten auf, brachten aber die ganze Nacht schlaflos zu, indem das fortwährende wilde Geschrei der Heiden sie in beständiger Besorgniß eines unvermutheten Ueberfalles erhielt.

18. Aber kaum war der Morgen angebrochen, als auf das Geheiß des Bischofes Paulizki, in Begleitung der von dem Herzog Wratislav zurückgelassenen Beamten, sich nach dem Schloß begab, wo der Feier des Festes wegen der ganze Adel der umliegenden Gegend versammelt war. Nachdem Paulizki die pommerschen Herren im Namen der beiden Herzoge begrüßt hatte, machte er deren Befehl ihnen bekannt, nämlich daß sie den Bischof, der, um die christliche Religion in dem Lande zu predigen, kommen würde, mit Ehrfurcht aufnehmen und ihn hören sollten. Der Bischof sey in seinem Vaterlande ein sehr angesehener, mächtiger und reicher Herr, der nichts von ihnen verlange, weil er nichts bedürfe und selbst des Reichthums im Ueberflusse besitze. Paulizki erinnerte sie hierauf an ihr, beim letzten Friedensschlusse gemachtes Versprechen, das Christenthum anzunehmen, führte ihnen auch in das Gedächtniß jene blutige, dem Friedensvertrag vorangegangene Niederlage zurück, die sie als eine göttliche

Strafe betrachten, daher durch längere Zögerung sich nicht ein ähnliches Strafgericht wieder zuziehen mochten. — Die pommerschen Herren begehrten Bedenkzeit, diese ward ihnen aber nicht gestattet. Der Bischof, sagte Paulizki, sey schon in der Nähe, und ihn noch länger warten lassen, würden die beiden Herzoge als eine Beleidigung, als eine Verachtung ihrer Person und ihrer Befehle betrachten. „Wie!" fragten jene jetzt, „der Bischof ist schon ganz in der Nähe?" „Allerdings," erwiederte Paulizki. „Nun," sagten jene wieder, „sind alle unsere Pläne vereitelt. Was wir also doch zu thun gezwungen sind, wollen wir lieber freudig und freiwillig thun. Wir sehen ohnehin, und wissen es schon aus langer Erfahrung, daß unsere Götter uns gegen den weit mächtigern Gott der Christen nicht zu schützen im Stande sind." — Sie traten nun in einem andern Zimmer zusammen und nahmen einen, dem, was sie so eben gesagt hatten, vollkommen entsprechenden Beschluß, theilten diesen dem Paulizki und den Gesandten des pommerschen Herzogs mit, und begaben sich in deren Begleitung zu dem noch auf dem Festplatze versammelten Volke. Man betrachtete es als eine besondere Fügung Gottes, daß die Volksmenge, die zur Feier des gestrigen Tages gekommen war, gegen ihre Gewohnheit beisammen geblieben und nicht schon nach Hause gegangen war. Als das Volk nun hörte, daß der Bischof schon so nahe sey, begehrte es ebenfalls unter lautem Geschrei, daß man ihn doch augenblicklich herführe, damit es ihn noch sehen und hören könne, bevor sie Pyriz verließen. Als Paulizki jetzt wieder in das christliche Lager zurückkehrte, begleiteten ihn dahin mehrere der pommerschen adelichen Herren, begrüßten, im Namen des Adels und des Volkes, den Bischof auf das ehrerbietigste und luden ihn zu sich ein mit der Versicherung, daß er ohne die mindeste Furcht vor irgend einer Beleidigung das Schloß be-

ziehen könnte; auch würden sie und alles Volk ihn freudig hören und seiner Lehre folgen. — Otto und dessen ganzes Gefolge begaben sich nun auf den Weg nach dem Schlosse. Als aber das Volk von ferne den langen Zug von Fuhrwerken, Wagen, Saumthieren, Reitpferden und die vielen damit heranziehenden Leute erblickte, ward es bestürzt und glaubte einem feindlichen Heere entgegen zu sehen. Sehr bald verschwand jedoch bei ihnen diese Furcht und nun stürzten sie schaarenweise freudig und froh und voll Neugierde und Bewunderung dem Zuge entgegen, begleiteten denselben, bis er vor dem Eingange des Schlosses auf einem freien, geräumigen Platze stehen blieb. Gutmüthig und ganz unbefangen mischten sich jetzt die heidnischen Pommern unter die angekommenen christlichen Fremdlinge, halfen diesen dienstfertig und vertraulich ihre Zelten aufschlagen und bewiesen sich gegen sie ganz arglos und auf alle Weise gefällig.

19. Der heilige Otto eilte jetzt, seinen ganzen bischöflichen Ornat anzulegen und dem versammelten Volke sich zu zeigen. Mit Hülfe eines Dolmetschers sprach er von einem erhöheten Orte herab zu der ihn umgebenden Menge, und seine, obgleich nur kurze und ganz einfache, aber von einem Hauche göttlicher Gnade befruchtete Rede machte auf alle Gemüther einen solchen Eindruck, daß alles Volk wie mit einer Stimme rief: „Wir wollen Christen werden!" den Bischof bittend, ihnen den nöthigen Unterricht in dem Christenthume zu ertheilen. — Sieben Tage unterrichteten nun der heilige Otto und dessen Gehülfen die Heiden in den wesentlichsten Glaubenslehren der christlichen Religion. Als der heilige Bischof hierauf sah, daß sie zum Empfang des Taufsacramentes hinreichend vorbereitet wären, gebot er ein dreitägiges Fasten und befahl, daß sie hierauf am vierten Tage sich baden,

ihre Körper reinigen, weiße und weißgewaschene Kleider anlegen und dann in der von ihm bezeichneten Stunde vor ihm erscheinen sollten. — Damit die Taufhandlung mit dem ihr geziemenden heiligen Ernste vollbracht werde, nichts Unanständiges sich mit einmische, was die Schamhaftigkeit verletzen und ehrbare Seelen von der Taufe abschrecken könnte, traf Otto folgende Vorkehrungen: Er ließ in gehöriger Entfernung von einander drei Taufanstalten errichten. Drei sehr geräumige Wannen wurden in die Erde eingesenkt, so daß deren Rand höchstens nur die Kniee eines Mannes berühren konnte, mithin das Hinabsteigen in das Wasser nicht der geringsten Beschwernis unterlag. Um diese Taufwannen ließ er ringsumher Pfosten in die Erde einschlagen, Stricke oben um sie herumspannen und an diesen lange, bis auf die Erde herabreichende Tücher befestigen, so daß man ein Zelt zu sehen glaubte. Der innere Raum unter demselben ward durch eine Scheidewand in zwei Theile getrennt. Diese Scheidewand bestand in einem leinwandenen Tuche, welches an einem quer durchgezogenen Seile befestiget, zwischen der Taufwanne und dem Priester und dessen Gehülfen, die ihm das Salböl und die Tücher zum Trocknen reichten, herabhing, so daß weder der Priester den Täufling, noch dieser den Priester sehen konnte. — Als die Täuflinge endlich an dem, ihnen gesetzten Tage ankamen, trennte der Bischof zuerst beide Geschlechter, ließ die Männer rechts und die Frauen links treten, hielt hierauf an alle eine gemeinschaftliche Rede, salbte sie mit Oel und sandte sie zum Empfang des Sacramentes. Kamen sie nun zu dem Eingang des Taufzeltes, so ging nur immer einer mit seinem Taufpathen hinein. Der Täufling gab hierauf das Gewand, mit dem er bekleidet war, wie auch die brennende Kerze, die er in der Hand trug, dem Pathen und stieg in die Taufwanne hinab. Sobald der taufende Priester hörte,

denn sehen konnte er es nicht, daß Einer in das Wasser gestiegen sey, schob er den Vorhang etwas zurück, tauchte den Kopf des Täuflings dreimal in das Wasser, salbte den Scheitel desselben mit dem heiligen Chrisam, legte ihm die Stola auf und zog dann den Vorhang wieder vor, worauf der Getaufte aus dem Wasser stieg, sein Gewand anlegte, welches der Pathe während der Taufhandlung vor sein Gesicht hatte halten müssen, und dann aus dem Zelte wieder hervortrat. — Diese Einrichtung, Ordnung und Behandlungsweise wurden nicht blos in Pyriz, sondern auch in allen übrigen Städten und Burgen beobachtet. Im Winter ließ Otto die heilige Taufhandlung in geheizten Sälen und mit nicht allzukaltem Wasser vollziehen. Auch hier waren, wie unter den Zelten, die Taufgefäße in den Fußboden eingesenkt, mit Tuch umhangen und die Priester durch einen Vorhang von ihren Täuflingen geschieden. Alle diese Vorkehrungen waren um so nothwendiger, als nach dem Gebrauche der damaligen Zeit die Täuflinge ganz nackt in das Taufwasser stiegen, man daher auch, um jeden Anstoß zu verhüten, nicht vorsichtig genug seyn konnte. — Die Anzahl der Getauften belief sich auf sieben Tausend. Der heilige Otto blieb jetzt noch einige Wochen in Pyriz, unterrichtete täglich das Volk und stärkte es im Glauben. Da es zur Erbauung einer Kirche an Zeit gebrach, ward auf Otto's Befehl einstweilen eine sehr geräumige Hütte errichtet und ein Altar hineingesetzt, den er selbst geweihet hatte. Dabei ließ er auch einen seiner Priester zurück, dem er alle zum Altardienste nöthige Geräthe mit dem Auftrage übergab, den Volksunterricht fleißig fortzusetzen und jeden Tag für die Bekehrung der Heiden das heilige Opfer darzubringen.

20. Mit inniger Rührung nahm jetzt der heilige Otto von seiner Erstlingsgemeinde Abschied und ging

von Pyriz nach Camin, der Residenz des Herzogs. Wratislav war abwesend, aber seine Gemahlin, die Herzogin Heila, empfing den Bischof mit unaussprechlicher Freude. Längst schon war sie eine Christin, aber unter lauter Heiden wandelnd, hatte sie ihren Glauben verheimlichen müssen, und eben daher war es für sie nun eine nur noch um so größere Wonne, daß sie ihren Glauben öffentlich bekennen durfte; denn da sie, während Otto's Aufenthalt in Pyriz, einige von ihren Leuten dahin gesandt hatte, die ihr von Allem, was dort geschah, Bericht erstatteten; so faßte sie nun ebenfalls Muth, verkündete allen ihren Leuten auf dem Schlosse den Gekreuzigten, sprach laut und öffentlich von der Heiligkeit und Schönheit des Christenthums, und ward auf diese Weise selbst eine Bötin des Heils — so daß, als Otto in Camin ankam, er die Stadt und ganze Umgegend schon zur Annahme des Christenthums vorbereitet fand. Einer ungemein reichen Erndte hatte der Bischof sich hier zu erfreuen. Schaarenweise strömte alles Volk aus der Stadt und der ganzen weit umliegenden Gegend herbei, um die heilige Taufe zu empfangen. Die Arbeit und Anstrengungen des Bischofs und seiner Gehülfen überstiegen jetzt jedes Maaß menschlicher Kraft, und, wenn nicht von Oben gestärkt, hätten sie offenbar denselben unterliegen müssen. Jeden Tag wurden viele Tausende getauft, so daß sogar die Albe *) des Bischofes und seiner Priester oft vornen und hinten von Schweiß trieften, und Otto bisweilen einige Augenblicke ausruhen mußte, um dann mit erneuerter Kraft zu seiner Arbeit zurückzukehren, die für ihn ein himmlischer, ihn wahrhaft beseligender Trost war. Indessen war auch der Herzog in seiner Residenz wieder angekommen. Als

*) Die Albe ist ein weißes, talarartiges Kleid aus Leinwand oder Baumwolle, das der Priester über sein gewöhnliches Kleid anzieht und dann darauf das Meßgewand anlegt.

denn sehen konnte er es nicht, daß Einer in das Wasser gestiegen sey, schob er den Vorhang etwas zurück, tauchte den Kopf des Täuflings dreimal in das Wasser, salbte den Scheitel desselben mit dem heiligen Chrisam, legte ihm die Stola auf und zog dann den Vorhang wieder vor, worauf der Getaufte aus dem Wasser stieg, sein Gewand anlegte, welches der Pathe während der Taufhandlung vor sein Gesicht hatte halten müssen, und dann aus dem Zelte wieder hervortrat. — Diese Einrichtung, Ordnung und Behandlungsweise wurden nicht blos in Pyriz, sondern auch in allen übrigen Städten und Burgen beobachtet. Im Winter ließ Otto die heilige Taufhandlung in geheizten Sälen und mit nicht allzukaltem Wasser vollziehen. Auch hier waren, wie unter den Zelten, die Taufgefäße in den Fußboden eingesenkt, mit Tuch umhangen und die Priester durch einen Vorhang von ihren Täuflingen geschieden. Alle diese Vorkehrungen waren um so nothwendiger, als nach dem Gebrauche der damaligen Zeit die Täuflinge ganz nackt in das Taufwasser stiegen, man daher auch, um jeden Anstoß zu verhüten, nicht vorsichtig genug seyn konnte. — Die Anzahl der Getauften belief sich auf sieben Tausend. Der heilige Otto blieb jetzt noch einige Wochen in Pyriz, unterrichtete täglich das Volk und stärkte es im Glauben. Da es zur Erbauung einer Kirche an Zeit gebrach, ward auf Otto's Befehl einstweilen eine sehr geräumige Hütte errichtet und ein Altar hineingesetzt, den er selbst geweihet hatte. Dabei ließ er auch einen seiner Priester zurück, dem er alle zum Altardienste nöthige Geräthe mit dem Auftrage übergab, den Volksunterricht fleißig fortzusetzen und jeden Tag für die Bekehrung der Heiden das heilige Opfer darzubringen.

20. Mit inniger Rührung nahm jetzt der heilige Otto von seiner Erstlingsgemeinde Abschied und ging

von Pyriz nach Camin, der Residenz des Herzogs. Wratislav war abwesend, aber seine Gemahlin, die Herzogin Heila, empfing den Bischof mit unaussprechlicher Freude. Längst schon war sie eine Christin, aber unter lauter Heiden wandelnd, hatte sie ihren Glauben verheimlichen müssen, und eben daher war es für sie nun eine nur noch um so größere Wonne, daß sie ihren Glauben öffentlich bekennen durfte; denn da sie, während Otto's Aufenthalt in Pyriz, einige von ihren Leuten dahin gesandt hatte, die ihr von Allem, was dort geschah, Bericht erstatteten; so faßte sie nun ebenfalls Muth, verkündete allen ihren Leuten auf dem Schlosse den Gekreuzigten, sprach laut und öffentlich von der Heiligkeit und Schönheit des Christenthums, und ward auf diese Weise selbst eine Bötin des Heils — so daß, als Otto in Camin ankam, er die Stadt und ganze Umgegend schon zur Annahme des Christenthums vorbereitet fand. Einer ungemein reichen Erndte hatte der Bischof sich hier zu erfreuen. Schaarenweise strömte alles Volk aus der Stadt und der ganzen weit umliegenden Gegend herbei, um die heilige Taufe zu empfangen. Die Arbeit und Anstrengungen des Bischofs und seiner Gehülfen überstiegen jetzt jedes Maaß menschlicher Kraft, und, wenn nicht von Oben gestärkt, hätten sie offenbar denselben unterliegen müssen. Jeden Tag wurden viele Tausende getauft, so daß sogar die Albe *) des Bischofes und seiner Priester oft vornen und hinten von Schweiß triefen, und Otto bisweilen einige Augenblicke ausruhen mußte, um dann mit erneuerter Kraft zu seiner Arbeit zurückzukehren, die für ihn ein himmlischer, ihn wahrhaft beseligender Trost war. Indessen war auch der Herzog in seiner Residenz wieder angekommen. Als

*) Die Albe ist ein weißes, talarartiges Kleid aus Leinwand oder Baumwolle, das der Priester über sein gewöhnliches Kleid anzieht und dann darauf das Meßgewand anlegt.

er den Bischof begrüßte, nannte er ihn seinen heiligen Vater, dem er mit seinem ganzen Hause angehören und in Allem ihm folgen wolle. Als Wratislav den Eifer und das Herbeidrängen der Menge sah, ward er mit heiliger Freude erfüllt über die unendliche Barmherzigkeit, die Gott diesem Volke erwies, und wußte nicht Worte zu finden, um dem heiligen Otto das Gefühl seiner Dankbarkeit auszudrücken. Auch Wratislav war schon in weit frühern Jahren, als Gefangener in Merseburg, Christ geworden. Da er aber, als er nach seiner Gefangenschaft wieder nach Pommern zurückkam, sich nicht öffentlich zum Christenthume bekennen durfte, so hatte er seit dieser Zeit noch mancherlei heidnische Gebräuche geübt, auch — was jetzt dem neu bekehrten Volke zu großer Aergerniß hätte dienen müssen — neben seiner Gemahlin noch vierundzwanzig Beischläferinnen unterhalten. Vor dem Bischofe und dessen Priestern, wie in Gegenwart seines Hofes und einer Menge Volkes, klagte nun Wratislav sich öffentlich seiner bisherigen, dem Geiste des Christenthumes so sehr widersprechenden Lebensweise an, entließ auf der Stelle alle seine Beischläferinnen, und betheuerte feierlichst für die Zukunft nie mehr die, seiner Gemahlin schuldige Treue zu verletzen. Dieses demüthige Bekenntniß des Herzogs machte auf alle Anwesenden, besonders auf die Vornehmern einen solchen Eindruck, daß die Letztern nun hierin ebenfalls größten Theils dem Beispiele ihres Herzoges folgten. Auf Befehl Wratislavs ward nun auch sogleich mit dem Bau einer Kirche angefangen, und da derselben von dem Herzoge, zum Unterhalt des Gottesdienstes und eines Priesters, die nöthigen Einkünfte angewiesen wurden; so ordnete auch Otto einen seiner Hülfspriester zum Vorstande dieser Kirche, gab ihm Meßbücher, wie alles, was zur Darbringung des heiligen Meßopfers nöthig war. Bis der Bau der neuen Kirche vollendet seyn würde, ward einstweilen

dem Priester und den Neubekehrten ein öffentliches Gebäude, in welches der Bischof einen, von ihm geweiheten Altar setzen ließ, zu ihren Versammlungen und frommen und heiligen Uebungen angewiesen. Zwar bekannten jetzt sämmtliche Einwohner von Camin und mehrere Tausende aus der umliegenden Gegend den wahren Gott; aber demungeachtet gab es, besonders auf dem Lande, doch noch Heiden, welche starrsinnig an ihren alten Götzen hingen. Unter diesen zeichnete sich vorzüglich eine Wittwe aus, die über dreißig Pferde und die dazu gehörigen Leute zu gebieten hatte; ein Beweis ihres großen Reichthums und daß sie zu der vornehmsten und reichsten Klasse der Nation gehörte. Diese unselige Wittwe wollte durchaus nichts von dem Christenthume wissen, verbot auch allen ihren Leuten auf das strengste, nach Camin zu gehen, um dort den Bischof zu sehen und zu hören. Ehre und Reichthümer, sagte sie, habe sie von ihren Göttern erhalten, diese werde sie also nie verlassen, um einen neuen Gott zu verehren, den ein Unbekannter in das Land gebracht hätte. Zu diesen Worten fügte sie gewöhnlich noch mancherlei andere Lästerungen hinzu. Als sie aber eines Tages abermals in dergleichen lästernde Worte ausbrach, erstarrte sie plötzlich an dem ganzen Leibe so, daß sie gar kein Glied mehr bewegen konnte. Erschrocken liefen ihre Diener und Dienerinnen herbei, baten sie ängstlich, daß sie die Macht des Christengottes anerkennen möchte. Leider war ihre Antwort nur wieder eine neue Lästerung, worauf sie jedoch sogleich todt zu Boden stürzte. Dieses schreckliche Ereigniß, wovon die Kunde sich schnell in der ganzen Gegend verbreitete, erzeugte überall eine so heilsame Furcht, daß Alle, die noch keine Christen waren, unverzüglich nach Camin zu dem Bischofe liefen, ihn inständig bittend, sie jetzt ebenfalls aufzunehmen. Auch die fünfhundert, meistens heidnische Soldaten, welche mit dem Herzoge nach Camin zurückgekommen waren, wünschten

jetzt ebenfalls unterrichtet zu werden, und verlangten die heilige Taufe. — Die Bekehrung der ganzen, nicht wenig bevölkerten Gegend war nun vollendet, und die Caminer erwiesen sich in ihrem Christenthume so eifrig, daß sie in der Stadt wie auf dem Lande alle Ueberreste des Heidenthums mit eigener Hand zerstörten.

20. Nach vierzigtägigem Aufenthalte in Camin verließ Otto, zur größten Betrübniß des Herzogs und dessen frommer Gemahlin, die Stadt. Er hatte beschlossen, nach Julin zu gehen, mußte demnach diese Reise zu Wasser machen*). Aus zarter Besorgniß für die christlichen Bekehrer, übertrug der Herzog die Ueberfahrt des Bischofes und dessen Gefolges einem Schiffsherrn aus Camin, Namens Domeslav, der schon ein Christ war und seiner Redlichkeit und Wohlhabenheit wegen unter allen seinen Mitbürgern in großem Ansehen stand. — Unter den Pommern selbst standen die Einwohner Julins in dem Rufe eines rohen, leicht zu entflammenden und dann im höchsten Grade kühnen und wilden Volkes, das noch überdieß schwärmerisch an seinen Götzen hing, und von keiner fremden Religion etwas hören wollte. Als man nun im Begriffe stand, bei Julin zu landen, gab Domeslav und dessen Sohn, den er mitgenommen hatte, dem Bischofe den Rath, jetzt, da es noch heller Tag sey, nicht in die Stadt einzuziehen, sondern bis zur einbrechenden Nacht auf dem Schiffe zu bleiben und erst bei nächtlicher Dunkelheit sich ganz unbemerkt in das herzogliche Schloß zu schleichen, wo sie alsdann in voller Sicherheit wä-

*) Ihre Pferde übergaben der Bischof und dessen Gefolg einstweilen dem Herzog, der sie auf so fette Weide führen ließ und überhaupt so trefflich für diese Thiere sorgte, daß sie, als der Bischof nach mehreren Monaten zurückkam, so stark und wohlgenährt aussahen, daß ihre Eigenthümer sich beinahe nicht mehr erkannten.

ren, indem zufolge der bestehenden Gesetze die Person eines Jeden, dem es gelungen wäre, in ein herzogliches Schloß sich zu flüchten, heilig und unverletzlich sey. Dieser Rath ward angenommen, aber die Unklugheit desselben bewiesen sogleich die Ereignisse des folgenden Tages. Bei dem ausgebreiteten Handel der Einwohner und deren großer bürgerlichen Betriebsamkeit waren gewöhnlich des Morgens schon sehr frühe alle Straßen der Stadt ungemein belebt. Als nun die Einwohner hörten, daß ein fremder Bischof, der ihnen eine neue Religion predigen wollte, mit einem zahlreichen Gefolge von Christen des Nachts in ihre Stadt gekommen wäre, und zwar ohne daß man von dessen Ankunft ihnen vorher auch nur die mindeste Kunde gegeben hätte, fanden sie sich nicht nur dadurch schon beleidigt, sondern sie geriethen auch noch in mancherlei andere Besorgnisse. Am meisten weckte ihren Argwohn der geheime, verstohlene, nächtliche Einzug der Fremden in das Schloß, was sie auf eine Weise deuteten, als wenn feindselige Absichten gegen sie darunter verborgen wären. Die ganze Stadt kam nach und nach in Bewegung. Auf allen öffentlichen Plätzen rotteten sich zahlreiche Pöbelhaufen zusammen, die nun einige unruhige Köpfe, welche, wie überall, auch hier am lautesten waren, bald so sehr in Wuth zu setzen wußten, daß sie, ohne alle Achtung für Gesetz und die Unverletzbarkeit des herzoglichen Asyls, mit Aexten, Schwertern, Wurfspießen und Keulen nach dem Schlosse stürmten. Schon baten die Priester und die Meisten aus dem Gefolge des Bischofes denselben, durch schleunige Flucht sich der ihm drohenden Gefahr zu entziehen. Aber Otto erklärte, daß er bleiben werde, und während nun Alles, was ihn umgab, schon zitterte und sich ängstigte, und Einige sogar aus Furcht in lautes Geschrei ausbrachen, verlor Otto auch nicht einen Augenblick das Gleichgewicht seiner Seele, blieb ruhig und freuete sich sogar im Geheim, daß er vielleicht jetzt

das, wonach er sich längst schon sehnte, nämlich die Märtyrerkrone erringen würde. Als jedoch der Andrang immer noch ärger ward, ließ er sich endlich bewegen, sich in ein, in dem Schloßthhurm, ebener Erde befindliches, aus starken Balken und Bohlen erbautes Zimmer zurückzuziehen; seiner Festigkeit wegen schien dieses volle Sicherheit zu gewähren; daher man auch in dasselbe, als den am besten verwahrten Ort, schon alle Kisten, Felleisen, heilige, zum Gottesdienste gehörigen Gefäße und Gewänder, sammt der Kasse und allen übrigen Kostbarkeiten des Bischofes gebracht hatte. Aber leider konnte auch dieses Bollwerk den Bischof und dessen Leute nicht schützen. Draußen unter dem Volke erhob sich furchtbares Geschrei, welches dem Bischofe und allen seinen Begleitern den Tod drohete, wenn sie nicht augenblicklich das Schloß und die Stadt verließen; und als demungeachtet Otto doch noch zögerte, griff die aufgeregte Menge den Thurm mit der größten Gewalt an; die Kühnsten stiegen auf das Dach, durchbrachen dasselbe und fingen nun an, auch die Seitenwände einzuhauen. Offenbar schwebte jetzt das Leben des Bischofes in der größten Gefahr. Aber nun sprang der unerschrockene Palizky, die Abgeordneten Wratislavs mit sich ziehend, mitten unter die tobende Menge, erhob seine Stimme, schrie aus allen Kräften, machte Zeichen mit den Händen und bewirkte endlich wenigstens so viel Stille, daß man ihn hören konnte. „Ich bin," sprach er dann, „der Bevollmächtigte des Herzogs von Polen, und diese an meiner Seite sind Abgeordnete euers eigenen Herzoges. Wie könnt Ihr es wagen, Euch gegen uns zu empören? Wer von uns hat Euch nur das mindeste Leid zugefügt?" — „Wir haben," schrie jetzt das Volk wie mit einer Stimme, „nichts gegen Dich und die Abgeordneten unseres Herzoges; aber die Fremden sollen aus unserer Stadt fort, und lieber wollen wir sie alle erwürgen, als nur einen Augen-

blick noch länger sie hier dulden." — „Nun," erwiederte Paulizky, „wenn Ihr sie durchaus nicht annehmen wollet, so lasset sie doch wenigstens ruhig wieder abziehen." Als dieß genehmigt ward, eilte Paulizki sogleich wieder zu dem Bischofe. „Gnädiger Herr," sagte er zu ihm, „es ist jetzt keine Zeit mehr zu verlieren, unverzüglich müssen wir das Schloß und die Stadt räumen." Er faßte hierauf den Bischof an der Hand und führte ihn und die Geistlichen mitten durch die Volkshaufen hindurch. Anfänglich ging es ganz gut. Als sie aber auf eine über einen tiefen Morast führende Brücke kamen, konnte ein ganz gemeiner, aber durch Stärke und Wildheit sich auszeichnender Kerl seinen Grimm nicht länger zurückhalten und suchte mit einem starken Knüttel, den er in der Hand hatte, dem Bischof auf den Kopf einen Schlag zu versetzen, der ihn vielleicht tödtlich verwundet haben würde. Aber zum Glück entging Otto durch eine schnelle Beugung seines Hauptes dem fürchterlichen Schlage, empfing ihn aber auf seine Schulter, wobei auch sein Knie, jedoch nicht sehr stark, blutig verletzt ward. Dem Beispiele des Wüthenden folgten nun auch bald noch andere Wüthenden. Ein Hagel von Knütteln, Keulen und Stöcken flogen nach dem Bischof, und von einem derselben heftig getroffen, stürzte er von der Brücke in den Koth. Schnell sprang ihm Paulizki nach, zog ihn aus dem Schlamme, half ihm wieder auf die Brücke und diente ihm mit seinem eigenen Körper gegen das noch immer fortwährende Werfen und Schlagen zur Schutzwehr. Aber desto mehr Prügel erhielt jetzt er selbst, wie auch die den Bischof begleitenden Geistlichen, und wahrscheinlich würden noch größere Unfälle sie erwartet haben, wäre es nicht einigen der vornehmeren und besonnern Einwohnern gelungen, das Volk zu beschwichtigen, und wenigstens so viel bei ihm zu bewirken, daß es die schon so sehr Mißhandelten jetzt doch ruhig weiter ziehen ließ; und als diese

endlich eine, am Ende der Stadt über einen See führende Brücke überschritten hatten, warfen sie dieselbe hinter sich ab und sicherten sich dadurch gegen einen neuen Anfall des ihnen von Ferne folgenden Pöbels.

21. Als sie nun in das Freie gekommen waren, fingen auch Otto's Begleiter wieder freier aufzuathmen an. Der Bischof ließ jetzt sein Gefolg zählen, und dankte Gott mit lauter Stimme, als auch nicht ein Einziger davon fehlte. Aber mit wehmüthigem Tone sagte der Heilige zu denen, die ihn umgaben: „Alle meine Hoffnung ist mir abermals vereitelt worden. Ich hatte die Palme schon in den Händen; aber Du," sich gegen Paulizki wendend, „hast sie meinen Händen wieder entrissen." — „Ich glaube doch, heiliger Vater!" erwiederte Paulizki, "Du hast der Schläge, Stöße und Mißhandlungen genug empfangen." — „O, bei weitem nicht," rief Otto schmerzhaft aus," so viel als ich wünschte, denn Dein Geiz hat mir abermals alles Verdienst geraubt*)." — In der Erwartung, daß in den Gesinnungen der Einwohner von Julin vielleicht eine Aenderung eintreten könnte, hielt sich Otto noch gegen zehn Tage außerhalb der Stadt auf. Wirklich täuschte er sich auch nicht gänzlich in seiner Hoffnung; denn schon am folgenden Tage kamen mehrere städtische Vorsteher und einige der vornehmern Einwohner zu ihm, entschuldigten sich wegen des Vorgefallenen, warfen alle Schuld davon auf einige Hitzköpfe, welche den Pöbel zu jenem Auflaufe und den dabei vorgefallenen Unord-

---

*) Der heilige Otto wollte damit nur sagen, daß Paulizki, indem er durch sein frommes Bestreben, die Person des Bischofes zu beschützen, alle Schläge und Stöße von demselben abgewandt und auf sich genommen, eben dadurch aus bloßem Geize nach christlichen guten Werken, den Bischof alles Verdienstes beraubt, und dieses sich selbst eigen gemacht habe.

nungen aufgeregt hätten; natürlich sprach jetzt Otto mit denselben auch von dem Christenthume und bat und ermahnte sie zur Annahme desselben. Er erinnerte sie an die Macht des Herzoges von Polen, und daß dieser ganz gewiß die ihm, dem Bischofe, und seinen Geistlichen zugefügten Mißhandlungen als grobe Beleidigungen seiner eigenen Person betrachten würde, was dann ganz begreiflicher Weise für die Einwohner Julins sehr gefährliche Folgen herbeiziehen müßte, wenn sie nicht anders, durch schleunige Annahme des Christenthumes, ihr Verbrechen einigermaßen wieder zu tilgen suchten. Die städtischen Vorsteher sahen dieß wohl ein, begehrten aber Bedenkzeit, indem sie eine so ungemein wichtige Angelegenheit erst noch mit ihren Mitbürgern reiflich überlegen müßten. — Während dieser Zeit gingen nun auch die, in Julin wohnenden, heimlichen Christen bei dem Bischofe ungehindert hin und her, brachten ihm Lebensmittel und sorgten auf alle Weise für seine Bequemlichkeit; wofür aber auch der Heilige durch himmlische Tröstungen ihnen überschwänglich lohnte. Besonders zeichnete sich bei dieser Gelegenheit noch ein Bürger von Julin aus, Namens Nadeva, der, obgleich noch ein Heide, dennoch öfters mit seinem Sohne zu dem Bischofe kam, ihn sehr gerne hörte, und ein großes Verlangen zeigte, immer mehr und mehr über das Christenthum belehrt zu werden. — Nach einer Berathung von mehreren Tagen ließen endlich die Juliner dem heiligen Bischofe sagen: In ganz Pommern sey Stettin die älteste und angesehenste Stadt; es würde also für sie höchst ungeziemend seyn, eine neue Religion anzunehmen, bevor noch die Stettiner dieselbe genehmiget und angenommen hätten; sie wären demnach entschlossen, sich hierin ganz nach dem Beispiele Stettins zu benehmen*). Als die heimlichen Christen, die indessen

*) Diesem Vorschlag lag offenbar noch ein anderes, blos weltkluges Motiv zum Grunde. Zwischen Julin und

den Bischof besucht hatten, dieses hörten, baten sie dringend den heiligen Otto, diese Reise doch sogleich zu unternehmen, indem, wenn Stettin das Christenthum annähme, auch Julin seinem Versprechen gemäß dazu verbunden wäre, und sie alsdann nicht länger mehr ihre christliche Gesinnung verheimlichen müßten, sondern laut und öffentlich ihren Gott bekennen und anbeten dürften.

22. Otto segelte also jetzt mit seinem Gefolge nach Stettin. Ihn begleitete dahin auch der so eben erwähnte redliche Nadeva, der sogar drei mit auserwählten Lebensmitteln beladene Boote mit sich führte. Als man sich aber der Stadt zu nähern anfing, segelte Nadeva in aller Stille wieder zurück, und zwar, wie er selbst sagte, aus Besorgniß, daß, wenn die Stettiner das Christenthum nicht annehmen sollten, sie ihm alsdann zürnen und den Vorwurf machen würden, daß er es sey, der den Bischof in ihre Stadt gebracht habe. — Am 24. August des Jahres 1124 landete Otto mit seinem Gefolge in der Abenddämmerung, und zog hierauf sogleich in die herzogliche Burg. Aber durch Erfahrung kluger gemacht, begab sich Paulizki mit den Beamten des Herzoges Wratislav am folgenden Morgen sogleich nach dem Stadthause und erklärte den Vorstehern, daß er ein Bevollmächtigter des mächtigen Herzoges von Polen, und seine Begleiter Abgeordnete des Herzoges Wratislav wären. Beide Herzoge hätten ihnen den

---

Stettin nämlich bestand ein ungemein lebhafter Handelsverkehr; die Juliner befürchteten daher, daß, wenn sie eine neue Religion annähmen, mithin gerade in diesem wichtigsten aller Verhältnisse sich von den Stettiner trennten, dadurch auch das bisherige gute Vernehmen zwischen beiden Städten fühlbar erkalten, und endlich gar in eine, immer tiefer wurzelnde gegenseitige Abneigung und Feindschaft übergehen könnte; was dann begreiflicher Weise ihrem Handel und ihrer Schifffahrt große Nachtheile bringen würde.

Auftrag gegeben, den ehrwürdigen und heiligen Bischof nach Stettin zu führen, daß er dort, wie er schon in andern Städten Pommerns gethan, auch ihnen das Christenthum bekannt mache und es in ihrer Stadt und der ganzen umliegenden Gegend einführe. Dieser kurzen Erklärung fügte Paulizki noch eine sehr ernste, mit großen Versprechungen und nicht minder großen Drohungen verbundene Ermahnung zur Annahme des Christenthums hinzu. Dieser Vortrag des edeln Paulizki fand jedoch bei den Vorstehern nichts weniger als eine günstige Aufnahme. „Wir werden," sagten sie, „unsere Verfassung und die von unsern Vätern geerbte Religion, wobei wir schon seit so vielen Jahren glücklich und zufrieden lebten, nie gegen einen fremden, uns unbekannten Cultus vertauschen. Zudem haben wir gehört, daß es unter den Christen Diebe, Mörder und Straßenräuber gebe, und daß sie eine grausame und unmenschliche Justiz unter sich eingeführt hätten. Man haue bei den Christen den Leuten Hände und Füße ab und reiße ihnen die Augen aus dem Kopfe; und von einer Nation, bei der solche Gräuel herrschten, würden sie nie deren Religion annehmen." Allen fernern Bemühungen des Paulizki, ihnen vernünftigere Begriffe von der christlichen Religion beizubringen, setzten sie stets dieselben Einwürfe entgegen. Indessen ließen sie den Bischof und dessen Leute in dem ruhigen Besitze des Schlosses; auch durften die Christen, ohne die mindeste Furcht vor irgend einer Beleidigung, sich in der ganzen Stadt verbreiten; wollten sie aber von dem Christenthume sprechen, dann fanden sie nirgends Gehör. In der Erwartung einer vielleicht doch noch in den Gesinnungen der Einwohner eintretenden Aenderung, verweilte der Bischof mehrere Wochen in der Stadt und suchte nun auf andere Weise, nämlich durch Ausübung einer Menge Werke christlicher Barmherzigkeit, den Heiden ihre Vorurtheile gegen das Christenthum zu benehmen. Er kaufte

Gefangene los, labte sie mehrere Tage bei sich mit Speise und Trank, ließ sie neu kleiden, gab ihnen Geld und schickte sie, voll Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter, in ihr Vaterland zurück. Diese unerhörte Milde und Freigebigkeit gewannen ihm im Stillen schon viele Gemüther *), besonders da sein anziehendes Aeußere, seine edle, selbst unwillkürlich Ehrfurcht einflößende, würdevolle Haltung, und die fromme Hoheit, die auf seiner Stirne thronte, ihn immer mehr zu einem allgemeinen Gegenstande der Bewunderung und Verehrung machten. — Als endlich einige Wochen in fruchtloser Erwartung verflossen waren, beschlossen der heilige Otto und seine Geistlichen, den Paulizki und die pommerschen Bevollmächtigten nach Polen zu senden, um dem Herzoge Bericht über ihre Lage in Stettin zu erstatten, auch ihn zu fragen, ob sie, da bei der Einwohner entschiedener Abneigung gegen das Christenthum, ihr längerer Aufenthalt unnütz seyn würde, nicht Stettin sogleich verlassen und wieder nach Polen zurückkehren sollten. Als die Einwohner dieß hörten, regten sich in ihnen mancherlei Besorgnisse. Sie kannten den Eifer des Herzoges für das Christenthum, sie kannten die Macht und Strenge desselben, und das Andenken an ihre Niederlage bei Damm war bei ihnen noch lange nicht erloschen. Nachdem sie sich jetzt eine kurze Zeit mit einander berathen hatten, beschlossen sie, einer gebieterischen Nothwendigkeit zu weichen, und ebenfalls das Christenthum anzunehmen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Herzog von Polen ihnen einen Theil des von ihm der

*) Nach ihrer heidnischen Denkweise glaubten sogar einige, daß einer ihrer Götter in menschlicher Gestalt unter ihnen erschieneu sey, und staunten nun um so mehr, als Otto ihnen betheuerte, daß er selbst nicht nur kein Gott sey, sondern kaum einer der geringsten und unwürdigsten Diener jenes einzigen, großen, allmächtigen Gottes, welchen ihnen zu verkündigen, er nach Pommern gekommen wäre.

Stadt Stettin auferlegten Tributs erlasse, ihnen festen, dauernden Frieden verspreche, und diese Zusagen durch eine, in Gegenwart der Abgeordneten ausgefertigte schriftliche Urkunde bekräftige. Diesen Entschluß machten sie dem heiligen Otto bekannt, ihn zugleich bittend, zu genehmigen, daß sie mit seinen Abgeordneten auch Einige der Ihrigen an den Herzog sendeten; worauf nun auch gleich am folgenden Tage sowohl Otto's als auch der Stettiner Gesandten die Reise nach Polen antraten.

23. Da Stettins Einwohner jetzt schon ein so wichtiges Zugeständniß gemacht hatten; so glaubte auch der heilige Otto, ihnen einstweilen und bis zur Rückkehr der Gesandten, Christum und dessen heilige Lehre ungestört verkündigen zu können. Zweimal in der Woche, nämlich an den gewöhnlichen Marketagen, erschien der heilige Otto, geschmückt mit seinem ganzen bischöflichen Ornate, und seine Geistlichen in ihrer feierlichen priesterlichen Kleidung, unter Vortragung des Kreuzes auf dem Markte und predigte dem allda jedesmal zahlreich versammelten Volke von der Erkenntniß des wahren Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele und jener noch weit größern Glorie und Herrlichkeit, welche erst jenseits des Grabes alle die erwarteten, welche in ihrem Leben an Jesum geglaubt und dessen heiligen Gebote befolgt hätten. Als es bekannt ward, daß Otto an jedem Markttage predigte, strömte auch aus entferntern Gegenden das Landvolk herbei, weniger seiner Marktgeschäfte wegen, als blos um den christlichen Bischof zu hören, und zwar mit einer Aufmerksamkeit, die mit Grund eine immer fester werdende innere Ueberzeugung hoffen ließ. Aber demungeachtet wollte sich doch niemand noch zur Annahme des Christenthumes bekennen, wahrscheinlich weil sich immer einer vor dem andern noch fürchtete. Diese Verstocktheit, wofür der Heilige es hielt, berührte ihn

äußerst schmerzhaft, nicht ahnend, daß, ihm selbst unbewußt, auf seinen bisherigen Predigten schon überschwenglicher Segen von Oben gewaltet hätte. Den ersten Trost, den der Himmel dem heiligen Otto schickte, brachten demselben zwei edle Jünglinge aus einer der angesehensten und reichsten Familien der Stadt. Schon öfters hatten sie zwar den Predigten des Bischofes beigewohnt; aber von Wißbegierde, oder vielmehr von der Gnade Gottes getrieben, wollten sie ihren Durst nach Wahrheit unmittelbar an der Quelle derselben löschen und machten daher dem heiligen Bischof einen Besuch in seiner Wohnung. Mit seiner gewöhnlichen, alle Herzen gewinnenden Freundlichkeit nahm Otto sie auf und beantwortete alle ihre Fragen, besonders über die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung der Todten und ein ewiges, im Sitze der Seligen in unaussprechliche Wonne zerfließendes Leben, mit solcher Klarheit und Entschiedenheit, daß die beiden Jünglinge gleich am andern Tage, wie auch auf dem darauf folgenden ihre Besuche wiederholten, aber auch schon am dritten Tage mit glühendem Verlangen von dem Bischofe die heilige Taufe begehrten*). Otto behielt sie nun mehrere Tage

*) Die Idee der Unsterblichkeit der Seele, wie auch die Vorstellung von einem Ort der Belohnung und Strafe in der andern Welt, waren dem heidnischen, scandinavischen Religionssystem nicht fremd, konnten daher auch den Pommern nicht ganz unbekannt seyn. Ihre Begriffe davon waren jedoch nur dunkel und verworren, und konnten, weil durch nichts verbürgt, auch auf ihr Leben keinen, nur einigermaßen bemerkbaren Einfluß haben. Dasselbe war auch der Fall bei den alten Griechen, selbst in den Zeiten ihrer schönsten Blüthe. Sogar jene, welche in den eleusinischen Geheimnissen eingeweihet waren, hatten von Unsterblichkeit der Seele, von Fortdauer des Lebens nach dem Tode, von künftiger Strafe oder Belohnung nur blose Ahnungen; denn ihre Begriffe davon waren so ungemein schwankend, daß sie ihnen keinen ihrer Zweifel lösen, mithin auch nicht

bei sich, welches um so leichter geschehen konnte, da der Vater der beiden Jünglinge abwesend war, und die Mutter, welcher die öftern Besuche ihrer Söhne bei dem Bischofe nicht unbekannt waren, dießfalls kein Hinderniß in den Weg legte. Während dieser Tage gab ihnen der Bischof in allen Hauptlehren des Christenthums noch nähern Unterricht, gebot ihnen eines Tages endlich, am folgenden Morgen sich zu baden, ihre Körper zu reinigen, weiße Kleider anzulegen und dann mit brennenden Kerzen in den Händen, in voller Reinheit des Herzens wie des Körpers sich ihm darzustellen. Mit freudigem Herzen thaten die Jünglinge, wie ihnen war geboten worden, und erhielten nun auch, wonach sie sich mit heiliger Sehnsucht gesehnt hatten, das Sacrament der heiligen Taufe. Aber auf wunderbare Weise ergossen sich jetzt sichtbar auf die Neugetauften die Gaben des heiligen Geistes; denn als sie aus der Quelle des Heiles wieder herausgestiegen, glänzten himmlische Ruhe und englische Reinheit auf ihrem Gesichte, und in jedem Zuge desselben spiegelte sich das, in ihnen nun wiederhergestellte Ebenbild Gottes. Staunend sahen die beiden Brüder einander an, während der bei ihnen stehende heilige Bischof in anbetendem Dank sein Herz und seine Hände zu Gott erhob. — Wenige Tage darauf ließ sich auch die Mutter der beiden Jünglinge zu einem Besuche bei dem Bischofe ansagen. Da sie eine sehr angesehene, reiche und vornehme Frau war, wollte er sie auch mit aller, ihrem Range gebührenden Achtung und Aufmerksamkeit empfangen.

---

die mindeste Gewißheit geben konnten. Wohl mögen einige Weisen eine Ausnahme gemacht haben, wie z. B. die Lichtseele Socrates, obgleich auch dieser seinen Schülern sagte, daß die bloße Hoffnung — (also nicht Gewißheit) — auf Unsterblichkeit der Seele, und deren ewigen Fortdauer schon so schön und entzückend sey, daß sie jedes, selbst das größte Opfer würdig wäre.

Er erwartete sie daher vor seinem Hause, auf einer Rasenbank sitzend, alle seine Geistlichen rings um ihn her, und zu seinen Füßen die beiden Jünglinge in ihrem weißen Taufkleide. Als diese ihre Mutter kommen sahen, eilten sie derselben entgegen; aber statt einer zärtlichen Umarmung, sank sie bei dem Anblicke ihrer Söhne in Ohnmacht. Schnell sprangen der Bischof und dessen Geistlichen zu ihrer Hülfe herbei, und in der Meinung, daß Verdruß über das Geschehene ihr diesen Zufall zugezogen hätte, wollten sie nun dieselbe zu trösten anfangen. Aber bald benahm die ehrwürdige Matrone ihnen ihren Irrthum. „Nicht Verdruß," sagte sie, „sondern Uebermaß der Freude hat mir diesen leichten Anfall zugezogen. Längst schon flehete ich zu Gott aus dem Innersten meiner Seele, daß Er meinen Söhnen geben möchte, was Er ihnen nun wirklich geschenkt hat," und in überströmendem Gefühle mütterlicher Zärtlichkeit und überwallender Dankbarkeit sich zu dem Bischofe wendend, nannte sie ihn ihren Vater, ihren Herrn und einen der ganzen Stadt heilbringenden Engel Gottes. In halb prophetischem Geiste kündigte sie dem Bischofe nun an, daß, obgleich seine Bemühungen bisher dem Scheine nach fruchtlos gewesen wären, er doch einer reichen Erndte, die er hier für Christum gewinnen würde, mit fester Zuversicht entgegen sehen dürfte. Sie erzählte ihm hierauf, daß sie selbst eine geborene Christin sey. Als eine noch zarte Jungfrau wäre sie in ihrem Vaterlande geraubt, nach dem heidnischen Pommern gebracht, und weil man sie für sehr schön gehalten, mit dem reichsten und angesehensten Einwohner von Stettin vermählt worden. Bisher habe sie ihr Christenthum verheimlichen müssen. „Aber jetzt," fügte sie hinzu, „hat deine Gegenwart, heiliger Bischof! mich mit solchem Muth belebt, daß ich nun ohne alle Scheu und Zurückhaltung meinen Glauben nicht nur vor meiner sämmtlichen zahlreichen Dienerschaft, sondern auch vor allen

meinen Verwandten, Freunden und Nachbarn öffentlich bekennen, und auch diese zur Annahme desselben ermahnen werde. Die beiden Jünglinge kehrten nun mit ihrer Mutter in ihre Wohnung zurück, und da die acht Tage nach der Taufe jetzt vorüber waren, sie daher ihre weißen Taufgewande ablegten, bekleidete sie der Bischof mit zwei Leibröcken von dem feinsten Tuche, die an dem Kragen, wie an den Näthen und an den Schultern und Armen mit goldenen Franzen besetzt waren. Dazu schenkte er ihnen noch zwei, reich mit Gold besetzte Gürtel; auch der Mutter machte Otto einen prächtigen Pelz von Grauwerk zum Geschenke. Die fromme Frau, treu ihrer dem Bischofe gemachten Zusage, zögerte nun nicht, allen ihren Hausgenossen, Freunden und Nachbarn die Bekehrung ihrer beiden Söhne bekannt zu machen, sprach hierauf so salbungsvoll von der Würde und Erhabenheit des Christenthums, von der Größe, Heiligkeit und unendlichen Barmherzigkeit des Gottes der Christen, daß sie sämmtlich zu dem Bischofe eilten, ihn um Unterricht baten, die heilige Taufe verlangten und nach gehöriger Vorbereitung auch von ihm in die Quelle des Heils getaucht wurden. Aber nun kam der Gemahl der edeln Frau von seiner Reise zurück. Da er, als er sich der Stadt näherte, unterweges schon erfuhr, was in seinem Hause vorgefallen war, entflammte er anfänglich in wüthendem Zorn. Aber Gott, der die Herzen aller Menschen in seiner Hand hat, verwandelte schnell den grimmigen Tiger in ein sanftes Lamm. Mit aller Zärtlichkeit umarmte er seine Söhne und deren Mutter, hörte mit immer steigendem Erstaunen, was sie ihm von der Hoheit und Heiligkeit des Bischofes erzählten, zögerte daher nicht ihn zu besuchen, und ward nun ebenfalls nach einigen Tagen ein Christ. — Da Otto jetzt den vornehmsten und einflußreichsten Einwohner von ganz Stettin für Christum gewonnen

hatte, so verschwanden bei ihm auch alle, bisher ihn quälenden Zweifel über den endlichen, glücklichen und segenvollen Erfolg seiner Mission.

24. Bald darauf kamen auch des Bischofes und der Stettiner an den Herzog von Polen abgeordneten Gesandten wieder zurück und brachten ein, von dem Herzog Boleslav an Stettins Einwohner erlassenes Schreiben mit, welches, ohnehin schon Pommerns damaliges Verhältniß zu Polen genau bezeichnend, auch noch in mancher anderen Rücksicht zu merkwürdig ist, als daß wir dessen Inhalt unsern Lesern hier nicht mittheilen sollten. „Boleslav, durch Gottes Gnade Herzog von Polen, ein Feind aller Heiden, entbietet der Nation der Pommern und sämmtlichen Einwohnern von Stettin Friede und ewige Freundschaft, wenn sie ihrem eidlich geleisteten Versprechen, den christlichen Glauben anzunehmen, treu bleiben, drohet ihnen aber auch Mord, Brand und ewige Feindschaft, wenn sie demselben untreu seyn würden. — Wenn ich gegen Euch irgend einen Groll in meinem Herzen hätte, so könnte ich jetzt schon Ursachen genug finden, Euch meinen gerechten Unwillen fühlen zu lassen, indem ich sehe, daß Ihr nicht nur in euerm mir gemachten Versprechen wankelmüthig und rückgängig geworden seyd, sondern auch, weil Ihr meinen Herrn und Vater, den höchst ehrwürdigen Bischof Otto, der, seiner Heiligkeit und großen Verdienste wegen, von allen christlichen Nationen geachtet und verehrt wird, und der von Gott und durch unsere Vermittlung, blos euers eigenen Heils wegen, zu Euch gesandt ward, nicht wie es geziemt und eure Pflicht es gewesen, aufgenommen und bisher allen seinen Lehren und Ermahnungen keine Folge geleistet habt. Alles das ist hinreichend, um Euch bei mir anzuklagen. Aber es sprachen für Euch meine

Gesandten *), höchst verständige und ehrbare Männer, und der Bischof, der noch bei Euch ist, ward ganz besonders euer Fürsprecher. Aus Rücksicht auf diese Fürsprache habe ich also beschlossen, eure Bitte Euch zu gewähren und, damit Ihr desto williger das sanfte Joch Jesu Christi auf Euch nehmt, habe ich sowohl eure Abgaben als auch die mir schuldigen Dienstleistungen auf folgende Weise Euch erleichtert. Ganz Pommern soll in Zukunft und für immer an den jedesmaligen Herzog von Polen nur 300 Mark Silber nach dem öffentlichen Gewicht bezahlen. Hat der Herzog von Polen Krieg, so soll derselbe von ihnen nur fordern, daß je neun Hausväter den zehnten mit Waffen und Gepäcke vollständig ausrüsten und während dessen Abwesenheit gewissenhaft für Haus, Weib und Kinder desselben sorgen. Nehmet also den christlichen Glauben an und beharret bei demselben, so werdet ihr nicht nur von unserer Seite dauerhaften Frieden, sondern auch die Freuden des ewigen Lebens erlangen. Zugleich werdet Ihr in allen euren Angelegenheiten, als Freunde und Bundesgenossen, auf den Schutz und die Hülfe der polnischen Herzoge rechnen können."

25. Als der herzogliche Brief dem Volke vorgelesen ward, erzeugte er unter den Einwohnern eine Freude, die noch weit größer als die Trauer war, welche vor ein paar Jahren die Nachricht von der Niederlage bei Damm unter ihnen verbreitet hatte. Alle zeigten sich jetzt bereit zur Annahme des Christenthums, baten um Unterricht und verlangten die heilige Taufe. Von Anbruch des Tages bis spät am

*) Nämlich die, welche der Herzog, um den Bischof bei der Nation einzuführen, mit demselben zu den Pommern gesandt, jetzt aber Otto wieder zu ihm zurückgeschickt hatte.

Abend waren jetzt der Bischof und seine Geistlichen mehrere Tage ununterbrochen mit dem Unterricht des Volkes beschäftiget. Als endlich der heilige Otto glaubte, daß die Heiden zum Empfange der Taufe hinreichend vorbereitet seyn würden, hielt er auf dem großen Marktplatze wieder eine sehr ernste und wie gewöhnlich sehr salbungsvolle Predigt, die aber diesmal einen ganz besondern, und weil völlig unerwarteten, desto tiefern Eindruck auf die Gemüther machte. „Ich bin zwar," sagte der Bischof, „bereit, euer frommes Verlangen zu erfüllen und Euch die heilige Taufe zu ertheilen. Bevor Ihr aber dieses große und geheimnißvolle Sacrament empfangen könnt, müßt Ihr vorher alle eure Götzentempel und Götzenbilder zerstören, denn mit den Dämonen der Heiden kann Christus keine Gemeinschaft haben. Gehet also gleich und leget Hand an das Werk." — Aber trotz dem Eifer, den die Einwohner zeigten, Christen zu werden, und der Ueberzeugung, die sie gewonnen hatten, daß der Gott, welchen der Bischof ihnen geprediget, der einzige wahre und allmächtige Gott sey, war doch noch ein Rest abergläubischer Furcht vor ihren bisherigen Göttern in ihrer Brust zurückgeblieben. Sie fürchteten, daß, wenn sie die Heiligthümer derselben jetzt zerstörten, ihnen gewiß auf der Stelle irgend ein Unglück widerfahren würde. Alle zögerten demnach, den Befehl des Bischofes zu befolgen. Als der heilige Otto dieses bemerkte, nahmen er und seine Geistlichen sogleich Aexte in die Hände und begannen selbst das Zerstörungswerk. Unbeweglich und halb ängstlich standen nun alle Einwohner stille, um zu sehen, ob denen, die diese Heiligthümer zu zerstören sich erkühnten, kein widriger Zufall begegne. Als sie aber sahen, daß weder dem Bischofe noch dessen Gehülfen das mindeste Leid widerfahre, fingen sie selbst an, ihre bisherigen Götter zu verachten. „Wie hatten wir," sagten sie, „je glauben

können, daß diese uns schützten, da sie, wie wir sehen, sich selbst und ihre Wohnungen zu schützen nicht vermögen.“ — Ueber solche Gottheiten spottend und lachend, ergriffen sie Aexte, Hacken und noch andere Zerstörungswerkzeuge, und unter ihren Schlägen stürzten nun bald Tempel, Altäre und Götzenbilder in der ganzen Stadt überall zusammen. — Aber der Haupttempel der Stadt enthielt große und bedeutende Schätze. Seit undenklichen Zeiten war es religiöse Sitte, von aller Beute, welche die Einwohner theils in ihren Kriegen oder auf räuberischen Seezügen gemacht hatten, stets den Zehnten ihren Göttern zu weihen und in diesem Tempel niederzulegen. Eben so war es auch ihre Gewohnheit, wenn sie von ihren Gottheiten etwas Besonderes sich erbitten wollten, allerlei Opfer- und Tempelgaben, bald von größerm oder geringerm Werth, in denselben zu bringen. Zahllose goldene und silberne Schaalen, Becher und andere Gefäße, auch Hörner wilder Ochsen, zu Trinkgeschirren eingerichtet und mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, und noch eine Menge anderer Kostbarkeiten waren also in demselben aufgehäuft *). Nach der Zerstörung dieses Tempels woll-

*) Dieser Haupttempel war auch wegen seiner außerordentlichen Pracht und kunstvollen Verzierungen für die Leute des Bischofes ein Gegenstand der Bewunderung. An den äußern und innern Wänden waren hervorragende Schnitzwerke angebracht, welche Bildnisse von Menschen, Vögeln und wilden Thieren mit einer bewunderungswürdigen Wahrheit darstellten, so daß sie zu leben und zu athmen schienen. Nicht minder merkwürdig dabei ist es auch noch, daß die Farben der Bilder an den äußern Wänden von Schnee und Regenwetter nicht ausgelöscht oder abgewaschen werden konnten, was zur Vermuthung berechtiget, daß es, was bei uns nicht immer der Fall ist, vollkommen ächte Oelfarben waren. Bringt man dieß nun in Verbindung mit der Schnelligkeit, mit der Kirchen, Altäre und Sanctuarien, wozu doch Maurer, Zim-

ten die Einwohner alle darin enthaltenen Schätze dem Bischofe und dessen Geistlichen zum Geschenke machen. Aber natürlicher Weise nahm der heilige Otto nichts davon an. „Es sey ferne von uns," sagte er, „daß wir bei Euch uns zu bereichern suchen sollten, besonders da wir selbst dergleichen Reichthümer in unserm Lande, und zwar in noch weit größerm Ueberfluß, besitzen. Behaltet es also, es ist ja euer Eigenthum, und theilet es friedfertig unter einander." — Der Bischof besprengte hierauf Alles mit Weihwasser, und nachdem er das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber gemacht hatte, begann auch sogleich das Volk muthig und freudig und den wohlthätigen Bischof segnend, die Theilung. Nur von dem dreiköpfigen Götzen Triglaf behielt Otto die drei aneinander hängenden, aus Holz gefertigten Köpfe, nachdem der Rumpf vorher war zertrümmert worden *). Aber außer dem Haupttempel gab es in Stettin noch verschiedene Tempel niederer Art, welche jetzt ebenfalls zerstört werden mußten. Eigentlich waren es blos halb religiöse, halb weltliche Versammlungsorte. In ihrem innern Raume standen viele Bänke und Tische. Wenn die Einwohner irgend

merleute und allerlei andere Handwerker erforderlich sind, überall auferbauet wurden, wie auch mit der, in dem gesellschaftlichen Leben dieser Nation herrschenden Sittenverfeinerung, welche der schriftstellerische Augenzeuge ganz besonders rühmt; so liefert alles dieß einen sprechenden Beweis, daß die heidnischen Pommern im eilften und zwölften Jahrhundert nichts weniger als noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur und Civilisation standen.

*) Diesen dreifachen Götzenkopf schickte der heilige Otto, nach seiner Rückkehr nach Deutschland, nach Rom und machte damit dem heiligen Vater ein Geschenk, als ein Zeichen des Sieges, den das Christenthum und die römische Kirche, die Grundfeste desselben, in Pommern über das Heidenthum errungen hatten.

eines ihrer heidnischen Feste feiern wollten, kamen sie in einem dieser untern Tempel oder Versammlungsorte zusammen und brachten den Tag mit Essen, Trinken, Spielen und andern Belustigungen zu. Auch bei ernstern, das städtische Wesen betreffenden Angelegenheiten versammelten sich die Einwohner an diesen Orten zu gemeinschaftlicher Berathung. Aber alsdann wurden auch, um den Beistand der Götter bei ihren Berathungen zu erflehen, allerlei Gebete und heidnische Ceremonien verrichtet. Um so mehr mußten diese jetzt ebenfalls abgebrochen werden, was die Einwohner mit der größten Gleichgültigkeit geschehen ließen, auch größtentheils bei Abbrechung derselben selbst mit Hand anlegten. Als aber der heilige Otto auch eine ungemein große und schöne, an einer bisher für heilig gehaltenen Quelle stehende Eiche wollte abhauen lassen, weil er wußte, daß man sie für den Wohnsitz einer Gottheit gehalten hatte, da baten ihn sämmtliche Einwohner inständigst, den schönen Baum zu verschonen. Er sey, sagten sie, eine Zierde der ganzen Gegend, und unter seinem anmuthigen Schatten pflegten sie manche Stunde in süßer Ruhe zuzubringen; sie versicherten dem Bischof, daß sie jetzt keinen abergläubischen Begriff mehr damit verbänden, versprachen auch, nie mehr irgend einen der alten heidnischen Gebräuche unter demselben zu üben. Da das Begehren der Leute, so wie auch das, was sie dabei beabsichteten, an sich keine Sünde war, nahm auch Otto keinen Anstand, ihnen ihre Bitte zu gewähren. Aber um so fester und unerbittlicher bestand er auf der unverzüglichen Fortschaffung des weissagenden heiligen Pferdes. Es war dieß ein schwarzes, ungemein feuriges Roß von ungewöhnlicher Größe und Stärke. Die Wartung und sorgsamste Pflege desselben war einem Priester des Haupttempels übertragen. Das ganze Jahr über stand es müßig, denn seiner Heilig-

keit wegen durfte es Niemand besteigen. Wenn nun die Heiden irgend etwas Bedeutendes, einen Krieg oder einen Raubzug auf dem Meere unternehmen wollten, so ward vorher stets das Orakelpferd um Rath gefragt. Neun Speere, einer von dem andern eine Elle entfernt, wurden auf die Erde gelegt. Der Priester, dem die Wartung des Pferdes oblag, mußte es alsdann satteln, einen Zaum ihm anlegen und dann am Zügel quer über die liegenden Speere dreimal hin- und herführen. Ging es nun, ohne an die Speere anzustoßen und diese aus ihrer Lage zu bringen, über dieselben hinweg, so galt dies für ein Zeichen vollkommenen Gelingens; stieß es aber an einen Speer und verrückte ihn aus seiner Lage, so kam es erst noch darauf an, ob dieses von dem Pferde mit dem rechten oder linken Fuße geschah; mit dem rechten deutete es auf noch ungewissen, zweifelhaften Ausgang, mit dem linken aber auf Unglück und völliges Mißlingen des Unternehmens, worauf man alsdann auch sogleich von dem Vorhaben wieder abstand. — Trotz des Widerspruches von Seite des, bei dem Orakelpferde zu dessen Wartung angestellten Priesters, ward das Roß fortgeschafft, nach Polen geführt und dort, weil, wie der Bischof sagte, es zum Anspannen vor einem Frachtwagen weit besser als zum Wahrsagen geeignet wäre, als ein Zugpferd verkauft. Noch verschiedene andere, unter den Heiden übliche Arten von Orakelkrämerei *) rottete Otto um so leichter aus, da die Pommern, selbst zu Zeiten ihres Heidenthums,

*) So z. B. hatten sie kleine Stäbchen, wovon die eine Seite weiß, die andere schwarz gefärbt war. Diese warfen sie in ein Tuch, rüttelten sie unter einander, und schütteten sie dann auf die Erde oder auf einen Tisch; fielen sie nun so, daß bei den meisten die weiße Farbe oben war, so bedeutete es Glück, stand aber die schwarze Farbe oben, so deutete dieses auf Unglück.

dergleichen wahrsagenden, losen Künsten weit weniger als andere heidnische Völker ergeben waren. — Stettin und die ganze umliegende Gegend war jetzt zum Christenthum bekehrt. Nur ein Einziger machte eine Ausnahme, nämlich der so eben erwähnte, mit der Pflege des heiligen Pferdes beauftragte Priester. Starrsinnig sträubte dieser sich gegen alle Ermahnungen nicht nur des Bischofes, sondern auch seiner eigenen Mitbürger. Alle Bemühungen der Priester, ihn zur Besinnung zu bringen, blieben fruchtlos. Aber endlich war auch Gottes Langmuth erschöpft. Vor dem Bischofe und einer Menge Volkes stürzte er plötzlich todt zu Boden; sein Leib borstete und der Anblick seiner auf die Erde ausgeschütteten Eingeweide erfüllte nicht blos die Umstehenden, sondern, da das Gerücht von diesem fürchterlichen Ereignisse sich bald in der ganzen Stadt verbreitete, auch alle Einwohner mit einem höchst heilsamen, sie gegen Leichtsinn und Wankelmuth schützenden Schrecken. — Nachdem nun der heilige Otto die neue christliche Gemeinde in Stettin gehörig geordnet und sie einem Priester übergeben hatte, auch mit dem Bau einer Kirche schon der Anfang war gemacht worden, verließ er endlich, nach einem viermonatlichen Aufenthalte allda, die Stadt, um nach Julin zurückzukehren. Bevor er jedoch abreiste, hielt er noch eine ungemein rührende Abschiedsrede, in welcher den Einwohnern das doppelte Verbot, Seeraub zu treiben und neugeborne Kinder weiblichen Geschlechtes, wenn deren schon mehrere im Hause wären, zu tödten, auf das Dringendste an die Seele legte. Zur größten Trauer der Stettiner schiffte er sich hierauf auf der See ein und segelte nach Julin *).

---

*) Der heilige Otto reiste am Anfange Januars von Stettin ab, und da jetzt der Winter immer strenger zu werden anfing, so gab Herzog Boleslaw von Polen

26. Die Juliner hatten während der Zeit, als Otto sich in Stettin aufhielt, mehrere treue Leute, auf deren Einsicht und Wahrheitsliebe sie sich verlassen konnten, ebenfalls dahin geschickt, um ihnen von dem Betragen der Stettiner, wie von Allem, was in dieser Stadt vorgehen würde, genaue Kunde zu geben. Als diese nun nach ihrer Rückkehr ihren Mitbürgern erzählten, daß die Stettiner zwar nicht sogleich, aber doch bald darauf aufrichtig und einstimmig der neuen Lehre beigetreten wären, dabei auch die Reinheit und Güte des christlichen Glaubens ganz außerordentlich rühmten und lobten, entzündete sich schon, man möchte beinahe sagen: wunderbarer Weise, in allen Gemüthern der Einwohner ein brennender Eifer nach dem Christenthum; so daß, noch lange vor der Ankunft des heiligen Bischofes, alle Juliner, wenigstens ihrem Verlangen nach, schon eifrige Christen waren. Julins ganze zahlreiche Bevölkerung strömte daher, als Otto sich der Stadt näherte, ihm entgegen. Der ungenannte, aber dem heiligen Otto nie von der Seite weichende Lebensbeschreiber desselben sagt: „Es sey gar nicht zu beschreiben, mit welcher Entzückung er empfangen ward, und wie demüthig man ihn, wegen der ihm, bei seinem ersten Besuche zugefügten Mißhandlungen, um Verzeihung bat.“ — Alle riefen, daß sie bereit wären, das Christenthum anzunehmen, baten um Unterricht, verlangten die heilige Taufe und betheuerten, daß sie

---

einen abermaligen Beweis, wie sehr ihm die Bekehrung Pommerns am Herzen lag, und daß er auch aus der Ferne für die Bedürfnisse der, das Land bekehrenden Geistlichen sorgte. Er schickte nämlich nicht blos dem heiligen Otto und dessen Geistlichen, sondern Allen, die sich in dem Gefolge des Bischofes befanden, treffliche, selbst gegen die stärkste Kälte schützende Winterkleider, die ihnen bei ihren Reisen in dieser Jahreszeit höchst willkommen seyn mußten.

sich allen seinen Geboten und Verordnungen willig und freudig unterwerfen würden. Sie verehrten den Bischof und auch dessen Geistliche wie vom Himmel zu ihnen gekommene Engel, und was der Bischof und dessen Gehülfen thaten oder sagten, war in ihren Augen heilig und göttlich, und die ganze Stadt und Insel trat, mit der lebendigsten Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Christenthums, zu demselben über. Zwei Monate arbeiteten der Bischof wie seine Priester ohne Unterlaß, um die zuströmende Menge der Männer, Weiber und Kinder zu unterrichten und zu taufen; und was den Eifer der neuen Christen noch mehr belebte, war das sichtbare Wohlgefallen, das Gott, wie Er auch in Stettin gethan, über jeden Neubekehrten zu erkennen gab; denn sobald derselbe aus dem heiligen Taufbade wieder herausstieg, verbreitete sich stets über dessen ganzes Gesicht ein himmlischer Glanz, der ihn auf eine, in Aller Augen fallende Weise von dem noch nicht Getauften unterschied, bis dieser ebenfalls, in dieselbe Quelle des Heils getaucht, auch derselben Gnade theilhaftig ward. Kaum reichten der heilige Otto und dessen Gehülfen, obgleich sie rastlos arbeiteten, jetzt hin, die durch den Segen von Oben so außerordentlich reiche Aerndte in die Scheunen des Herrn zu sammeln. — Da nun die zwei größten, vornehmsten, reichsten und bevölkertesten Städte Pommerns zu dem Christenthume übergetreten waren, so glaubte auch der pommersche Herzog, daß es Zeit sey, ein Bisthum für Pommern zu gründen. Aber der Ort, wohin der Sitz des Bischofes sollte verlegt werden, erforderte reife Ueberlegung, und erst nach einer, obgleich nicht sehr langen Berathung mit den Ständen, beschloß Herzog Wratislav, die Stadt Julin selbst zum Sitze des künftigen Bischofes zu machen. Wratislav glaubte, daß die stete Anwesenheit eines Bischofes die stolzen, nach immer größerer Unabhängigkeit strebenden Gemüther der Ein-

wohner endlich schmeidigen, und wie im Glauben, so auch in der Liebe und Demuth immer mehr befestigen werde. Zudem schien die Stadt auch deswegen zu einem bischöflichen Sitze vorzüglich geeignet zu seyn, weil sie im Mittelpunkte der Ausdehnung von Colberg nach Demmin lag, demnach das heilige Salböl, wie alle übrigen Sachen und Verordnungen, die nur von dem Bischofe allein ausgehen, oder von ihm ausgegeben werden, um so leichter nach allen übrigen pommerschen Kirchen könnten überbracht werden. Der heilige Otto billigte vollkommen die Wahl des Ortes, befahl daher auch zwei Kirchen in Julin zu erbauen. Da er aber die Vollendung des Baues nicht abwarten konnte, so weihete er einstweilen blos die Altäre und Sanctuarien, ließ aber die nöthigen Geistlichen zurück, um jene von den Einwohnern Julins, die, während des Bischofes Aufenthalt in der Stadt, Handelsgeschäfte wegen, abwesend waren, nach ihrer Rückkehr zu unterrichten und zu taufen. Mit heiligem Eifer erledigten sich die zurückbleibenden Priester des, ihnen von ihrem Bischofe ertheilten Auftrages; denn obgleich der Volksunterricht, der ununterbrochen fortgesetzt werden mußte, in Verbindung mit ihren übrigen vielseitigen priesterlichen Verrichtungen, alle ihre Zeit wie ihre Kräfte in Anspruch nahm; so gelang es ihnen dennoch, obgleich erst nach der Abreise des Bischofes aus Pommern, den größten Theil der Insel Usedom zu dem Christenthume zu bekehren.

27. Von Julin ging Otto nach Clodona, wo er ebenfalls ohne alles Hinderniß das triumphirende Zeichen des Kreuzes errichten konnte, alle Einwohner taufte, von Allen Beweise von Ehrfurcht und Liebe erhielt; und weil ein großer Wald bei der Stadt lag, daher an Bauholz es nicht gebrach, den Bau einer großen Kirche von edlerer Art anordnete. Von Clodona begab sich Otto

nach Colberg. Auf dem Wege dahin kam er in eine, in dem letzten polnischen Kriege (1121) beinahe völlig zerstörte Stadt. Nur wenige der Einwohner, die durch die Flucht sich gerettet, hatten sich indessen hier wieder gesammelt. Es waren größtentheils mittellose Leute, Beisassen, abhängig von den eigentlichen Bürgern; die aber sämmtlich entweder erschlagen, oder als Gefangene waren fortgeführt worden. Aus Zweigen und Strauchholz hatten sie sich, zwischen den noch stehenden Wänden der abgebrannten Häuser, Hütten errichtet. Otto tröstete die unglücklichen Leute, gab ihnen reichliches Almosen, und da gerade ihr Elend sie für göttliche Wahrheiten nur desto empfänglicher machte; so verlangten sie auch sämmtlich die heilige Taufe, die der Bischof ihnen, wie auch den, in der umherliegenden Gegend wohnenden Landleuten gab*). Von hier ging Otto nach Colberg. Diese Stadt war vor hundert Jahren ein Bisthum gewesen, das aber nach dem Tode Reinbergs, welcher der erste und auch der letzte Bischof Colbergs war, wieder erlosch. Indessen hätte man doch mit Grund glauben und hoffen dürfen, wenigstens noch einige, wenn auch nur schwache Spuren des Christenthums hier zu finden. Aber man fand auch nicht die mindesten. Da der größte Theil der Bevölkerung Colbergs Handel trieb und jetzt gerade, Handelsgeschäfte wegen, in den an der Ostsee liegenden und ebenfalls Land- und Seehandel treibenden Städten zerstreut war; so erklärten die Zurückgebliebenen, daß sie während der Abwesenheit ihrer Mitbürger keine Neuerung sich erlauben dürften, erhoben auch gegen das Christenthum überhaupt noch mancherlei andere Schwierigkeiten. Aber

*) Diese Stadt, die nachher wieder aufgebauet ward und den Namen Nuowogrod, das ist, Neuestadt erhielt, heißt heut zu Tage Naugard, liegt auch wirklich in dem Mittelpunkt von ungefähr vierzehn umherliegenden kleinern Städten und Flecken.

über den heidnischen Sinn der Einwohner siegten auch hier bald wieder die Ruhe und Beharrlichkeit des Bischofes und dessen sanfte, eindringende Ermahnungen, unterstützt durch ein Menge Beweise seiner Herzensmilde und grenzenlosen Freigebigkeit. Sie traten demnach ebenfalls der neuen Lehre bei und wurden getauft. Otto hielt sich nur ungefähr zwanzig Tage in Colberg auf, und nachdem er alles, zu einer christlichen Gemeinde Nöthige angeordnet, ein Bethaus mit einem von ihm geweihten Altar errichtet und den Bau einer Kirche befohlen hatte, ging er nach der, nur vier Meilen von Colberg gelegenen Stadt Bellegard, wo er ebenfalls zwanzig Tage verweilte, alle heidnischen Gebräuche bei den, schon zur Annahme des Christenthums vorbereiteten Einwohnern mit leichter Mühe verscheuchte, ihnen die heilige Taufe ertheilte und sie sämmtlich zu einer, mit allem Nöthigen versehenen christlichen Gemeinde vereinte. Aber hier in Bellegard endete sich nun auch die bisherige apostolische Laufbahn des heiligen Otto. Zwar gehörte alles, den Städten Colberg und Bellegard östlich gelegene Land nicht mehr zu dem Gebiete des pommerschen Herzoges Wratislav, sondern war längst schon Polen unmittelbar unterworfen, auch das Christenthum dort eingeführt. Aber in dem westlichen Pommern lagen noch vier ziemlich namhafte Städte, nämlich Usedom, Wolgast, Gützkov und Demmin, welche eines Besuches von Seite des heiligen Bischofes bedurft hätten. Da aber Otto sich vorgenommen hatte, am Palmsonntage dieses Jahres wieder in Bamberg zu seyn; so vertagte er die Bekehrung jener Städte auf das folgende Jahr, nicht ahnend, daß er sein frommes Vorhaben, bei weitem nicht, sobald als er jetzt im Sinne hatte, auszuführen im Stande seyn würde. — Bevor jedoch Otto die ganze Provinz Pommern verließ, wollte er alle von ihm gegründeten Gemeinden vorher noch einmal besuchen. Er wollte sehen, in wie weit seine Pflanz-

ungen gediehen wären. Wo er jetzt hinkam, ward er mit der größten, herzlichsten Freude empfangen, auch fand er zu seinem größten Trost überall die Neubekehrten vollkommen im Glauben wie in der Liebe vereint. Was aber noch besonders sein Erstaunen erregte, war, daß alle Kirchen, deren Bau er verordnet hatte, jetzt schon völlig vollendet dastanden. In jeder Stadt erhielten nun alle jene, welche bei dem ersten Besuche des Bischofes, ihrer Geschäfte wegen abwesend, mithin noch nicht getauft worden waren, die heilige Taufe. Am größesten war ihre Anzahl in Stettin. Dieses fromme Geschäft war jedoch jetzt dem heiligen Bischofe weit weniger beschwerlich, da indessen jene theils von den zurückgebliebenen Geistlichen, theils von den vielen Neubekehrten, worunter sich an jedem Ort stets mehrere, sehr eifrige Christen befanden, schon hinreichend in den Lehren des Christenthums waren unterrichtet worden. Alle diese stärkte und befestigte Otto nur noch mehr in ihrem christlichen Glauben, ermahnte sie zur Beharrlichkeit und ertheilte ihnen die heilige Firmung. — Da es während der jetzigen Rundreise des heiligen Otto bald im ganzen Lande bekannt ward, daß der Bischof im Begriffe stehe, Pommern zu verlassen und nach seinem Vaterlande zurückzukehren, so kam jetzt an jedem Orte, wo Otto sich gerade befand, stets eine zahllose Menge Volkes zusammen, um seinen geliebten Bischof noch einmal zu sehen und von ihm Abschied zu nehmen. Jeder hielt es für das größte Unglück, des Segens eines so heiligen Bischofes nicht theilhaftig zu werden. Unter lautem Weinen und Seufzen von Seite der Eingebornen nahm endlich Otto, selbst tief bewegt und bis zu Thränen gerührt, von seinen, von ihm neugebornen Kindern zärtlichen Abschied, zu ihrem Trost ihnen das Versprechen zurücklassend, sie ganz gewiß nach einiger Zeit wieder zu sehen. — Den Rückweg nahm Otto über Polen. Herzog Boleslav empfing ihn und seine

Begleiter mit den größten Ehrenbezeugungen, ließ auch keinen, selbst den geringsten nicht, aus Otto's Gefolge unbeschenkt. Otto empfahl dem Herzoge das in Julin zu errichtende Bisthum, schlug ihm aber Niemand zum Bischofe vor, sondern überließ dessen Wahl der Frömmigkeit und Einsicht des Herzoges, der unverzüglich den Adelbert *), einen jener Kapläne, die er dem Bischofe seiner zu Bekehrungsreise nach Pommern mitgegeben hatte, zum Bischofe von Julin ernannte, auch gemeinschaftlich mit dem pommerschen Herzoge Wratislav die nöthige Dotirung des neuen Bisthums übernahm. — Mit dem größten Danke und allen Beweisen unbegrenzter Verehrung entließ endlich der edle Herzog den heiligen Bischof und sorgte bis an die Grenze seines Gebietes für alle Bedürfnisse der Reise, so wie für alle nur gedenkbaren Bequemlichkeiten der Reisenden. — Mit beflügelter Eile durchflog gleichsam Otto jetzt das Böhmerland. Aber so sehr er auch eilte, wollte und konnte er doch nicht einer Liebespflicht, die in Prag ihn erwartete, sich entziehen. Der böhmische Herzog Wlatislav lag hier schwer krank und war dem Tode schon ganz nahe. Otto machte ihm einen Besuch; und da der Heilige, wohin er kam, stets Heil und Segen mitbrachte; so söhnte er auch jetzt den Sterbenden mit seinem Bruder Sobeslav, den er bisher tödtlich gehaßt, ihm sogar die Nachfolge in der Regierung hatte entziehen wollen, wieder vollkommen aus. — Seinem Verlangen gemäß traf Otto wenige Tage vor dem Palmsonntage 1125 in Bamberg ein. Schon vor seiner Reise nach Pommern stand er in ganz Deutschland in dem Rufe hervorleuchtender Heiligkeit; aber jetzt umstrahlte ihn auch noch der Glanz eines, von Gott gesandten Hei-

*) Adelbert soll ein Deutscher und aus Franken gebürtigt gewesen seyn. Spätere Geschichtschreiber geben ihm einstimmig das Zeugniß großer Gelehrsamkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit.

denapostels. Es übersteigt alle Begriffe, mit welcher Sehnsucht, Liebe und Ehrfurcht man ihn erwartete. Des Bisthums ganze Bevölkerung, ohne Unterschied der Stände, Geistlichkeit, Adel und Volk strömte ihm bis an die Grenze entgegen; und der allgemeine Jubel, mit welchem man ihn empfing, war nun eben so groß, als im vorigen Jahre die Trauer bei seiner Abreise gewesen war. — Der Aufenthalt des heiligen Bischofes unter den Pommern hatte also gerade die Dauer von einem Jahre, woran jedoch vielleicht noch einige Tage fehlen möchten.

X.

Des heiligen Otto zweite Bekehrungsreise nach Pommern.

1. Unstreitig war es für die neue Christenheit in Pommern kein kleiner Schaden, daß der heilige Otto dort nicht länger sich noch aufhalten konnte, und die Angelegenheiten seiner Kirche in Deutschland, wie der Zug seines eigenen Herzens ihn schon so bald wieder nach Bamberg zurückriefen. Segenvoll war zwar, wie wir gesehen, der von ihm ausgestreute Samen überall aufgegangen; aber demungeachtet erfoderten die jungen, noch lange nicht genug erstarkten Pflanzungen eine noch weit längere, nicht minder sorgsame Pflege und Wartung. Wirklich schien auch der heilige Otto dieses selbst zu fühlen. Als er nämlich auf seiner Abschiedsreise, auf der er jede, von ihm gegründete Gemeinde noch einmal besuchte und sich von dem frommen Sinne der Neubekehrten und deren aufrichtigen Hingabe an das Christenthum überzeugte, auch überall von den Eingebornen mit Bitten bestürmt ward, sie ja nicht zu verlassen, bei ihnen zu bleiben und ihr Bischof zu seyn; auch dabei betheuerten, daß sie sich ihm völlig unterwerfen und alle seine Gebote und Verordnungen mit unverbrüchlicher Treue befolgen würden; faßte er in seinem Herzen den

Entschluß, den sehnlichen Wünschen eines so gutmüthigen Volkes zu willfahren und das Bisthum von Pommern zu übernehmen, schon im Voraus überzeugt, daß er von dem römischen Stuhle die Erlaubniß zu dieser seiner Versetzung ohne allen Anstand erhalten würde. Aber leider machten ihn seine deutschen Geistlichen, die er mitgebracht hatte, in seinem Entschlusse wieder wankend und drangen so lange mit Bitten in ihn, bis er sein frommes Vorhaben wieder aufgab. Offenbar waren diese Bitten seiner Geistlichen ziemlich unverständige Bitten. Dem Scheine nach hatten sie zwar ihren Grund in ihrer Liebe zu dem Bischofe; aber eben diese Liebe war nicht lauter, sie war nicht an der Liebe zu Gott entzündet; denn wäre sie das gewesen, so würden sie das Wohl und das Heil eines ganzen, erst unlängst Jesu Christo gewonnenen Volkes gewiß nicht ihrem, in Scheinliebe gegründeten Verlangen, einen freilich höchst ehrwürdigen Bischof bis an dessen Ende in ihrer Mitte verehren zu können, zum Opfer gebracht haben. Warum blieben sie dann nicht selbst bei ihrem heiligen Bischofe in Pommern und theilten noch ferner dessen segenreiche apostolische Arbeiten?

2. Als Otto in Bamberg ankam, sah er gleich schon in den ersten Tagen ein, daß er sein, den Pommern gemachtes Versprechen einer baldigen Rückkehr zu ihnen noch nicht sobald würde in Erfüllung können gehen lassen. Schon die eigenen Angelegenheiten seines Bisthumes gaben ihm Beschäftigung in Fülle. Während seiner Abwesenheit hatte eine fürchterliche Feuersbrunst einen Drittheil der Stadt in Asche gelegt, und Hungersnoth und pestartige Krankheiten, welche in ganz Deutschland herrschten, wütheten auch in dem Bisthume des heiligen Otto, dessen mildes, auch um das zeitliche Wohl seiner Diöcesane nicht minder bekümmertes Herz alles Mögliche jetzt aufbot, um die Leiden seines Volkes zu lindern.

Zugleich sah man in dem Reiche selbst großen, die Aufmerksamkeit der geistlichen wie weltlichen Fürsten in Anspruch nehmenden Ereignissen entgegen. Kaiser Heinrich V. lag krank und dem Tode schon ganz nahe, in Lüttich darnieder, starb auch schon wenige Wochen nach Otto's Rückkehr nach Deutschland. Aber mit seinem Tode erlosch das salische Haus, und die Wahl einer neuen Dynastie weckte nun auf mancher Seite eben so große Hoffnungen, als bei vielen andern nicht minder große Besorgnisse, die leider nur zu gegründet waren; da die bald darauf folgende, höchst verfassungswidrige Wahl Lothars II. zum Könige auch sogleich den lange dauernden, ganz Süddeutschland verheerenden, blutigen Kampf zwischen den Hohenstaufen und Welfen herbeiführte. — Eigene, sein Bisthum betreffende Angelegenheiten, ein Zehentstreit mit dem Bischofe von Regensburg über gewisse, vor einiger Zeit urbar gemachte Ländereien *), dann Krieg und Kriegsgetümmel, Reichs- und Hoftäge, und endlich auch noch ein Lieblingsgeschäft des Bischofes, nämlich die Gründung und Auferbauung eines neuen Klosters in Anspach, hielten also den heiligen Otto, so sehr auch dessen Herz sich zu den Pommern zurücksehnte, jetzt dennoch einige Jahre in Deutschland fest.

3. Aber schwer und immer schwerer seufzte die junge Christenheit in Pommern nach der Rückkehr ihres apostolischen Lehrers, dessen Gegenwart und Beistand sie jetzt jedes Jahr mehr und dringender bedurfte. — Man kann es nicht leugnen; es war offenbar ein großer Mißgriff — wozu jedoch der heilige Otto durch das Bedürfniß seiner eigenen Kirche war gezwungen worden —

*) Dieser Streit wurde jedoch erst in dem Jahre 1127, als Otto, um wieder die pommerschen Gemeinden besuchen zu können, alle äußeren Verhältnisse seiner Diöcese zu berichtigen wünschte, gütlich beigelegt.

daß er noch vor der völligen Bekehrung Pommerns die Provinz schon wieder verließ, und daß er, was doch dringend nothwendig gewesen wäre, auch nach geschehener Weihung des Chrisma in Bamberg und der beendigten Feier des Osterfestes nicht sogleich wieder zur Beendigung des angefangenen und schon so herrlich gediehenen Bekehrungsgeschäftes nach Pommern zurückkehrte. Otto hatte nur auf der rechten Seite der Oder das Christenthum eingeführt, war aber nicht, wie wir schon wissen, nach Usedom, Wolgast, Güzkov, Demmin und die hier liegenden Landschaften gekommen, hatte also einen großen Theil Pommerns heidnisch hinterlassen. Aber die, welche auf der rechten wie auf der linken Seite der Oder wohnten, waren Pommern, mithin Landesleute, unter denen, besonders wenn sie in einem gegenseitigen, lebhaften Verkehr stehen, auch Sitten und Gebräuche, wie verschieden sie seyn mögen, sich doch nach und nach wieder völlig mit einander vermischen. Wenn man nun auf der rechter Seite der Oder an Sonn- und Feiertagen ruhete und diese Tage gottesdienstlichen Uebungen weihete; wenn man ferner das Fastengebot genau beobachtete und von Manchem sich enthielt, was das Heidenthum erlaubte aber das Christenthum untersagte; die Bewohner des linken Oderufers aber von allem diesem nichts wußten, ein freieres, ihrer Sinnlichkeit mehr entsprechendes Leben führten, so lange arbeiteten als sie wollten, und nur aufhörten, wenn die Feier eines heidnischen Festes sie davon abrief, und sie dann einen solchen Tag zu einem Tage der Belustigungen und schwelgender Gelage machten; so ist nichts natürlicher, als daß ihre, ihnen so nahen christlichen Landesleute sich jetzt ebenfalls nicht selten erinnerten, daß dieselbe Lebensweise auch noch vor kurzem die ihrige gewesen, dieselben Gebräuche auch bei ihnen eingeführt waren. Denkt man sich noch hinzu, daß die menschliche Natur nur gar zu sehr an dem Alten, Gewohnten, schon seit Jahrhunderten

Bestandenen zu hangen pflegt, oft nur mit vieler Selbstüberwindung demselben entsagt und das neue aufnimmt; so darf man sich wahrlich nicht wundern, daß es unter den christlichen Pommern bald manche gab, welche ihre alten Nationalgötter zurückwünschten, auch diese ihren Mitbürgern wieder in das Gedächtniß zurückzurufen suchten. Dabei kam ihnen auch noch die Macht des Beispiels, das sie täglich vor Augen hatten, nicht wenig zu Hülfe, und so konnte es nun nicht fehlen, daß bald da bald dort einige von dem Christenthume abfielen und zu ihrem alten heidnischen Cultus zurückkehrten. Dieser Abtrünnigen mochten es anfänglich nur wenige gewesen seyn, denen aber leider bald wieder andere folgten, und deren Anzahl sich nach und nach so mehrte, daß diese endlich, als der heilige Otto nach drei Jahren wieder nach Pommern zurückkam, in der Stadt Stettin jene der dem Christenthume Treugebliebenen weit überstieg. Diesen so schnellen Rückfall in das Heidenthum konnten die zurückgebliebenen Geistlichen unmöglich verhindern. Es waren ihrer zu wenig, denn Otto hatte nur ungefähr vierzehn oder fünfzehn zurückgelassen, die bei weitem nicht hinreichten, alles Volk noch immer gründlicher in dem Christenthume zu unterrichten, es in seinem Glauben zu stärken und zu befestigen und gegen den giftigen Einfluß und das hinreißende Beispiel seiner heidnischen Landesleute zu schützen.

3. Aber auch noch von einer andern Seite drohete der noch so schwachen und schwankenden Christenheit eine nicht minder große Gefahr. Die zum Christenthume bekehrten Städte nämlich, und besonders die Adelichen des Landes, die evangelische Freiheit mißdeutend, glaubten durch die Annahme des Christenthumes aller, dem polnischen Herzoge vertragmäßig schuldigen Verbindlichkeiten entlediget und in alle frü-

heren Rechte eines freien Volkes zurückgetreten zu seyn. Sie weigerten sich demnach, die Steuern, selbst nach dem, von Herzog Boleslav so sehr verminderten Ansatz, abzutragen, befestigten auf das neue alle ihre Burgen und Schlösser, und nahmen überhaupt eine Stellung an, die deutlich zu erkennen gab, daß sie von jetzt an ein, von der polnischen Herrschaft völlig unabhängiges Volk seyn wollten. In diesen Bestrebungen zeichneten sich vorzüglich wieder die Stettiner aus, die hierin allen übrigen Städten und Landschaften mit ermunterndem Beispiele vorangingen. — Die Nachrichten von diesen Bewegungen setzten den Herzog Boleslav in große Unruhe. Er sah die Nothwendigkeit ein, um dem Abfall der ganzen Provinz bei Zeiten zuvorzukommen, unverzüglich ein Heer auszurüsten und auf das neue feindlich in Pommern einzurücken. Brach aber jetzt wirklich dieser Krieg aus, so war zu befürchten, daß die christlichen Pommern sich mit den heidnischen gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigten, und daß alsdann auch unter dem blutigen Kriegsgetümmel und unter den schrecklichen Verheerungen der wahrscheinlich abermals siegreichen Polen alles Christenthum in Pommern beinahe völlig wieder zerstört werden würde. — Alle diese Umstände, die dem heiligen Otto, der auch in der Ferne noch immer mit den Christen in Pommern in einiger Berührung stand, nicht unbekannt waren, bewogen ihn endlich, mit Beseitigung aller andern Geschäfte, unverzüglich nach Pommern zurückzukehren. Dazu forderte ihn überdieß noch ein sehr dringendes Schreiben des Herzogs Wratislav auf, und auch der Markgraf Albrecht, der unlängst mit der Niederlausitz war belehnt worden und jetzt schon Absichten auf Sachsen und die Havelgegenden hatte, aber keine Heiden zu Nachbarn haben wollte, und mit dem Bischofe von Bamberg längst schon in sehr freundlichem Verkehre stand, schrieb an ihn: er

möchte das so glorreich begonnene Bekehrungswerk in Pommern doch so bald als möglich vollenden.

4. Otto begehrte und erhielt nun von dem Pabst Innocenz II. wie auch von dem Könige Lothar die Erlaubniß, sich abermals von seiner Kirche zu entfernen; und nachdem er aus seiner Geistlichkeit die ihm nothwendigen Gehülfen gewählt und das heilige Chrisma gefeiert hatte, trat er am Charfreitag, den 26. März des Jahres 1128, die Reise nach Pommern an. Aber diesmal wollte er nicht über Böhmen und Polen gehen, theils weil der Weg nach Demmin ihm über Merseburg, Magdeburg, Havelberg ꝛc. näher schien, theils auch, um die beiden Herzoge, die schon bei seiner ersten Reise ihm einen so glänzenden Empfang bereitet hatten, nicht abermals zu belästigen. — In Merseburg traf Otto an dem Hofe des Königes Lothar, der hier das Osterfest gefeiert hatte, einen wendischen, aber Christ gewordenen Grafen an, der Wirikind hieß, unter sächsischer Oberhoheit Herr von Havelberg und der umliegenden Gegend war, und dem heiligen Otto jetzt, in Gegenwart des Königes, sicheres Geleit durch sein Gebiet versprach. — In Halle hielt sich der Bischof einige Tage auf, um alles, was er für künftige Geschenke am zweckmäßigsten glaubte, hier einzukaufen; denn in demselben Glanze und in derselben fürstlichen Haltung, worin er das erstemal in Pommern erschienen war, wollte er auch jetzt wieder den noch zu bekehrenden Pommern sich zeigen. Mit Gold und Silber hatte er sich schon in Bamberg reichlich versehen, und nun ward auch noch eine Menge Purpur, feiner Tücher, kostbarer, aus der feinsten Leinwand verfertigter Gewänder, seltene Pelzwerke und noch anderer nicht minder kostbarer Sachen eingekauft, auf Schiffe geladen und auf der Saale und Elbe in die Havel gebracht, wo alles, auf Wagen ge-

packt, weiter geschafft wurde. Otto selbst ging mit seinem Gefolge von Halle nach Magdeburg, wo er von dem Erzbischofe, dem heiligen Norbert, mit der größten Auszeichnung und Liebe empfangen ward. Hier weilte der Bischof nur einen einzigen Tag und machte sich gleich am andern, von dem Segen des Erzbischofes begleitet, auf den Weg nach Havelberg. Als er bei dieser Stadt ankam, feierte das Volk gerade, unter einer Menge rings umher aufgepflanzter Fahnen, das Fest des heidnischen Kriegsgottes Geravit. Otto ging daher nicht in die Stadt, sondern blieb vor dem Thore, ließ den Grafen Wirikind zu sich rufen und machte ihm Vorwürfe, daß er solche heidnische Feste dulde, Vorwürfe, die der Graf jedoch dadurch von sich zurückwies, daß er die Unmöglichkeit, sie hindern zu können, vorschützte. Otto ließ hier noch eine Menge zu seiner weitern Reise nöthigen Bedürfnisse, wie auch zu deren Transport noch dreißig Wagen ankaufen, alles Gepäcke mit den ungeheuern Vorräthen von Lebensmitteln zu Schiffe nach Leutitia führen, und von da auf Wagen und fünfzig Lastthieren bis nach Demmin, der ersten pommerschen Stadt, bringen. Die von Wirikind ihm in Merseburg versprochene Bedeckung konnte der Bischof nicht annehmen, weil der Graf mit den Leutiziern, durch deren Gebiet der Bischof ziehen mußte, in feindlichem Verhältnisse stand, daher ein feindlicher Angriff zu befürchten gewesen wäre, bei dem gar leicht die ganze Bedeckungsmannschaft von dem, möglicher Weise weit zahlreichern Feinde hätte zusammengehauen werden können. Indessen machte dennoch der stets freigebige Bischof dem Grafen eine bedeutende Summe Geldes, und der Gemahlin desselben ein kostbares, reich verziertes Psalmbuch zum Geschenke.

5. Otto nahm nun, ohne von bewaffneter Mannschaft begleitet zu werden, seinen Weg durch die heu-

tige Priegniz, zog fünf Tage lang durch eine ungemein waldige Gegend und kam endlich an dem Mürizsee an. Hier fand er einen Menschen auf einem Boote und kaufte demselben eine Menge Fische ab. Der Mensch wollte weder Geld noch etwas anderes annehmen, sondern verlangte blos eine gewisse Quantität Salz. Er versicherte dem Bischofe, seit sieben Jahren kein Brod gekostet, blos von Fischen sich genährt zu haben. Er erzählte ihm ferner, er habe bei dem letzten Einfalle der Polen in dem Jahre 1121 sich mit seinem Weibe und einer Axt an diesen See geflüchtet, ein Boot nebst einer Wohnung auf einer kleinen Insel in dem See sich erbaut, und lebe seit dieser Zeit blos von Fischen, die er im Sommer für den Bedarf des Winters trockne. Otto ließ dem armen Mann einen weit größern Vorrath von Salz geben, als derselbe verlangte. — Aber der Ruf von des Bischofes ungemeiner Milde, Güte und Frömmigkeit war auch schon bis in die Gegend von Mürizsee gedrungen. Alles um den See herumwohnende Volk lief also jetzt zusammen, den Bischof um seinen Segen bittend und die heilige Taufe verlangend. Aber die Canons erlaubten Otto nicht, die Bitten dieser Leute zu erfüllen, denn die Gegend gehörte in die Diöcese des Erzbisthums von Magdeburg. Dieses suchte der heilige Bischof dem guten Volke begreiflich zu machen, gab ihm aber das Versprechen, daß, wenn es in seinem christlichen Verlangen beharren würde, er nach Beendigung der Bekehrung der Völker, zu denen er jetzt gesandt sey, sie wieder besuchen und, nach erhaltener päpstlicher Erlaubniß sie, mit Genehmigung des Erzbischofes von Magdeburg, unterrichten und dann die heilige Taufe ihnen ertheilen wollte *).

---

*) Havelberg war ehemals ein bischöflicher Sitz gewesen, aber vor vielen Jahren von den Wenden wieder zerstört worden. Als die Haveler Kirche noch bestand,

6. Die Reise Otto's von Havelberg nach Demmin war völlig gefahrlos gewesen, und ohne daß ihm auf derselben der mindeste Unfall begegnet wäre, langte er mit seinem ganzen Gefolge wohlbehalten in dieser Stadt an. Otto kannte den Befehlshaber der Stadt, er glaubte also bei ihm Aufnahme in seiner Wohnung zu finden. Da diese jedoch für den Herzog Wratislav, den man schon in der nächsten Nacht erwartete, und dessen Gefolge in Bereitschaft mußte gehalten werden; so wieß der Befehlshaber dem heiligen Otto, den er übrigens sehr freundlich und ehrerbietig empfing, einen, neben einer alten Burg außerhalb der Stadt liegenden freien Platz an, der die fünfzig Wagen des Bischofes sehr bequem faßte. Hier schlug also das bischöfliche Gefolg seine Zelte auf, in der Hoffnung einer ruhigen Nacht und sicherer Pflege, der sie um so mehr bedurften, da die Reise nach Demmin, obgleich ganz gefahrlos, doch ungemein ermüdend gewesen war. In dieser Hoffnung sahen sie sich jedoch getäuscht. Herzog Wratislav kam nämlich in der Nacht an; da aber der Empfang und die Begrüßung des heiligen Otto nicht der einzige Zweck seiner Ankunft war, sondern er auch am folgenden Tage einen Raubzug in das benachbarte Land der Lutizier unternehmen wollte, so brachte er einen zahlreichen Haufen Kriegsvolkes mit. Zwei Schaaren dieses Heeres, die eine aus Fußvolk, die an-

war sie mit der ganzen umliegenden Gegend, obgleich noch von Heiden bewohnt, dem erzbischöflichen Stuhle von Magdeburg untergeordnet. Auf diesem Boden durfte also blos der Erzbischof von Magdeburg neue christliche Pflanzungen anlegen; und wenn ein Anderer dieses gottgefällige Geschäft übernehmen wollte, so mußte er von dem Erzbischofe entweder unmittelbar dazu beauftragt, oder wenigstens dazu berechtiget seyn. So forderten es die, alle gegenseitigen Verhältnisse der Bischöfe, sowie den Wirkungskreis eines Jeden ordnenden Satzungen der Kirche.

dere aus Reiterei bestehend, waren in der Nacht bei Demmin auf einander gestoßen und, sich gegenseitig für Feinde haltend, entstand sogleich ein blutiges Handgemenge. Aufgeschreckt durch das Geklirre der Waffen, löschten die Leute des Bischofes alle Feuer aus, und dachten schon an nichts als an schleunige Flucht. Ihre Furcht ging jedoch schnell vorüber; denn da die beiden, auf einander gestoßenen Partheien bei Zeiten ihren Irrthum erkannten, so hatte auch der Kampf sogleich wieder ein Ende. Ueberdieß kam auch noch ein, von dem Befehlshaber abgeschickter Reiter in das christliche Lager, um den Bischof von der Veranlassung des nächtlichen Waffentumultes in Kenntniß zu setzen, und ihm und seinen Leuten alle weiteren Besorgnisse zu benehmen. Der Herzog selbst, der schon sehr frühe, und ohne den Bischof noch gesehen und gesprochen zu haben, mit seinen Schaaren zu dem beabsichtigten Raubzug aufbrach, ließ durch einen Botschafter den heiligen Otto ersuchen, ihn an diesem Tage in Demmin zu erwarten. Wirklich kam auch schon gegen Abend der Herzog, voll Freude über den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung, mit seinem, mit vieler Beute beladenen Kriegsvolke wieder zurück. Aber nun hatte auch der heilige Otto den Jammer, Augenzeuge zu seyn, wie die Sieger ihren Raub an Kleider, Geld, an Vieh, an einer Menge anderer Sachen von verschiedenen Gattungen, und endlich auch an Gefangenen, männlichen wie weiblichen Geschlechtes, unter sich theilten. Wehklagen und Mark und Bein durchdringendes Jammergeschrei erhob sich, als jetzt der Mann von seiner Frau, die Frau von ihrem Manne, der Sohn von seinem Vater, die Tochter von ihrer Mutter getrennt, und in Folge der Theilung verschiedenen Herren übergeben wurden. Diesen schrecklichen Jammerscenen konnte der fromme Bischof nicht ohne Thränen zusehen, denn sein gefühlvolles, mitleidiges Herz verschloß sich auch den

Heiden nicht. Aber nun ward jetzt auch wieder Otto der rettende Engel einer Menge dieser Unglücklichen. Auf seine Fürbitte gab der Herzog den Befehl, Kinder und schwache Leute frei zu geben, Allen, denen die Trennung von den Ihrigen zu schmerzlich wäre, beisammen zu lassen, und traf überdieß nach dem Wunsche des heiligen Bischofes, dem er sich auf alle Art gefällig zu machen suchte, noch manche andere, das Schicksal der Gefangenen erleichternde Einrichtungen. Als endlich die Theilung vollzogen war, kaufte Otto mit seinem Gelde noch viele los und verschaffte denen unter den Gefangenen, die bereits schon Christen waren und die Taufe erhalten hatten, die Erlaubniß, in ihre Heimath zurückzukehren. — Otto und Wratislav unterredeten sich jetzt näher über die Einführung des Christenthums in dem noch nicht bekehrten pommerschen Landestheile, und nachdem sie über die hiezu geeignetsten Mittel miteinander übereingekommen waren, trennten sie sich von einander. Der Herzog ging nach Camin, der Bischof nach Usedom. Sein Gepäcke und Gefolg ließ Otto zu Wasser auf der Poene dahin abgehen; er selbst machte mit wenigen Begleitern die Reise zu Lande, und kam nach drei Tagen in Usedom an. — Hier fand er Alles zur Annahme des Christenthums vorbereitet. Die von ihm bei seinem ersten Aufenthalte in Pommern zurückgelassenen Priester hatten schon den größten Theil der Insel bekehrt; und auch in dem noch übrigen das Christenthum einzuführen, war jetzt das Geschäft des heiligen Bischofes.

7. Auf Otto's Vorschläge hatte Herzog Wratislav die Stände der noch nicht zum Christenthum bekehrten pommerschen Landestheile auf den 14. Mai des Jahres 1128 nach Usedom berufen, ihnen auch schon in seinem Schreiben die Ursache und den Zweck ihrer Zusammenberufung bekannt gemacht. Alle folgten dem

Rufe ihres Herzogs, und als sie sich an dem bestimmten Tage versammelt hatten, stellte ihnen der Herzog den Bischof mit folgenden Worten vor: „Sehet hier den Boten des allmächtigen Gottes, der nicht seiner selbst willen, sondern blos eures ewigen Heiles wegen zu Euch gekommen ist. Er sucht bei Euch keinen Gewinn, denn er bedarf nichts und ist in seinem Lande selbst ein ungemein reicher, mächtiger fürstlicher Herr, ein Freund und Liebling des großen deutschen Königes, daher auch selbst von dem Oberhaupt der Kirche, sowie in allen Ländern von deren Fürsten geehrt und geliebt." — Wratislav ermahnte sie hierauf, diesem Gesandten Gottes mit der ihm schuldigen Ehrerbietung zu begegnen, und ja nicht durch unanständiges Betragen den Zorn des mächtigen deutschen Königes zu reizen. Da Wratislav selbst ein Christ war, so sprach er jetzt ebenfalls von der Erhabenheit und Schönheit des Christenthums, und schloß endlich seine Rede damit, daß er sämmtlichen versammelten Herren vorstellte, wie geziemend es sey, daß Alles, was in einem Lande Gutes eingeführt werde, von Oben herab geschehe. Sie, die die Ersten und Vornehmsten wären, müßten also jetzt mit ihrem Beispiel vorangehen, welchem alsdann das, ihnen untergebene Volk willig folgen würde. Diese Rede des Herzogs machte ungemeinen Eindruck auf alle Anwesenden, besonders als sie hörten, daß der zu ihnen gekommene Bischof ein Freund und Liebling des Königs Lothar sey, dessen Macht sie fürchteten und auch schon kennen gelernt hatten. — Wie von einem und demselben Geiste ergriffen, versprachen sämmtliche versammelte Stände, und zwar einstimmig, der Lehre des Bischofes zu folgen und allen seinen Geboten und Verordnungen sich zu unterwerfen. Nach dem Herzog sprach der heilige Otto, und den Stoff zu seiner Rede gab ihm das heilige Pfingstfest, das in diesem Jahre gerade auf den 11. Mai gefallen war; und seine Rede, beson-

ders von der Vergebung der Sünden, der Ausgießung des heiligen Geistes und den unendlichen Erbarmungen Gottes, war so rührend und salbungsvoll, daß alle Gemüther mächtig davon ergriffen wurden, so daß einige von den anwesenden Herren, die früher schon Christen, aber nachher wieder abgefallen waren, jetzt öffentlich ihre Schuld bekannten, wahre Reue zeigten, und durch Auflegung der Hände von dem Bischofe mit der Kirche ausgesöhnt und auf das neue in deren Schooß wieder aufgenommen wurden. Dieses Beispiel, einerseits von Demuth und anderer Seits von erbarmungsvoller Nachsicht und Güte des Bischofes, wie der ganzen Kirche, befeuerte nun nur noch mehr den Eifer aller Uebrigen. Die ganze Festwoche über waren der Bischof und dessen Geistlichen ununterbrochen vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Unterrichten und Taufen beschäftiget, und der Heiden schnelles Auffassen des ihnen ertheilten Unterrichts, so wie deren glühendes Verlangen nach der heiligen Taufe, in Verbindung mit der sichtbaren Gemüthserhebung, mit welcher die Täuflinge das heilige Sacrament empfingen, waren alle diese Tage über so groß und so hell leuchtend, daß die wirkliche Gegenwart des heiligen Geistes und dessen unmittelbare Einwirkung gar nicht zu verkennen waren. — Die Ständeversammlung ging jetzt nicht eher auseinander, als bis alle Herren, sammt denen, die in ihrem Gefolge nach Usedom gekommen waren, die heilige Taufe erhalten hatten.

8. Da nach der damaligen Verfassung Pommerns das, was auf einem allgemeinen Landtage, dem blos der Herzog und die vornehmsten Herren und Grundbesitzer beiwohnten, durch Stimmenmehrheit beschlossen ward, ein für das ganze Land bindendes Gesetz war; so daß die, welche sich dem Beschlusse nicht unterwerfen wollten, mit Gewalt konnten dazu gezwungen werden; so

glaubte nun auch Herzog Wratislav, nach Auflösung des so eben gehaltenen Landtages in Usedom, dem heiligen Bischofe sagen zu können: „Heiliger Bischof! jetzt kannst Du ganz unbesorgt seyn; das ganze Land liegt offen vor Dir da; überall wird man Dein Wort hören und mit Bereitwilligkeit annehmen." — Aber leider hatte hierin sich der Herzog diesmal getäuscht. Die Stadt Wolgast erhob Widerspruch gegen den Landtagesbeschluß von Usedom. Auch in dem Innern der Landschaft entstanden zwei Partheien, die eine für, die andere gegen das Christenthum. Zu der letztern gehörten gerade die einflußreichsten Männer, die reichsten und angesehensten Bürger; wahrscheinlich aus Furcht, daß sie durch Einführung des Christenthumes, das sie nicht kannten, etwas von ihren Rechten und Freiheiten verlieren möchten. Aber auch die ganze große Masse des übrigen Volkes ward jetzt durch eine List des Wolgaster Götzenpriesters im höchsten Grade gegen das Christenthum aufgeregt. Da dieser heidnische Priester wohl wußte, daß bei dem geringen Ansehen, in welchem er und Seinesgleichen bei dem Volke stünden, dieses auch alle seine Reden und Ermahnungen wenig oder gar nicht beachten würde; so nahm er zu folgender Mummerei seine Zuflucht. In seiner weißen Priesterkleidung begab er sich vor Anbruch des Tages in ein an der Landstraße gelegenes Gehölz, an welchem alle, die diesen Weg gingen, vorüber mußten. Hier stellte er sich auf einen, zwischen dem Gesträuche etwas erhöheten Ort. Als nun, seiner Erwartung gemäß, gleich mit anbrechendem Tage ein Bauer, der nach Wolgast auf den Markt ging, vorbeikam, rief er ihm zu: „Halt, guter Mann!" Der Bauer erhob jetzt seine Augen nach dem Orte, woher die Stimme kam, und als er eine weiße Gestalt sah, erschrack er heftig, hielt es für eine übernatürliche Erscheinung und wollte die Flucht ergreifen. Aber nun rief dieselbe Stimme ihm wieder zu: „Bleibe, sey ohne

Furcht und vernimm nur, was ich dir jetzt sagen werde. Ich bin dein Gott, derselbe, welcher die Wiesen mit Gras und die Wälder mit Laube bekleidet. In meiner Macht stehen die Früchte der Aecker und der Bäume, der Segen des Viehes und Alles, was den Menschen nützlich ist. Gehe nun in die Stadt und sage allen Einwohnern, daß sie den fremden Gott, den man ihnen bringen werde, und der ihnen doch nichts nützen kann, alsogleich verwerfen, und auch die Männer, die ihn ihnen bringen würden, augenblicklich tödten sollten." — Der Wolgaster Götzenpriester zog sich nun in das Dickicht des Gehölzes zurück, worauf auch die Erscheinung dem, vor Furcht und Angst halb todten Bauer wieder verschwand. Dieser, sobald er sich nur etwas erholt hatte, eilte in die Stadt und erzählte jedem, der ihm begegnete, die ihm gewordene Erscheinung. Schnell verbreitete sich das Gerücht in ganz Wolgast. Wie überall, war auch hier das Volk nach Erzählung von Wundergeschichten ungemein begierig und lüstern. Aus allen Straßen und Enden der Stadt versammelte sich bald eine zahllose Menge um den Bauern, der jetzt sein Abentheuer nicht oft und nicht umständlich genug erzählen konnte. Aber derselbe Götzenpriester, der selbst die Erscheinung gewesen war, mischte sich nun ebenfalls unter den Volkshaufen. Anfänglich stellte er sich, als wenn er den Worten des Bauern gar keinen Glauben beimesse, schalt ihn sogar einen Lügner und zwang dadurch den armen Mann, in der Unschuld seines Herzens beide Hände gegen Himmel zu erheben und eidlich zu betheuern, daß alles, was er erzählt hätte, reine Wahrheit sey. — „Mit euren eigenen Ohren," rief jetzt der Götzenpfaff zu dem Volke, „habt Ihr nun selbst gehört, was ich Euch längst schon, jedoch fruchtlos gesagt habe. Was haben wir auch mit der Religion der Christen zu schaffen. Werden wir jetzt unserm Gotte, der uns schon so viel Wohlthaten erzeugt hat, untreu, so wäre dieß von uns nicht

nur der schändlichste Undank, sondern wir würden uns auch unfehlbar den Zorn und die Rache unseres Gottes zuziehen. Zu euerm Besten rathe ich Euch also, daß Ihr, wenn Euch eure eigene Erhaltung am Herzen liegt, dem Befehle unseres Gottes, den er Euch durch den Bauern hat verkünden lassen, befolgt und alle, die etwa kommen sollten, Euch zu verführen, ohne weiteres todtschlaget." — In dem Zustande der höchsten Aufregung, in dem das Volk sich jetzt befand, gab es dem Rathe seines Götzenpriesters sogleich vollen Beifall; und da ohnehin die vornehmsten und angesehensten Bürger dem Christenthume abgeneigt waren; so kam unverzüglich ein städtischer Beschluß zu Stande, daß der christliche Bischof, oder wer irgend aus seinem Gefolge in die Stadt kommen würde, sogleich getödtet, auch jeder der Einwohner, der einen von den Begleitern des Bischofes, wenn derselbe heimlich bei Nacht in die Stadt käme, in seine Wohnung aufnehmen würde, ebenfalls mit dem Tode bestraft werden sollte.

9. Der heilige Otto, der im Sinne hatte, nach völliger Beendigung des Bekehrungsgeschäftes in Usedom zuerst nach Wolgast zu gehen und hierauf die noch übrigen Städte ebenfalls zu besuchen, schickte, bevor er von Usedom abreißte, je zwei und zwei seiner Geistlichen in alle jene Städte voraus, um die Einwohner auf seinen Besuch einstweilen vorzubereiten. Vollkommen beruhigt durch den Usedomer Landtagsbeschluß, und im vollen Vertrauen auf die Erklärung des Herzoges Wratislav, daß nämlich das ganze Land vor ihm offen daliege, war er für die Sicherheit der von ihm vorausgesandten Geistlichen nicht im mindesten besorgt. Von der in Wolgast jetzt herrschenden feindseligen Stimmung gegen das Christenthum und besonders gegen deren Verkünder konnte er begreiflicher Weise noch nicht die mindeste Kunde haben. Die beiden Geistlichen, welche Otto

nach Wolgast bestimmt hatte, hießen Dedalrich und Alcuin. Als diese in der Stadt ankamen, suchten und fanden sie Aufnahme in der Wohnung des Befehlshabers von Wolgast, der aber von seiner Reise nach Usedom, wo er gleich den übrigen Ständen die heilige Taufe empfangen hatte, noch nicht zurückgekommen war. Seine Gemahlin nahm jedoch die beiden Fremden auf das gastfreundlichste auf. Zwar war sie für jetzt noch eine zähe Heidin, aber dabei eine ganz ungemein gutmüthige, gegen Jedermann, besonders gegen fremde Reisende äußerst wohlwollende Frau, und ihr sanftes, liebevolles Wesen flößte dem Alcuin gleich ein so großes Zutrauen zu ihr ein, daß er, da er mit vieler Leichtigkeit slavisch sprach, nach eingenommenem Mittagsmahl ihr entdeckte, wer sie beide seyen, und zu welchem Zweck sie nach Wolgast gekommen wären. Aber vor Schrecken sank jetzt die gute Frau beinahe auf die Erde. „Wie unglücklich bin ich," rief sie aus, „wisset, daß von unserer Obrigkeit das Todesurtheil über Euch gesprochen ist und auch über mich, wenn ich nicht auf der Stelle von Eurer Ankunft Anzeige mache." Doch dazu konnte die herzgute Dame sich nicht entschließen; zu sehr rührte sie das Schicksal der beiden Fremdlinge, die sie daher eiligst in den obern Stock ihres Hauses führte, dort in einem finstern abgelegenen Gemach verbarg und auch deren Gepäcke durch einen treuen Diener weit vor die Stadt hinaus an einen sichern Ort bringen ließ. Kaum war dieß geschehen, als auch, da indessen die Ankunft zweier Fremden schon ruchbar geworden war, ein bewaffneter Haufe vor die Thüre des Hauses kam und mit dem größten Ungestüm die Auslieferung der beiden Fremdlinge verlangte. Aber ganz ruhig und unerschrocken sagte die gutmüthige Frau zu den Leuten: „Es sey zwar wahr, daß zwei Reisende heute bei ihr eingekehrt wären, aber nach eingenommener Erfrischung ihre Reise sogleich wieder weiter fortgesetzt hätten; wenn man ihren Worten

nicht glauben wollte, möchte man nur ihr ganzes Haus durchsuchen." — Diese Hausuntersuchung ward nun sogleich vorgenommen. Da aber die Eingedrungenen nirgend jemand fanden; so glaubten sie nun auch der Versicherung der klugen Hausfrau und gingen wieder ruhig aus einander. Drei Täge und drei Nächte mußten Oedalrich und Alcuin sich in ihrem Schlupfwinkel verborgen halten. Erst am vierten Tage wurden sie wieder erlöst, denn an diesem Tage kam der heilige Bischof an und, was jetzt entscheidend war, auch der Herzog Wratislav, und zwar mit einem großen Gefolge von Standesherren und einer sehr zahlreichen Schaar Kriegsvölker*). In der Stadt gewann jetzt sogleich Alles eine andere Gestalt. Der Bischof und die Geistlichen predigten, der Herzog ermahnte und drohete, und durch seine milde und tägliche Ausübung einer Menge Werke der Barmherzigkeit zog nun auch bald wieder der heilige Otto alle Herzen an sich. Da die Begleiter des Bischofes nun, besonders unter dem Schutze des Herzoges, nichts mehr befürchten zu müssen glaubten; so wandelten sie oft ganz unbekümmert selbst in den entferntesten Straßen der Stadt herum. Als nun wieder eines Tags mehrere derselben in der Stadt herumgingen, und schon ganz nahe an den Haupttempel von Wolgast gekommen waren, fingen einige noch ganz heidnisch gesinnte Leute an zu argwohnen: diese Fremde gingen nur in der Stadt herum, um ihre Tempel zu erspähen und sie in Brand zu stecken.

*) Da verfassungsmäßig jede Stadt, jeder Standes- oder Freiherr, die sich einem, auf dem großen Landtage genommenen Beschluß nicht unterwerfen wollten, mit Waffengewalt dazu gezwungen werden sollte, jetzt aber Wolgast jenen von Usedom verworfen hatte; so war der Herzog nicht blos berechtiget, sondern selbst verpflichtet, mit einer hinreichenden Schaar Kriegsvölker in die ungehorsame Stadt einzurücken.

Einer sagte es dem andern, und sogleich rottete sich ein Haufen Pöbels mit Knütteln und andern Waffen, wie der Zufall ihnen in der Eile solche darbot, zusammen und stellten sich so, daß man deutlich sehen konnte: sie wollten den Geistlichen den Weg versperren. Als Oedalrich, der schon in dem Hause des Befehlshabers der Stadt so große Aengsten ausgestanden hatte, dieses bemerkte, sagte er seinen Gefährten: „Diese Leute dort stehen in keiner guten Absicht beisammen. Ich will mich keiner neuen Gefahr aussetzen.“ Er kehrte also auf der Stelle um, und auch alle Uebrigen folgten ihm nach, bis auf den Priester Theodorich, der den Unerschrockenen spielen wollte, und unbekümmert immer weiter fortschritt. Aber plötzlich stürzte jetzt der ganze Haufen auf ihn los. Zu entfliehen war es für ihn zu spät; kaum hatte er noch Zeit sich in den ganz nahe stehenden Tempel zu flüchten, um dort einen Schlupfwinkel zu suchen, in welchem er sich verbergen könnte. Der Tempel war dem Kriegsgott Geravit geweihet. An der Wand hing ein ungeheuer großer, diesem Gotte ebenfalls geweiheter Schild. Für die Heiden war derselbe ein ganz besonderes Heiligthum, eine Menge geheimnißvoller Bedeutungen legten sie in denselben. Kein Mensch durfte ihn berühren. Nur im Kriege ließen sie denselben von der Wand herabnehmen, und als ein sicheres Unterpfand eines unfehlbaren Sieges sich denselben vortragen. Als Theodorich nun nicht sogleich einen Ort fand, wo er sich verbergen konnte, aber den großen Schild an der Wand bemerkte, nahm er in der Angst seines Herzens diesen herab und hing ihn um sich. Kühn trat er nun seinen schon bis an die Thüre des Tempels gekommenen Verfolgern entgegen, und als diese das große Heiligthum erblickten, geriethen sie in einen solchen Schrecken, daß sie theils augenblicklich die Flucht er-

griffen, theils ganz betäubt zu Boden stürzten *). Schnell benutzte nun Theodorich diesen Augenblick, warf den Schild von sich, lief, so geschwind er laufen konnte, zurück und kam nun glücklich, obgleich mit Angstschweis bedeckt, bei dem Gefolge des Bischofes an. Otto lächelte zwar Anfangs über das dem Theodorich zugestoßene Abentheuer, nahm aber davon Anlaß, seine Geistlichen wie sein ganzes Gefolge sehr ernsthaft zu ermahnen, für die Zukunft größere Vorsicht zu beobachten.

10. Das Bekehrungsgeschäft ging nun seinen ruhigen, ungestörten Gang fort. Täglich sprach der heilige Otto von der Wahrheit der christlichen Lehre, von der Leerheit des Götzenthums, von der Größe, Allmacht und unendlichen Barmherzigkeit des wahren Gottes mit solchem Eifer und einer solchen lebendigen Ueberzeugung, daß er endlich alle Zweifel und Bedenklichkeiten der Einwohner besiegte. Jede seiner Predigten, aus denen aber auch der Geist der Wahrheit fühlbar wehete, machte stets einen solchen Eindruck, daß jedesmal nach ihrer Beendigung ein großer Theil seiner Zuhörer die heilige Taufe verlangte. Bevor aber der heilige Otto ihnen diese ertheilte, foderte er von ihnen, daß zuerst der Götzentempel, der in ihrer Stadt stünde, nebst noch einigen andern, heidnischen Gebräuchen gewidmeten Gebäuden müßten zerstört werden. Otto weilte nun so lange in Wolgast, bis alle Einwohner, vom Vornehm-

*) Es war eigentlich nicht der bloße Anblick des Schildes, der bei diesen Leuten eine so große Wirkung hervorbrachte, sondern, weil sie in ihrem heidnischen Irrthum wähnten, daß der, bei ihnen so mächtige Gott Geravit nie dulden würde, daß irgend ein Sterblicher seinen Schild berühre, viel weniger ihn sich anhänge; glaubten sie jetzt auch, daß das, was sie sahen, eine übernatürliche Erscheinung seyn müsse, die nun natürlich unter dem, ohnehin ganz rohen, abergläubischen Haufen den grßöten Schrecken verbreiten konnte.

sten bis zum Niedrigsten, die Taufe erhalten und mit ihren eigenen Händen den Götzentempel sammt den übrigen heidnischen Gebäuden zerstört hatten. Bevor der Bischof die Stadt verließ, war schon mit dem Bau einer christlichen Kirche der Anfang gemacht worden. Otto errichtete und weihete einstweilen einen Altar für dieselbe ein, nahm hierauf von den Bürgern Abschied und ließ den Udalrich, einen der ihn begleitenden polnischen Kapläne, in Wolgast zurück.

11. In Gützkov, wohin sich jetzt der heilige Otto begab, war Alles zur Annahme des Christenthums bereit, und man erwartete nur mit Sehnsucht die Ankunft des Bischofes. Gützkov war damals eine blühende, ansehnliche, freiherrliche Stadt. Der Grundherr derselben hieß Mizlav, ein edeldenkender, menschenfreundlicher und von dem Bischofe schon in Usedom getaufter Herr. Da Otto hier des Schutzes Herzogs Wratislav nicht bedurfte, so war auch dieser mit seinem Kriegsvolke in Wolgast zurückgeblieben. — Das Einzige, was die Gützkover sich von dem Bischofe zu erbeten suchten, war die Erhaltung ihres Tempels. Sie hatten ihn erst vor einigen Jahren mit großem Kostenaufwand erbaut; er war die Zierde ihrer Stadt. Sie wünschten daher, daß der Bischof denselben in eine christliche Kirche verwandeln möchte. Aber diese Bitte, obgleich einigemal wiederholt, wies Otto stets sehr ernsthaft zurück; und brachte es durch seine Ermahnung endlich auch hier so weit, daß die Zerstörung des prachtvollen Tempels das eigene Werk der Einwohner ward. — Hier in Gützkov kamen auch von der Administration der bischöflichen Güter in Bamberg einige Beamten an und brachten ihrem Herrn frisches Gold, Silber, schöne Stoffe und noch andere Bedürfnisse mit; denn auch auf seiner zweiten Bekehrungsreise lebte der heilige Otto nicht nur wieder auf eigene Rechnung, sondern bestritt

auch alle Unkosten seines ganzen, nicht wenig zahlreichen Gefolges.

12. Aber nun wurden Otto's apostolische Arbeiten durch ein anderes, obgleich mit diesen einigermaßen verwandtes Geschäft unterbrochen. Herzog Boleslav von Polen nämlich hatte, wie wir schon wissen, ein zahlreiches Heer ausgerüstet, um die Pommern wegen des von ihnen gebrochenen Friedensvertrages zu züchtigen und seine Oberherrlichkeit über das Land zu behaupten; und da die pommerschen Städte und die adeligen Herren indessen noch keinen Schritt gethan hatten, die Beschwerden des Herzoges zu heben, so war dieser gegen Pommern vorgerückt und stand jetzt an den Grenzen desselben im Lager. So entschieden und anmaßend auch seit einiger Zeit die Sprache der Pommern gegen den Herzog gewesen war; so sehr fiel ihnen jetzt der Muth, als der Herzog mit seinem Heere sich ihnen näherte. Viele dachten schon an nichts als an schleunige Flucht und ließen ihre Habseligkeiten in feste Plätze bringen. Andere riethen zwar, die Naiton zur Vertheidigung ihrer Grenzen, zu den Waffen zu rufen; da aber der Ausgang eines so ungleichen Kampfes leicht vorauszusehen war, so wandten sich die Besonnensten von den Ständen, die jetzt glücklicher Weise die Mehrzahl ausmachten, an den Bischof, baten ihn um seine Vermittelung und ertheilten ihm, in Folge eines gemeinsamen Beschlusses, unbedingte Vollmacht, ganz nach seiner eigenen Einsicht mit dem Herzoge zu unterhandeln. Dazu zeigte sich nun Otto sogleich bereit und begab sich, nur von einigen seiner Geistlichen begleitet, in das polnische Lager. Hier ward er auf das ehrenvollste von dem Herzoge empfangen, der ihm betheuerte, daß er sich aus keiner andern Absicht zum Kriege entschlossen habe, als um die Pommern wegen der dem wahren Gott, durch Wiederherstellung des Heidenthums, zugefügten Beleidigungen, so wie

ders von der Vergebung der Sünden, der Ausgießung des heiligen Geistes und den unendlichen Erbarmungen Gottes, war so rührend und salbungsvoll, daß alle Gemüther mächtig davon ergriffen wurden, so daß einige von den anwesenden Herren, die früher schon Christen, aber nachher wieder abgefallen waren, jetzt öffentlich ihre Schuld bekannten, wahre Reue zeigten, und durch Auflegung der Hände von dem Bischofe mit der Kirche ausgesöhnt und auf das neue in deren Schooß wieder aufgenommen wurden. Dieses Beispiel, einerseits von Demuth und anderer Seits von erbarmungsvoller Nachsicht und Güte des Bischofes, wie der ganzen Kirche, befeuerte nun nur noch mehr den Eifer aller Uebrigen. Die ganze Festwoche über waren der Bischof und dessen Geistlichen ununterbrochen vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Unterrichten und Taufen beschäftiget, und der Heiden schnelles Auffassen des ihnen ertheilten Unterrichts, so wie deren glühendes Verlangen nach der heiligen Taufe, in Verbindung mit der sichtbaren Gemüthserhebung, mit welcher die Täuflinge das heilige Sacrament empfingen, waren alle diese Tage über so groß und so hell leuchtend, daß die wirkliche Gegenwart des heiligen Geistes und dessen unmittelbare Einwirkung gar nicht zu verkennen waren. — Die Ständeversammlung ging jetzt nicht eher auseinander, als bis alle Herren, sammt denen, die in ihrem Gefolge nach Usedom gekommen waren, die heilige Taufe erhalten hatten.

8. Da nach der damaligen Verfassung Pommerns das, was auf einem allgemeinen Landtage, dem blos der Herzog und die vornehmsten Herren und Grundbesitzer beiwohnten, durch Stimmenmehrheit beschlossen ward, ein für das ganze Land bindendes Gesetz war; so daß die, welche sich dem Beschlusse nicht unterwerfen wollten, mit Gewalt konnten dazu gezwungen werden; so

glaubte nun auch Herzog Wratislav, nach Auflösung des so eben gehaltenen Landtages in Usedom, dem heiligen Bischofe sagen zu können: „Heiliger Bischof! jetzt kannst Du ganz unbesorgt seyn; das ganze Land liegt offen vor Dir da; überall wird man Dein Wort hören und mit Bereitwilligkeit annehmen.“ — Aber leider hatte hierin sich der Herzog dießmal getäuscht. Die Stadt Wolgast erhob Widerspruch gegen den Landtagesbeschluß von Usedom. Auch in dem Innern der Landschaft entstanden zwei Partheien, die eine für, die andere gegen das Christenthum. Zu der letztern gehörten gerade die einflußreichsten Männer, die reichsten und angesehensten Bürger; wahrscheinlich aus Furcht, daß sie durch Einführung des Christenthumes, das sie nicht kannten, etwas von ihren Rechten und Freiheiten verlieren möchten. Aber auch die ganze große Masse des übrigen Volkes ward jetzt durch eine List des Wolgaster Götzenpriesters im höchsten Grade gegen das Christenthum aufgeregt. Da dieser heidnische Priester wohl wußte, daß bei dem geringen Ansehen, in welchem er und Seinesgleichen bei dem Volke stünden, dieses auch alle seine Reden und Ermahnungen wenig oder gar nicht beachten würde; so nahm er zu folgender Mummerei seine Zuflucht. In seiner weißen Priesterkleidung begab er sich vor Anbruch des Tages in ein an der Landstraße gelegenes Gehölz, an welchem alle, die diesen Weg gingen, vorüber mußten. Hier stellte er sich auf einen, zwischen dem Gesträuche etwas erhöheten Ort. Als nun, seiner Erwartung gemäß, gleich mit anbrechendem Tage ein Bauer, der nach Wolgast auf den Markt ging, vorbeikam, rief er ihm zu: „Halt, guter Mann!“ Der Bauer erhob jetzt seine Augen nach dem Orte, woher die Stimme kam, und als er eine weiße Gestalt sah, erschrack er heftig, hielt es für eine übernatürliche Erscheinung und wollte die Flucht ergreifen. Aber nun rief dieselbe Stimme ihm wieder zu: „Bleibe, sey ohne

Furcht und vernimm nur, was ich dir jetzt sagen werde. Ich bin dein Gott, derselbe, welcher die Wiesen mit Gras und die Wälder mit Laube bekleidet. In meiner Macht stehen die Früchte der Aecker und der Bäume, der Segen des Viehes und Alles, was den Menschen nützlich ist. Gehe nun in die Stadt und sage allen Einwohnern, daß sie den fremden Gott, den man ihnen bringen werde, und der ihnen doch nichts nützen kann, alsogleich verwerfen, und auch die Männer, die ihn ihnen bringen würden, augenblicklich tödten sollten." — Der Wolgaster Götzenpriester zog sich nun in das Dickicht des Gehölzes zurück, worauf auch die Erscheinung dem, vor Furcht und Angst halb todten Bauer wieder verschwand. Dieser, sobald er sich nur etwas erholt hatte, eilte in die Stadt und erzählte jedem, der ihm begegnete, die ihm gewordene Erscheinung. Schnell verbreitete sich das Gerücht in ganz Wolgast. Wie überall, war auch hier das Volk nach Erzählung von Wundergeschichten ungemein begierig und lüstern. Aus allen Straßen und Enden der Stadt versammelte sich bald eine zahllose Menge um den Bauern, der jetzt sein Abentheuer nicht oft und nicht umständlich genug erzählen konnte. Aber derselbe Götzenpriester, der selbst die Erscheinung gewesen war, mischte sich nun ebenfalls unter den Volkshaufen. Anfänglich stellte er sich, als wenn er den Worten des Bauern gar keinen Glauben beimesse, schalt ihn sogar einen Lügner und zwang dadurch den armen Mann, in der Unschuld seines Herzens beide Hände gegen Himmel zu erheben und eidlich zu betheuern, daß alles, was er erzählt hätte, reine Wahrheit sey. — „Mit euren eigenen Ohren," rief jetzt der Götzenpfaff zu dem Volke, „habt Ihr nun selbst gehört, was ich Euch längst schon, jedoch fruchtlos gesagt habe. Was haben wir auch mit der Religion der Christen zu schaffen. Werden wir jetzt unserm Gotte, der uns schon so viel Wohlthaten erzeugt hat, untreu, so wäre dieß von uns nicht

nur der schändlichste Undank, sondern wir würden uns auch unfehlbar den Zorn und die Rache unseres Gottes zuziehen. Zu euerm Besten rathe ich Euch also, daß Ihr, wenn Euch eure eigene Erhaltung am Herzen liegt, dem Befehle unseres Gottes, den er Euch durch den Bauern hat verkünden lassen, befolgt und alle, die etwa kommen sollten, Euch zu verführen, ohne weiteres todtschlaget." — In dem Zustande der höchsten Aufregung, in dem das Volk sich jetzt befand, gab es dem Rathe seines Götzenpriesters sogleich vollen Beifall; und da ohnehin die vornehmsten und angesehensten Bürger dem Christenthume abgeneigt waren; so kam unverzüglich ein städtischer Beschluß zu Stande, daß der christliche Bischof, oder wer irgend aus seinem Gefolge in die Stadt kommen würde, sogleich getödtet, auch jeder der Einwohner, der einen von den Begleitern des Bischofes, wenn derselbe heimlich bei Nacht in die Stadt käme, in seine Wohnung aufnehmen würde, ebenfalls mit dem Tode bestraft werden sollte.

9. Der heilige Otto, der im Sinne hatte, nach völliger Beendigung des Bekehrungsgeschäftes in Usedom zuerst nach Wolgast zu gehen und hierauf die noch übrigen Städte ebenfalls zu besuchen, schickte, bevor er von Usedom abreißte, je zwei und zwei seiner Geistlichen in alle jene Städte voraus, um die Einwohner auf seinen Besuch einstweilen vorzubereiten. Vollkommen beruhigt durch den Usedomer Landtagsbeschluß, und im vollen Vertrauen auf die Erklärung des Herzoges Wratislav, daß nämlich das ganze Land vor ihm offen daliege, war er für die Sicherheit der von ihm vorausgesandten Geistlichen nicht im mindesten besorgt. Von der in Wolgast jetzt herrschenden feindseligen Stimmung gegen das Christenthum und besonders gegen deren Verkünder konnte er begreiflicher Weise noch nicht die mindeste Kunde haben. Die beiden Geistlichen, welche Otto

nach Wolgast bestimmt hatte, hiessen Oedalrich und Alcuin. Als diese in der Stadt ankamen, suchten und fanden sie Aufnahme in der Wohnung des Befehlshabers von Wolgast, der aber von seiner Reise nach Usedom, wo er gleich den übrigen Ständen die heilige Taufe empfangen hatte, noch nicht zurückgekommen war. Seine Gemahlin nahm jedoch die beiden Fremden auf das gastfreundlichste auf. Zwar war sie für jetzt noch eine zähe Heidin, aber dabei eine ganz ungemein gutmüthige, gegen Jedermann, besonders gegen fremde Reisende äusserst wohlwollende Frau, und ihr sanftes, liebevolles Wesen flößte dem Alcuin gleich ein so grosses Zutrauen zu ihr ein, daß er, da er mit vieler Leichtigkeit slavisch sprach, nach eingenommenem Mittagsmahl ihr entdeckte, wer sie beide seyen, und zu welchem Zweck sie nach Wolgast gekommen wären. Aber vor Schrecken sank jetzt die gute Frau beinahe auf die Erde. „Wie unglücklich bin ich," rief sie aus, „wisset, daß von unserer Obrigkeit das Todesurtheil über Euch gesprochen ist und auch über mich, wenn ich nicht auf der Stelle von Eurer Ankunft Anzeige mache." Doch dazu konnte die herzgute Dame sich nicht entschließen; zu sehr rührte sie das Schicksal der beiden Fremdlinge, die sie daher eiligst in den obern Stock ihres Hauses führte, dort in einem finstern abgelegenen Gemach verbarg und auch deren Gepäcke durch einen treuen Diener weit vor die Stadt hinaus an einen sichern Ort bringen ließ. Kaum war dieß geschehen, als auch, da indessen die Ankunft zweier Fremden schon ruchbar geworden war, ein bewaffneter Haufe vor die Thüre des Hauses kam und mit dem größten Ungestüm die Auslieferung der beiden Fremdlinge verlangte. Aber ganz ruhig und unerschrocken sagte die gutmüthige Frau zu den Leuten: „Es sey zwar wahr, daß zwei Reisende heute bei ihr eingekehrt wären, aber nach eingenommener Erfrischung ihre Reise sogleich wieder weiter fortgesetzt hätten; wenn man ihren Worten

nicht glauben wollte, möchte man nur ihr ganzes Haus durchsuchen." — Diese Hausuntersuchung ward nun sogleich vorgenommen. Da aber die Eingedrungenen nirgend jemand fanden; so glaubten sie nun auch der Versicherung der klugen Hausfrau und gingen wieder ruhig aus einander. Drei Täge und drei Nächte mußten Oedalrich und Alcuin sich in ihrem Schlupfwinkel verborgen halten. Erst am vierten Tage wurden sie wieder erlöst, denn an diesem Tage kam der heilige Bischof an und, was jetzt entscheidend war, auch der Herzog Wratislav, und zwar mit einem großen Gefolge von Standesherren und einer sehr zahlreichen Schaar Kriegsvölker*). In der Stadt gewann jetzt sogleich Alles eine andere Gestalt. Der Bischof und die Geistlichen predigten, der Herzog ermahnte und drohete, und durch seine milde und tägliche Ausübung einer Menge Werke der Barmherzigkeit zog nun auch bald wieder der heilige Otto alle Herzen an sich. Da die Begleiter des Bischofes nun, besonders unter dem Schutze des Herzoges, nichts mehr befürchten zu müssen glaubten; so wandelten sie oft ganz unbekümmert selbst in den entferntesten Straßen der Stadt herum. Als nun wieder eines Tags mehrere derselben in der Stadt herumgingen, und schon ganz nahe an den Haupttempel von Wolgast gekommen waren, fingen einige noch ganz heidnisch gesinnte Leute an zu argwohnen: diese Fremde gingen nur in der Stadt herum, um ihre Tempel zu erspähen und sie in Brand zu stecken.

*) Da verfassungsmäßig jede Stadt, jeder Standes- oder Freiherr, die sich einem, auf dem großen Landtage genommenen Beschluß nicht unterwerfen wollten, mit Waffengewalt dazu gezwungen werden sollte, jetzt aber Wolgast jenen von Usedom verworfen hatte; so war der Herzog nicht blos berechtiget, sondern selbst verpflichtet, mit einer hinreichenden Schaar Kriegsvölker in die ungehorsame Stadt einzurücken.

Einer sagte es dem andern, und sogleich rottete sich ein Haufen Pöbels mit Knütteln und andern Waffen, wie der Zufall ihnen in der Eile solche darbot, zusammen und stellten sich so, daß man deutlich sehen konnte: sie wollten den Geistlichen den Weg versperren. Als Oedalrich, der schon in dem Hause des Befehlshabers der Stadt so große Aengsten ausgestanden hatte, dieses bemerkte, sagte er seinen Gefährten: „Diese Leute dort stehen in keiner guten Absicht beisammen. Ich will mich keiner neuen Gefahr aussetzen." Er kehrte also auf der Stelle um, und auch alle Uebrigen folgten ihm nach, bis auf den Priester Theodorich, der den Unerschrockenen spielen wollte, und unbekümmert immer weiter fortschritt. Aber plötzlich stürzte jetzt der ganze Haufen auf ihn los. Zu entfliehen war es für ihn zu spät; kaum hatte er noch Zeit sich in den ganz nahe stehenden Tempel zu flüchten, um dort einen Schlupfwinkel zu suchen, in welchem er sich verbergen könnte. Der Tempel war dem Kriegsgott Geravit geweihet. An der Wand hing ein ungeheuer großer, diesem Gotte ebenfalls geweihter Schild. Für die Heiden war derselbe ein ganz besonderes Heiligthum, eine Menge geheimnißvoller Bedeutungen legten sie in denselben. Kein Mensch durfte ihn berühren. Nur im Kriege ließen sie denselben von der Wand herabnehmen, und als ein sicheres Unterpfand eines unfehlbaren Sieges sich denselben vortragen. Als Theodorich nun nicht sogleich einen Ort fand, wo er sich verbergen konnte, aber den großen Schild an der Wand bemerkte, nahm er in der Angst seines Herzens diesen herab und hing ihn um sich. Kühn trat er nun seinen schon bis an die Thüre des Tempels gekommenen Verfolgern entgegen, und als diese das große Heiligthum erblickten, geriethen sie in einen solchen Schrecken, daß sie theils augenblicklich die Flucht er-

griffen, theils ganz betäubt zu Boden stürzten*). Schnell benutzte nun Theodorich diesen Augenblick, warf den Schild von sich, lief, so geschwind er laufen konnte, zurück und kam nun glücklich, obgleich mit Angstschweis bedeckt, bei dem Gefolge des Bischofes an. Otto lächelte zwar Anfangs über das dem Theodorich zugestoßene Abentheuer, nahm aber davon Anlaß, seine Geistlichen wie sein ganzes Gefolge sehr ernsthaft zu ermahnen, für die Zukunft größere Vorsicht zu beobachten.

10. Das Bekehrungsgeschäft ging nun seinen ruhigen, ungestörten Gang fort. Täglich sprach der heilige Otto von der Wahrheit der christlichen Lehre, von der Leerheit des Götzenthums, von der Größe, Allmacht und unendlichen Barmherzigkeit des wahren Gottes mit solchem Eifer und einer solchen lebendigen Ueberzeugung, daß er endlich alle Zweifel und Bedenklichkeiten der Einwohner besiegte. Jede seiner Predigten, aus denen aber auch der Geist der Wahrheit fühlbar wehete, machte stets einen solchen Eindruck, daß jedesmal nach ihrer Beendigung ein großer Theil seiner Zuhörer die heilige Taufe verlangte. Bevor aber der heilige Otto ihnen diese ertheilte, foderte er von ihnen, daß zuerst der Götzentempel, der in ihrer Stadt stünde, nebst noch einigen andern, heidnischen Gebräuchen gewidmeten Gebäuden müßten zerstört werden. Otto weilte nun so lange in Wolgast, bis alle Einwohner, vom Vornehm-

*) Es war eigentlich nicht der bloße Anblick des Schildes, der bei diesen Leuten eine so große Wirkung hervorbrachte, sondern, weil sie in ihrem heidnischen Irrthum wähnten, daß der, bei ihnen so mächtige Gott Geravit nie dulden würde, daß irgend ein Sterblicher seinen Schild berühre, viel weniger ihn sich anhänge; glaubten sie jetzt auch, daß das, was sie sahen, eine übernatürliche Erscheinung seyn müsse, die nun natürlich unter dem, ohnehin ganz rohen, abergläubischen Haufen den größten Schrecken verbreiten konnte.

demselben Mittel, wodurch er seine Freiheit aus dem Kerker erhalten hatte, wieder seine Zuflucht. Er betete nämlich zu Gott und rief auch den heiligen Otto wieder um dessen Beistand an. Kaum hatte er dieses kurze Gebet verrichtet, als auf einmal ein kleines, aber leeres Boot an dem Ufer angeschwommen kam. Witsack betrachtete es als ein Geschenk des heiligen Bischofes, warf sich demnach unbesorgt in dasselbe, ruderte mit beiden Händen in die See und kommt endlich durch die, hier sichtbare Hülfe Gottes, glücklich an der vaterländischen Küste an.

17. Natürlicher Weise erzählte jetzt Witsack seinen Mitbürgern seine wunderbare Rettung, die er blos der Fürbitte des heiligen Bischofes zuschrieb. Hatte Witsack schon vorher gegen das Heidenthum geeifert, so kannte jetzt sein Eifer, von Liebe und Dankbarkeit noch mehr befeuert, gar keine Grenzen mehr. Auf den Straßen, in den Häusern, auf allen öffentlichen Plätzen predigte er Christum und warnte gegen Götzendienst, hing auch vor dem Stadtthore sein Boot, als einen stummen Zeugen der Erbarmungen Gottes, auf, damit jeder Ein- und Ausgehende sich erinnern möge, wie groß die Macht des wahren Gottes und wie grenzenlos dessen Barmherzigkeit sey. Aber alle Bemühungen Witsacks hatten keinen andern Erfolg, als blos, daß er die, dem Christenthume Treugebliebenen in ihrer Treue bestärkte, während der große, weit zahlreichere Haufen es für sicherer und ihm zuträglicher hielt, neben Christum auch seine alten Gottheiten zu verehren; so daß Stettin, als der heilige Otto jetzt wieder allda ankam, immer noch in zwei Partheien, wovon die schlechtere, nämlich die heidnische, die weit stärkere ausmachte, getheilt war. Der heilige Bischof zog daher auch nicht sogleich in die Stadt, sondern nahm, sammt seinem ganzen Gefolge, in der, vor dem Eingange der Stadt, auf

einem freien Platze erbauten und von ihm selbst bei seiner frühern Anwesenheit geweiheten Kirche St. Peter und Paul einstweilen seine Wohnung. Sobald die Gläubigen von der Ankunft des heiligen Otto hörten, äußerten sie laut ihre Freude; aber desto bestürzter wurden die Ungläubigen und Abgefallenen. Besonders suchten die Götzenpriester, die seit einiger Zeit wieder eine Rolle zu spielen angefangen hatten, das Volk aufzureizen, sammelten einen Haufen roher Leute um sich her, stürmten damit nach der Kirche, umringten dieselbe unter anhaltendem mörderischen Geschrei: man müsse die Kirche sogleich niederreißen und alle, die darin wären, sammt ihrem Meister erwürgen. Dieses wilde Getöse schreckte doch nicht im mindesten den heiligen Otto. Er legte seine bischöfliche Kleidung an, setzte sich mit seinen Geistlichen vor den Altar und stimmte einen feierlichen Psalmgesang an. Als der vor der Kirche tobende Haufe den Gesang hörte, konnte er nicht begreifen, wie Männer, die mit dem Tode bedroht und demselben schon so nahe wären, jetzt noch so schön und so ruhig singen könnten. Erstaunt schaueten die rohen Leute einander an, hörten sogar ganz aufmerksam dem herrlichen Gesange zu; und als nun auch einige der Stadtvorsteher herbeikamen, um den Aufstand zu dämpfen, daher den Leuten vernünftig zuredeten, so gingen diese auch ganz ruhig und gutmüthig wieder auseinander. — Nun kam auch der edle Witsack zu dem Bischofe, fiel ihm zu Füßen, erzählte ihm die Geschichte seiner wunderbaren Errettung und dankte ihm für die großen Wohlthaten, die er, der Bischof, blos durch die Kraft seines Namens ihm von Gott erhalten habe. Er bat und ermunterte ihn hierauf, in die Stadt zu kommen und zu dem Volke zu sprechen. Er habe nichts dabei zu besorgen, denn er und alle seine Freunde würden ihm schützend zur Seite stehen. — Auf den Vorschlag Witsacks beschlossen nun die Stadtvorsteher, den Ein-

wohnern die Ankunft des Bischofes bekannt zu machen und, da derselbe zu ihnen zu sprechen verlange, sie einzuladen, an dem folgenden Tage sich sämmtlich auf dem großen Marktplatze der Stadt zu versammeln. — In seinem bischöflichen Ornate, umgeben von seinen Geistlichen, und auch von Witsack und einer Anzahl von Gläubigen begleitet, zog Otto am folgenden Morgen in die Stadt. Als der Zug sich dem Thore näherte, stieß Witsack mit seiner Lanze an das, an demselben aufgehängte Schiff. „Sieh, heiliger Vater," rief er aus, „dieses Boot, das Zeugniß Deiner Heiligkeit und der Grund meines jetzt unerschütterlich festen Glaubens, wie auch meiner Sendung an alle meine Mitbürger in Stettin." — „Nicht mir," erwiederte der demüthige Bischof, nicht meinen schwachen Verdiensten, sondern blos Gottes unbegrenzter Barmherzigkeit ist dieses Wunder zuzuschreiben, daher auch Ihm allein dafür würdig zu danken." — Er setzte hierauf seinen Weg fort, und an dem Marktplatze angekommen, schritt er mit allen seinen Geistlichen bis in die Mitte desselben vor.

18. Hier stand eine, von Holz errichtete Rednerbühne, zu der man auf einer Treppe hinaufstieg. Die Herolde pflegten auf derselben öffentliche Bekanntmachungen auszurufen; auch die Rathsherren hielten hier ihre Vorträge an das Volk. Diese Rednerbühne bestieg jetzt der Bischof. Auf dem Markte war eine ungeheuere Menschenmasse versammelt, wovon aber die christlich gesinnten Männer eine ziemlich schwache Minderzahl bildeten; daher es auch dem Witsack, der jetzt das Amt eines Heroldes übernahm, nicht wenige Mühe kostete, bis er durch Zurufen und Zeichen mit der Hand so viele Stille bewirkte, daß der Bischof seine Rede mittelst eines Dollmetschers an das Volk beginnen konnte. Ruhig und mit der größten Aufmerksamkeit hörte man

ihm einige Zeit zu, und zu ihrer größten Freude bemerkten die christlich Gesinnten, daß die Worte des Heiligen nicht auf durchaus steiniges Erdreich fielen. Aber plötzlich drängte sich jetzt, schnaubend vor Wuth, ein ungemein großer und starker Götzenpriester durch das Volk zu der Rednerbühne, schlug mit einer schweren Keule zweimal auf die Stufen derselben, gebot unter den gröbsten Schmähungen dem Bischofe Stillschweigen und rief mit einer furchtbaren Stimme, die jene des Bischofes und seines Dollmetschers weit übertäubte, dem Volke zu, daß es nicht, gleich Feigen und Unsinnigen, sich noch länger sollte bezaubern und bethören lassen. „Hier," schrie er, „ist euer Feind und der Feind eurer Götter; diese zu rächen, dürft ihr keinen Augenblick länger mehr zögern. Erhebet eure Spiese*) und befreiet jetzt euch und eure Stadt von diesen Verführern und deren Meister." — Die plötzliche, ganz unerwartete Erscheinung dieses, einem Dämon ähnlichen Menschen und dessen furchtbares Geschrei verfehlten nicht ihre Wirkung. Alle anwesende Heiden erhoben ihre Speere, um sie nach dem Bischofe und dessen Gehülfen zu schleudern. Aber in demselben Augenblicke erstarrten ihre Arme; sie konnten weder die Spiese werfen, noch auch ihre Arme gegen die Erde herabsenken; gleich Bildsäulen standen sie unbeweglich da. Furcht und Schrecken ergriff die ganze Versammlung. — „Ihr sehet, meine Brüder," nahm jetzt der heilige Bischof wieder das Wort, „wie groß die Macht des Herrn ist. Nur durch die Kraft Gottes sehe ich Euch gebunden. Warum werfet Ihr nicht eure Speere? Warum helfen Euch jetzt nicht eure Götter; bei diesen mag nun euer tobender und wüthender Priester Rath und Hülfe suchen,

*) Wir haben schon früher erwähnt, wie es Sitte bei den Pommern war, daß bei allen ihren Versammlungen und Berathungen die Hausväter stets mit Speeren erschienen.

und sehen, ob er sie findet. Dank Dir," fuhr der Bischof fort, „göttlicher Erlöser! der Du deine Macht, wenn es Zeit ist, zum Schrecken Deiner Feinde und zum Schirme Deiner Diener zu gebrauchen pflegest. Aber Du bist auch gütig und barmherzig. Verzeihe also, ich bitte Dich darum, verzeihe dem Unverstand und der Unbesonnenheit dieser Leute und löse wieder die Banden, mit denen Du sie gebunden hast." — Nach diesen Worten machte der Bischof über die ganze Versammlung das Zeichen des heiligen Kreuzes, worauf auch alle sogleich den freien Gebrauch ihrer Glieder wieder erhielten. Die tiefste Stille herrschte unter dem so zahlreich versammelten Volke. Der wüthende Götzenpriester war verschwunden und hatte, beschämt und verwirret, sich unter der Menge verborgen. Die geängstigten und erschreckten Gemüther suchte nun Otto dadurch wieder zu trösten und zu beruhigen, daß er ihnen von der Güte und unendlichen Barmherzigkeit Gottes sprach, und wie nahe Gott stets allen seinen treuen Dienern wäre. Er ertheilte hierauf der Versammlung seinen bischöflichen Segen und ließ sie aus einander gehen. — Von dem Marktplatze begab sich der Bischof in Begleitung seiner Geistlichen und mehrern gläubigen Einwohner nach der St. Adalbertskirche. Auf dem Wege dahin warf seine Kleidung einen ungemeinen, wahrhaft himmlischen Glanz von sich, und zwar nicht umsonst. Einige, gar nicht zu bekehrende heidnische Naturen, von den Götzenpfaffen bestochen und gewonnen, hatten die Absicht, den Bischof auf einer der, nach erwähnter Kirche führenden Straßen plötzlich zu überfallen und zu morden. Aber der helleuchtende, übernatürliche Schimmer, der seine Person umgab, schreckte sie von ihrem Vorhaben zurück. Den Anblick des Heiligen vermochten sie nicht zu ertragen und flohen bestürzt und eiligst davon. — In der Kirche angekommen, warf sich Otto mit seinen Geistlichen vor dem Altare nieder, be-

harrte einige Zeit im Gebete und ließ dann den heidnischen Altar abbrechen, in Stücken zerschlagen und aus der Kirche hinauswerfen, reinigte diese hierauf von allem heidnischen Dunste und weihete sie auf das Neue zu einem Tempel des wahren, lebendigen Gottes ein.

19. Kein Beweis für irgend eine Wahrheit ist ergreifender, schlagender und überzeugender, als ein dieselbe bestätigendes offenbares Wunder, besonders wenn vor einer zahlreichen Versammlung geschehen, vor Hohen und Niedern, vor Gebildeten und Ungebildeten, vor Weisen und Unverständigen. Die plötzliche Lähmung und Erstarrung derer, welche den heiligen Bischof mit ihren Speeren durchbohren wollten, und dann gleich darauf die schnelle Erhörung der von dem Heiligen für dieselben eingelegte Fürbitte, hatten auf alle Gemüther den tiefsten Eindruck gemacht und ließen nun auch über die wunderthätige Kraft des heiligen Bischofes keinem Zweifel mehr Raum. In einer ganz natürlichen Gedankenfolge kam nun auch mehr, als zu jeder andern Zeit, Otto's durch hervorleuchtende Heiligkeit ausgezeichneter Wandel in Betrachtung. Man dachte jetzt an dessen grenzenlose Freigebigkeit, an seine vielen Geschenke an Armen und Dürftigen, an sein öfteres Loskaufen der, wegen Schulden in Kerkern schmachtenden Gefangenen, an seine Uneigennützigkeit und strenge Enthaltung von fremdem Gute. Alles das, in vielfacher Verbindung, setzte jetzt den heiligen Otto in ein noch weit größeres Ansehen, als jenes war, dessen er sich vor vier Jahren in Stettin zu erfreuen gehabt hatte. Gleich am folgenden Tage versammelten sich daher alle Rathsherren, wie auch die sogenannten Aeltesten sammt den einsichtsvollsten Männern zu einer großen Sitzung, um zur Sicherstellung ihrer eigenen Wohlfahrt, zur Sicherheit der Stadt, zur Rettung des Vaterlandes sich über die, diesfalls nöthigen Maaßregeln zu berathen, und

die geeigneten Beschlüsse zu fassen; besonders waren es auch die, ihnen jetzt bekannt gewordenen, von Herzog Boleslav ausgesprochenen Drohungen, welche sie zu sehr ernsten Betrachtungen führen mußten*). Die Sitzung dauerte vom frühen Morgen bis gegen Mitternacht; denn alle Umstände wurden auf das Genaueste erwogen, und erst nachdem man alle Worte und Handlungen des Bischofes gewissenhaft geprüft, auch dessen ausgezeichnete Eigenschaften und Verdienste vielseitig besprochen hatte, ward endlich von der ganzen zahlreichen Versammlung, und zwar einstimmig, der Beschluß gefaßt, alle Spuren des Heidenthums auszurotten und sich unbedingt, ganz und ungetheilt dem Christenthum hinzugeben. — Der eifrige Witsack, welcher der Sitzung beigewohnt hatte, eilte noch in derselben Nacht zu dem Bischofe und machte ihm das Resultat der langen Rathssitzung kund, meldete ihm auch, daß jener wüthende Priester, der ihn gestern so schwer beleidiget hatte, durch einen förmlichen Rathsbeschluß für immer aus der Stadt sey verbannt worden. Der heilige Otto dankte Gott, der die Herzen der Menschen in seiner Gewalt habe und nun die Stet-

*) Als nämlich durch die oben berichtete Vermittelung des heiligen Otto zwischen dem, mit seinem Heere an den Grenzen stehenden, polnischen Herzog Boleslav und den pommerschen Ständen, der Friede war geschlossen und der frühere Vertrag wieder erneuert worden war, hatte der Herzog den Stettinern noch insbesondere sagen lassen, daß, da so viele von ihnen von dem Christenthume abgefallen und zu ihrem alten heidnischen Wahne zurückgekehrt wären, sie nun unfehlbar nicht nur die furchtbaren Strafgerichte Gottes über sich herbeiführen würden, sondern auch die Wirkungen seines eigenen Zornes im höchsten Maße fühlen sollten; wenn sie nicht schleunigst und sogleich von dem Schmutze des Heidenthumes sich wieder reinigten und den heiligen Bischof Otto, der im Begriffe stünde, zu ihnen zu reisen, um Verzeihung und Wiederaufnahme bäten, und diese auch von ihm erhielten.

tiner wieder auf die wahre Bahn des Heils, von der sie abgewichen, zurückgeführt hätte. — In aller Frühe erhob sich demnach am folgenden Tage der Bischof, um an das Volk, welches auf Veranstalten der Stadtvorsteher sich auf dem großen Marktplatze wieder versammelt hatte, eine Rede zu halten. Aber jetzt bedurfte es keiner großen Mühe, um die Versammlung, eben so zahlreich wie vor ein paar Tagen, zur Stille und Aufmerksamkeit zu ermahnen. Schon die, jetzt in jedes Gemüthe so tief eingegrabene Ehrfurcht gegen den wunderthätigen Bischof brachte dieses zu Stande. In stiller Andacht hörte man ihm zu. Das Volk hing gleichsam an seinen Lippen, jedes Wort, das er sprach, galt demselben für eine göttliche Wahrheit, und jeder Rath, den er ihm gab, für ein von Gott ihm unmittelbar ertheilter Befehl. Als der heilige Otto diese treffliche Stimmung, diese allgemeine, allen seinen Foderungen zuvorkommende Bereitwilligkeit sah, begann er auch sogleich das mühsame Geschäft, alle Einwohner Stettins wieder in wahre Christen umzuschaffen. Die, welche die heilige Taufe noch nicht erhalten hatten, erhielten sie jetzt theils von der Hand des Bischofes selbst, theils von dessen Geistlichen. Jene, welche von dem Christenthume abgefallen waren, und die bei weitem größere Mehrzahl ausmachten, aber nun mit reuigem Herzen, und häufig mit Thränen im Auge ihre Wiederaussöhnung verlangten, wurden durch Auflegung der Hände mit der Kirche wieder ausgesöhnt, und endlich alle, zur Zeit des Abfalls, den alten Göttern wieder errichteten Kapellen, nebst allen heidnischen religiösen Denkmälern von Grund aus zerstört. Aber bei diesem Geschäfte schwebte auch schon wieder das Leben des heiligen Bischofes in nicht kleiner Gefahr. Otto wollte nämlich einen Nußbaum von ungemeiner Größe und außerordentlicher Schönheit, der aber einem Götzen geweihet war, umhauen lassen. Die Umherwohnenden

baten jedoch mit der größten Ehrerbietung den Bischof um Schonung des schönen Baumes. Aber der Eigenthümer des Ackers, auf welchem der Nußbaum stand, stieß zuerst von Ferne Flüche und Verwünschungen gegen Den aus, der seinen geliebten Baum wollte fällen lassen; ward jedoch gleich darauf, dem Scheine nach, wieder ruhig, schlich sich aber dann ganz unbemerkt in den Rücken des Bischofes und schleuderte mit aller Gewalt seine Streitaxt nach dem Kopfe desselben. Aber in demselben Augenblicke machte Otto zufälliger Weise eine kleine Bewegung seitwärts, so daß er dadurch dem tödtlichen Streiche entging und die geschleuderte Streitaxt in die Brücke, neben welcher er stand, so tief eindrang, daß der Unbesonnene sie nicht mehr mit dem daran befestigten Bande wieder zurückziehen konnte*). Alle Anwesende fielen nun über den so zornmüthigen und tückischen Menschen her, stießen, schlugen und mißhandelten ihn auf das Härteste und würden unfehlbar denselben mit dessen eigener Streitaxt erschlagen haben, wenn nicht der Bischof ihn schleunigst den Händen der, gegen ihn im höchsten Grade aufgebrachten Menge wieder entzogen hätte. — Bei diesem Vorfalle war auch der bambergische Priester Adalbert gegenwärtig, und in der Ueberzeugung, daß die wunderbare Rettung seines Bischofes blos der Fürbitte des heiligen Erzengels Michael und dem Gebete der frommen Klostergemeinde auf dem Michaelsberge zuzuschreiben sey, fiel er zur Erde, das Gesicht nach Deutschland gerichtet, lobte und preißte Gott mit

*) Streitärte gehörten, wie die Speere, Bogen, Schwerter und die, wahrscheinlich unten mit Eisen beschlagenen Keulen, zu den gewöhnlichen Waffen der Pommern. Aber an jeder Streitaxt war ein Riemen oder Band befestiget, mit welchem sie, wenn sie war geschleudert worden, mit aller Leichtigkeit wieder zurückgezogen werden konnte.

lauter Stimme und dankte dem heiligen Erzengel für dessen, dem Bischofe in der demselben drohenden Gefahr geleisteten Schutz*). — Den Stettinern gewährte Otto endlich doch noch ihre Bitte wegen des Nußbaumes und ließ ihn stehen, besonders da jene ihn versicherten, daß sie dessen Erhaltung blos seiner Frucht und Anmuth wegen wünschten, daher ihm eidlich versprachen, mit dem Daseyn desselben nie mehr irgend eine religiöse, heidnische Nebenidee in Verbindung zu bringen.

20. Die Ehrfurcht der Einwohner Stettins gegen den heiligen Otto, besonders seitdem sie dessen wunderthätige Kraft hatten kennen gelernt, war in wahre Begeisterung übergegangen. Alles, was sie an ihm sahen, jede seiner Handlungen war für sie ein Gegenstand der Bewunderung, und was ihnen während seiner Anwesenheit nur immer Angenehmes widerfahren mochte, schrieben sie den Verdiensten ihres heiligen Bischofes zu. Als z. B. in dem Gewässer, worin die Schiffe lagen, ein ungemein großer Stör war bemerkt und gefangen worden, und dieß zwar im Monate August,

*) Es war freilich zufällig, wie man zu sagen pflegt, daß der Bischof gerade in dem gefährlichen Momente sein Haupt auf eine andere Seite wandte, und so möchte man nun auch, nach dem alltäglichen, oberflächlichen, menschlichen Urtheil, die Errettung desselben blos einem Zufalle zuschreiben. Aber Zufall ist, wie der große Bossuet sagt, nur ein Wort, das die Unwissenheit des Menschen erfunden hat. In der ganzen Schöpfung herrscht nirgends der Zufall; sondern es ist überall Gottes Alles erhaltende, schützende, zulassende oder auch strafende Hand, die über Allem waltet, und zwar über dem einzelnen Menschen, mit derselben unendlichen Weisheit und Güte, wie über ganze Völker und Reiche. — Kann ja nicht einmal, wie wir wissen, ohne Gottes Wissen und Willen, auch nur ein Sperling vom Dache fallen.

da doch die Störe nur im Frühjahr gewöhnlich erschienen; so schrieb man diesen Fischfang sogleich wieder der wunderthätigen Kraft des Bischofes zu, der damit der Stettiner Gemeinde eine kleine Freude habe machen wollen. Alle bestanden daher auch darauf, daß, nachdem der Fisch zerlegt war und unter den Einwohnern ausgetheilt werden sollte, vorher davon dem Bischofe ein weit größeres Stück mußte geschickt werden, als er mit den Seinigen verzehren konnte. — Eben so war auch für sie des heiligen Otto Liebe und ungemeine Freundlichkeit gegen die Kinder eine ganz neue, sie in Erstaunen setzende Erscheinung. Wenn diese auf der Straße spielten, und er an ihnen vorüberging, grüßte er sie stets auf das Freundlichste in ihrer Muttersprache; und wenn nun die Kleinen, angezogen durch den freundlichen Gruß und das ihnen fremde Aeußere des Bischofes, ihm nachliefen, wie das gewöhnlich der Fall war; so nahm er sie mit sich in die Kirche oder in seine Wohnung, ließ sich zu ihrer kindlichen Einfalt herab, erkundigte sich nach den Fortschritten, die sie in der christlichen Lehre gemacht hatten, herzte und liebkoßte sie und entließ sie erst dann wieder, wenn er allerhand kleine Geschenke unter ihnen vertheilt hatte. Natürlicher Weise liefen nun bald alle Kinder, sobald sie ihn nur von Weitem erblickten, auf ihn zu und drängten sich an seine Seite. Man sieht, daß auch hierin der heilige Otto sich als einen treuen Schüler des göttlichen Kinderfreundes erwies, wie derselbe in dem Evangelium sich uns in seiner ganzen himmlischen Liebenswürdigkeit darstellt. — Ueberhaupt muß man gestehen, daß der heilige Otto, seinem ganzen Benehmen nach, den Einwohnern Pommerns nothwendig als ein mehr als gewöhnliches, wahrhaft höheres Wesen erscheinen mußte, das, obgleich unermüdet wirkend für die Welt und das Heil der Menschen, dennoch nicht der Welt, sondern blos Gott und dem Himmel angehörte. — Da jetzt die Bekehr-

ung Stettins und der dortigen Landschaft, wohin sich der heilige Bischof ebenfalls begeben hatte, vollendet war, übernahm er nun auch noch das Geschäft, den Herzog Wratislav wieder mit den Stettinern auszusöhnen, die den gerechten Unwillen dieses Fürsten durch schwere Verschuldungen sich zugezogen hatten, worin jedoch diese bestanden haben mögen, ist unbekannt. Mit Einigen der angesehensten Einwohner begab er sich also zu dem Herzoge. Diesen zu besänftigen war dem Bischofe nicht schwer. Er sprach zu Gunsten der Einwohner, ohne jedoch deren Verschulden unter leeren Ausflüchten zu verschleiern, legte endlich selbst eine Fürbitte für sie ein, so daß der Herzog versprach, des Vergangenen nie mehr zu gedenken, auch ihn ersuchte, die Stettiner seines fortwährenden Wohlwollens zu versichern. Allem Ansehen nach muß diese Angelegenheit ziemlich bedeutend gewesen seyn; denn als der Bischof zurückkam und den Einwohnern die Nachricht von der völligen und aufrichtigen Aussöhnung des Herzoges brachte, ward die ganze Stadt mit Freude und Jubel erfüllt; und wären damals freudenreiche Beleuchtungen ganzer Städte bekannt und üblich gewesen; so würden gewiß schon gleich in der folgenden Nacht vor jedem Hause in der Stadt zu Ehren des heiligen Otto mehr als hundert Lampen und Lichter geflammt haben. — Ungemein rührend war wieder die Abschiedsscene, als Otto seine geliebte Stettiner Gemeinde velrieß. Er selbst war so bewegt, daß er kaum einige Worte sprechen konnte, und lautes Weinen und Seufzen erstickte die Stimme der Bürger, die er nur dadurch einigermaßen zu trösten vermochte, daß er ihnen die heiligste Versicherung gab: er werde auch in der Ferne noch immer in Berührung mit ihnen bleiben und in seinem Gebete stets ihrer eingedenk seyn.

21. Der Bischof segelte nun mit seinem Gefolge

nach Julin *). Hier widerfuhr ihm dießmal nicht die mindeste Unannehmlichkeit. Die Einwohner hörten mit Geduld

*) Auf dieser Fahrt von Stettin nach Julin soll abermals ein Mordanschlag auf das Leben des Bischofes versucht, jedoch wieder glücklich vereitelt worden seyn. Der heidnische, aus Stettin verbannte Priester — so wird wenigstens erzählt — hatte einen Haufen roher und unwissender Leute, bei denen er, Offenbarungen von seinen Göttern erhalten zu haben vorgab, so zu bethören gewußt, daß sie ihm versprachen, den Bischof auf seiner Reise zu überfallen und zu ermorden. Diese Rotte Bösewichter, die sich sogar auf zweiundachtzig Köpfe belaufen haben soll, legte der Priester an einer engen Stelle des Fahrwassers in einen Hinterhalt. Aus diesem brachen nun die Mörder, als das Schiff des Bischofes vorbeifuhr, hervor, griffen die Matrosen an und suchten unter die Reisenden einzudringen und den Bischof zu ermorden. Aber das Schiffsvolk bestand aus Stettinern, welche sammt den Begleitern des Bischofes sogleich die Waffen ergriffen, aus dem Schiffe sprangen und, theils am Lande, theils im Wasser stehend, tapfern Widerstand leisteten. Nachdem man sich nun eine Weile geschlagen hatte, wurden die, welche den Ueberfall versucht hatten, von den Stettinern erkannt, schämten sich ihrer Frevelthat und ergriffen die Flucht. — Diese Erzählung hat so viel Unverständliches, Unerklärliches und Unzusammenhangloses, daß sie gar keine Beachtung verdient. Zudem hat auch das Fahrwasser von Stettin nach Julin gar keine enge Stelle; es ist überall so breit, daß kein Schiff dem Ufer sehr nahe zu kommen nöthig hat, im Gegentheil, um nicht auf dem Boden sitzen zu bleiben, sich absichtlich von dem Ufer entfernt hält; es daher auch unglaublich ist, daß das Schiff des Bischofes ganz dicht am Ufer hingestreift haben soll. — Da jedoch solchen historischen Traditionen gewöhnlich ein, wenn auch noch so unbedeutendes Ereigniß zum Grunde liegt; so scheint uns die Meinung des Herrn Professor Kanngießer sehr gegründet. Auch dieser Gelehrte hält die Erzählung, so wie sie vor uns liegt, für eine leere, nicht einmal sehr klug ausgesonnene

und in Demuth die gerechten Vorwürfe an, die ihnen, ihres Abfalls wegen, der heilige Bischof machte; sie zeigten Reue, baten um Wiederaufnahme und versprachen in der Zukunft nie mehr ihrem Taufbunde untreu zu werden. Natürlicher Weise ward ihnen ihre Bitte gewährt. Die noch nicht Getauften erhielten demnach die heilige Taufe, und die Abgefallenen wurden durch Händeauflegung wieder mit der Kirche ausgesöhnt. Aber, wie es scheint, muß hier die Anzahl der Abgefallenen oder der noch gar nicht Getauften weit zahlreicher als

---

Erfindung, und glaubt, daß der ganze vorgebliche Ueberfall nichts als eine zufällig zwischen den Matrosen des Schiffes, auf welchem der heilige Bischof fuhr, und den Schiffern eines andern Fahrzeuges entstandener Streit gewesen sey; ein Streit, der sich wahrscheinlich gleich in der Nähe von Stettin bei der Abfahrt des Schiffes, an dem Ort, wo viele Schiffe neben einander lagen, mithin der Durchgang für ein abgehendes Schiff sehr schmal war, sich erhob, dann augenblicklich, wie es unter rohem Schiffsvolke zu geschehen pflegt, in eine Schlägerei überging, die aber sogleich wieder aufhörte, als man von dem Schiffe herabrief, daß der Bischof und mehrere edle Stettiner sich auf demselben befänden. Die, den Bischof begleitenden Geistlichen, welche, wie wir schon einige Mal gesehen, leicht zu ängstigende Leute waren, mögen nun gleich bei dem Entstehen des Streites abermals einen, auf ihr und ihres Bischofes Leben gerichteten Mordanschlag geahnet, sich in irgend einen Winkel des Schiffes verkrochen und auch, als der Lärmen aufgehört hatte, noch, gleich furchtsamen Leuten, die bei Nacht überall Gespenster zu sehen glauben, in dem ganz unbedeutenden Hergang einen neuen, jedoch glücklich wieder vereitelten Mordversuch erblickt haben. — Wir würden dieser Unbedeutenheit gar nicht erwähnt haben, wenn nicht davon in den meisten Lebensbeschreibungen des heiligen Otto als von einem sehr merkwürdigen Ereigniß, einer großen, dem heiligen Bischofe drohenden, aber wunderbarer Weise von demselben wieder abgewandten Gefahr die Rede wäre.

an andern Orten gewesen seyn; denn der heilige Otto weilte in Julin weit länger, als er sich in irgend einer andern Stadt aufgehalten hatte. Aber während seiner Anwesenheit in Julin gefiel es auch Gott, seinen treuen Diener und Knecht durch mehrere wunderbare Gnadenerweisungen vor allem Volke zu verherrlichen. Ein Edelmann aus der Gegend, der an unerträglichen Kopfschmerzen schon so sehr gelitten hatte, daß er dem Wahnsinne und der Verrücktheit ganz nahe war, ward, auf das Gebet des heiligen Bischofes, von seinem, obgleich schon seit vielen Jahren tief eingewurzelten Uebel plötzlich vollkommen geheilt. Ein anderer Freiherr hatte einen mondsüchtigen Sohn. Er ging mit demselben nach Julin zu dem heiligen Bischofe, bat um die Heilung seines Sohnes und wollte ihm sechs fette Ochsen, welche er mitgebracht hatte, zum Geschenke machen. Daß der heilige Otto die Ochsen nicht annahm, versteht sich von selbst. Aber er nahm den mondsüchtigen Jüngling mit sich in sein Kirchenzelt, betete über ihn, und als er ihn hierauf noch einige heiligen Reliquien hatte berühren lassen, erhielt auch dieser wieder seine volle Gesundheit. — Eine Frau vom Lande, die in einem von Julin ziemlich weit entfernten Dorfe wohnte, war plötzlich blind geworden. Als sie hörte, daß der Bischof noch in der Stadt sey, ließ sie sich zu ihm führen, fiel vor ihm nieder, ihn flehentlichst bittend, das verlorne Augenlicht ihr wieder zu geben. Da der heilige Otto gegen nichts so sehr eiferte, als wenn man ihn als einen Wunderthäter verehrte und die mannichfaltigen wunderbaren und göttlichen Gnadenerweisungen seinen Verdiensten zuschrieb, so sagte er zu der Frau: „Gutes Mütterchen, gehe nach der St. Adalbertskirche und läute die vor dem Eingange derselben hängende Glocke; der Heilige wird durch dieses Läuten geweckt, auf dein Gebet aufmerksam gemacht werden und ganz gewiß dir alsdann deine Bitte gewähren. Die Frau that,

wie der Bischof ihr geboten hatte, und in völligem Vertrauen auf dessen Wort läutete sie nun so lange die Glocke, bis sie ihr Gesicht wieder erhielt*). — Aber auch mehrere strenge Strafgerichte ließ Gott über Jene ergehen, welche den Geboten des Bischofes, besonders in Beziehung auf die Feier der Sonn- und Festtage, nicht gehorchten. Als ein Priester aus dem Gefolge des heiligen Otto an dem Tage des heiligen Märtyrers Laurentius auf das Land gehen mußte, sah er einen Haufen Landleute Korn schneiden. Diese Nichtbeobachtung eines Kirchengebotes schmerzte den frommen Priester; er redete die Leute an, machte ihnen einige gelinde Vorwürfe und ermahnte sie in den sanftesten Worten, von ihrer Arbeit abzulassen. Aber der Aufseher, der über die Arbeiter gesetzt war, gab dem Manne Gottes eine schnöde Antwort, verrieth auch in seinen Reden einen durchaus unchristlichen Sinn und ermunterte, gleichsam zum Trotz der ihm gegebenen Ermahnungen, seine Leute nur noch eifriger zur Fortsetzung ihres Tagwerkes. In seinem Innern über diese Vermessenheit tief betrübt, erhob der Priester sein Herz zu dem Herrn, Ihn im Namen des heiligen Otto vertrauungsvoll bittend, eine so freche Entweihung eines, seinem heiligen Blutzeugen geweiheten Festes nicht ungestraft geschehen zu lassen. Kaum hatte der Priester dieses kurze Gebet verrichtet, als auf einmal eine, auf der Erde liegende Garbe sich von selbst entzündete und das Feuer so schnell und

*) Der dieß und das Folgende erzählt, ist der Anonymus, bekanntlich einer der Begleiter Otto's, der mithin von Allem selbst Augenzeuge war, und dessen stets ganz einfache, ungschminkte, naturgemäße Berichte uns keinen Grund geben, an seiner Wahrheitsliebe zu zweifeln. Wenn auch bisweilen die erhitzte Phantasie eines frommen Schwärmers Etwas miraculirt und da ein Wunder sieht, wo keines ist; so kann doch dieses nie der Fall seyn bei Ereignissen, wovon eine ganze volkreiche Stadt, wie Julin, Zeuge seyn mußte.

wüthend um sich griff, daß es nicht nur alles schon geschnittene, sondern auch das noch in Halmen stehende Korn verzehrte und die Bauern, dadurch geschreckt, eiligst vom Felde nach Hause liefen. — Ueberhaupt kostete es große Mühe, die neubekehrten Pommern an genaue Beobachtung der Sonn- und Feiertage und Enthaltung aller knechtischen Arbeiten an diesen Tagen zu gewöhnen. Dem so eben erwähnten Priester begegnete daher auch wenige Tage darauf schon wieder ein Fall ähnlicher Art. Am Feste der Himmelfahrt Mariä rief ihn abermals ein dringendes Geschäft auf ein benachbartes Landgut. Zu seinem größten Leidwesen sah er unter Weges, und zwar ganz nahe bei der Stadt einen Mann und dessen Frau mit Kornabschneiden beschäftiget. In seinem gerechten Eifer redete er sie sogleich an, verwies ihnen ihren Mangel an Ehrfurcht gegen die Mutter des Allerhöchsten, erklärte ihnen die Heiligkeit des Festes, befahl ihnen, unverzüglich ihre Arbeit einzustellen und dann dafür, wenn sie seinem Rathe folgen wollten, in die Kirche zu eilen, um dort zu den Füßen der Hochgebenedeiten durch frommes Gebet ihren aus Unbesonnenheit begangenen Frevel wieder gut zu machen. Statt diesem heilsamen Rathe zu folgen, fuhr der, von Natur aus ungestümme Mann den Priester hart an, sagte zu demselben, er werde sich durch sein Geschwätz nicht in der Arbeit stören lassen, erlaubte sich noch manche andere vermessene Reden und machte sich hierauf mit seiner Sichel auf das Neue wieder an die Arbeit. Aber kaum hatte er diese begonnen, als er in demselben Augenblicke todt zur Erde stürzte, mit der Sichel in der einen Hand und in der andern einen Büschel abgeschnittenen Korns. Die unglückliche Frau und Gehülfin des Mannes folgte der Leiche desselben in die Kirche. Aber hier konnte man den Händen des Verstorbenen nicht eher Sichel und Garbe entwinden, als bis das ganze, zahlreich in der

Kirche versammelte Volk laut und öffentlich anerkannte, daß das Arbeiten an Feiertagen eine schwere, den Zorn des Allerhöchsten auf sich ziehende Sünde sey, hierauf auch zugleich versprach, für die Zukunft sich nie mehr eines solchen Verbrechens schuldig zu machen. — Der Schrecken und die Furcht, welche bei der Nachricht von diesem plötzlichen Todesfalle sowohl die Einwohner Julins als auch der umliegenden Gegend befielen, brachten sehr heilsame Früchte hervor, denn von dieser Zeit an ward von öffentlicher Entweihung eines Sonn- oder Festtages nie wieder etwas gehört*).

---

*) Bei allen, erst neu zu dem Christenthum bekehrten heidnischen Völkern kostete es stets und überall eine ganz unsägliche Mühe, sie an genaue Beobachtung der von der Kirche eingesetzten Feiertage zu gewöhnen. Je betriebsamer und arbeitslustiger ein solches Volk war, und je reichlicher ein fruchtbarer Boden ihm den Schweiß seines Angesichtes lohnte, je weniger wollte es sich auch das Arbeiten an solchen Tagen verbieten lassen. Der, ihrer Meinung nach dadurch entstehende Verlust zeitlicher Vortheile schien ihm zu groß; es glaubte sich dadurch in seinem häuslichen Wohlstande verkümmert. Erst als es sich in der Folge durch eigene Erfahrung überzeugte, daß die Beobachtung der Feiertage ihm keinen Schaden bringe, im Gegentheil, daß seine Arbeit an den übrigen Tagen nur desto mehr Gedeihen hätte, nur noch größern Segen ihm verschaffte, fing es an, nicht nur den dießfalls bestehenden Kirchenverordnungen sich zu fügen; sondern die Feiertäge wurden seinem gläubigen Gemüthe wahre Tage der Freude und des Trostes; daher auch selbst heut zu Tage noch auf dem Lande, das heißt in den Dörfern, die der Hauptstadt nicht allzunahe liegen, die Landleute an ihren ehemaligen Feiertagen so unerschütterlich festhalten, keine Art der Arbeit sich erlauben, dafür weit lieber die Kirchen, wo diese ihnen jetzt noch an solchen Tagen geöffnet sind, besuchen und darin jenen innern Frieden und jene wahre Ruhe finden, die in lärmenden Belustigungen fruchtlos gesucht werden. In unsern

22. Hier in Julin erwachte bei dem heiligen Otto auch wieder der Gedanke an die Bekehrung der Insel Rügen. Sobald die heidnischen Rugier sowohl der Stettiner als der umherliegenden Landschaft völlige Rückkehr zum Christenthum erfahren hatten, brachen sie nicht nur alle mit den Stettinern bestehende Handelsverhältnisse ab; sondern erklärten ihnen sogar förmlich den Krieg; und in der Vermuthung, daß Bischof Otto, der jetzt ihrem Lande so nahe wäre, sehr leicht auf den Gedanken kommen könnte, auch ihnen das Evangelium predigen zu wollen, ordneten sie eine aus mehrern Personen bestehende Gesandtschaft an ihn und ließen ihn warnen, es ja nicht zu wagen, den Boden ihrer Insel zu betreten, indem er einen solchen Versuch ganz gewiß mit seinem Tode würde büßen müssen. Statt aber durch diese Drohung von jedem Bekehrungsversuche der Rugier abgeschreckt zu werden, ward der heilige Otto dadurch nur noch mehr dazu angelockt, denn nun bot sich ihm die, von ihm schon so oft ersehnte Gelegenheit dar, mit der Palme der Bekenner, mit der ihn Gott schon geschmückt hatte, auch die Krone heiliger Märtyrer zu vereinigen. Da er noch verschiedene Stettiner bei sich hatte, denen das Land, der Charakter und die Sitten der Rugier bekannt waren, ihm also hierüber nützliche Aufschlüsse geben konnten; so entdeckte er jetzt diesen sein Vorha-

großen, volkreichen und üppigen Hauptstädten kann freilich jetzt von keiner Feier der Festtage, sondern blos von grober Entweihung und Entheiligung derselben die Rede seyn. Dank unserer, durch ihre bunten und immer bunter werdenden Illussionen die Welt blendenden, bethörenden, von Irrsal zu Irrsal führenden Aufklärung *).

*) Unstreitig gibt es auch eine wahre, und besonders in unsern Zeiten höchst wünschenswerthe Aufklärung, nämlich deutliche Erkenntniß des jetzt von allen Seiten gespielten Betrugs.

ben, erfuhr aber nun auch von denselben, daß die Insel Rügen schon seit mehrern Jahren zu dem Kirchsprengel des Erzbischofes von Dänemark gehörte*). Als ein strenger Beobachter der Canons, wollte Otto also jetzt vor Allem erst den Erzbischof von Dänemark befragen lassen, ob es ihm angenehm wäre, wenn er, Otto, das Christenthum auf der Insel Rügen einführte, mithin dazu seine Erlaubniß geben wollte; und sandte demnach einige seiner Geistlichen, als Abgeordnete von ihm zur See nach Dänemark an den dortigen Erzbischof. Dieser war ein guter, einfacher, frommer, doch in seinen Manieren und seinem ganzen Aeußern wenig gebildeter Mann. Da der Ruf von der ausgezeichneten Heiligkeit Otto's sich schon in ganz Dänemark verbreitet hatte, so empfing auch der dänische Bischof die Abgeordneten desselben mit den größten Ehrenbezeugungen. Es sey, sagte er, für ihn eine ganz unerwartete und daher nur desto größere Freude, die würdigen Abgeordneten eines Bischofes bei sich zu sehen, von dessen Heiligkeit und herrlichen Thaten er schon so viel Großes und Erstaunenwerthes gehört habe. Aber auf den Antrag der Abgeordneten Otto's gab der Erzbischof eine ausweichende Antwort. Er müsse, erklärte er, vorher erst das Gutachten der dänischen Reichsstände einholen. Da es jedoch noch sehr lange dauern konnte, bis die Stände sich wieder versammel-

*) Rügen stand nämlich damals in demselben, ebenfalls sehr schwachen Abhängigkeitsverhältniß von Dänemark, in welchem die Pommern, vor ihrer gänzlichen Bezwingung, von Polen standen. Die Rannen oder Rugier erkannten den König von Dänemark als ihren Oberherrn, hatten aber keine andere Verpflichtung gegen ihn, als blos, daß sie nicht Krieg gegen ihn führen durften. Dieses Verhältnisses wegen ward Rügen zu dem Königreiche Dänemark gerechnet und als eine zukünftige, in den erzbischöflichen Sprengel gehörige Kirchenprovinz betrachtet.

-ten, so glaubten auch Otto's Gesandten, daß ein noch längerer Aufenthalt in Dänemark völlig zwecklos sey, und kehrten daher wieder nach Julin zurück. Als sie sich bei dem dänischen Erzbischofe beurlaubten, gab derselbe ihnen an den heiligen Otto Briefe und mehrere Geschenke mit, und unter diesen auch die ganze Ladung eines mit Butter befrachteten Schiffes; zugleich ließ er ihm sagen, daß, so wie die Entscheidung der dänischen Stände zu seiner Zeit bei ihm eingetroffen seyn würde, er ihn unverzüglich durch einen seiner Geistlichen in Kenntniß davon werde setzen lassen. Otto sah wohl ein, daß dieß von Seite des Erzbischofes eine, obgleich ungemein höfliche Ablehnung des ihm gemachten Antrages sey, und gab daher auch sein frommes Vorhaben wieder auf. — Was den, von den Rugiern den Stettinern angekündigten Krieg betrifft, so fiel dieser für die erstern sehr unglücklich aus. Nachdem sie die pommersche Küste einigemal beunruhiget, die Stettiner aber sie zurückgeschlagen hatten, die Rugier jedoch ihre Angriffe immer wiederholten, so vereinten die Einwohner Stettins und der dazu gehörigen Landschaft endlich ihre sämmtlichen Streitkräfte, griffen den Feind zur See an und brachten ihm eine furchtbare Niederlage bei. Beinahe alle feindlichen Schiffe wurden von den Stettinern theils in Grund gebohrt, theils genommen, dabei auch noch eine so große Menge Gefangener gemacht, daß die, durch diesen doppelten Verlust so sehr geschwächten Rugier um Frieden bitten mußten und diesen auch, obgleich unter sehr demüthigenden, uns jedoch unbekannten Bedingungen erhielten.

23. Gern würde Otto noch länger in Pommern verweilt haben, aber er ward von König Lothar und den deutschen Fürsten zurückgerufen; auch hatte er Nachrichten aus Bamberg erhalten, welche ihn zu einer baldigen Abreise aus Pommern bestimmen muß-

ten; denn da der Krieg zwischen Lothar und den Staufen noch immer in Deutschland fortwüthete; so mußte das Bisthum Bamberg sich nach der Gegenwart seines heiligen Oberhirten um so mehr zurücksehnen, da nur ein Bischof, wie Otto, manche Kriegscalamitäten von dem Lande zurückhalten, oder, wo dieß nicht immer möglich wäre, doch deren Folgen und Wirkungen um vieles lindern konnte. — Otto nahm seinen Rückweg über Polen, wo er seinen großen Verehrer, den Herzog Boleslav und dessen Magnaten mit einem achttägigen Besuch nicht wenig erfreuete. Auf seiner Rückreise nach Deutschland besuchte Otto auch den Grafen Wipert von Groitsch zu Pegau. Da der Heilige überall, wohin er kam, Friede und Segen mitbrachte; so war auch sein Besuch bei diesem Grafen für dessen Land eine ungemeine Wohlthat. Graf Wipert hatte bisher seine Unterthaen hart und schonungslos behandelt, sie schwer gedrückt, manche schreiende Ungerechtigkeit sich gegen dieselben erlaubt. Darüber machte ihm nun der heilige Otto so ernste Vorstellungen, zeigte ihm die Größe seiner Missethat und erbaute ihn durch seine frommen und sanften Ermahnungen so sehr, daß der Graf, plötzlich in einen ganz andern Menschen umgewandelt, von jetzt an nicht nur ein wahrer Vater seiner Unterthanen ward, sondern auch bald darauf ein Kloster erbauete und endlich selbst, als ein demüthiger und bußfertiger Mönch, sein Leben darin endete. — Hier soll auch der heilige Otto, durch sein Gebet und das Auflegen seiner Hände, einen Todten wieder in das Leben zurückgerufen haben. Dieß wird jedoch erst von spätern Geschichtschreibern erzählt; aber der Anonymus, der doch gewiß ein solches Ereigniß nicht mit Stillschweigen würde übergangen haben, macht davon keine Erwähnung *).

*) Die plötzliche, schon in einer Unterredung von wenigen Stunden vollendete Bekehrung eines in Sünden

24. Am 20. Dezember, am Vorabend des St. Thomastages, kam Otto, nach siebenmonatlicher Abwesenheit, zur größten Freude aller seiner Diöcesanen wieder in Bamberg an. Von jetzt an lebte er noch eilf Jahre in der vollen Wirksamkeit eines, für die Ehre Gottes und das Heil der Menschen erglühten heiligen Bischofes, und obgleich die großen, mit seinen apostolischen Arbeiten in Pommern verbundenen Anstrengungen seine Gesundheit merkbar geschwächt hatten; so blieb er doch bis zu seinem Tode von den, ein hohes Alter gewöhnlich begleitenden Infirmitäten größtentheils befreiet. Mit dem Herzoge von Polen, so wie auch mit den Pommern blieb er sein ganzes übriges Leben hindurch in steter Verbindung. Da die meisten der in Pommern von ihm zurückgelassenen Geistlichen Deutsche waren, und von diesen auch noch viele der Diöcese Bamberg unmittelbar angehörten, entstand auch zwischen ihnen und ihrem Bischofe ein ununterbrochener Briefwechsel. Von dem religiösen Zustande der Nation, von dem Gedeihen des von ihm unter denselben gepflanzten Christenthums, so wie von allen nur einigermaßen merkwürdigen Ereignissen erstatteten diese Geistlichen von Zeit zu Zeit ihrem Bischofe die umständlichsten Berichte. Diese beantwortete Otto jedesmal mit der größten Aufmerksamkeit, löste die von seinen Geistlichen ihm darin vorgelegten Fragen, gab ihnen überhaupt über alles sehr

---

und Ungerechtigkeiten ergrauten Frevlers, dessen verhärtetes Gemüth schon so viele Jahre hindurch sich jedem Strahle der göttlichen Gnade verschlossen hatte, ist unstreitig ein größeres Wunder, als einen blos physisch Todten wieder in das Leben zurückzurufen; und da der heilige Bischof das Erstere gethan hatte, so würde gewiß auch Gott einen Verstorbenen auf das Neue wieder belebt haben, wenn der, in den geheimen Wegen Gottes nicht unerfahrene, heilige Otto sich bewogen gefühlt haben würde, seine Hände dießfalls flehend zum Himmel zu erheben.

heilsame Weisungen und blieb so, obgleich entfernt und Bischof von Bamberg, doch immer auch noch der Bischof der Pommern. — Als Otto, wenige Jahre nach seiner Rückkehr aus Pommern, von seiner dortigen Geistlichkeit die Nachricht erhielt, daß viele von den, von ihm oder unter seiner Leitung getauften Pommern, durch widrige Zufälle des Krieges in die Gefangenschaft eines heidnischen Volkes (wahrscheinlich der Rugier) gerathen und in sehr harte Fesseln von ihnen geschlagen worden wären, nahm er an dem Schicksale dieser Unglücklichen sogleich wieder den wärmsten Antheil. Aber es war nicht blos ein steriles Mitleiden, das er ihnen schenkte, sondern er sann unverzüglich auf Mittel, ihre Fesseln wieder zu zerbrechen. Einem seiner Verwalter, Namens Rudolph, einem sehr redlichen und eben so verständigen Manne, gab er demnach den Auftrag, alle Vorräthe auf den bischöflichen Gütern zu Gelde zu machen. Mit diesem in Halle ganze Ballen der feinsten und kostbarsten Tücher, baumwollener Zeuge von den edelsten und schönsten Farben, nebst andern feinen Erzeugnissen der damaligen Industrie zu kaufen, zehn Saumthiere damit zu beladen, mit diesen nach Pommern zu ziehen, dort alles wieder zu verkaufen und mit der daraus gewonnenen Summe die Gefangenen zu befreien. Sobald der redliche Rudolph mit seinen Waaren in Pommern angekommen war, machte er, nach der von dem heiligen Bischofe erhaltenen Weisung, zuerst einigen der vornehmsten Pommern kleine Geschenke davon und stellte dann alles Uebrige zum öffentlichen Verkaufe aus. Schon die Schönheit, das Geschmackvolle und die Kostbarkeit der Waaren lockten Käufer herbei. Als es aber allgemein bekannt ward, zu welchem edeln, menschenfreundlichen Zwecke das gelöste Geld bestimmt sey, riß man sich gleichsam um die Waaren und aus Liebe zu dem heiligen Bischofe, dessen grenzenlose Milde und Freigebigkeit noch bei allen Pom-

mern in frischem Andenken lebte, so wie aus dankbarem Gefühle für die jetzt abermals von Otto dem Lande erzeigte Wohlthat, drängten sich nun alle, nur einigermaßen bemittelte Einwohner herbei, kauften um die Wette, zahlten für die Waare mehr, als man foderte, ja nicht selten den doppelten, selbst dreifachen Preis; so daß die Summe des gelösten Geldes den Einkaufspreis weit überstieg, demnach blos mit dem Ueberschuß, also auch blos mit pommerschem Gelde die pommerschen Gefangenen losgekauft wurden*).

*) Unstreitig würde selbst dem geschicktesten und geübtesten Kaufmanne diese mercantilische Speculation Ehre gemacht haben. Dem heiligen Otto war jedoch gewiß der Handel und dessen Kreuz- und Querzüge eben so fremd, als die Künste eines Taschenspielers ihm fremd seyn konnten. Indessen war das Mißlingen seiner Unternehmung immer ein möglicher Fall; aber es mißlang nicht, weil der Segen von Oben darauf ruhte. — Es gibt keine größere Selbsttäuschung, als wenn der Mensch, wenn er irgend ein Unternehmen glücklich durchführt, das Gelingen desselben seinem Verstande, seinem Scharfblicke, seiner Combinationskraft, oder gar einem sogenannten glücklichen Zufalle zuschreibt. Alles, was in der geistigen oder materiellen Welt geschieht, oder geschehen kann, es sey groß oder klein, geschieht blos, entweder durch den unmittelbaren Willen Gottes, oder Dessen gerechte Zulassung, und selbst das glückliche Laster oder daß Verbrechen kann nur auf diese Weise triumphiren, und muß doch stets am Ende Gottes höhern, unerforschlichen Rathschlüssen auf einer andern Seite dienend gehorchen. Daraus folgt jedoch nicht, daß der Mensch sich einer trägen Ruhe überlassen und die Hände in den Schooß legen dürfe. Nein! er soll thätig seyn, er soll arbeiten, alle seine geistigen und physischen Kräfte gebrauchen, keine Anstrengung scheuen. Aber so wie der Landmann, wenn er seinen Acker gepflüget, besäet und gehörig bestellt hat, dennoch die Erfüllung seiner Hoffnung erst vom Sonnenschein, vom Früh- und Spatregen, den nicht

25. Des heiligen Otto beispiellose Uneigennützigkeit, Freigebigkeit und seine der Bekehrung Pommerns gebrachten großen Opfer wurden so allgemein anerkannt und überall so richtig gewürdiget, daß endlich auch Kaiser Lothar sich bewogen fand, demselben auf eine bleibende Weise dafür zu lohnen. Auf einem, in dem Jahre Elfhundert und fünfunddreißig zu Würzburg gehaltenen Reichstage verzichtete der Kaiser in einer Urkunde auf den jährlichen Tribut von vier, innerhalb der Mark Brandenburg liegenden, slavischen Provinzen und übergab denselben in Form eines Lehens dem Bischofe Otto von Bamberg und dessen Nachfolgern in dem Bisthum; wobei der Kaiser sich äußerte, daß Gerechtigkeit und Billigkeit es erfoderten, daß derjenige, welcher mit so großem Erfolge an der Bekehrung heidnischer Slaven gearbeitet habe, auch gerade in jenen Ländern den Lohn seiner frommen Bemühungen ein-

---

er, sondern nur Gott geben kann, erwarten muß; eben so muß auch der Mensch jedes Unternehmen vor allem erst in dem Busen der Vorsehung niederlegen, dann zwar das Seinige dabei thun; aber ja nicht, wenn es gelingt, dieß seinem Verdienste oder seiner eigenen Kraft, sondern blos Gott zuschreiben, dadurch nur noch demüthiger werden und mit noch lebendigerm Glauben dem Herrn, von Dem allein alles Gedeihen und aller Segen kommt, dafür danken. Niemand ist mehr zu beklagen, als der, welcher, wie man heut zu Tage oft hören muß, auf eigenen Füßen stehen will. O wie bald wird nicht unter einem Solchen der Boden wanken und endlich mit ihm einsinken. Sicher und fest steht nur der, welcher in Gott steht. „In Ihm," sagt der Apostel, „wir mögen wollen oder nicht wollen, sind, leben und bewegen wir uns; selbst die Teufel in der Hölle." — Was aber hier entscheidet, ist das Wollen. Wer durchaus nur will, was Gott will, ist allmächtig und trägt das distinctive, ächte und unverfälschte Gepräge eines Kindes Gottes.

ernte. — Eben so erhielt er von dem polnischen Herzoge und mehreren seiner Magnaten öfters sehr ansehnliche Geschenke; und da es allgemein bekannt war, daß der heilige Bischof alles Erdengut, worüber er nur immer zu verfügen hatte, blos entweder zur Verherrlichung Gottes und dessen heiliger Kirche, oder zum Besten der leidenden Menschheit verwende; so schickten auch aus andern Ländern Fürsten, Grafen und reiche Herren, um an des heiligen Bischofes Werken der Barmherzigkeit und christlicher Liebe Antheil zu nehmen, und dadurch auch der Verdienste desselben sich einiger Maßen theilhaftig zu machen, ihm sehr oft nicht minder kostbare Geschenke. So wurde ihm auch eines Tages ein, aus Seide und dem feinsten Pelzwerke verfertigtes, mit Gold gesticktes Nachtkleid zum Geschenke gemacht. Der Geber ließ dem Bischofe sagen, er möchte dieß als ein Zeichen ganz besonderer Liebe und Verehrung annehmen, daher auch sich herablassen, dasselbe zu gebrauchen. Erfreut über dieses herrliche Geschenk, dankte Otto den Ueberbringern in den verbindlichsten, herzlichsten Ausdrücken. Aber nun hatte der heilige Bischof ein Verzeichniß nicht nur von allen Armen, sondern auch von allen Kranken in der Stadt; und da er demnach wußte, daß schon seit langer Zeit ein Gichtbrüchiger schwer darnieder liege, und dessen von der Gicht ganz zermalmter Körper nur eine ganze leichte, feine Bekleidung ertragen könnte; so schickte er ohne weiters das prachtvolle Nachtkleid diesem Armen. Aber damit waren die Vornehmern am bamberger Hofe nichts weniger als sehr zufrieden; bisher gewöhnt, daß von dergleichen Geschenken der Bischof auch Manches unter sie vertheilte, hatte schon jeder im Stillen gehofft, daß das eben so elegante als prächtige Kleid vielleicht sein Eigenthum werden würde. Da jedoch dieß jetzt nicht geschah, so zürnten sie ihrem Bischofe und nannten ihn einen Verschwender, ganz in dem Sinne der gewöhnlichen

Welt- und Hofleute, die bekanntlich jedes Geschenk, oder jede Wohlthat, die sie erhalten, blos als eine gerechte, ihnen gebührende Belohnung ihrer grossen Verdienste betrachten, welche letztern jedoch meistens Niemand in der ganzen Welt, als nur ihnen allein bekannt sind; aber alles, was nicht ihnen, sondern einem Andern zu Theil wird, als unnütz hinweggeworfenes Geld, als eitle Verschwendung betrachten.

26. Am 30. Junius 1139 starb der heilige Otto im siebenzigsten Jahre seines Alters, nachdem er der Kirche von Bamberg mit erleuchteter Weisheit sechsunddreißig Jahre vorgestanden hatte. Sein Freund, der Herzog Boleslav von Polen, war schon im vorigen Jahre gestorben*), und zwei Jahre vorher auch der pommersche Herzog Wratislav aus dem Leben geschieden**). Des heiligen Bischofes entseelter Körper fand seine Ruhestätte in der Klosterkirche auf dem St. Michaelsberge. Fürstliche Herren, Grafen und Markgrafen trugen ihn zu Grabe, und in Stein gehauen liegt auf demselben das Bildniß des Heiligen in bischöflichem Ornate; aber noch ein anderes Bildniß desselben, und zwar in Pilgerkleidung und auf seine apostolischen Reisen nach Pommern hindeutend, ist ebenfalls von Stein in der Wand dabei eingefügt. Die Trauerrede hielt dem grossen Verstorbenen der Bischof Imbrico von Würzburg. Aber sehr mißlungen in dieser Rede ist die Stelle, in welcher Bischof Imbrico den heiligen Otto

*) Nach Boleslavs Tod fiel Pommern wieder von Polen ab. Der Herzog hatte das Reich unter seine vier Söhne getheilt; aber kaum war der Vater todt, so ergriffen die Söhne gegen einander die Waffen, und innere Kriege schwächten nun Polen so sehr, daß es seine Oberherrschaft über Pommern nicht länger mehr behaupten konnte.

**) Herzog Wratislav war ermordet worden.

mit der barmherzigen und geschäftigen Martha vergleicht. Welche sonderbare, im höchsten Grade unpassende Zusammenstellung! — An dem Grabe dieses Heiligen geschahen lange Zeit sehr viele wunderbare Gnadenerweisungen, besonders in Heilung solcher, die an der Gicht und den damit verbundenen Uebeln litten; und selbst bis auf den heutigen Tag wallen bisweilen noch Kranke, die mit schweren Gichtzufällen behaftet sind, nach St. Michaelsberge zu dem Grabe des heiligen Otto und kehren dann gewöhnlich, vollkommen geheilt und Gott preißend, in ihre Heimath wieder zurück. — In dem Jahre 1189, also gerade ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, ward Bischof Otto vom Papste Clemens III. mit allen dabei üblichen Feierlichkeiten heilig gesprochen, und in dem römischen Martyrologium sein Name jenen der ausgezeichneten Freunde Gottes beigefügt. — So lange dieser heilige Bischof lebte, war er ein, auch nach seinem Tode bis auf den heutigen Tag nicht mehr erreichtes Muster für Deutschlands sämmtliche höhere wie niedere Geistlichkeit, eine hellflammende Leuchte in dem Hause Gottes, eine Zierde und Stütze der Kirche; hehr und erhaben wie sein heiliger Beruf, voll Würde und himmlischer Hoheit, apostolischen Ernst stets mit evangelischer Milde vereinigend; kurz, er war ein Bischof, wie nur die Zeiten der Apostel und die frühern Jahrhunderte der Christenheit solche sahen, deren Geschlecht zwar nicht sogleich ausstarb, wovon aber die Zweige immer seltener und seltener wurden, bis endlich der, von einem excommunicirten Kaiser auf den bischöflichen Stuhl erhobene, heilige Otto die glänzende Reihe derselben, wenigstens in Deutschland, schloß *).

*) Otto von Bamberg war der letzte deutsche Bischof, der heilig gesprochen ward. Indessen gab und gibt es auch jetzt noch immer in Deutschland höchst ehrwürdige, ihrem hohen Berufe entsprechende Bischöfe.

XI.

Entstehung mehrerer neuer religiöser Orden.

1. Bei dem religiösen Eifer, der am Ende des zehnten Jahrhunderts plötzlich erwachte und durch die Kreuzzüge, in dem Kampfe mit den Ungläubigen, alle Völker des christlichen Abendlandes immer mehr und mehr entflammte, ist es sehr begreiflich, daß auch an Hervorbringung neuer geistlicher Orden die gegenwärtige Periode nicht unfruchtbar bleiben konnte*). — Bekanntlich ist der, in dem sechsten Jahrhundert blühende heilige Benedict, der Gründer von Monte-Cassino, der allgemeine Patriarch aller, selbst erst mehrere Jahrhunderte nach ihm entstandenen religiösen Orden und klösterlichen Genossenschaften; denn alle machten die Regel Benedicts, wenigstens nach dem Wesentlichsten ihres Inhalts, zur Grundlage ihrer neuen, religiösen Institute. Aber in dem Laufe der Zeit und nach deren ganz naturgemäßen Foderungen bedurfte nach und nach auch die, obgleich mit ungemeiner Kenntniß des menschlichen Herzens und dessen geheimsten Falten, so wie mit hohem frommen Ernste entworfene Regel des großen Heiligen von Monte-Cassino endlich verschiedener Abänderungen und Zusätze. Diese entwarf nun im Anfange des neunten Jahrhunderts der, dem Leser schon

---

Aber leider sind auch die Ausnahmen nicht minder zahlreich. Man denke nur an die Zeiten der unseligen, sogenannten Reformation, wo auf bischöflichen Stühlen Männer saßen, die, man will nicht sagen auf Heiligsprechung, sondern nicht einmal auf sehr ehrenvolles Andenken in der Kirche Gottes große Ansprüche machen können.

*) Geschichtliche Quellen sind: Hist. des ordres monastiques, religieux et militaires (Paris 1718.), ferner die Lebensbeschreibungen jener heiligen Ordensmänner, welche die, in dieser Periode entstandenen Orden gestiftet haben.

bekannte heilige Benedict von Aniane, führte sie in allen Klöstern der ungeheuern fränkischen Monarchie ein, und ward so der zweite, allgemeine Patriarch aller abendländischen Mönche. — Aber von dem, der gefallenen menschlichen Natur eigenen Hange zum Bösen blieb auch der Mönchsstand nicht lange verschont. Nur zu bald verschwand aus den Klöstern der Geist ihrer heiligen Stifter. Die Mönche fingen an, an ihren Vorschriften zu deuteln, sie immer mehr zu erweitern, zu mildern, alle Strenge darin zu umgehen; kurz sie machten nach und nach aus den Klöstern nicht mehr strenge Bußanstalten, sondern sehr bequeme Wohnsitze eines gemächlichen, ziemlich üppigen Lebens, wobei noch überdieß auch das Sittenverderbniß der Zeit bei den meisten, nicht ohne bei ihnen einzukehren, still vorüberging. Diesem immer mehr zunehmenden Verfalle des, an sich Gott so wohlgefälligen Mönchlebens kam jedoch zu rechter Zeit wieder die Hand der Vorsehung hülfreich entgegen. Sie weckte große und heilige Ordensmänner, die über die gänzliche Erschlaffung aller klösterlichen Zucht zuerst im Stillen trauerten, dann laut und mit allem Ernste dagegen eiferten, und endlich die Mönche theils zur genauen Beobachtung ihrer primitiven Regel zurückführen, theils auch sie noch weit strengern Vorschriften unterwerfen wollten. Zu den Ersten gehören die beiden heiligen Aebte Bernon und Odo. Durch sie kam in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts der berühmte, bald in zahllosen Zweigen über ganz Frankreich, Italien, Spanien, England sich verbreitende Clugnyacenser Benedictiner-Verein zu Stande*). Zu den Zweiten, welche die

*) Von der berühmten Corporation von Clugny und deren ersten heiligen Aebten, Bernon, Odo und Majolus, haben wir unsern Lesern, wie man sich erinnern wird, schon in einem der frühern Bände sehr umständliche Nachrichten ertheilt.

Mönche auf dem Wege noch größerer und strengeren Selbstverläugnung, zu einer weit höhern evangelischen Vollkommenheit zu führen strebten, gehörten vorzüglich der von dem heiligen Romuald im Jahre 1012 gestifteten Camaldulenser-Orden*); ferner der Orden der Carthäuser 1086, der Cistercienser 1098, der Prämonstratenser 1122 und endlich die Entstehung verschiedener, der Kirche bisher völlig fremder, jetzt ebenfalls in dieser Periode gestifteter religiöser-militairischer Orden. Wir beginnen die Entstehungsgeschichte dieser verschiedenen Orden mit dem, in unserer heiligen Geschichte so merkwürdig gewordenen Orden der Carthäuser**).

---

*) Was wir in der vorigen Note von dem Clugnyacenser Benedictiner-Verein bemerkt haben, ist auch auf den heiligen Romuald und dessen, von ihm gestifteten und nach dem Orte Camaldoli genannten Camaldulenser-Orden anwendbar, wovon wir ebenfalls zu seiner Zeit schon mehr als hinreichende Erwähnung gemacht haben.

**) Außer den hier oben erwähnten, entstanden in dieser Periode noch verschiedene andere, weniger merkwürdige Orden, als z. B. der Orden der Guilbertiner, gestiftet von dem heiligen Guilbert, einem reichen englischen Edelmanne, der zuerst Pfarrer in Sempringham und dann Stifter eines neuen, von Papst Eugen III. bestätigten Ordens ward. Dieser verbreitete sich nicht nach andern Ländern, sondern erlosch, nach einer nicht sehr langen Dauer, in England, wo er auch entstanden war, oder verlor vielmehr sich in den Benedictiner-Orden, dessen Regel die Guilbertiner gefolgt waren. — Ferner der Orden der Wilhelminen, gestiftet von Wilhelm von Maleval, muthmaßlich einem geborenen Franzosen. Aus Italien, wo dieser Orden im Bisthum Grosetto entstand, verbreitete er sich bald nach Frankreich, Deutschland und den Niederlanden. Da die Vorschriften, welche der heilige Wilhelm seiner neuen Genossenschaft gab, vielleicht allzustrenge waren, so fand

Papst Gregor IX., der vom Jahre 1227 bis 1243 die Kirche Gottes regierte, es für nothwendig, die Regel der Wilhelminen um vieles zu mildern, größtentheils sie auf jene des heiligen Benedicts zurückzuführen. Die Congregation der Wilhelminen ward in der Folge mit dem Augustinerorden vereinigt. — Eben so auch der Orden von Fontevrauld, gestiftet von dem seligen Robert von Abricelles, einem gebornen Franzosen. Dieser Orden beschränkte sich blos auf das einzige, von dem Stifter in der Diöcese von Poitiers gegründete Kloster Fontevrauld. Dasselbe bestand aus zwei, von einander getrennten Gebäuden; das Eine für die Mönche, das Andere für die Frauen dieses Ordens. Aber die oberste Leitung desselben ward nicht einem Abte, sondern der Aebtissin übergeben, unter deren Jurisdiction auch die Mönche standen, und welcher die ganze Verwaltung aller innern und äußern Angelegenheiten des Ordens überlassen war. Dieser Einrichtung lag des Stifters fromme Absicht zum Grunde, die allerseligste Jungfrau Maria zu ehren; denn da diese Jesus Christus noch vom Kreuze herab seinem vielgeliebten Jünger Johannes zur Mutter gegeben hatte; so sollte nun auch eine, Gott geweihete Jungfrau der Vorstand, mithin die Mutter des Ordens seyn. Indessen war die dabei eingeführte Clausur sostrenge, daß sogar das Krankenzimmer der Nonnen kein Priester betreten durfte; und ward eine derselben gefährlich krank, so wurde sie in die Kirche getragen, wo sie von einem Priester die heiligen Sterbsacramente empfing. — Aber nicht nur die gegenwärtige Periode, auch das darauf folgende dreizehnte Jahrhundert kann sich der Entstehung mehrerer berühmter, der Kirche zur Zierde dienender geistlicher Orden rühmen, wovon jedoch jetzt noch nicht, sondern erst, wenn unsere Geschichte bis dahin fortgeschritten seyn wird, die Rede seyn kann. Indessen glauben wir, einstweilen schon der Franziscaner, gestiftet 1210 und der Dominicaner, gestiftet 1216, wie auch der beiden, beinahe zu gleicher Zeit (1244 und 1248) gestifteten Orden der Augustiner und Servitten erwähnen zu müssen. Durch Gelehrsamkeit und den heiligen Wandel vieler ihrer Mitglieder

übertrafen die beiden Erstern bald alle übrigen Orden an Ansehen und Einfluß; wurden die Beichtväter mächtiger Fürsten und auch von den Päpsten bei den wichtigsten kirchlichen Verhandlungen und Angelegenheiten in Anspruch genommen. Der Servitten-Orden wird vorzüglich dadurch unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, daß er mehrere Jahre ein Gegenstand heftiger Verfolgungen, nicht blos von Seiten der Bischöfe, sondern selbst eines der Päpste war. Innocenz V. nämlich stand sogar im Begriffe, den ganzen Orden aufzuheben, hatte auch dießfalls schon mehrere vorläufige Verordnungen erlassen, ward jedoch von Ausführung seines Vorhabens durch seinen sehr frühzeitigen, schon am Ende des fünften Monats seiner Regierung erfolgten Tod verhindert, worauf der Orden, da die folgenden Päpste ihm günstiger waren, wieder auf das neue aufzublühen anfing.

2. Von allen religiösen Orden hat noch keiner so große und so glänzende Zeugnisse der Heiligkeit und eines ganz in Gott verborgenen Lebens in sich vereint, als der, von einer öden Gegend in Frankreich genannte Orden der Carthäuser. — „Die Carthäuser," sagt ein durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit gleich ausgezeichneter römischer Kirchenfürst*), „sind ein wahres Wunder der Welt. Hienieden wandeln sie zwar noch im Fleische, aber der Sinnlichkeit völlig abgestorben, gehören sie schon einer höhern Welt an. Sie sind Engel auf Erden, ächte Nachbilder des großen Täufers, des in der Wüste lebenden heiligen Johannes. In dem Brautgeschmuck der Kirche des Sohnes Gottes sind sie die kostbarste Perle. Die Erde unter ihren Füßen würdigen sie keines Blickes; gleich den Adlern streben sie stets himmelwärts." — Welch ein großes und schönes Lob, und in dieses stimmen alle gleichzeitigen wie spätern Gelehrten ohne Ausnahme ein. — Der Stifter dieses Ordens war der heilige Bruno.

*) Der berühmte Cardinal Bona.

Der Sprößling eines alten adeligen Geschlechts und in Cöln geboren, erhielt Bruno seinen ersten Unterricht in der, nach dem heiligen Cunibert genannten Schule in Cöln. Die Natur hatte ihn mit den schönsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens geschmückt; und da reine Liebe zu den Wissenschaften einer jeden schönen Seele eigen ist; so studirte auch der junge Bruno mit solchem Fleiße und zeichnete sich so sehr unter seinen Mitschülern aus, daß der damalige Erzbischof Hanno sich bewogen fand, ihm ein Canonicat an seiner Kirche zu verleihen. Als jedoch Bruno zum Jünglinge gereift war, verließ er wieder Cöln; denn warmes Verlangen, seinen Geist immer noch mehr auszubilden, mit immer noch größern Kenntnissen zu bereichern, führte ihn nach Rheims, wo die dortige, unter der Leitung der Stiftsgeistlichkeit stehende Schule im ganzen Abendlande in hohem Rufe stand, und als eine der vorzüglichsten gelehrten Bildungsanstalten betrachtet ward. Wie in Cöln gab Bruno auch in Rheims sich seinem jetzigen Berufe ganz und ungetheilt hin; und bei seinem rastlosen Eifer und seiner ungewöhnlichen, alles ungemein schnell und doch stets tief ergreifender Auffassungskraft ward er bald ein Gegenstand der Bewunderung sowohl seiner eigenen Lehrer, als auch aller übrigen, mit ihm zu gleicher Zeit in Rheims studierenden Jünglinge. Das Gerücht von dem so ungemein talentvollen jungen Bruno gelangte natürlicher Weise nun auch bald zu den Ohren des frommen, höchst ehrwürdigen Erzbischofes Gervasius von Rheims; und als dieser selbst ihn einigemal geprüft hatte, bekam er von dessen Gelehrsamkeit einen so hohen Begriff, daß — als der damalige Domscholaster von Rheims sein Amt niederlegte, um in völliger Abgeschiedenheit von der Welt Gott ausschließlich zu dienen — der Erzbischof die so wichtige Stelle desselben dem Bruno übertrug.

3. Der Domscholaster war damals nicht blos der Vorsteher der berühmten öffentlichen Schule in Rheims, sondern auch alle übrigen Bildungsanstalten in der ganzen weitschichtigen Diöcese standen unter seiner obersten Aufsicht. Zu Folge des ihm eigenen natürlichen Instincts des Schönen, liebte zwar Bruno schon Künste und Wissenschaften an und für sich selbst; aber im Grunde hatten sie doch nur dann, wenn verklärt im Lichte der Offenbarung und durch ihre Beziehung auf Gott geheiliget, in seinen Augen einen wirklich hohen und bleibenden Werth. Diese wahre wissenschaftliche Anschauungsweise suchte nun Bruno so wohl den Lehrern selbst als auch den Studierenden nach und nach anzueignen; und dieses gelang ihm mit solchem Erfolge, daß die verschiedenen großen und heiligen Männer, Bischöfe, Erzbischöfe, ja selbst ein Papst*), die nachher aus der Schule von Rheims hervorgingen, gerade zu der Zeit, da Bruno diese berühmte Anstalt leitete, ihre Studien allda begonnen und vollendet hatten. — Den höchsten Grad der Celebrität schien jetzt Bruno erreicht zu haben. Nach dem Zeugnisse eines gleichzeitigen Schriftstellers nannte man ihn eine Leuchte in der Kirche von Rheims, den Lehrer aller Lehrer, den Ruhm Deutschlands und Frankreichs. Der Erzbischof liebte ihn mit der Zärtlichkeit eines Vaters, bediente sich aber auch desselben bei allen nur einigermaßen wichtigen Diöcesanangelegenheiten und suchte überhaupt die schwere Bürde seines erzbischöflichen Amtes, die bei seinem, schon in Jahren sehr weit vorgerückten Alter, ihm immer lästiger ward, sich dadurch zu erleichtern, daß er einen Theil derselben den Schultern Bruno's auflegte. Aber in dem Jahre 1068 starb der ehrwürdige Gervasius und hatte leider den Manasses zu seinem Nachfolger. Dieser war nicht auf canonischem, sondern auf einem,

*) Papst Urban II.

durch Simonie und Gewaltthat befleckten Wege zu der erzbischöflichen Würde gelangt, und seine Verwaltung des hohen bischöflichen Amtes entsprach nun auch vollkommen der Art, wie er dasselbe erhalten hatte. Mit tyrannischer Willkühr drückte er seine Untergebenen, verkaufte Präbende und erlaubte sich manche andere der Kirche zum größten Aergerniß dienende Frevel. Da Bruno bis jetzt noch alle seine kirchlichen Aemter beibehalten hatte, so war er, in seiner Eigenschaft als Kanzler der Kirche von Rheims, oft mehr als irgend ein Anderer, Zeuge der Ungerechtigkeiten und Mißbräuche des Erzbischofes. Ganz unumwunden sprach er anfänglich mit dem Erzbischofe darüber, rügte endlich öffentlich dessen Betragen; und da demungeachtet keine Besserung von Seiten des Erzbischofes erfolgte, so beschloß endlich die Rheimser Geistlichkeit, einige aus ihrer Mitte als Abgeordnete an den päpstlichen Legaten in Frankreich zu schicken, um ihn von dem traurigen Zustande ihrer Kirche in Kenntniß zu setzen. Unter den Abgeordneten befand sich auch Bruno. Der Cardinal Hugo, so hieß der Legat, war ein sehr frommer und einsichtsvoller Prälat. Er wußte bald die an ihn gesandten Abgeordneten gehörig zu würdigen, erkannte des Bruno innern hohen moralischen und religiösen Werth, schenkte ihm sein volles Vertrauen*) und berief daher, wegen der vor ihn gebrachten Angelegenheit, auch sogleich ein Concilium von Bischöfen nach Autun. Hier traten Bruno und die beiden andern Abgeordneten, nämlich

*) In seinem, über diese Angelegenheit der Kirche von Rheims an den Papst erstattenden Bericht ertheilt der Legat dem Bruno ganz ungemeines Zeugniß; er nennt ihn den gelehrtesten und zugleich bescheidendsten Mann seiner Zeit, der jedoch mit seiner großen Gelehrsamkeit einen nicht minder hohen Grad von Frömmigkeit verbinde und einst noch eine der schönsten Zierden der Kirche des Sohnes Gottes seyn werde.

der Probst und ein Canonicus der Kirche von Rheims, als Ankläger des Erzbischofes auf, und da dieser, obgleich vorgeladen, vor dem Concilium zu erscheinen und wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen sich zu rechtfertigen, dennoch nicht erschien; so ward er durch einen conciliarischen, einstimmig gefaßten Beschluß der bischöflichen Würde entsetzt. — Auf Manasses machte dieses Verdammungsurtheil wenig oder gar keinen Eindruck; der Weg der Appellationen stand ihm ja offen, und da er auch alle andere Menschen nach seinem eigenen Maßstab zu messen gewohnt war; so hoffte er mit Zuversicht, durch Geschenke und Bestechungen, kurz er hoffte von der erkauften Gunst das wieder zu erhalten, was Gerechtigkeit und die Satzungen der Kirche ihm nicht länger mehr zugestehen konnten. Aber an seinen Anklägern suchte Manasses sich auf das empfindlichste zu rächen. Er ließ ihre Wohnungen niederreißen, legte Beschlag auf ihre Einkünfte, verkaufte ihre Pfründen, zwang sie Rheims zu verlassen, und gegen ihren grimmigen Verfolger Schutz und Sicherheit auf einem, dem Grafen von Rouci gehörigen Schloß zu suchen, wo sie sich nun wirklich beinahe ein ganzes Jahr aufhielten *).

*) Obgleich von dem Concilium in Autun, und bald darauf auch auf einer Synode in Lyon verurtheilt und seiner Würde entsetzt, wußte Manasses sich doch noch zwei Jahre auf seinem bischöflichen Stuhle zu behaupten. Die Sache ward endlich nach Rom vor den Papst gebracht; dieser bestätigte das gegen Manasses von zwei Concilien gefällte Urtheil, und befahl der Geistlichkeit in Rheims, unverzüglich zur Wahl eines neuen Bischofes zu schreiten. Doch auch jetzt wollte Manasses noch nicht gehorchen, sondern wagte sogar einen Versuch, mit gewaffneter Macht sich in seiner Würde zu behaupten. Aber nun machten der Adel und die Bürgerschaft von Rheims gemeinschaftliche Sache mit einander, sprengten die Spießgesellen des

4. Schon von Jugend an hatte Bruno einen starken Hang zum stillen, einsamen Leben in sich gefühlt. Dieses Gefühl ward jetzt auf dem Schlosse von Rouci auf das neue wieder lebendig. Das große Aergerniß, welches ein Erzbischof der Kirche Gottes gab, und die dadurch darin entstandenen Verwirrungen verleiteten ihm nur noch mehr die Welt und ihr unstätes, stets unruhiges, weil nie in Gott befestigtes Leben. Sehr ernstlich beschäftigte er sich also jetzt mit dem Gedanken, seine geistlichen Aemter niederzulegen, in eine Einöde sich zurückzuziehen und dort nach Weise heiliger Einsiedler zu leben. Sein Vorhaben machte er zweien Freunden, Namens Rudolph und Fulcius bekannt. Diese stimmten sogleich ihm bei und versprachen, ihm, wohin er gehen würde, zu folgen. Die Ausführung dieses Planes mußte jedoch wegen einer Reise des Fulcius nach Rom noch auf einige Zeit verschoben werden, und da die Abwesenheit desselben weit länger dauerte, als man geglaubt hatte, so änderte Rudolph seine Gesinnungen, entzog sich der von ihm eingegangenen Verpflichtung und erklärte, bei seiner Kirche in Rheims bleiben zu wollen *). Selbst bei Bruno würde vielleicht dessen Entschluß geschwankt haben, hätte diesen nicht ein ganz unerwartetes, jedes Herz ergreifendes, schauervolles Ereigniß nicht nur auf das neue wieder rege gemacht, sondern auch so sehr befestiget, daß ihn Bruno nun sogleich in That und Wirklichkeit übergehen ließ. Bruno hatte nämlich, während der Abwesenheit des Fulcius, wegen einer wahrscheinlich unbedeutenden, und

---

Manasses auseinander, und jagten ihn selbst aus ihrer Stadt. Gleich einem Landstreicher zog nun Manasses noch ein paar Jahre in fremdem Lande herum, und starb endlich als ein Verbannter und Excommunicirter in Deutschland.

*) In der Folge ward Rudolph noch selbst Bischof von Rheims.

daher uns auch unbekannten Angelegenheit, eine Reise nach Paris gemacht. Während seines Aufenthalts allda begab es sich, daß ein sehr angesehener Canonicus der dortigen Kirche, Namens Raimund Diocres starb; ein Mann nach dem Urtheile der Welt von tadellosem Wandel, seiner Gelehrsamkeit und Rechtlichkeit wegen allgemein geachtet und geehrt. Nach der damaligen, und auch jetzt noch in Frankreich bestehenden Sitte, ward die Leiche des Verstorbenen während der Exequien in einer offenstehenden Bahre in der Kirche öffentlich ausgesetzt. Als nun die Geistlichen der Kirche in den Tagzeiten für die Verstorbenen an die Stelle aus Job kamen, wo es heißt: „Antworte mir, wie groß und viel meiner Ungerechtigkeit und Missethat ist," erhob sich die Leiche und rief mit erschütternder Stimme: „Ich stehe jetzt vor dem Richterstuhle Gottes" — der Tode sank hierauf wieder in seine Bahre zurück. Aber kaum begannen die Geistlichen die erwähnten Tagzeiten fortzusetzen, als die Leiche sich auf das neue erhob und mit furchtbarer Stimme ausrief: „Ich bin vor dem Richterstuhle des gerechten, aber auch strengen, unerbittlichen Richters angeklagt;" und nach einer kurzen Pause endlich: „Nach dem gerechten Urtheile Gottes bin ich auf immer und ewig verdammt!" Schrecken überfiel alles zahlreich anwesende Volk, die Geistlichen wie die Laien; das Gebet für den Verstorbenen hatte nun ein Ende; zitternd und bebend ging Alles nach Hause, und der Gedanke, daß einem Jeden einst noch ein so strenges Gericht bevorstehe, schreckte und beschäftigte nun mehrere Tage lang die Seele eines jeden, der von diesem schauervollen Ereigniß Augenzeuge gewesen war *). Aber auf

*) Ueber die Wahrhaftigkeit dieser Geschichte sind die Meinungen der Gelehrten sehr getheilt. Mabillon *),

*) Act. Tom. 9.

Niemand machten diese furchtbaren Bilder der Ewigkeit einen tiefern und bleibendern Eindruck als auf Bruno.

Launoy *), Dübois **) verwarfen sie gänzlich, und betrachteten die wunderbare Erscheinung jenes Canonicus nach seinem Tode als eine blose Dichtung, die sie dem berühmten Kanzler Gerson zuschrieben. Aber dagegen treten zwei sehr gelehrte Jesuiten auf, Theophilus Rainaud und Colombi ***). Letzterer weißt nach, daß sehr lange vor den Zeiten Gersons, höchstens ungefähr blos fünfzig Jahre nach dem Tode des heiligen Bruno, schon ein Carthäuser Ordensmann, in einer Abhandlung über die Entstehung seines Ordens, von dieser schrecklichen Geschichte Erwähnung macht. Dieselbe findet sich ebenfalls in der großen Chronik des Carthäuserordens, ward auch in das römische Brevier aufgenommen. Die Chronik des heil. Bertins hat sie ebenfalls, und endlich findet man sie auch bei Innocenz Masson †) in dessen Annalen der Carthäuserordens, nur mit Ausscheidung verschiedener Nebenumstände, deren Beseitigung auch wirklich der Sache noch einen größern Grad von Wahrscheinlichkeit gibt; wie z. B., daß die Wiedererscheinung des gestorbenen Canonicus nicht in der Kirche, also nicht vor einem zahlreich versammelten Volke, sondern in dem Sterbehause statt gehabt habe, als bei der Bahre desselben einige Geistlichen, worunter auch der heilige Bruno sich befand, die Tagzeiten für die Verstorbenen beteten; und daß diese Geistlichen, wo nicht weil Freunde des Verstorbenen, doch aus zarter Schonung sowohl für den geistlichen Stand überhaupt, als auch für die Familie des Verstorbenen, dieses schreckbar tragische Ereigniß geheim gehalten, und nur hie und da einem ihrer Vertrauten, auf dessen Klugheit sie sich verlassen konnten, mitgetheilt hätten, daher sie auch erst eine ziemlich lange Zeit nachher bekannt geworden wäre. — Daß Papst

---

*) Diss. de Success. S. Brun.

**) Hist. Paris.

***) Diss. de Carth. initiis.

†) Masson war General des Ordens und lebte in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Die Welt schien ihm jetzt ein, mit dem Fluch Beladener, von allen Seiten von den gräßlichsten Feinden umlagerter Schauplatz, und schleunige Flucht in eine Einöde der erste und sicherste Schritt zu künftigem, ewigen Heile. Ohne einen Augenblick zu zögern, verließ er

---

Urban VIII. sie aus dem römischen Brevier wieder herausnehmen ließ, dieß ist zwar geeignet, nicht ganz ungegründete Zweifel gegen die Geschichte zu erregen, jedoch noch lange nicht entscheidend; denn es war ja nicht die Rede von einem Glaubensartikel, oder einer eigentlichen kirchlichen Angelegenheit, oder irgend einem bedeutenden Disciplinargegenstand; sondern blos von einem, von Einigen behaupteten, von Andern bezweifelten rein historischem Factum. — Beweise gegen die Aechtheit des Ereignisses darauf gründen zu wollen, daß die meisten nachher lebenden Geschichtschreiber keine Erwähnung davon machen, wäre ein sehr grober Verstoß gegen jene allgemein anerkannte Regel historischer Kritik, der zu Folge keine Begebenheit, wenn auch nur von einem Einzigen erzählt, und von allen übrigen übergangen, dennoch wegen des Stillschweigen der Letzteren nicht als unächt verworfen und in das Gebiet der Dichtung verwiesen werden darf. — Wenn man die vornehmsten Abhandlungen über diesen Gegenstand aufmerksam gelesen hat, wird man gestehen müssen, daß die Gründe dafür und dagegen sich einander so ziemlich das Gleichgewicht halten; man sich daher nicht wundern darf, wenn viele, besonders jene, die von der jetzt herrschenden Wunderscheue nicht befallen sind, sich auf die Seite derjenigen neigen, welche die Wahrhaftigkeit der schauervollen Begebenheit behaupten. Uebrigens Wahrheit oder Dichtung kann sie uns immer zu der sehr ernsten Betrachtung führen, daß nämlich die Wagschale göttlicher Gerechtigkeit nach ganz andern Gesetzen steigt oder sinkt, als jene des so sehr beschränkten, nie völlig unbefangenen menschlichen Urtheiles. — Verlasse sich daher doch ja Niemand darauf, wenn auch die ganze Welt seine Tugenden und seine Frömmigkeit laut preißt und erhebt. Die Stimme des Volkes ist nicht immer, ja wohl beinahe nur selten, auch die Stimme Gottes.

demnach Paris, eilte nach Rheims zurück, legte dort alle seine Aemter nieder, und da er wußte, daß es in der Diöcese von Grenoble mehrere ganz einsame, seiner künftigen Lebensweise zusagende Thäler gebe, machte er sich sogleich dahin auf den Weg, und zwar mit sieben seiner Freunde, die, durch Bruno's ernste Betrachtungen tief bewegt, jetzt denselben Entschluß gefaßt hatten. In Grenoble angekommen, warf er sich dem Erzbischofe Hugo zu Füßen und entdeckte ihm sein und seiner Begleiter Vorhaben. Als dieser wahrhaft heilige Oberhirt dieß vernahm, weinte er vor Freuden; denn es war ihm darüber erst unlängst eine göttliche Offenbarung geworden. In einem nächtlichen Traumbilde nämlich sah er, wie in einer schrecklichen Einöde, die Carthause genannt, die Hand der Allmacht sich einen Tempel erbauete und sieben plötzlich aus der Erde emporgestiegene, hell leuchtende Sterne in denselben eingingen. — Hugo umarmte den Bruno und dessen Gefährten, behielt sie einige Tage bei sich, entwarf ihnen aber auch, wahrscheinlich um sie zu prüfen, ein abschreckendes Bild von der Einöde, die er ihnen zu ihrem künftigen Wohnsitze anweisen werde. Es sey, sagte er, ein enges, zwischen hohen und schroffen, mit ewigem Schnee und Nebel bedeckten Felsen herabgesenktes Thal; die ganze Umgegend eine schauerliche Wildniß, ein dichter Wald, durch den kein erwärmender Strahl der Sonne einen Durchgang finde; von aller menschlichen Gesellschaft abgeschnitten, mit keinem lebenden Wesen in Berührung. — Statt über diesen Bericht zu erschrecken, freueten sich vielmehr die Diener Gottes darüber, und brachen in lauten Dank aus, daß Gott sie das, was sie so sehnlichst gewünscht, endlich hätte finden lassen. — Der heilige Erzbischof führte hierauf selbst den Bruno und dessen Gefährten an den schauerlichen Ort, den man die Carthause nannte, übertrug ihnen aber auch jetzt alle seine Gerechtsamen über den ungeheuern Wald,

und versprach ihnen zu ihrer Niederlassung in dieser Einöde in allem Möglichen, so weit es nur von ihm abhinge, behülflich zu seyn.

5. Bruno und seine Gefährten erbaueten nun zuerst blos ein Bethaus und mehrere, in einiger Entfernung von einander liegende Zellen, ganz in der Art der ehemaligen Lauren der Einsiedler von Palästina. Einige Zeit darauf erbaueten sie auf einer Anhöhe eine Kirche, um welche sie ringsumher Zellen errichteten; und mit dem Bau dieser Kirche beginnt die Entstehung des, nach dem Namen der Einöde genannten Carthäuserordens. Die Lebensweise der Carthäuser war weit strenger, als die irgend eines andern Ordens. Sechs Tage in der Woche brachten sie in ihren Zellen zu, und um jede Störung in ihrer Betrachtung des Göttlichen und ihrem ununterbrochenen Verkehr mit Gott zu entfernen, ward ihnen ewiges Stillschweigen zur Pflicht gemacht; fühlte sich Einer gezwungen, einem Andern eine Mittheilung zu machen, so durfte dieses nur durch Zeichen geschehen. An Sonn- und Feiertagen versammelten sie sich jedoch in der Kirche, speißten auch an diesen Tagen gemeinschaftlich mit einander. Aber ihre Mahlzeiten waren äußerst spärlich und dürftig; an Sonn- und Festtagen bestanden sie in Eier und Käse, an zwei andern Tagen in der Woche aus gekochten Kräutern, und an den übrigen Wochentagen war blos Brod und Wasser, jenes aus Kleien verfertiget, ihre ganze Nahrung. Wenn sie sich an den Sonntagen trennten, nahm jeder sein Brod und seine Kräuter für die Woche in seine Zelle mit. Ihre ganze Zeit war getheilt zwischen Gebet, Betrachtung und Händearbeit; diese letztere bestand in dem Abschreiben von Gebetbüchern und Erbauungsschriften, wodurch sie sich ihren sparsamen Unterhalt verschafften, ohne jemand zur Last zu fallen. Alles athmete bei ihnen Demuth und Armuth. Schon

ihr Aeußeres trug das Gepräge der größten Dürftigkeit. Selbst aus ihrer Kirche war, nur mit Ausnahme eines einzigen silbernen Kelches, alles Gold und Silber verbannt. Aber alle Begriffe übersteigend waren, nach dem Zeugniß mehrerer ehrwürdiger Schriftsteller aus dieser Zeit, die Wirkungen der göttlichen Gnade in den Seelen dieser frommen Einsiedler; sie lebten nur in Gott, athmeten nur in der Furcht des Herrn, und schienen nur deßwegen einen Körper zu haben, um denselben durch die härtesten Abtödtungen und strengsten Bußübungen nach und nach völlig absterben zu lassen. Um ausschließlich Gott allein zu dienen, hatten sie gleichsam dem Fleische und der Sinnlichkeit jeden, selbst den kleinsten Dienst, auf immer aufgekündiget. — Das Gerücht von der Heiligkeit dieser gottseligen Einsiedler verbreitete sich bald weit und breit in der ganzen Gegend, und ihr Beispiel weckte nun manche, bis dahin laue Seelen aus ihrem bisherigen Schlummer. Die Anzahl der frommen Bewohner der Carthause vermehrte sich zusehends. Aber auch noch viele andere Jünglinge und Männer, bisweilen von dem ersten Range, kamen dahin, zwar nicht um in den Orden zu treten, sondern blos um wenigstens mehrere Tage, ja wohl Wochen und Monate, in dieser Gott geweihten Einsamkeit sich und der Ewigkeit zu leben, und hier von ganzem Herzen und aus allen Kräften ihrer Seele zu Gott beten zu lernen. Aber nun fand auch der Erzbischof von Grenoble es zweckmäßig, ein Gebot ergehen zu lassen, welches dem andern Geschlechte den Zutritt zu der Carthause und deren Kirche untersagte. Auch ward in der Nähe der stillen Wohnsitze Bruno's und seiner Gefährten alles Jagen und Fischen auf das strengste von dem Erzbischofe verboten. Dieser heilige Oberhirt ward mit jedem Tage ein größerer Bewunderer der Tugenden des heiligen Bruno. Trotz des äußerst beschwerlichen Weges von Grenoble nach der Carthause besuchte er ihn doch sehr oft, wählte ihn endlich

zu seinem Beichtvater, und gestand ihm offen, daß jeder Besuch, den er ihm und seinen frommen Genossen mache, seiner Seele immer neue geistige Nahrung und Stärkung gewähre; und Freude strahlte jedesmal aus den Augen des ehrwürdigen Bischofes, so oft er vernahm, daß durch neue, von Gott berufene Ankömmlinge, die Zahl der Schüler Bruno's wieder vermehrt worden sey. Kurz, auf dieser ersten einsiedlerischen Niederlassung der Carthäuser bei Grenoble schwebte sichtbar der Segen von Oben, und von des heiligen Bruno's leuchtendem Beispiel geleitet und gekräftiget, blühete der neue Orden mit jedem Jahre schöner und gottgefälliger auf.

6. Schon sechs Jahre hatte jetzt Bruno, gleich einem Bürger einer höheren Welt, die Carthause bei Grenoble bewohnt, als er ganz unvermuthet vom Papste Urban II., der auf der Schule von Rheims sein Schüler gewesen war, nach Rom berufen ward. Der Gehorsam des heiligen Bruno hätte auf keine schwerere Probe gestellt werden können. Seiner Pflicht brachte er jedoch jetzt, selbst was ihm das Theuerste war, zum Opfer. Er ernannte den Landuin zum Prior der Carthause und machte sich auf den Weg nach Italien. Aber verschiedene seiner Schüler wollten sich durchaus nicht von ihrem heiligen Lehrer trennen, und drangen so lange mit Bitten in ihn, bis er ihnen erlaubte, ihn nach Italien zu begleiten. Auch von den Zurückgebliebenen verließen bald nach seiner Abreise mehrere die Carthause. So lange Bruno in ihrer Mitte gelebt hatte, war die schauerliche Einöde für sie ein wahres Paradies, ein grenzenloses Gefilde himmlischer Freuden gewesen; aber ohne ihn erblickten sie in ihr nichts als eine traurige, menschenleere Wüste. Indessen besannen sie sich doch bald eines Bessern und kehrten schon nach einigen Tagen wieder in die Carthause zurück. — Der Papst empfing den heiligen Bruno und dessen Begleiter mit den aus-

gezeichnetesten Beweisen von Liebe und Hochachtung. Um mit seinem ehemaligen Lehrer über die Angelegenheiten seines Gewissens und selbst jene der Kirche sich leichter und zwangloser besprechen zu können, ließ der heilige Vater denselben in dem päpstlichen Palaste wohnen, wieß aber den Gefährten eine andere Wohnung an, in welcher, wie er wähnte, sie ihre bisherige Lebensweise fortsetzen könnten. Aber nur zu bald fühlten die frommen Söhne der Carthause von Grenoble den Unterschied zwischen dem Geiste, der sie in ihrer Einöde umschwebt hatte, und jenem, der in der großen und volkreichen Hauptstadt der Welt sie jetzt umfing. Das den inneren Menschen so sehr befördernde Stillschweigen konnten sie nicht mehr beobachten, und noch weniger den, von allen Seiten auf sie zuströmenden Zerstreuungen alle Zugänge versperren. Mit Thränen im Auge klagten sie dem heiligen Bruno ihre Noth, und erhielten auf ihre Bitten von ihm die Erlaubniß, in die Carthause nach Frankreich zurückzugehen. Sehr gerne wäre Bruno mit ihnen gegangen; aber durch Gehorsam gebunden, mußte er es geschehen lassen, daß sie dahin, woher sie gekommen waren, nun allein und ohne seine Begleitung wieder zurückkehrten. — Aber auch dem heiligen Bruno selbst ward endlich das geräuschvolle Hofleben in Rom unerträglich. Aber von dem Papste, der ihn zärtlich liebte und seines Umganges nicht entbehren wollte, hatte er keine Hoffnung, seine Freiheit wieder zu erhallen. Erst nach langem, oft wiederholtem Bitten ertaubte ihm der heilige Vater, den Hof zu verlassen, jedoch unter der Bedingung, nicht nach Frankreich zurückzukehren, sondern in Italien sich eine, seinen Wünschen und Bestrebungen entsprechende Einöde zu suchen. Diese fand der Heilige in der Diöcese Squillace in dem Herzogthume Calabrien. Hier ließ er sich mit neuen Schülern, die schon in Rom sich ihm angeschlossen hatten, nieder, bauete Zellen und eine Kirche, führte in seiner

neuen Niederlassung alle frommen Uebungen heiliger Einsiedler ein, und zwar ganz nach den Vorschriften, die in der großen Carthause bei Grenoble befolgt wurden, daher auch die Einsiedler von Squillace sich nun ebenfalls Carthäuser nannten. Indessen blieb Bruno doch immer noch auch der Obere der großen Carthause in Frankreich, daher auch in steter Berührung mit den dortigen Einsiedlern. Sie schrieben öfters an ihn, setzten ihn von allem, was bei ihnen vorging, in Kenntniß, fragten ihn um Rath, legten ihm bisweilen ihre Zweifel vor, und erhielten von ihm Zurechtweisungen, Ermahnungen und Lösung ihrer Zweifel. Aber demungeachtet wird doch Landuin, den Bruno vor seiner Abreise nach Italien zum Prior ernannt hatte, obgleich er den heiligen Bruno nicht überlebte, in der Geschichte des Carthäuserordens als der zweite General desselben angeführt *).

7. Bruno wünschte nichts so sehr, als, der ganzen Welt unbekannt, in tiefster Verborgenheit zu leben. Zwar verbreitete sich das Gerücht von der Heiligkeit der Einsiedler von Squillace in ganz Calabrien; aber dessen ungeachtet gelang es doch dem Heiligen, eingeschlossen in seiner Einsiedelei, dem Umgange mit den Menschen und deren störenden Besuchen sich völlig unzugänglich zu machen. Der Graf Roger von Sicilien

*) Die Würde eines Generals des Ordens blieb stets mit jener eines Priors der großen Muttercarthause bei Grenoble vereint. Zwar führten weder der heilige Bruno noch dessen erste Nachfolger in dem Priorat diesen Titel. Erst ziemlich lange nachher, als bei der außerordentlichen Menge von Cärthauserklöstern in allen Ländern, auch ein Gesammthaupt, ein General des ganzen Ordens, als dessen Einigungspunkt nothwendig wurde, ward auch der Titel desselben eingeführt.

und Calabrien entdeckte ihn endlich doch auf einer Jagd. Dieser Fürst unterhielt sich mehrere Stunden mit ihm, und ward durch die Reden des Heiligen so erbauet, daß er ihm den ganzen Wald von Squillace übertrug. Er bot ihm noch mehrere, sehr reiche Geschenke an, die aber Bruno, dessen wahrer und größter Reichthum in der Armuth bestand, durchaus nicht annahm. Roger wiederholte seine Besuche; auf seine Bitten taufte Bruno einen Sohn desselben. Der Graf bekam nach und nach so hohe Begriffe von der Heiligkeit Bruno's, daß er auf dessen Fürsprache bei Gott ein ganz ungewöhnliches Vertrauen setzte, daher auch bei jeder, nur einigermaßen wichtigen Angelegenheit sich dringend dessen Gebete empfahl. Dieses kindliche Vertrauen ließ Gott nicht zu Schanden werden; und bald lernte der Graf durch eigene Erfahrung kennen, wie viel bei Gott die Fürbitte eines Heiligen vermöge, wenn gleich derselbe noch nicht zur Anschauung Gottes gelangt sey, und leider noch immer in sterblichem Leibe auf Erden wandle. Roger belagerte die Stadt Capua, weil deren Einwohner den Fürsten von Aversa, einen Anverwandten des Grafen, überfallen und gefänglich niedergeworfen hatten, auch auf die, von Roger an sie ergangene Mahnung, ihn nicht frei gaben, und noch immer in Banden hielten. Aber gleich in den ersten Tagen der Belagerung entspann sich in dem normännischen Lager eine Verschwörung, die nichts geringeres, als den Untergang des Grafen und dessen ganzen Heeres bezweckte. An der Spitze des Complotts stand ein gewisser Sergius, Befehlshaber einer ziemlich zahlreichen Schaar griechischer Soldaten. Durch eine bedeutende Geldsumme von den Capuanern gewonnen, hatte er ihnen versprochen, den Grafen Roger lebendig in ihre Hände zu liefern. In einer bestimmten, zwischen beiden Theilen übereingekommenen Nacht sollten die Belagerten einen allgemeinen Ausfall machen, und Sergius und seine

Soldaten zu gleicher Zeit über die in ihren Zelten schlafenden Normänner herfallen, das ganze Lager in Schrecken und Verwirrung setzen und hierauf, was alsdann dem Sergius ein Leichtes seyn würde, sich der Person des Grafen bemächtigen und ihn als einen Gefangenen dem Feinde übergeben. Schon war die bestimmte, verhängnißvolle Nacht angebrochen, und nach ein paar Stunden sollte der, dem ganzen Heere Verderben bringende Schlag geschehen. Roger hatte sich in sein Zelt zurückgezogen und, der Ruhe bedürfend, überließ er sich dem Schlafe. Aber kaum eingeschlafen, erschien ihm im Traume der heilige Bruno, trauernd und tief gebeugt, und in völlig zerrissenem Gewande. Als nun der Graf ihn um die Ursache seiner so großen Traurigkeit befragte, antwortete ihm das Traumbild: „Du Selbst bist die Ursache meiner tiefen Bekümmerniß. Eine schändliche Verrätherei drohet dir und deinem Heere den Untergang. Stehe also eiligst auf und laß dein ganzes Heer die Waffen ergreifen, vielleicht wird es Gott fügen, daß die Verräther und deine Feinde zu Schanden werden. — Roger wachte jetzt wieder auf und hielt auch den Traum für bedeutend genug, um dessen Warnung nicht zu vernachlässigen, berief also unverzüglich seine sämmtlichen Feldobersten zusammen und gab ihnen Befehl, das ganze Heer augenblicklich unter die Waffen treten zu lassen und es in Schlachtordnung zu stellen. Aber gewaltig erschracken jetzt die Verräther; sie glaubten sich und ihren schändlichen Plan entdeckt, und Rogers gerechte Rache fürchtend, begaben sie sich sämmtlich auf die Flucht. Aber der Graf ließ ihnen nachsetzen. Mehrere derselben wurden ereilt, und durch die Eingeständnisse, die diese machten, ward nun auch die ganze Verrätherei entdeckt. Am folgenden Tage ward die Stadt gestürmt und im Sturm erobert. Nach Capua's Eroberung ging Roger nach Salerno und erzählte dem Papste Urban II. die Geschichte seiner wun-

derbaren Errettung. Von Capua begab sich der Graf auf sein Schloß Squillace. Hier ward er bedeutend krank. Bruno mit vier Ordensbrüdern machte ihm einen Besuch. Als der Graf den Heiligen sah, ergoß er sich in Danksagung für dessen bei Gott für ihn eingelegte Fürbitte, der er allein seine und seines Heeres Erhaltung zu danken hätte. Dieses gab jedoch der Heilige durchaus nicht zu. Er sagte, es sey des Grafen eigener Schutzengel gewesen, der in der Gestalt eines Carthäusers ihm im Traume erschienen wäre, ihn gewarnt und dem Verderben entrissen hätte *). — Roger wollte alle seine, in der Diöcese von Squillace liegenden Domänen dem heiligen Bruno schenken; aber dieser nahm nichts an, als blos die Einöde von della Torre. Hier erbauete unser Heilige das erste Carthäuserkloster. Graf Roger sorgte für die Dotirung desselben, wie auch für den Bau einer sehr geräumigen Klosterkirche, die, als sie fertig war, unter der doppelten Anrufung der Hochbegnadigten und des heiligen Stephans geweihet ward. In Calabrien führte sie in der Folge den Titel: Kirche zur heiligen Maria in Eremo.

8. Bald nach Erbauung der Kirche von della Torre starb der heilige Bruno am 6. October des Jahres 1101. Seinem heiligen Leben entsprach ein Gott nicht minder

*) Ueber der Wahrheit dieser wunderbaren Rettungsgeschichte kann auch nicht mehr der leiseste Zweifel schweben, da Graf Roger selbst in der Urkunde, in welcher er die, dem Carthäuserorden gemachte Schenkung des Waldes von Squillace und der Einöde von della Torre bestätiget, dieselbe mit allen, hier oben angeführten Umständen erzählt. Für Wen Denkmäler und allgemein als ächt anerkannte Urkunden keine historische Glaubwürdigkeit mehr haben, der muß geradezu alle Geschichte leugnen.

gefällige Tod. Begraben ward er auf dem gemeinsamen Klosterkirchhofe. Gott bestätigte die Heiligkeit seines treuen Dieners durch mehrere, an dessen Grabe gewirkte Wunder, wovon es eines der merkwürdigsten war, daß wenige Tage nach dem Begräbniß desselben neben seinem Grabhügel eine Quelle entsprang, deren wunderbar heilendes Wasser die Leute von einer Menge Gebrechen und Krankheiten heilte. — Die Carthäuser von della Torre machten durch Rundschreiben allen Klöstern und Kirchen in Italien und Frankreich den Tod ihres großen Ordensstifters bekannt. Von allen Seiten kamen Antwortschreiben voll der größten Lobeserhebungen des verstorbenen Heiligen zurück. Die Kirchen von Cöln und Rheims theilten sich in die Ehre, daß aus ihrer Mitte ein so großer Heiliger, wie Bruno, der Gründer des, über alle andere Orden sich so sehr erhebenden Carthäuserordens, hervorgegangen sey; die Kirche von Rheims nannte ihn ihren Vater. — Obgleich nun die Heiligkeit Bruno's allgemein bekannt war, dafür auch schon die Stiftung seines Ordens zeugte, ja sogar Gott selbst, wie wir so eben erwähnt, dieselbe durch viele Wunder bestätiget hatte; so ward doch lange Zeit hindurch sein Andenken nicht gleich jenem eines Heiligen gefeiert. In den Klöstern der Carthäuser geschah dies zwar jedes Jahr am 6. October, als an dem Sterbetage desselben, jedoch nicht öffentlich, sondern nur ganz in Geheim. Erst in dem Jahre 1514 ertheilte Papst Leo X. den Carthäusern die Erlaubniß, das Fest ihres heiligen Ordensstifters öffentlich und auf das feierlichste zu begehen, auch zu dessen Ehre eigene Tagzeiten abzubeten, die bald darauf selbst in dem römischen Breviarium aufgenommen wurden. Diese von Leo ertheilte Erlaubniß ward von dem Papste Gregor XV. noch ungemein erweitert, nämlich auf alle Kirchen der Christenheit ausgedehnt. Von jetzt an konnten in den Kirchen aller Länder dem heiligen Bruno,

Altäre errichtet, Kirchen geweihet, oder diese mit seinen, der allgemeinen Verehrung aufgestellten Bildnissen geziert werden. Auch seine Leiche ward jetzt auf dem Gottesacker von della Torre erhoben, und obgleich schon mehr als vierhundert Jahre über dem Grabhügel des Heiligen hinweggeschritten waren, so fand man dennoch den Körper desselben völlig unversehrt; dieser ward nun in die Kirche übertragen und unter dem Hochaltare beigesetzt. — Von dieser heiligen Reliquie wünschten nun alle Carthäuserklöster Etwas zu besitzen. Bei ihrer damals schon sehr großen Anzahl konnte jedoch unmöglich allen Wünschen entsprochen werden. Der Prior des Carthäuserklosters von Neapel, der als päpstlicher Commissär der Translation beigewohnt hatte, ließ das Haupt des Heiligen von dem Körper trennen und übergab dasselbe in einem goldenen Behältnisse den Carthäusern von della Torre zur Aufbewahrung und steten Verehrung. Indessen sandte er doch der großen Carthause bei Grenoble und vielen anderen der vornehmsten Häuser der Carthäuser, in Neapel, Sicilien, in Köln, in der Schweiz rc. sehr ansehnliche Reliquienpartikel, die nun in allen diesen Klöstern zu gewissen Zeiten den Gläubigen zur Verehrung ausgesetzt, die Tugenden und Verdienste dieses großen Heiligen in allen Theilen der katholischen Christenheit Jahrhunderte hindurch in stetem, lebendigen Andenken erhielten.

9. Zu Lebzeiten des heiligen Bruno hatte sein Orden gar keine und unter seinen ersten Nachfolgern nur äußerst schwache Fortschritte gemacht, so daß es unter dem heiligen Guigo, dem fünften General des Ordens, im Jahre 1135 in ganz Frankreich, außer der großen Carthause, nur drei, demnach mit den beiden von Squillace und della Torre in Italien, in allem nur fünf Carthäuserklöster gab. Auch unter dem Generalat des heiligen Anthelm gab es in dem

Jahre 1151 erst vierzehn Häuser des Carthäuserordens, wovon jedoch in dem folgenden Jahrhundert, nämlich in dem Jahre 1285, die Zahl sich schon auf sechsundfünfzig belief. Aber immer schneller verbreitete der Orden von dieser Zeit an seine Zweige nicht nur in Frankreich und Italien, sondern auch über ganz Deutschland, England, die Schweiz und die Niederlande; so daß man am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hundertundzweiundsiebenzig, in dreizehn Provinzen eingetheilte Carthäuserklöster zählte, wovon blos in Frankreich fünfundsiebenzig lagen. — Der Carthäuserorden hatte Anfangs nicht, gleich den übrigen Orden, eine geschriebene Ordensregel. Ueber die Lebensweise, welche der heilige Bruno bei seinen Jüngern einführte, hatte er nichts Schriftliches entworfen. Er selbst war ihnen, so lange er lebte, eine lebendige Ordensregel, was er that und sie ihn thun sahen, thaten sie ebenfalls. Erst der heilige Guigo, fünfter Prior oder General, machte, auf Ansuchen des Erzbischofes von Grenoble, einen schriftlichen Abriß von sämmtlichen bei dem Orden eingeführten Vorschriften und Gebräuchen. Man nannte diesen Entwurf: die Gebräuche der großen Carthause, die nun die gemeinsame Richtschnur des Ordens wurden*). Als nachher un-

*) Der Einsicht und Weisheit des heiligen Guigo hatte der Carthäuserorden Vieles zu danken. War der heilige Bruno der Gründer dieses, dem beschaulichen Leben geweiheten Ordens gewesen, so ward der heilige Guigo Gesetzgeber desselben. Nach dem Tode des heiligen Bruno fingen die beiden Klöster in Italien schon frühzeitig an, von der Richtschnur, die ihnen ihr Stifter gezogen hatte, sehr merkbar abzuweichen. Auch in den drei in Frankreich bestehenden Klöstern schlichen sich mancherlei Abweichungen ein, die gewiß sehr bald noch viel weiter würden geführt haben. Der heilige Guigo sah daher die Nothwendigkei ein, alle, obgleich noch nicht auf dem geschriebenen Buchstaben,

ter dem heiligen Anthelm, dem siebenten Carthäusergeneral, ungefähr fünfzig oder fünfundfünfzig Jahre nach Entstehung des Ordens, die Generalcapitel eingeführt wurden, machten auch diese bei ihren jährlichen Versammlungen verschiedene Abänderungen in der Constitution des heiligen Guigo, fügten häufig neue Zusätze hinzu, und so entstand nach und nach aus der Compilation alle dieser Statuten die sogenannte Regel des Carthäuserordens, welche auch von Innocenz XI. in dem Jahre 1688 die päpstliche Bestätigung erhielt. Aber alle in dem Laufe dieser Zeit gemachten Statuten und Abänderungen betrafen nur äußere Formen. Die harte, abtödtende Lebensweise und strenge Disciplin wurden dadurch nicht im mindesten gemildert, im Gegentheil noch in manchen Punkten höher gesteigert.

10. Die ersten Schüler des heiligen Bruno beschäftigten sich, wie wir gesehen[1], in der Zwischenzeit, welche Gebet und Betrachtung ihnen ließen, mit Bücherabschreiben. Zu dieser Beschäftigung kam jedoch bald nachher noch weit schwerere Handarbeit. Sie fällten Bäume, machten steiniges Erdreich urbar, verwandelten Wildnisse in cultivirtes Land. Jeder Einsiedler hatte nun vor seiner Zelle ein eigenes klei-

---

sondern blos auf mündlicher Ueberlieferung beruhenden Vorschriften, Regeln und Gebräuche zu sammeln, sie in einen systematischen Zusammenhang zu bringen, zu einem Ganzen abzurunden und diesen Entwurf eines Gesetzbuches, als eine allgemein zu befolgende Regel in sämmtlichen Häusern des Ordens einzuführen, und dadurch zwischen ihnen und der großen Muttercarthause von Grenoble die so durchaus nothwendige Gleichförmigkeit wieder herzustellen. — In gewisser Hinsicht theilt daher auch der heilige Guigo mit dem heiligen Bruno die Ehre, Gründer dieses heiligen Ordens gewesen zu seyn.

nes Gärtchen, das er pflanzte und anbauete, wovon aber die Erzeugnisse nicht seyn, sondern der gesammten Genossenschaft Eigenthum waren. Als sie nicht mehr in zerstreuten Zellen, sondern in großen Klostergebäuden zusammen wohnten, und ihnen dann oft von frommen, die Gottseligkeit ihres Ordens bewundernden Seelen bedeutende Grundstücke zum Geschenke gemacht wurden, legten sie auch herrliche Wiesen an, auf denen sie zahlreiche Schafheerden unterhielten, deren Wolle sie verkauften und wovon der Ertrag gewöhnlich den reichsten Zweig ihrer Einkünfte ausmachte. Aber in ihrer Oeconomie herrschte nicht blos die schönste und strengste Ordnung, sondern offenbar auch überall der Segen von Oben. So befanden sich z. B zu der Zeit des Pater Masson, welcher im Jahre 1686 General des Ordens war, in der großen Carthause von Grenoble, mit der noch drei andere Klöster, jedoch in zusammenhängenden Gebäuden, verbunden waren, fünfundfünfzig Mönche, eben so viele Laienbrüder und mehr als hundert und vierzig weltliche Dienstboten, welche zu Diensten außerhalb dem Kloster verwendet wurden, und nicht blos zum Unterhalte dieses so zahlreichen Personals, sondern auch zur Bestreitung der nicht minder bedeutenden Unkosten, welche der ununterbrochene, ja wohl tägliche Besuch einer Menge Fremden, die stets auf das anständigste bewirthet wurden, der Carthause verursachte, reichte dennoch deren, nach unserem heutigen Geldfuße ungefähr in sieben bis achtzehn tausend Gulden bestehendes Einkommen vollkommen zu. Jedermann, selbst der Erzbischof, betrachtete dieß gleichsam als eine unsichtbare, von der Hand der Allmacht bewirkte Brodvermehrung *).

11. Schriftsteller aus dem sechszehnten und sieben-

*) Hist. des Ordres religieux. T. VII. Chap. LII.

zehnten Jahrhundert machen folgende Beschreibung von den Carthäusern ihrer Zeit. „Die Carthäuser fasten acht Monate des Jahres. In jeder Fastenzeit, wie an allen Freitägen des Jahres enthalten sie sich sogar der Eier und Milchspeisen. Nur an Sonn- und Festtagen speisen sie mit einander im gemeinsamen Speisesaal. Fische dürfen sie nur dann essen, wenn man sie ihnen zum Geschenke gemacht hat; aber solche für ihren Tisch zu kaufen, ist strenge verboten. An diesen Tagen wird ihnen auch Wein gereicht, jedoch sehr stark mit Wasser gemischt. An den Wochentagen essen sie, gleich Einsiedlern, einzeln in ihren Zellen. Ihre Nahrung bereiten sie nicht mehr selbst, wie anfänglich geschehen; sondern das ihnen jeden Tag zukommmende Gericht wird jedem durch eine kleine Oeffnung in die Zelle gegeben. Drei Tage in der Woche erhalten sie nichts als nur Brod und Wasser. Fleischspeisen sind unter keinem Vorwande, selbst nicht in den gefährlichsten Krankheiten, erlaubt. Dispense dießfalls nachzusuchen, oder auch, wenn sie ungesucht ertheilt würden, sich ihrer zu bedienen, ist in der Ordensregel auf das strengste verboten. Eine Matraze macht ihr ganzes Nachtlager aus. Um sechs Uhr Abends gehen sie schlafen, aber angekleidet und ohne den Bußgürtel abzulegen. Der Gebrauch der Leinwand ist ihnen fremd; statt des Hemdes tragen sie ein härnes Bußkleid. Indessen ist jedoch ihre Nachtkleidung von jener unterschieden, welche sie am Tage tragen, theils der Gesundheit, theils der Reinlichkeit wegen. Gegen zehn Uhr stehen sie wieder auf zur Abbetung der Matutin des Tages und der Tagzeiten zu der allerseligsten Jungfrau. Gegen drei Uhr gehen sie wieder zur Ruhe, stehen aber schon um fünf Uhr wieder auf. Nur an Sonn- und Festtagen beten sie das ganze Officium, jedoch mit Ausnahme der Complet, in dem Chor. An den übrigen Tagen gehen sie blos zur Matutin, zur Messe und Vesper in die

Kirche. Diese, wie überhaupt den ganzen Bezirk der Carthause darf keine Person weiblichen Geschlechtes betreten; auch keines Ranges wegen, wie hoch derselbe seyn mag, eine Ausnahme von dieser Vorschrift gemacht werden. Die Carthäuser sind zu ewigem Stillschweigen verpflichtet. Nur die Obern dürfen sprechen. Wenn die Uebrigen zur Rede den Mund öffnen wollen, müssen sie dazu von ihren Oberen sich erst die Erlaubniß dazu erbitten. Indessen wird es ihnen doch an gewissen Tagen des Jahres gestattet, in frommen Gesprächen über göttliche Dinge sich gegenseitig zu erbauen. Außerhalb dem Kloster darf Niemand speisen und keine Einladungen zum Essen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, dürfen angenommen werden. Auch dürfen die Carthäuser nur zu gewissen, bestimmten Zeiten auf ein paar Stunden ihre Zellen verlassen, in welchen übrigens nichts gefunden wird, als was gerade die höchste Nothdurft erfodert. Aber jeder Zelle ist ein Gärtchen beigegeben, das der einsame Bewohner der Zelle bebauet, dabei auch mit noch anderer Handarbeit sich beschäftigen kann. In jeder Woche wird ein gemeinsamer Spaziergang gestattet, wobei jedoch die Grenzen des Gebietes der Carthause nicht überschritten werden dürfen. Viermal des Jahres wird zur Ader gelassen. Jene, welche der Aderlässe bedürfen, sind alsdann an solchen Tagen von jeder Arbeit frei, und erhalten auch noch als Stärkung zu ihrer gewöhnlichen Nahrung ein Zugemüse und etwas Wein. Wer nach vollbrachtem Noviciat die Lebensweise des Ordens zu strenge findet und allenfalls befürchten muß, daß seine schwächliche, körperliche Beschaffenheit dieselbe nicht würde ertragen können, der hat zwar das Recht, den Orden zu verlassen, darf aber nicht wieder in die Welt zurückkehren, sondern muß sich in einen andern Orden von weniger strenger Disciplin und leichter zu befolgenden Vorschriften begeben. — In jedem Carthäuserkloster befindet sich

eine bald mehr, bald weniger zahlreiche Bibliothek; aus dieser wird den Mönchen, auf deren Verlangen, alle ihrem Stande und der Heiligkeit ihrer Bestimmung entsprechende und über alle, damals cultivirten wissenschaftlichen Zweige sich verbreitende Schriften gegeben. Daher auch dieser Orden zu jeder Zeit Männer hervorbrachte, die nicht nur ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und selbst in der Lehre des Heils gründlich erfahren, sondern durch ihre Schriften auch noch Andern auf der Bahn des innern Lebens und ewigen Heiles als treffliche und sichere Führer dienen konnten." —

12. Was aber dem Carthäuserorden ganz vorzüglich zur Ehre gereicht und ihn vor allen übrigen Orden auszeichnet, ist, daß er nie einer Verbesserung, viel weniger einer Reform bedurfte. Dieses Glück hatte der Orden seinem innern, nur ihm eigenen Organismus zu danken; zuerst seiner weit strengern, völligen Abgeschlossenheit von der Welt. Das geräuschvolle Getümmel derselben berührte nie sein Ohr, und eben daher konnten auch die ihm angehörigen Söhne nie in das leidenschaftliche Treiben der Weltleute verwickelt werden. Ferner dem, ihm zur Pflicht gemachten ewigen Stillschweigen: unstreitig das kräftigste Mittel, den Menschen gegen Zerrissenheit und Zersplitterung nach Außen zu schützen, dessen inneres Leben zu befördern, sein Herz zu heiligen und für den nähern, ja wohl vertraulichen Umgang mit Gott immer empfänglicher zu machen. Endlich auch dadurch, daß zufolge eines Grundgesetzes keine Dispense von irgend einer Vorschrift in dem Orden Statt haben konnte. Der heilige Gründer des Carthäuserordens, belehrt durch so viele, an andern Orden gemachte Erfahrungen, war zu sehr überzeugt, daß, sobald man nur einmal, wie dringend auch der Fall scheinen möchte, eine Dispense gestatten wollte, dieser in kurzer Zeit eine zweite, dann eine dritte und

bald auch noch eine vierte folgen, die Ordensregel dadurch immer weniger beachtet werden und endlich der Orden seinen eigenthümlichen Charakter verlieren, mithin aufhören würde, das zu seyn, was er, bevor man den Dispensen Thor und Thüre geöffnet, gewesen war*). — Erleuchtete Päpste und Bischöfe haben den Carthäuserorden als das vollendetste Bild des beschaulichen Lebens betrachtet und dessen frommen Mönchen einen um so höhern Werth beigelegt, da sie, obgleich von der Welt getrennt und derselben völlig unbekannt, dennoch durch ihr Gebet, welches für sie ein Geschäft des thätigen Lebens war, mit der Welt in dem lebendigsten Verkehr standen und sichtbaren Segen auf Städte und Länder herabzogen.

13. Mehrere Jahrhunderte hindurch blühete der Carthäuserorden in allen christlichen Ländern, bis endlich, im Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, jener undullirende Geist einer falschen, durch blen-

*) Davon hatten nicht blos der heilige Stifter des Ordens, sondern auch alle Glieder desselben die lebendigste Ueberzeugung; denn als in der Folge der Zeit ein Generalcapitel des Ordens es für zweckmäßig hielt, das allzustrenge Fasten in Etwas zu mildern, und daher festsetzte, daß in Zukunft nicht drei Tage, sondern nur ein Tag in der Woche bei Wasser und Brod sollte gefastet werden, erschrack die bei weitem größte Mehrzahl in allen Gemeinden so sehr über diese Abweichung von der bisherigen Regel, daß sie sich dieser neuen Verordnung gar nicht fügen wollten. Da jedoch alle Carthäuser auch zum Gehorsam gegen alle Verfügungen ihrer Generalcapitel verpflichtet waren, so traf man den Ausweg, daß man zwar noch ferner dieses dreitägige Fasten den Gemeinden gestattete, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie vorher stets die Erlaubniß ihrer Oberer sich dazu erbitten sollten: eine Erlaubniß, die natürlicher Weise jedesmal sehr gerne ertheilt ward.

dende Illusionen die Welt bethörenden Aufklärung auch diese zarten Blüthen zertrat. Daß die in Frankreich bestandenen Carthäuserklöster von der großen, alles Heilige und Göttliche anfeindenden französischen Staatsumwälzung verschlungen wurden, versteht sich von selbst und bedarf keiner weitern Erwähnung. Noch weit früher verschwanden die Carthäuserklöster in England, nämlich schon unter der Regierung des feigsten und blutdürstigsten Tyrannen, der je noch den Thron eines christlichen Reiches befleckt hatte, nämlich unter der Regierung Heinrichs des Achten höchst fluchwürdigen Andenkens. Obgleich es der Habsucht Heinrichs und der Werkzeuge seiner tollen Willkühr ganz vorzüglich nach den Gütern der reichen Abteien in England gelüstete, diese daher sämmtlich von ihm aufgehoben wurden; so würden doch vielleicht die Carthäuserklöster, ihres schwachen Einkommens wegen, noch eine kurze Zeit verschont geblieben seyn, hätten sie den Zorn des gekrönten Wütherichs nicht dadurch gereizt, daß sie dessen kirchliche Supremasie nicht anerkennen wollten. Auf seinen Befehl wurden die Prioren von zwei Carthäuserklöstern nebst acht ihrer Mönche zu Tybur aufgehängt, hierauf geviertheilt und ihre vom Körper getrennten Glieder oben an der Hauptpforte ihrer Klöster zur Schau ausgestellt. Für dieselbe Sache bluteten noch mehrere Mönche auf verschiedene andere Weise. Viele verschmachteten im Kerker. Diese schreckliche Verfolgung überlebten nur zwölf bis vierzehn Mönche. Diese befreiete die edle und fromme Königin Maria, als sie die Regierung übernahm, aus dem Gefängnisse, gab ihnen auch eines ihrer Häuser wieder zurück. Leider hatte Mariens Regierung nur die kurze Dauer von vier Jahren, und als nun die launige, verbuhlte, von ihrem Vater im Ehebruch mit Anna Boleyn gezeugte Elisabeth den Thron bestieg, mußten die wenigen, noch in England lebenden Carthäuser sich glücklich preisen,

durch die Vermittelung des spanischen Gesandten am englischen Hofe, des Fürsten von Feria, England verlassen zu dürfen. Sie wanderten sämmtlich nach Flandern, wo sie in den dort bestehenden Carthäuserklöstern aufgenommen würden.

14. Große, heilige, auch durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer gingen in Menge aus dem Carthäuserorden hervor. Dieser Orden gab der Kirche siebenzig theils Bischöfe, theils Erzbischöfe, von denen viele nach ihrem Tode von der Kirche den Heiligen beigezählt wurden. Ueberdieß auch noch vier Cardinäle, und gewiß würde die Zahl dieser, aus dem Orden hervorgegangenen römischen Kirchenfürsten noch weit größer seyn, wenn nicht viele die ihnen angetragene Cardinalswürde von sich abgelehnt hätten. Zudem trat nicht selten der Fall ein, daß Bischöfe, mit Erlaubniß des päpstlichen Hofes, von ihren bischöflichen Stühlen herabstiegen, oder auch Aebte auf ihre reiche Abteien verzichteten und sich in den durch Strenge der Disciplin so sehr ausgezeichneten Carthäuserorden begaben. — Auch der weibliche Zweig dieses Ordens, die Carthäuserinnen nämlich, zählen ebenfalls eine Menge in ihrer Genossenschaft groß und heilig gewordenen Frauen und Jungfrauen. Man kann nicht mit Bestimmtheit die Zeit angeben, wann und von wem dieser merkwürdige Frauenorden gestiftet ward. Aber es hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß er schon zur Zeit, als der heilige Guigot General der Carthäuser war, in Frankreich bestand. Die ganze strenge Disciplin, die in den Mannsklöstern des Carthäuserordens herrschte, so wie alle darin eingeführten Gebräuche und fromme Uebungen wurden auch in den Häusern der Carthäuserinnen befolgt. Aus Berücksichtigung der größern Zartheit des andern Geschlechtes hatte man jedoch hie und da einige Milderung eintreten lassen. Uebrigens standen auch

die Carthäuserinnen unter der Aufsicht und Leitung des Ordensgenerals, auch waren sie verpflichtet, allen, von den Generalcapiteln erlassenen Verordnungen sich zu unterwerfen. Gleich den Carthäusern, war auch das Gewand der Carthäuserinnen von derselben Farbe, nämlich weiß und mit weißem Gürtel, und in ihrer Kleidung bestand nur der einzige Unterschied, daß die Carthäuserinnen weiße, die Carthäuser aber schwarze Mäntel über ihrem Klosterhabit trugen. Mehrere fürstliche Frauen und viele Töchter der edelsten Geschlechter traten, vorzüglich in Frankreich, in diesen Orden, wurden Zierden desselben und die Freude der Kirche. In dieser Hinsicht verdient auch ein deutsches, ebenfalls einer alten Familie angehöriges Fräulein, nämlich Christina Baronin von Schauroth, besonders deßwegen unsere Aufmerksamkeit, weil in der Geschichte ihres Lebens, die über sie, schon von deren frühesten Jugend an waltende und sie sichtbar leitende Hand der Vorsehung unmöglich verkannt werden kann. — Christina ward in einem lutherischen Lande, nämlich in dem Würtembergischen, von hart lutherischen Eltern geboren. Natürlicher Weise ward sie auch in der lutherischen Religion erzogen, ihr der gewöhnliche Unterricht darin ertheilt, zugleich aber auch, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, ihr die gröbsten, zum Theile gehässigsten Vorurtheile gegen die Lehre der katholischen Kirche beigebracht; so daß sie es für die größte Wohlthat des Himmels hielt, derselben nicht anzugehören. Da es aber bei den Protestanten üblich ist, auch die Jugend frühzeitig zum Bibellesen anzuhalten; so geschah es, daß eines Tages, als sie, kaum noch zehnjährig, in dem Buch der Machabäer las, die Stelle, wo von dem Gebete des Judas Machabäus für die Verstorbenen die Rede ist, einen ganz ungemeinen Eindruck auf ihr kindliches Herz machte. Von jetzt an konnte sie nicht mehr begreifen, warum nicht auch in ihrer Kirche für die Verstorbenen gebetet

würde, daß man es für ganz nutzlos und überflüssig hielt, ja sogar es gleichsam verpönte. Immer mehr verstärkt ward dieser erste Eindruck auch in der Folge durch noch mehrere andere Stellen, die ihr vorzüglich in den Schriften des neuen Bundes auffielen. Mehrere Jahre lebte sie jetzt unter immerwährenden, stets auf das neue in ihr wieder entstehenden Zweifeln über die Wahrheit und Göttlichkeit ihrer Religion, bis ihr endlich — und zwar in einem durchaus lutherischen Lande, in einem durchaus lutherischen Hause und unter lauter lutherischen Verwandten, Bekannten, Freunden und Dienerschaft — ein katholischer Katechismus in die Hände fiel; und daß es offenbar nicht ein sogenannter Zufall war, der ihr denselben darbot, wird sogleich die Folge zeigen. Christina las nun sehr emsig in dem, ihr wunderbarer Weise in die Hand gefallenen Katechismus, und da die Gnade Gottes ihr immer mehr und mehr das Verständniß aufschloß, so fühlte sie sich endlich von der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre der katholischen Kirche vollkommen überzeugt. Zu dieser Kirche überzutreten ward nun sogleich ihr fester Entschluß. Sie machte daraus gar kein Geheimniß, zog sich aber dadurch auch den Haß und die schrecklichsten Verfolgungen von Seite aller ihrer Verwandten, Bekannten und Freunde zu. Aber gerade dieß bestärkte sie nur noch mehr in ihrem Vorhaben. Sie verließ Vaterland, Haus, Verwandten und Freunde und ging, blos auf die Führung von Oben vertrauend, nach Meßkirchen und ward in dem dortigen Kapuzinerkloster, nachdem sie mit ungemeiner, innern Freudigkeit das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, als eine bis dahin verirrte, aber von der Hand der Vorsehung sichtbar zurückgeführte Tochter wieder in den mütterlichen Schoß der allgemeinen, allein wahren und daher allein wahrhaft beseligenden Kirche aufgenommen. Da Christina bisher schon einige Lebensbeschreibungen von Heiligen,

wie auch heiligen Frauen und Jungfrauen gelesen hatte; so war ihr durch diese Lectüre die Ueberzeugung geworden, daß nur eine tiefe, sich selbst völlig verleugnende Demuth der einzige, aber auch sicherste Weg sey, der zu dem Herzen Jesu, mithin zu einer wahren, feurigen, vollkommenen Liebe zu Gott führe*). Um diese so wünschenswerthe Stufe von Vollkommmenheit zu erreichen, hatte Christina nun im Sinne, mit Verleugnung ihres Namens, ihrer Geburt und ihres Standes, sich als eine ganz gemeine Magd bei irgend einer katholischen Familie zu verdingen. Aber dieß lag nicht in dem, über dem Einzelnen, selbst Niedrigsten, wie über ganze Völker waltenden Rathschlusse Gottes; und ob-

*) Wer durch die unendlichen Verdienste Jesu Christi und die, durch dessen Erlösungstod, uns gleichsam zuströmende höhere Gnade, zu dieser vollkommenen Liebe gelangt, zu einer Liebe, die frei von allen Nebenbeziehungen, frei von Hoffnung der Belohnung, wie von Furcht vor Strafe, selbst nach dem Himmel nichts fragt, sondern nur durch Liebe und in Liebe sich unaussprechlich glücklich und beseliget fühlt: Wer, sagen wir, zu dieser allein wahrhaft vollkommenen Liebe gelangt, die auch gewiß durch öftere, tiefe, jedoch nie ohne vorhergegangenes Gebet, wiederholte sinnvolle Betrachtung der unendlich liebenswürdigen Eigenschaften Gottes in uns entstehen wird, ja gewissermaßen, weil von dem heiligen Geiste in unsere Herzen ausgegossen, nothwendig entstehen muß, bedarf auch zuversichtlich nach seinem Tode nicht mehr der Reinigung des Fegfeuers. Geläutert hat ihn ja schon auf Erden der Liebe Gluth; der höchste Grad derselben ist, wenn die Seele in Liebe zu Gott so völlig zerschmilzt, daß in dem Opfer, das sie ihrem Geliebten bringt, durchaus nichts mehr übrig bleibt, was sie das Ihrige nennen könnte. — Möge man sich doch von dem Gedanken lebendig durchdringen lassen, daß der Allliebende, weil selbst die Liebe, auch dem Wahrhaftliebenden nie Etwas, um das er bittet, je versagen wird, ja wohl gar nicht versagen kann.

gleich Christina von dem Carthäuserorden bisher höchstens blos den Namen gehört hatte, so erwachte doch jetzt plötzlich der Gedanke, eine Carthäuserin zu werden, so lebhaft in ihrer Brust, daß sie, ohne sich diesfalls noch bei irgend jemand zu befragen, sogleich nach Brügges eilte, in dem dortigen Kloster mit der größten Freude aufgenommen ward und nun in dem dreißigsten Jahre ihres Lebens die klösterlichen Gelübde ablegte. — In Ausübung aller klösterlichen Tugenden ward Christina von jetzt an ein Muster für alle ihre frommen Mitschwestern; und da, wie der heilige Augustinus sagt, Gott seine Gaben in dem Menschen krönt, und diesem sie gleichsam als dessen eigene Verdienste zuschreibt, so nahm auch Christina nun immer mehr an Einsicht göttlicher Dinge zu, erhielt endlich die Gabe, zukünftige, den Orden betreffende Ereignisse vorauszusehen, und diese, wenn sie sich von dem Geiste Gottes dazu angetrieben fühlte, auch mit aller Bestimmtheit vorauszusagen. Sie lebte noch über dreißig Jahre in ihrem Kloster zu Brügges, und genoß während dieser ziemlich langen Reihe von Jahren stets und ununterbrochen jenen inneren, himmlischen Frieden, den nur Gott und nicht die Welt zu geben vermag. Als Gott endlich diese fromme, von Ihm so sehr begnadigte und wunderbar geführte Carthäuserin zu sich rief, hatte sie gerade kurz vorher das sechsundsechzigste Jahr ihres Alters zurückgelegt. — Nichts ist des Forschens würdiger, und zugleich für Geist und Gemüth so tröstend und belohnend, als den geheimen Wegen und Mitteln nachzuspüren, auf welchen und durch welche der heilige Geist die Herzen jener, die Gott vorzüglich sich auserkohren hat, gewöhnlich schon von deren zartestem Alter an im Stillen vorbereitet, und von Stufe auf Stufe zu immer höherer Vollkommenheit zu führen pflegt.

XII.

Der Cistercienserorden.

1. Dieser Orden ist eigentlich nur ein Zweig des Benedictinerordens, entsprossen aus dessen damals, besonders in Frankreich, immer zunehmendem Verfall. Gründer desselben war der heilige Robert, ein französischer Edelmann aus Champagne. Sehr frühzeitig und noch nicht einmal zum Jüngling gereift, trat er schon in ein bei Troyes gelegenes Benedictinerkloster. Durch sein bescheidenes Wesen, ungeheuchelte Frömmigkeit, und die Einsicht, die er bei jeder Gelegenheit entfaltete, ward er hier in kurzer Zeit ein Gegenstand der Liebe und Bewunderung der ganzen Klostergemeinde, so daß diese ihn trotz seiner Jugend zu ihrem Prior erwählte. Dieses Amt verwaltete er jedoch nur eine kurze Zeit, denn nach einigen Jahren ward er Abt in der Benedictinerabtei zu St. Michael von Tonnerre. Längst hatte der heilige Robert schon den Verfall der, von dem heiligen Benedict von Anian in den französischen Benedictinerklöstern eingeführten Disciplin im Stillen betrauert. Jetzt, als Abt, hielt er es für seine Pflicht, dem Uebel zu steuern und wenigstens die Mönche der seiner Leitung anvertrauten Abtei zu strenger Befolgung ihrer heiligen Ordensregel zurückzuführen. Aber dieß wollte ihm durchaus nicht gelingen. Allen seinen Bitten und Ermahnungen blieb das Ohr seiner Mönche verschlossen; Robert fand überall nur erkaltete Herzen und störrige Gemüther, nur Klostergeistliche ohne klösterlichen Sinn, mithin unempfänglich für alle höhere Tugenden ihres heiligen Ordens. Da Robert sah, daß alle seine Bemühungen fruchtlos wären, sann er im Stillen auf Mittel, die Abtei zu verlassen und einen Ort zu suchen, wo er nicht nur in genauer Befolgung aller Vorschriften des heiligen Benedicts, sondern selbst durch eine noch strengere, büßende Lebens-

weise, ein Gott daher auch noch gefälligeres Leben führen könnte.

2. Nicht ferne von der Abtei von Tonnere lebten seit einiger Zeit in einer Einöde mehrere fromme Einsiedler, die ihre ganze Zeit zwischen Arbeit, Gebet und Betrachtung theilten, harten Bußübungen sich unterwarfen und ein wahrhaft beschauliches Leben führten. Aber diese frommen Seelen hatten noch keinen Vorstand, fühlten jedoch das Bedürfniß eines Führers, der sie auf dem Wege durch die Wüste dieses Lebens zu dem jenseits gelegenen Lande der Verheißung leiten könnte. Da sie von der ausgezeichneten Frömmigkeit des Abtes von St. Michael schon vieles gehört hatten, beschlossen sie, einige aus ihrer Mitte nach der Abtei zu schicken und den heiligen Robert zu bitten, die Leitung ihrer kleinen Genossenschaft zu übernehmen. Als die Abgeordneten bei ihm ankamen, fanden sie ihn gerade in der so eben hier oben erwähnten Stimmung. Gerne willigte also der heilige Robert in die Bitte der frommen Einsiedler, verließ die Abtei, die nun einen andern Abt erhielt, und begab sich in die Einöde, deren gottselige Bewohner ihn zu ihrem Oberhaupt gewählt hatten. Da aber Robert fand, daß die Einöde ein höchst ungesunder Ort sey, zog er mit seinen Schülern in den, in dem Bisthume Langres gelegenen Forst Molesme. Hier erbaueten sie Zellen und ein Bethaus, lebten einige Zeit blos von ihrer Händearbeit, aber in einer so tiefen Armuth, daß sie oft den größten Mangel selbst an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen leiden mußten. Durch ihre Frömmigkeit und ihr strenge büßendes Leben, wovon sich das Gerücht bald in der ganzen Umgegend verbreitete, zogen sie endlich auch die Aufmerksamkeit des Bischofes von Langres auf sich, der sich ihrer sogleich mit der thätigsten Liebe annahm. Dem Beispiele des liebevollen Oberhirten folgten nun bald

auch alle seine Diöcesane. Von allen Seiten wurden ihnen nicht nur Lebensmittel zugeführt, sondern auch die Beisteuern an Geld flossen so reichlich und ununterbrochen, daß sie ein Kloster erbauen, und nun, nicht blos gegen Mangel gedeckt, selbst im größten Ueberflusse leben konnten. Aber auch hier stellten sich jetzt bald die gewöhnlichen Folgen des Reichthums ein. Die Mönche wurden arbeitsscheu, ergaben sich der Trägheit und dem Müßiggang, suchten ein immer noch bequemeres Leben zu führen, und machten sogar in ihrer Kleidung manche Veränderungen, die nichts weniger als von klösterlicher Demuth zeugten, und daher dem heiligen Robert im höchsten Grade mißfielen.

3. Diesem Uebel suchte zwar Robert auf alle Weise zu steuern und dessen Fortschritte zu hemmen. Aber leider predigte er hier wieder lauter tauben Ohren; seine Ermahnungen und Vorstellungen fanden nirgends Eingang, und da der Verfall aller klösterlichen Zucht mit jedem Tage fühlbarer ward; so verließ der fromme Robert endlich das Kloster von Molesme und begab sich in die Wüste Haur. Hier lebte eine kleine Genossenschaft wahrhaft frommer Einsiedler, die ein beschauliches und zugleich büßendes Leben führten, und mit dem größten Eifer blos ihrem Gott zu dienen suchten. Mit der größten Freude nahmen diese den heiligen Robert auf. Um ihren höchst nothdürftigen Lebensunterhalt zu gewinnen, arbeiteten sie täglich des Morgens einige Stunden. Robert gesellte sich sogleich zu ihren Arbeiten, theilte mit ihnen ihre Armuth, unterwarf sich allen, bei ihnen eingeführten frommen Uebungen, und machte, durch seinen an jeder Tugend vorleuchtenden Wandel bald einen solchen Eindruck auf die ganze Gemeinde, daß sie ihn einstimmig zu ihrem Vorstand wählte. — Aber desto schmerzhafter hatten indessen die Mönche von Molesme die Folgen der Entfer-

nung des heiligen Roberts empfinden müssen. Von allen Seiten, von Geistlichen wie von Laien, wurden ihnen die bittersten Vorwürfe gemacht, daß sie einen Mann Gottes, wie Robert, durch ihr ungeziemendes Betragen aus ihrem Kloster vertrieben hätten. Auch die Lieferungen an Lebensmitteln wurden immer sparsamer, noch seltener die Beiträge an Geld, so daß die Mönche, noch Schlimmeres befürchtend, sich endlich an den Bischof von Langres wandten, ihm ihr Unrecht gegen Robert mit scheinbarer, oder vielmehr geheuchelter Reue bekannten, und ihn baten, denselben zu bewegen, wieder in sein Kloster Molesme zurückzukehren; sie versprachen, daß, wenn Robert die Leitung ihres Klosters wieder übernehmen würde, sie allen seinen Verordnungen und Vorschriften pünktliche Folge leisten wollten. Der Bischof genehmigte die Bitte der Mönche, und auf seinen Ruf kehrte auch der heilige Robert sogleich wieder nach Molesme zurück.

4. Nur zu bald sah jedoch der heilige Robert sich zum zweitenmale wieder getäuscht. Nur weltlicher eigennütziger Zwecke wegen hatten die Mönche von Molesme die Rückkehr des heiligen Robert gewünscht, und ihn zurückzurufen den Bischof von Chartres bewogen. In ihrer ganzen unklösterlichen Lebensweise trat nicht die mindeste wünschenswerthe Veränderung ein; nach wie vor herrschte noch immer die nämliche Zuchtlosigkeit unter ihnen, und eben so wenig, wie früher, wurden auch jetzt selbst Roberts dringendste Bitten und Ermahnungen geachtet. Unter solchen zuchtlosen Ordensbrüdern konnte und wollte der heilige Robert nicht länger leben, und so stand nun auch sein Entschluß wieder fest, das, wie er glaubte, keiner Verbesserung mehr fähige*) Kloster von Molesme unverzüglich zu

*) Darin hatte jedoch der heilige Robert, wie wir in der Folge sehen werden, sich geirrt.

verlassen. Indessen waren in demselben doch nicht alle Mönche, obgleich die weit grössere Mehrzahl es war, von demselben unlautern und unruhigen Geiste besessen. Es gab mehrere unter ihnen, die im Stillen es beweinten, daß zwar die Ordensregel des heiligen Benedicts ihnen täglich vorgelesen, jedoch von niemand auch nur in einem einzigen Punkte befolgt würde. Sie klagten endlich ihre Noth ihrem Abte, dem heiligen Robert, und ersuchten ihn um die Erlaubniß, das Kloster verlassen zu dürfen und an einen andern Ort zu wandern, wo sie ihr, dem Herrn gemachtes Gelübde, durch genaue Befolgung ihrer Ordensregel vollkommen und in Wahrheit erfüllen könnten. Mit innigem Vergnügen vernahm Robert die Bitte dieser Bessergesinnten, versprach daher, nicht nur die jetzt von ihm erbetene Erlaubniß ihnen zu seiner Zeit zu geben, sondern auch sich selbst ihnen zuzugesellen, ihr Führer und Geleitsmann auf der neuen Wanderschaft zu werden. Dazu bedurfte jedoch Robert einer höhern Genehmigung. Mit sechs seiner, ihm gleichgesinnten Mönchen reißte er daher zu dem Erzbischof Hugo von Lyon, der damals auch zugleich päpstlicher Legat war, entwickelte diesem die Beweggründe, warum er das Kloster Molesme verlassen zu dürfen wünsche, und bat ihn um die dazu nöthige Ermächtigung von Seite des apostolischen Stuhles. Der Legat fand keinen Anstand, die Bitte Roberts zu bewilligen, worauf dieser nach Molesme zurückeilte, alle jene, die sich bei ihm gemeldet hatten, ungefähr zwanzig an der Zahl, zu sich nahm und mit ihnen das Kloster verließ.

5. Robert hatte schon bei sich die Wahl des Ortes getroffen, wo er sich niederlassen wollte. Es war eine schauerliche Einöde in dem Walde Citeaux, fünf Stunden von Dijon in der Diöcese von Chalons. Dahin führte er jetzt seine Gefährten, die schon vor

ihrer Auswanderung aus Molesme versprochen hatten, ihm, wohin er sie führen würde, zu folgen. Roberts fromme Mönche fingen nun sogleich an, nachdem sie von den Herren des Waldes, nämlich dem Bischofe von Chalons und dem Grafen von Beaune, die Erlaubniß dazu erhalten hatten, eine Strecke Landes urbar zu machen, Bäume zu fällen, an denen schon mehr als ein Jahrhundert vorübergegangen war, den Boden von Dornen und Gesträuchen zu reinigen und die Einöde zu einem, nur einigermaßen wirthbaren Wohnsitz für Menschen zu machen. Als die fleißigen Einsiedler mit dieser schweren Arbeit fertig waren, errichteten sie sich Zellen aus Baumstämmen und Aesten, und erbaueten endlich auch eine kleine Kirche, und da diese gerade am Feste des heiligen Benedicts eingeweihet ward, so diente dieser Tag auch von jeher zur Zeitangabe der Entstehung des Cistercienserordens (21. März 1098). — Unter der Leitung ihres heiligen Vorstandes führten nun die gottseligen Mönche hier unter großen Abtödtungen und strengen Bußübungen ein ungemein erbauliches Leben. Nur vier Stunden gönnten sie dem Schlafe, vier andere Stunden waren dem Lobe Gottes unter Psalmen- und Hymnengesange geweihet; sechs Stunden ward jeden Tag des Morgens gearbeitet und die zehn übrigen Stunden theilten sich theils in gemeinsames, theils inneres stilles Gebet, in Lesung der heiligen Schriften, in Betrachtung und geistlichen Vorträgen, die sie abwechselnd sich hielten, und wobei es, wegen ihrer gegenseitigen Erbauung, ihnen erlaubt war, das strenge Stillschweigen, wozu sie sich verpflichtet hatten, zu brechen. Aber außerordentlich war die Armuth, in welcher diese ersten Bewohner von Citeaux lebten. Sie nährten sich blos von dem Verkaufe des Holzes, das sie fällten; da sie aber nur einen einzigen Esel besaßen, der es in eines der nächst gelegenen Städtchen

trug, konnten sie auch jeden Tag nur Weniges verkaufen. Mit dem daraus gelößten Gelde kaufte der Laienbruder, — auch nur der einzige, den sie jetzt noch hatten — und der mit diesem Geschäfte beauftragt war, Brod für die Genossenschaft. Da es aber nun öfters geschah, daß derselbe nicht gleich Käufer zu seinem Holz fand, daher erst spät in der Einsiedelei wieder ankam; so mußten Roberts geduldige, jeder Prüfung mit Freudigkeit sich unterwerfende Mönche nicht selten den ganzen Tag über fasten, und konnten erst gegen Sonnenuntergang ihr ärmliches Mahl verzehren, das gewöhnlich nur aus Brod und einigen gekochten, aber nicht geschmelzten Kräutern bestand, die der karge Boden, auf dem sie wohnten, hervorbrachte und die Mönche in ihren Arbeitsstunden sammelten. Ihrer erbarmte sich doch endlich der Erzbischof von Lyon, schrieb zu ihren Gunsten an den Herzog Eudo von Burgund, und machte in seinem Briefe von der ausgezeichneten Frömmigkeit der armen Bewohner von Citeaux und deren großen Noth ein so rührendes Gemälde, daß der edelmüthige Fürst sie sogleich unter seinen unmittelbaren Schutz nahm, auf seine Kosten geräumige Klostergebäude nebst einer herrlichen Kirche erbauen ließ, sie lange Zeit mit allen Lebensbedürfnissen im Ueberfluß versah, und endlich dem Kloster sehr beträchtliche, unveräußerliche, jährliche Einkünfte anwies. Glücklicher Weise waren Roberts Schüler auf dem Wege evangelischer Vollkommenheit schon zu weit vorgeschritten, als daß Reichthum und Ueberfluß ihnen hätten verderblich werden können. Sie fuhren fort, durch genaue Beobachtung der Regel des heiligen Benedicts, und zwar in deren größten Strenge, die ganze Gegend zu erbauen; sie wurden die Zierde und der Stolz der Kirche von Chalons und kein kleiner Trost für das Herz des ehrwürdigen, für das Heil aller seiner Diöcesane so ängstlich besorgten Bischofes,

der auch bald darauf das Kloster zu einer Abtei erhob und, durch Ueberreichung des Stabes, den die Aebte damals trugen, den heiligen Robert zum ersten Abt der neuen Abtei von Citeaux ernannte *).

*) Um den Gegnern unserer Kirche und deren heiligen Institutionen, die durchaus von Abtödtungen, von schweren Bußübungen, strengem Fasten, langen, mit Gebet verbundenen Nachtwachen, von schonungsloser Züchtigung des eigenen Körpers mit der sogenannten Klosterdisciplin (Geißel) durchaus nichts hören wollen, und ihre Einwürfe dagegen hauptsächlich darauf gründen, daß Gott an Qualen, welche der Mensch sich selbst anthue, kein Wohlgefallen haben könne; um diesen Gegnern nun ihren Wahn zu benehmen, müssen wir jetzt nur in der Kürze bemerken, daß sie zwar darin Recht haben, daß dergleichen Qualen, als Qualen, Gott nicht wohlgefällig seyn können, daß aber dennoch alle so eben erwähnten Abtödtungen und Bußübungen in den Augen Gottes deßwegen einen hohen Werth haben, weil sie unstreitig das sicherste und beste Mittel für den Menschen sind, alle seine Leidenschaften völlig zu unterdrücken, alle Begierden und unordentliche Regungen zu ersticken, seine Sinnlichkeit nach und nach völlig zu ertödten und dadurch seinem Geiste die, durch den Sündenfall für ihn verlorne Freiheit wieder zu geben, sich über die Materie hinweg zu dem Höhern, Ueberirdischen, Göttlichen emporzuschwingen. Christus selbst ging uns darin mit seinem Beispiele voran. Beinahe keine Stunde seines irdischen Lebens war ohne Plage und Qual. Er, der Herr der Herrlichkeit, hatte nicht, wohin er sein Haupt legte; ganze Nächte durchwachte er im Gebete; seine Jünger hungerte es oft so sehr, daß sie Kornhalmen in ihren Händen zerrieben, um mit den Körnern sich nur ein wenig zu laben. Für grenzenlose Erbarmungen und Wohlthaten erhielt Christus nichts als Gotteslästerung und schwarzen Undank, und die tückische Bosheit lauernder Pharisäer kränkte und zerdrückte unaufhörlich sein sanftes, liebevolles göttliches Herz, und dieses, unter nichts als Schmach, Entbehrung und Abtödtung zugebrachte Leben endete zuletzt noch ein schaudervoller,

6. Immer schneller war aber indessen das Kloster von Molesme seinem gänzlichen Verfall entgegen gereift. Unter den Mönchen herrschte die größte Unordnung; keiner wollte mehr seinen Obern gehorchen; die Ordensregel hatte alle gesetzliche Kraft verloren; kurz, die Mönche waren völlig verwildert und verweltlichet, und der Scandal ging so weit, daß sogar ihre Zellen mit den unerlaubtesten Luxusartikeln angefüllt waren. Aber gerade in seiner eigenen Größe fand jetzt das Uebel auch seine Remedur. Die Mönche sahen nach und nach selbst ein, daß, wenn sie auf diesem Wege fortwandelten, ihr Kloster in kurzer Zeit würde aufgehoben werden müssen. Aber leider fand sich kein Einziger unter ihnen, der Verstand und Ansehen genug gehabt

---

mit den ausgesuchtesten, von der Hölle erfundenen Grausamkeiten verbundener, schmachvoller Tod am Kreuze. Auch seine Apostel und Jünger sandte Gott nicht zu Freuden und Vergnügungen und einem gemächlichen, bequemen Leben in die Welt, sondern um viel und unausgesetzt zu arbeiten, Hunger und Durst zu leiden, an Allem den drückendsten Mangel zu haben, die gröbsten Mißhandlungen, Bande, Geißelhiebe und Schmach jeder Art zu erdulden, und dann am Ende ebenfalls eines gewaltsamen Todes zu sterben. Von dem heiligen Petrus wird erzählt, daß er, während der ganzen Zeit seines Apostelamtes, sich täglich blos von einigen gekochten und nur selten geschmelzten Bohnen nährte. Eben so gibt uns der große Täufer, größer als irgend ein vom Weibe Geborner, dasselbe Beispiel. Sehr schön und richtig sagt daher der gottselige Thomas von Kempis, daß, wenn wir auch alle Bücher gelesen, Alles ausstudirt und durchforscht haben, wir doch keinen andern Weg in das Himmelreich finden können, als blos den Weg des Kreuzes, der Leiden und der Trübsale; denn, setzt der fromme Thomas noch hinzu, hätte es einen andern, bequemern und doch eben so sichern Weg gegeben, so würde ganz gewiß Christus ihn auch gezeigt und auf demselben uns vorangegangen seyn.

hätte, die vielen, jetzt so durchaus nothwendigen Reformen in dem Kloster zu unternehmen. Alle sehnten sich daher nach dem heiligen Robert, der allein im Stande sey, Zucht und Ordnung in Molesme wieder herzustellen. Da sie jedoch vernünftiger Weise nicht hoffen durften, daß der Heilige seine so schön aufblühende, von lauter Gott ergebenen Seelen bewohnte Abtei verlassen würde, um in das, durch ihre Zuchtlosigkeit völlig verwüstete Haus wieder zurückgehen; so griffen sie zu dem letzten Mittel, das ihnen noch übrig war. Sie sandten nämlich nach Rom einige Abgeordneten aus ihrer Mitte, welche dem Papste den traurigen Zustand vorstellten und aufs demüthigste ihn baten, den Abt Robert von Citeaux ihnen wieder nach Molesme zu schicken; nur seine Gegenwart, sagten sie, könnte Alles wieder in die vorige Ordnung zurückführen; die Erhaltung des Klosters und das ewige Heil der dortigen Mönche hänge jetzt durchaus von der dießfallsigen Entscheidung des apostolischen Stuhles ab. Sie gestanden endlich auch ihr bisheriges großes Unrecht, versprachen aber dabei, und zwar dem heiligen Vater selbst, in Zukunft alles auf das sorgfältigste zu vermeiden, was dem heiligen Robert auch nur die mindeste Ursache zu irgend einer fernern Klage würde geben können. Der Papst, es war Urban der Zweite, erbarmte sich endlich der so wehmüthig zu ihm flehenden Mönche. Er schrieb demnach an den Erzbischof von Lyon, und gab ihm den Auftrag, diese Sache beizulegen und wo möglich zu suchen, den Abt von Citeaux zu bewegen, seine neue Abtei zu verlassen und die Leitung des Klosters von Molesme wieder zu übernehmen. Natürlicher Weise hatte für einen so demüthigen, sich selbst abgestorbenen, heiligen Ordensmann wie Robert, der Wunsch eines Papstes und eines Erzbischofes das volle Gewicht eines unmittelbaren Befehls. Ohne Widerrede gab er daher dem Bischof von Chalons den, von demselben erhaltenen

Hirtenstab zurück, entband die Mönche von Citeaux des ihm gelobten Gehorsams, und kehrte nach dem Kloster von Molesme zurück, dessen Leitung er nun auf das neue wieder übernahm. — Eigenes Interesse an der Erhaltung ihres Klosters, dessen Auflösung die bisher darin herrschenden Unordnungen würden herbeigeführt haben, in Verbindung mit ihren dem heiligen Vater gemachten feierlichen Verheißungen, bewirkte nun bei den Mönchen von Molesme, daß sie sich alle Reformen gefallen ließen, die der heilige Robert jetzt einzuführen für gut fand. Dieselben zur vollständigen Beobachtung des heiligen Benedicts strenger Regel zurückzuführen, war zwar nicht mehr thunlich, doch näherten sie sich derselben wenigstens in so weit, daß man sie jetzt einigermaßen wieder als Söhne des heiligen Benedicts betrachten konnte. Der Genuß des Fleisches, den die Mönche sich bisher täglich erlaubt hatten, obgleich die strenge Regel ihn zu keiner Zeit gestattet, konnte zwar nicht gänzlich verboten werden, ward jedoch wenigstens auf gewisse Tage in der Woche beschränkt. Aber die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit des Fleisches, und dessen künstliche, nur den Gaumen noch mehr reizende Zubereitung ward auf das schärfste verboten. Die dem Stillschweigen, dem Gebete und der Betrachtung gewidmeten Stunden wurden richtig eingehalten, und alle, mit dem Geiste eines demüthigen Ordensmannes so sehr im Widerspruch liegende Luxusartikel, als: ausgesucht feine Tücher, feine Leinwand, kostbare Zobelpelze, ganze Garnituren von Spitzen rc. unverzüglich aus dem Kloster fortgeschafft. Von jetzt an gaben die Mönche dem heiligen Robert keinen Stoff mehr zur Klage, daher er auch bis an seinen, neun Jahre nachher erfolgten Tode (1110) in dem Kloster von Molesme blieb. Hundert Jahre nachher ward Robert von dem Papste Honorius III., nachdem derselbe die, sowohl in Roberts letzten Lebensjahren, als an seinem Grabe von Gott

gewirkten Wunder genau hatte untersuchen und prüfen lassen, heilig gesprochen.

7. Nach dem Austritte des heiligen Roberts aus dem Kloster von Citeaux übernahm als dessen zweiter Abt der heilige Alberich die Leitung desselben *). Dieser schickte gleich beim Antritte seines Amtes zwei seiner Mönche nach Rom, mit der Bitte, der heilige Vater möchte dem neuen Kloster — so hieß man anfänglich das von Citeaux — die päpstliche Bestätigung ertheilen. Da der Erzbischof von Lyon, der Bischof von Chalons und zwei damals in Frankreich befindliche päpstliche Legaten schon zu Gunsten des Klosters an den Papst geschrieben hatten, bewilligte dieser auch ohne allen Anstand die Bitte des neuen Abtes und stellte noch überdieß die Abtei von Citeaux unter den unmittelbaren Schutz des römischen Stuhles. — Von dem Oberhaupt der ganzen Kirche genehmiget, bestätiget und geschützt, eilte Alberich, seiner jungen Genossenschaft,

*) Alberich war dem heiligen Robert, als dieser Molesme zum Zweitenmale verlassen und sich zu den Einsiedlern in der Einöde Haur begeben hatte, nicht gefolgt. Er hatte geglaubt bleiben zu müssen, jedoch blos, weil er hoffte, daß es ihm doch noch gelingen würde, die klösterliche Zucht in Molesme wiederherzustellen. Hatten aber die Mönche nicht auf den heiligen Robert geachtet, so hörten sie jetzt noch weit weniger auf ihren Bruder Alberich; und als dieser ihnen mit seinen häufigen Ermahnungen lästig zu werden anfing, mißhandelten sie ihn sogar mit Schlägen und sperrten ihn endlich auf einige Zeit in einer entlegenen Zelle ihres Klosters ein. Jetzt gab auch Alberich alle Hoffnung auf, daß es mit diesen zuchtlosen Mönchen besser werden könnte, verließ ebenfalls Molesme, lebte einige Zeit als Einsiedler in einer nicht sehr ferne gelegenen Einöde, ging aber, sobald er von Roberts neuer Niederlassung in dem Walde von Citeaux hörte, zu demselben, und gesellte sich dessen frommen Schülern bei.

die bisher weder Regel noch besondere Gesetze gehabt hatte, eine bestimmtere Verfassung zu geben. Von ihm rühren die ersten Statuten des Cisterzienserordens her. Vorzüglich, und man möchte bald sagen, ausschließlich bezweckten diese Regeln eine Lebensweise, nach der Art jener der alten, heiligen Väter der Wüste, nämlich die vollkommenste Selbstverläugnung und völlige Ertödtung der sinnlichen Natur. Indessen waren sie blos auf das einzige Kloster von Citeaux berechnet; denn der heilige Alberich ahnte noch nichts von den, über dieser neuen Pflanzung schwebenden Erbarmungen Gottes, die aus der jungen, erst noch langsam aufblühenden Abtei von Citeaux, in kurzer Zeit das Mutterkloster einer zahlreichen Menge, über alle christlichen Reiche des Abendlandes verbreiteten Filialklöster machen wollten. Die Kleidung der Mönche von Citeaux war bisher dunkelbraun gewesen; aber Alberich führte jetzt die weiße Farbe in der Kleidung seiner Mönche ein; und zwar auf Veranlassung einer wunderbaren Erscheinung, deren er von Seite der hochseligen, jungfräulichen Mutter unsers göttlichen Erlösers gewürdiget ward. Die allerseligste Jungfrau erschien ihm nämlich, ein weißes Gewand in ihren Händen haltend und es ihm zeigend. Aber sie erschien ihm in einem, alles irdische Licht weit überstrahlenden Glanze, und ohne zu sprechen belehrte ihr huldvoller Blick ihn über Alles, was ihm in Beziehung auf das neue Kloster zu wissen nöthig war, und ward für ihn jetzt ein Licht, das er auch nachher, wie wir sehen werden, seinem Nachfolger, dem heiligen Stephan, mittheilte. In dankbarem Andenken an dieses Wunder ward von jetzt an, zuerst blos in dem Kloster von Citeaux, weil es noch kein anderes gab, aber in der Folge auch in allen Klöstern des Cisterzienserordens ein jährliches Dankfest gefeiert *).

*) Henriquez nennt in seinem Monolog dieses Fest: Descensio St. Mariae Virginis in Cistertium, et miraculosa

8. Nach dem, in dem Jahre 1109 erfolgten Tode des heiligen Alberichs, übernahm der heilige Stephan, ein geborner Engländer*), die Leitung des Klosters von Citeaux. Nichts schien diesem gottseligen Abte, den Geist frommer Ordensmänner mehr zu stärken, stets auf das neue zu beleben und immer höher zu erheben, als Armuth und Einsamkeit. Den häufigen Besuchen der Fremden setzte er daher sogleich sehr enge Schranken. Nur die Besuche des Herzogs von Burgund wurden noch gestattet, jedoch dieser Fürst ersucht, nicht mehr, wie es bisher bei feierlichen Gelegenheiten geschehen war, sein Hoflager in Citeaux zu halten. Aber noch viel weiter ging Stephans Liebe zur Armuth; diese erstreckte sich sogar auf Kirche und Altäre, selbst auf die, zur Feier der höchsten und heiligsten Geheimnisse nothwendigen heiligen Gefäße. Auf sein Gebot verschwand alles Silber und Gold aus der Kirche von Citeaux. Die goldenen und silbernen Kreuze wurden durch gemalte, aus Holz verfertigte ersetzt. Die aus edeln Metallen bestehenden Leuchter und Rauchfässer wurden entfernt, und nur ein einziger Leuchter und ein einziges Rauchfaß, beides blos von Kupfer oder Eisen, beibehalten. Sogar die goldenen Kelche wurden abgeschafft und blos silberne und etwas vergoldete Kelche dafür eingeführt. Alle, mit Gold und Seide gestickten Meßgewänder, Stolen, Manipeln und andere kirchliche Paramente wurden ebenfalls aus der Kirche verbannt und nur der Gebrauch von solchen ward verstattet, die blos aus ganz gemeinem Stoffe, ohne alle Verzierung verfertigt waren**).

---

mutatio habitus de nigro in album colorem sub sanctissimo Abbate Alberico.

*) Sein Familienname war Harding, und er der Sohn eines sehr reichen und angesehenen englischen Edelmannes.

**) Wir wollen es dahingestellt seyn lassen, ob nicht viel-

leicht der fromme Eifer des gottseligen Abtes hierin seine Grenzen überschritt. Es ist ja ein, jedem gläubigen, frommen Herzen ganz eigener Hang, ja wohl ein, demselben gleichsam angeborner Naturtrieb, den Tempel, den Menschenhände dem unendlichen, unerfaßlichen Gott errichteten, und der bei den Christen durch die wirkliche Gegenwart in dem allerheiligsten Altarsacrament, jeden Tag mit der ganzen Herrlichkeit Gottes erfüllt wird, auch mit aller nur gedenkbaren äußeren Pracht zu umgeben, ihn mit dem Edelsten und Kostbarsten zu schmücken, was nur immer die Natur zu erzeugen und dem Menschen darzubieten vermag. Verfertigte ja schon Moses, dieser treue Diener Gottes, die Bundeslade, in die er blos die Gesetztafeln legte, aus unverweslichem Holze and überkleidete sie von Innen und Außen mit dem feinsten, reinsten Golde; und wie unbedeutend erscheint die Bundeslade in Vergleichung mit dem Tabernackel einer katholischen Kirche, oder mit jenen heiligen Gefäßen, in welchen das kostbare, für das Heil der Menschheit stromweise vergossene Blut unsers göttlichen Erlösers aufgefaßt wird. Auch Salomo bauete sieben Jahre an dem Tempel in Jerusalem, schmückte ihn mit den herrlichsten Tempelgaben, und opferte zahllose Hekatomben während der achttägigen Einweihung desselben, und diesem Beispiele des weisesten der Könige folgten nachher, als das Christenthum sich über den Erdkreis verbreitete, eine Menge frommer, großer und mächtiger Monarchen, Kaiser, Könige, Fürsten; und unsere heilige Kirche hieß es nicht nur gut, sondern freuete sich und jauchzte über diese Beweise von Frömmigkeit vieler ihrer erstgebornen Söhne und Töchter. — Unstreitig ist ein reines, demüthiges, einfältiges Herz Gott das wohlgefälligste Opfer, aber dieses schließt die andern Opfergaben nicht aus, sondern macht sie vielmehr zu einer nothwendigen Folge davon; indem eine wahrhaft fromme, Gott liebende und von dessen unendlicher Majestät durchdrungene Seele sich gedrungen und gezwungen fühlt, ihre innern heiligen Gefühle auch in äußerlichen, sinnlichen Zeichen und Merkmalen auszusprechen. — Eine Liebe zur Armuth, welche die Kirche von ihrer äußern Pracht entkleidet,

sie aller ihrer Schätze beraubt, scheint uns wahrlich auf gleicher Linie mit jener sogenannten Demuth zu stehen, die, sich selbst nicht mehr begreifend, und daher so schrecklich sich täuschend, statt den heiligen Sacramenten sich öfters zu nähern, vielmehr von deren, doch so großes Heil bringendem Empfange sich recht lange entfernt halten zu müssen wähnt. Sehr gegründet scheint uns daher auch die Meinung einiger Geschichtschreiber, welche behaupten: es sey bei dem frommen und verständigen Abte Stephan nicht dessen Liebe zur Armuth, sondern ein ganz anderer Grund gewesen, welche ihn zu einer so außerordentlichen Vereinfachung seiner Kirche bewogen habe. Er wollte nämlich das neue, durch die strengste Disciplin sich schon so ungemein auszeichnende Kloster von Citeaux in einen recht schlagenden Contrast mit jenem von Clugny stellen, dessen in seiner Kirche zur Schau gestellten Reichthümer und Kostbarkeiten jetzt nicht mehr zur Verherrlichung des Namens Gottes, sondern blos zur Befriedigung des Stolzes und der Prachtliebe der ausgearteten Mönche dieses Klosters dienten. Die Benedictiner von Clugny waren jetzt bei weitem nicht mehr, was sie unter ihren ersten fünf heiligen Aebten gewesen waren. Beinahe zwei Jahrhunderte hindurch leuchtete der, nicht blos über ganz Frankreich, sondern auch über Italien, Spanien, Deutschland und England verbreitete Clugnyacenserverein, als der Mittelpunkt aller Frömmigkeit, Heiligkeit und Gelehrsamkeit, über alle andere Orden hervor. Aber sein allzugroßes Ansehen und seine sich immer mehrenden Reichthümer wurden endlich die Ursache seines Falles. Er sank von seiner Höhe herab und sank immer noch tiefer, als der gottlose Abt Pons, der nachher an der Pest starb, der Zuchtlosigkeit, dem Wohlleben und allen damit verbundenen Mißbräuchen Thür und Thor geöffnet hatte. Zwar that der gegenwärtige Abt Peter der Ehrwürdige das Aeußerste, um dem eingerissenen Uebel, wo möglich, noch hemmend entgegen zu treten. Aber alle seine Bemühungen fruchteten nur wenig und hatten keine bleibenden Folgen. Nach seinem Tode sproßte das Unkraut nur noch üppiger hervor; immer häufiger fielen die Blätter von dem verdorr-

9. Stephan hatte kaum die Verwaltung der Abtei übernommen, als für ihn auch schon die Zeit schwerer Prüfung eintrat. Der Herzog von Burgund, in Beziehung auf das Zeitliche gewissermaßen der Gründer des Klosters, hatte dasselbe bisher mit Wohlthaten überhäuft, für alle dessen Bedürfnisse in reichem Ueberfluß gesorgt. Aber schwer beleidigt durch die Foderung, keinen der frühern, stets so glänzenden Hoftage in Citeaux zu halten, entzog er nun dem Kloster seine Gunst, und die gewöhnlichen Lieferungen und Unterstützungen blieben aus *). Aber leider reichte die Arbeit der Mönche zu deren

ten Stamme, bis endlich der ganze Orden, nach Verlust alles seines Ansehens, sich in völliger Dunkelheit verlor.

*) Diese Aufregung des Herzogs, die wahrscheinlich für das Kloster nur eine demselben von Gott geschickte Prüfung seyn sollte, war daher auch nicht von allzu langer Dauer. Er söhnte sich mit dem Abte und dessen Mönchen aus, besuchte, wie er früher gethan, wieder sehr oft das Kloster, und verließ dasselbe nie, ohne durch die frommen Gespräche des heiligen Abtes sich erbauet und auf das neue gestärkt zu fühlen. Aus dieser Ursache ließ er sich auch in der Gegend ganz nahe bei dem Kloster einen Palast erbauen, der von jetzt an sein Lieblingsaufenthalt ward. Einen noch entscheidendern Schritt that des Herzogs zweiter Sohn, der Prinz Heinrich. Dieser vertauschte seinen Fürstenmantel gegen das demüthige Gewand eines Ordensmannes, und ging in das Kloster von Citeaux, wo er einer der frömmsten Bewohner desselben ward. Dieß vermehrte natürlicher Weise noch die Liebe und Neigung des Herzogs zu der Abtei. Er verordnete jetzt sogar, daß man ihn nach seinem Tode in der Kirche der Abtei begraben sollte. Dieß geschah auch wirklich, denn als Eudo auf einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen zu Tarsus in Cilicien gestorben war, ward seine Leiche nach Burgund zurückgebracht und, wie er in seinem Leben verordnet hatte, in der Klosterkirche von Citeaux beigesetzt. Mehrere seiner Nachfolger wählten dieselbe Kirche zu ihren Grabstätten.

täglichem Unterhalt noch lange nicht hin. Bald sahen der Abt und seine Mönche sich in die drückendste Armuth versetzt; und da die Ordensregel, weil Alles entfernend, was den Geist zerstreuen kann, auch das Einsammeln milder Gaben strenge verbot, so hing nun der heilige Stephan sich selbst den Sack über die Schultern, nahm den Wanderstab in die Hand und durchzog die nächst umliegende Gegend, die dringendsten Bedürfnisse von Thür zu Thür erbettelnd*). Diese traurige Lage minderte doch nicht im geringsten weder den Eifer noch die Heiterkeit des Abtes und seiner Brüder. Sie freueten sich ihrer Armuth und empfanden in ihrem Innern nicht selten den süßesten, sie für ihr gegenwärtig zu ertragendes Elend mehr als hinreichend entschädigenden göttlichen Trost. Aber viel schmerzhafter und weit größere Besorgnisse erregend war es für den heiligen Stephan, daß es schon seit einigen Jahren in dem Kloster keine Novizen mehr gab. Niemand meldete sich, um in den Orden aufgenommen zu werden; die Strenge desselben schreckte Jedermann zurück, und die ohnehin schon übertriebenen Gerüchte von den allzustrengen und allzu harten Bußübungen der Mönche von Citeaux wurden nun auch dadurch noch mehr verbreitet und bestätiget, daß die verweichlichten Mönche von Clugny sich ebenfalls gegen das Kloster von Citeaux erhoben, die strenge büßende Lebensweise der Mönche dieses Klosters laut tadelten, als etwas naturwidriges und daher sündhaftes verwarfen; und endlich sogar den heiligen Abt bei der Kirche als einen Neuerer anklagten, der nicht nur ganz über-

*) Bei dieser Gelegenheit gab der heilige Stephan wieder einen auffallenden Beweis der Reinheit seines Herzens, der er zu jeder Zeit auch jedes Opfer zu bringen bereit war. Ein Priester in der Gegend wollte ihm für sein Kloster eine ansehnliche Gabe reichen. Aber Stephan wies das Geschenk mit Unwillen zurück, blos aus der Ursache, weil er wußte, daß der Priester in dem Schmutze der Simonie befangen war.

triebene Abtödtungen und eine, alle menschlichen Kräfte übersteigende asketische Strenge in seinem Kloster eingeführt habe; sondern eben dadurch auch noch bei allen andern religiösen Orden Unruhe, Zwist und Spaltung verursache. Diese Beschuldigungen vermochten jedoch ebenfalls nicht, den heiligen Abt und dessen Brüder in der strengen Befolgung der Klosterregel zu stören, auch gaben sie keine andere Antwort darauf, als daß sie ihren Eifer, ihre Wachsamkeit und ihre frommen, büßenden Uebungen nur noch verdoppelten. Uebrigens hatten auch die Anklagen derer von Clugny bei der Kirche gar kein Gewicht.

10. Indessen dauerte es nicht lange, so ward dennoch die Standhaftigkeit des heiligen Stephans auf eine andere Art nicht wenig erschüttert. Die seit einiger Zeit in dem Lande wüthende tödtliche Seuche verbreitete sich endlich auch über die Abtei. Die, durch Abtödtungen und Entbehrungen jeder Art ohnehin schon erschöpften Mönche starben schnell nach einander hinweg und bald bestand die ganze Gemeinde blos noch aus zwölf schwächlichen, hinfälligen Brüdern. Jetzt fing auch Stephan an zu befürchten, daß vielleicht doch jene gegen ihn erhobenen Beschuldigungen nicht ganz ungegründet, die eingeführten strengen Uebungen der menschlichen Natur nicht angemessen, und eben daher vielleicht auch Gott mißfällig seyn könnten. Dieser letzte Gedanke beunruhigte und ängstigte ihn Tag und Nacht; und um dieser peinlichen Ungewißheit ein Ende zu machen, nahm er seine Zuflucht zu einem Mittel, dessen sich wahrscheinlich noch kein Heiliger bis dahin in irgend einem zweifelhaften Falle bedient hatte, das aber, weil aus einem lebendigen, Felsen versetzenden Glauben hervorgehend, Gott, wie wir gleich sehen werden, nichts weniger als mißfällig war. In dem Kloster war nämlich ein schwer krank danieder liegende Mönch dem Tode

schon ganz nahe. In Gegenwart sämmtlicher Brüder gab Stephan dem Sterbenden den Auftrag, daß er kraft des heiligen Gehorsams, nach seinem Heimgange zu Gott, wieder zu einer Zeit und auf eine Weise, die dem Allerhöchsten gefiele, zu ihm und zu den Brüdern zurückkommen und ihnen kund thun sollte, ob ihre Klosterregel und ihre bisherige Lebensweise dem Höchsten gefällig oder mißfällig sey. „Ich werde," erwiederte hierauf der kranke Bruder, „euerm Befehle gehorchen, nur bitte ich, mir zur Befolgung desselben mit euerm Gebete beizustehen." — Einige Tage nach dem Tode des frommen Mönchs befand sich der heilige Abt mit den übrigen Brüdern bei der Arbeit, hatte jetzt gerade, wie gewöhnlich, das Zeichen zur Ruhe gegeben, war hierauf einige Schritte bei Seite gegangen, hatte das Haupt mit seinem Scapulier bedeckt und zu beten angefangen. In diesem Augenblicke erschien ihm der Verstorbene. Himmlischer Lichtglanz umfloß sein Haupt, und sein, wie es schien, aus dem reinsten ätherischen Stoff geformter, leuchtender Körper schwebte, ohne die Erde zu berühren, in der Luft. — Auf die Frage des Abtes antwortete die Erscheinung: „Ich bin unaussprechlich glücklich, und ich hoffe, daß ihr Alle einst eben so glücklich seyn werdet, als ich es nun bin. Aber verbannt aus euern Herzen alle Traurigkeit und alle quälende Besorgnisse, oder verwandelt sie vielmehr in Freude und lauter Jubel, denn ich bringe Euch frohe Botschaft. Mit Wohlgefallen blickt das allsehende Auge Jesu auf die Bußanstalt von Citeaux; und bald werden Euch Dessen unendliche Erbarmungen über dieses Kloster kund werden. Zahllose Schaaren von Männern und Jünglingen aus allen und selbst den höchsten Ständen werden nach Citeaux kommen und dieses Haus so sehr überfüllen, daß sie wie ein Bienenschwarm aus demselben wieder herausziehen, sich über viele Länder verbreiten und diese mit ihren Klöstern bedecken werden, als glückliche Spröß-

linge des, über der Abtei von Citeaux waltenden göttlichen Segens." — Als der Wiedererschienene diese Worte gesprochen hatte, bat er Den, welchen er hier in seiner Vorschule zum Himmel als seinen Obern verehrt hatte, noch einmal um seinen Segen und verschwand, als er diesen empfangen hatte. In Staunen und anbetendem Danke blieben der Abt und dessen Mönche noch einige Augenblicke versunken. Als sie sich aber wieder erhoben, fühlten sie sich alle mit neuem Muthe belebt, und ihre Freudigkeit stieg noch höher, als auch noch ein anderes, gleichzeitiges, nicht minder merkwürdiges Ereigniß das, was ihnen so eben war verkündet worden, auf das neue zu bekräftigen schien. Ein Mönch des Klosters hatte nämlich ein Traumgesicht, in welchem er eine zahllose Menge von Leuten herankommen und ihre Kleider in der, durch die Klarheit ihres Wassers berühmten Quelle bei Citeaux waschen sah. Dabei vernahm er eine Stimme, welche ihm zurief, diese Quelle soll in Zukunft Ennon*) heißen. Der verheißungsvolle Traum war leicht zu deuten. Offenbar verkündete er, daß bald eine zahllose Menge Leute herbeikommen würden, um ihre, durch Sünden befleckten Seelen in den Thränen des büßenden Lebens von Citeaux wieder rein zu waschen.

11. In Geduld und vollem Vertrauen auf die ihnen gewordenen göttlichen Verheißungen, harrten nun der heilige Abt und dessen Mönche auf die baldige Erfüllung derselben. Diese blieb auch nicht lange aus; und als Stephan eines Tages an einem Fenster seiner Abtei stand, sah er auf einmal eine ganze Schaar von dreißig Männern, an deren Spitze ein junger Mann zu stehen schien, der dem Ansehen nach kaum noch das Jünglings-

*) Bekanntlich hieß der Ort, wo der große Täufer, der Vorläufer Jesu Christi, seine Taufe ertheilte, Ennon.

alter überschritten haben konnte, durch den Wald dringen und dem Kloster zueilen. Stephan befahl die Klosterpforte zu öffnen, und sobald die Angekommenen eingetreten waren, warf sich ihr junger Führer — es war der damals erst einundzwanzigjährige, nachher so berühmt gewordene heilige Bernhard — zu den Füßen des Abts. Dasselbe thaten auch seine Gefährten, und alle baten mit Thränen im Auge den heiligen Abt, daß er sie in seinen Orden aufnehmen möchte. Die himmlische Freude, die jetzt der heilige Stephan über diesen, ihm willkommenen, von Gott ihm gesandten Besuch empfand, vermochte er, trotz des hohen Ernstes, der ihm stets beiwohnte, doch nicht in seinem Busen zu verschließen, sie drang aus seiner ahnungsvoll bewegten Brust hervor, ergoß sie aber auch sogleich in lautes Lob Gottes, in das nun auch die, indessen herbeigekommenen frommen Mönche mit eben so bewegten als dankbaren Herzen einstimmten. — Bernhard und seine Begleiter traten nun sogleich ihr Noviziat an, und zwar Bernhard mit einem Eifer und einer solchen Liebe und Selbstaufopferung, die den heiligen Abt zu den größten Erwartungen von dessen künftiger Heiligkeit berechtigten. — Mit dem Eintritte des heiligen Bernhards in das Kloster schien auch ein neuer, über alle Erwartung befruchtender Segen auf dasselbe herab gekommen zu seyn. Unter jenen Gefährten Bernhards befanden sich mehrere Glieder seiner Familie, die bekanntlich zu den edelsten und angesehensten in Burgund gehörte. Das Beispiel des jungen Bernhards und seiner Vettern lockte viele zur Nachfolge, die jetzt ebenfalls in den Orden aufgenommen zu werden baten. Die Zahl der Novizen vermehrte sich zusehends, besonders da sogar die Eifersucht und der Neid der Mönche von Clugny und anderer Klöster, zwar ohne es zu wollen, doch ebenfalls noch vieles dazu beitrugen; denn da diese jetzt die abgeschmacktesten Gerüchte über die ganz unerhörte, unnatür-

liche Lebensweise der Religiosen von Citeaux unaufhörlich verbreiteten, so reizten sie dadurch die Neugierde vieler Männer und Jünglinge, die, um dieses außerordentliche Phänomen in der Nähe zu sehen, nach Citeaux kamen, aber bald durch den Geruch der Heiligkeit, der dieses Haus erfüllte, und noch besonders von der Heiterkeit und dem himmlischen Frieden, der sich auf den Gesichtern der gottseligen Bewohnern Citeaux spiegelte, so tief gerührt wurden, daß sie größtentheils selbst um Aufnahme in das Kloster baten. Aber nun war die Zahl derjenigen, die unter die Schüler des heiligen Stephans sich aufnehmen ließen, bald so groß, daß die Räume des Klosters von Citeaux sie nicht mehr fassen konnte, und Stephan sich gezwungen sah, noch in demselben Jahre eine fromme Colonie von zwölf Mönchen zur Gründung eines neuen Klosters seines Ordens in die Diöcese von Chalons zu senden. Doch auch dieses reichte noch lange hinzu, das Begehren der vielen neuen Ankömmlinge zu befriedigen. Auch in den beiden darauf folgenden Jahren mußte Stephan wieder neue Colonien, jede stets von zwölf Mönchen und einem Abte, aussenden, so daß in dem Jahre 1117, also neunzehn Jahren nach Gründung des Ordens, das Mutterkloster von Citeaux schon vier Töchterklöster zählte, nämlich La Ferte, Pontigni, Clairvaux und Morimond. Für das Kloster von Clairvaux ordnete Stephan den heiligen Bernhard, trotz dessen großer Jugend, zum Abte; und nach Morimond sandte er als Abt einen andern, ebenfalls sehr ausgezeichneten Mönch von Citeaux, Namens Arnold, Bruder des Erzbischofs Friederich von Cöln. Aber die Abtei war eine so fruchtbare Mutter und erzeugte so viele Söhne, daß der heilige Stephan auch in den Jahren 1118 u. 19 durch mehrere, auf das neue ausgesandte Colonien, noch acht neue Klöster gründen mußte.

12. Bei diesem so schnellen Wachsthume des Or-

dens, und dessen schon ziemlich großer Verbreitung, sah der heilige Abt Stephan auch die Nothwendigkeit ein, demselben eine Grundverfassung zu geben, und alle zwölf Klöster durch Bande der Liebe und einer völligen Einförmigkeit in den Gebräuchen, Uebungen und allen Theilen der Disciplin zu einem selbstständigen Körper, dessen Haupt Citeaux seyn sollte, zu vereinigen. Mit Zuziehung einiger seiner Aebte und Religiosen entwarf also jetzt Stephan eine Verfassungsurkunde, die, in fünf Kapitel getheilt, nicht blos alle Zweige der Verwaltung dieser Klöster, deren innern Verband und Verhältniß zu dem Mutterkloster, sondern auch das ganze innere wie äußere Leben der darin wohnenden Mönche umfaßte und Alles, selbst das kleinste Detail nicht verschmähend, nach einer und derselben gemeinsamen Richtschnur ordnete und regelte. Dieser Urkunde gab Stephan den Namen: carta dilectionis, und ließ sie von allen Bischöfen bestätigen, in deren Diöcesen eines der neu errichteten Klöster lag. Die Bischöfe gaben nicht nur mit Freude ihre Bestätigung, sondern verzichteten bei dieser Gelegenheit auch auf einige ihrer bischöflichen, sich auf die in ihren Diöcesen liegenden Klöster beziehende Rechte; besonders auf das Recht der Visitation und der, in Folge derselben allenfalls beliebenden Abänderungen und Verbesserungen, so wie auch auf das Recht, bei der Wahl der Aebte den Vorsitz zu führen und die Gewählten, durch Ueberreichung des Hirtenstabes, in ihrer neuen Würde zu bestätigen. Der heilige Stephan wandte sich hierauf auch an den römischen Stuhl, um von diesem ebenfalls die Bestätigung seines Ordens zu erhalten, die ihm auch noch in demselben Jahre (1119) von dem Papst Calixt II. ertheilt ward. Dasselbe geschah auch von mehreren seiner Nachfolger, und zwar in Bullen, die für den neuen Cistercienserorden die schönsten und ehrenvollsten Zeugnisse enthielten. — Indessen trat in dem bisherigen ununter-

brochenen Wachsthum des Ordens auch jetzt noch kein Stillstand ein. Jedes Jahr wurden neue Klöster errichtet, so daß ungefähr dreißig Jahre nachher, nämlich in dem Jahre 1151, der Orden schon fünfhundert ihm angehörigen Abteien zählte. Aber eben dadurch ward das, noch in demselben Jahre gehaltene Generalordenscapitel veranlaßt, einen Beschluß zu fassen, dem zu Folge in Zukunft keine fernere Vermehrung mehr Statt haben sollte. Aber auch dieser Beschluß hatte keine Folgen. Das Zudrängen zu dem Orden war zu groß; selbst mächtige Monarchen begünstigten und beförderten dessen immer noch weitere Verbreitung, so daß noch vor Ende des zwölften Jahrhunderts, also kaum hundert Jahre nach der Gründung des Cistercienserordens, dieser sich in tausend und achthundert Abteien über alle christlichen Länder Europas verbreitete.

13. Dieses beispiellos schnelle Emporblühen und ein ganzes Jahrhundert hindurch immer zunehmende Wachsthum hatten offenbar ihren Grund blos in dem wirklichen, allgemein anerkannten Verdienst dieses, über alles Irdische erhabenen, wahrhaft Gott geweiheten Ordens, in der nie getrübten Frömmigkeit seiner Mönche, in der Heiligkeit ihres Wandels und der Strenge ihrer Bußwerke, die sie, als ein Sühnopfer für die Sünden aller Menschen, täglich dem Allmächtigen darbrachten. Nothwendig mußte sich der Geruch einer solchen Heiligkeit auch nach andern Ländern verbreiten, und nun zeigten überall Könige, Fürsten und Herren ein heißes Verlangen, von diesem neuen, in unserer heiligen Kirche, wie in einem zweiten Paradiese, gepflanzten Baume des Lebens ebenfalls in ihren Ländern Sprößlinge zu haben. Die berühmtesten der schon bestehenden Abteien mußten nun nach allen Seiten Colonien aussenden*).

*) Blos aus der Abtei von Clairvaux zogen sechzig Co-

denen man auch überall, wo sie ankamen, sogleich herrliche Klostergebäude errichtete, ihnen Grundstücke anwies und mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit für ihren Unterhalt sorgte; und so waren es nun Frömmigkeit von Seite der Mönche und Empfänglichkeit für das Höhere von Seite der Laien, was den Cisterciensern überall Klöster erbauete. — Hatte aber wirklich dieser Orden schon unter seinen ersten heiligen Gründern und Aebteneine hohe Stufe evangelischer Vollkommenheit erreicht, so behauptete er sich auch auf dieser Höhe und zwar ohne zu schwanken, beinahe ganze zwei Jahrhunderte hindurch. Auch der Cardinal Vitri, der erst in der Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts blühete, mithin ungefähr hundert und fünfzig Jahre nach Gründung des Ordens, macht in seiner abendländischen Geschichte von demselben eine Erwähnung, die uns von dessen noch immer fortwährenden Heiligkeit, die, wie der Cardinal sich ausdrückt, gleich einem himmlischen, balsamischen Duft alle Kirchen Jesu Christi erfülle, uns ganz außerordentliche Begriffe beibringen muß. Mit besonderem Wohlgefallen weilt der Cardinal bei der erstaunenswerthen, in allen den vielen Klöstern herrschenden vollkommenen Einförmigkeit in allen Gebräuchen und Uebungen, wie auch bei jenem, gewiß nicht von Menschenhänden geflochtenen Bande der Liebe, das alle diese so zahlreichen Klöster unter sich zu einem Ganzen, und dieses wieder in demselben Geiste der Liebe und Demuth mit seinem Haupte, der Mutterabtei von Citeaux, vereinige. Von der Lebensweise der Cistercienser seiner Zeit macht der Cardinal ebenfalls noch eine ziemlich umständliche Beschreibung, die den vollständigste Beweis liefert, daß dieser Orden, in diesem langen Zeitlaufe von seiner primitiven Disciplin und

lonien zur Gründung neuer Klöster aus. Es geht über allen Begriff, wie sehr man sich in allen Ländern sehnte, in irgend einem, zu dem Cisterzienser Orden gehörigen Kloster aufgenommen zu werden

Strenge auch noch nicht haarbreit abgewichen war. Zwar entstanden bald darauf einige Störungen wegen verschiedener, von einander abweichender Auslegung gewisser Statuten der Grundverfassung, die man in dem einen Klöster so und in dem andern wieder anders deutete. Um den nachtheiligen Folgen davon bei Zeiten zuvorzukommen, berief Papst Clemens IV. gegen das Ende der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die vornehmsten Aebte nebst mehreren Religiosen zu sich nach Perusa in Italien, wo er sich gerade damals aufhielt. Nachdem der heilige Vater die verschiedenen Meinungen, wie die Gründe, auf denen sie beruheten, gehört hatte, gab er darüber eine, alle Theile befriedigende Entscheidung, und um für die Zukunft ähnlichen Mißverständnissen vorzubeugen, machte der Papst an einigen Statuten verschiedene, jedoch blos den Sinn derselben nur noch deutlicher hervorhebende Abänderungen, fügte auch noch andere Zusätze hinzu, wodurch jedoch weder die Grundverfassung des Ordens noch dessen höhere Bedeutung im mindesten verletzt wurden. Die jetzt von dem Papste mit mehreren erklärenden Zusätzen verbundene Grundregel des Ordens nannte man Clementina, und Ruhe und Einigkeit wurden dadurch in sämmtlichen Abteien wieder hergestellt. Ueberhaupt stand jetzt der Orden auf dem höchsten Punkte seiner Größe, seines Glanzes und seiner Macht. Die Militärorden von Calatrava, Alcantara und Montreza in Spanien, wie auch jene von Christ und Avis in Portugal waren dem Cistercienserorden unterworfen und erhielten von demselben, in Beziehung auf ihre religiösen Widmungen und Uebungen, die nöthigen Vorschriften, und das Ansehen des Ordens war, besonders in den so eben genannten Ländern, so groß, daß nicht selten dessen wohlthätiger Einfluß sogar in wichtigen, obgleich blos weltlichen Angelegenheiten sich kund gab.

14. Aber leider näherte diese schöne Periode, in welcher der Orden so herrliche Früchte trug, sich in dem vierzehnten Jahrhundert ihrem Ende. In den meisten Klöstern in Spanien, wie in Frankreich, Italien und andern Ländern fing der bisherige Eifer an sehr merklich zu erlöschen, und immer mehr und mehr verschwand aus dem Orden der Geist seiner ersten, großen und heiligen Gründer. Den Mönchen begann die Strenge ihrer Vorschriften von jetzt an überall im höchsten Grade zu mißfallen. Man bemühete sich Dispensen zu erhalten, ließ mancherlei Milderungen eintreten, deutete die Statuten nach eigenem Sinne, oder umging völlig, was nicht gedeutet werden konnte, besonders die Gebote steten Stillschweigens und strengen Fastens. In den meisten Klöstern erlaubte man sich jetzt nicht blos den täglichen Genuß des Fleisches, sondern die Tafeln der Mönche waren nun auch oft mit einem, schon von Ueppigkeit zeugendem Ueberfluß besetzt. Nun fingen die Mönche auch an, ein Eigenthum zu haben; und fiel ihnen von irgend einem ihrer Verwandten eine Erbschaft zu, so betrachteten sie dieselbe als ein Privateigenthum, und im Besitz von Gründen, Mühlen, Höfen 2c. glaubten sie nun auch von ihren Aebten sich die Erlaubniß erbitten oder auch ertrotzen zu dürfen, ihres Besitzstandes wegen sich bisweilen auf einige Zeit aus ihrem Kloster zu entfernen. Der Unfug ging bald so weit, daß Mönche sogar Grundstücke, die der Abtei gehörten, bisweilen ganze Maierhöfe, in Pacht nahmen, und zwischen dem Abt und dem mönchischen Pächter förmliche Contracte abgeschlossen wurden. Da die Aebte selbst jetzt überall anfingen sich Manches zu erlauben, was die Ordensregel selbst sehr strenge verbot, so waren sie gezwungen, bei den, in ihren Abteien sich immer häufiger einschleichenden Mißbräuchen ein Auge zuzudrücken, bisweilen sogar dem Verderben noch völlig Thür und Thor zu öffnen. — Zwar suchten Päpste, Erzbischöfe, Bischöfe,

auch alle noch frommen Aebte und Religiosen, die den zunehmenden Verfall ihres Ordens schmerzhaft fühlten, dem eingerissenen Uebel zu steuern. Auf Befehl der Päpste wurden öfters Commissionen niedergesetzt, welche alle Klöster visitiren, die dort herrschenden Mißbräuche abschaffen und die nun nothwendig darüber gewordenen Verordnungen bekannt machen sollten. Aber alle diese Bemühungen hatten blos eine schnell vorübergehende, nie bleibende Folge. Wie tief der Orden schon gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gesunken war und wie wenig gegen das eingebrochene Verderben noch eine Remedur zu finden seyn mochte, geht am deutlichsten aus den Statuten hervor, welche ein, in der eiteln Hoffnung, eine dauerhafte Reform einzuführen, auf Befehl des Papstes in dem Jahre 1492 gehaltenes Generalcapitel zu erlassen für nothwendig fand. Eines derselben z. B. gebietet, die Klosterpforten zu der bestimmten Stunde zu schließen, damit die Mönche nicht halbe Nächte außer demselben herumschweifen könnten. Ein anderes verbietet den Mönchen den Besuch der Schauspiel- und Wirthshäuser. Ein drittes untersagt den Mönchen, in ihren Klöstern Besuche von Personen des andern Geschlechtes anzunehmen. Ein anderes rüget es an den Aebten, daß sie mit einer, einem demüthigen Ordensmanne durchaus ungeziemenden Pracht und stets glänzendem Gefolge herumzögen. Auch Kinder aus der heiligen Taufe zu heben, wodurch nur allerlei, die Mönche noch mehr zerstreuende und verweltlichende Gevatterschaften entstünden, ward ebenfalls verboten. Uebrigens wurden auch noch viele, auf die ganze Lebensweise der Mönche, ihren Tisch, ihre Kleidung, Bettung und Einrichtung ihrer Zellen sich beziehende Verordnungen gemacht, die sämmtlich als sprechende Beweise der großen Verweichlichung und völligen Entartung der damaligen Cistercienserklöster gelten können. Doch damit war auch noch nicht geholfen.

Im Gegentheil machte das Uebel immer noch größere Fortschritte, so daß endlich Monarchen und Fürsten, in deren Ländern Cistercienserklöster lagen, wie z. B. König Karl VIII. von Frankreich und Herzog Ludwig Sforza von Mailand mit Bitten in den Papst drangen, den schon zum Theil in Fäulniß übergegangenen Orden gänzlich aufzuheben, wozu aber der heilige Vater für jetzt noch keine Lust hatte.

15. Indessen hatten jedoch in den, in so vielen Ländern zerstreuten Cistercienserklöstern noch lange nicht alle vor dem Götzen der Welt, dem ihr Orden jetzt größtentheils huldigte, das Knie gebeugt. Ueberall gab es noch viele, die, von ächt klösterlichem Geiste beseelt, auch nach einer solchen Richtschnur zu leben wünschten, daher nach und nach anfingen, sich von dem alten verdorrten Stamme loszureissen, unter dem Schutze der Fürsten, in deren Gebieten ihre Klöster lagen, eigene Genossenschaften bildeten, die sie Congregationen nannten, und diesen ganz neue, von ihrer bisherigen Verfassung abweichende Einrichtungen und Statuten gaben, auch bald, da die Veranlassung dazu dringend und der Zweck edel und schön war, von dem römischen Stuhle, besonders da Könige und Fürsten sich für sie sehr thätig verwendeten, die päpstliche Bestättigung erhielten. Die Mönche dieser neuen klösterlichen Genossenschaften nannten sich zwar anfänglich immer noch Cistercienser, jedoch stets mit Beifügung der Congregation, der sie angehörten: Z. B. Cisterzienser von der Congregation des heiligen Bernhards, in Frankreich und Spanien Congregation von der strengen Observanz, in Italien ganz einfach Bernhardiner genannt; ferner Cistercienser von der Congregation des Feuillans, oder von La Trappe ꝛc. Dieser Gebrauch hörte jedoch zuletzt völlig auf. Man nannte sie überall ohne allen Beisatz Bernhardiner, Feuillans, Trappisten ꝛc., und da endlich

mehrere dieser Congregationen mit dem Cistercienserorden außer aller Verbindung kamen, dabei eine ganz andere Verfassung hatten, so wurden sie auch als eigene selbstständige Orden betrachtet, wovon jeder nur unter dem, aus allen Aebten seines Ordens zusammengesetzten Generalcapitel stand, das vorschriftsmäßig jedes Jahr zu einer bestimmten Zeit gehalten werden mußte, alle gemeinsamen Angelegenheiten des Ordens leitete und über dessen sämmtliche Abteien die oberste Aufsicht führte. — Zu allen diesen Reformen hatte Spanien die Losung gegeben und den Anfang gemacht, und seinem Beispiele war nun bald auch in andern Ländern gefolgt worden*).

16. Unter diesen verschiedenen, aus dem Cistercienserorden hervorgegangenen neuen religiösen Genossenschaften verdient unstreitig, mehr als die übrigen, der Orden der Trappisten ganz vorzüglich unsere Aufmerksamkeit. Der Stifter dieser Congregation war der berühmte Abbé de Rancé aus einer sehr alten adeligen Familie aus Frankreich; ein Mann von hohem Geiste und ungemeinem Verstande, und dabei von der Natur mit allen jenen Eigenschaften begabt, die ihn zu einem vorzüglichen Liebling der Welt machen konnten. Demun-

*) Dergleichen Congregationen entstanden noch eine Menge in der Folge. Selbst mehrere Aebte von Citeaux, die man als die Generale des Cistercienserordens betrachten kann, begünstigten und beförderten oft die Bildung solcher neuen Genossenschaften, besonders in jenen ihrer Klöster, in denen das Bedürfniß einer durchgreifenden Reform mit jedem Tage dringender und schreiender ward. Nur dagegen setzten sie sich, wenn diese neuen Schöpfungen sich ihrer Jurisdiction entziehen wollten; dieß suchten sie aus allen ihren Kräften zu verhindern, welches ihnen doch nicht immer gelang, indem selbst Päpste verschiedene dieser Congregationen von der Jurisdiction des Abtes von Citeaux eximirten.

geachtet trat er frühzeitig in den geistlichen Stand, stieg schnell zu den höhern kirchlichen Würden empor, sah sich in kurzer Zeit im Besitz von vier Abteien und zwei Prioraten, ward endlich Almosenier des Herzogs von Orleans und zeichnete sich auf dem, in dem Jahre 1655 in Paris gehaltenen französischen Nationalconcilium, als Deputirter der zweiten Ordnung auf sehr glänzende Weise aus. — Wäre Rancé in dem Laienstande geblieben, so würde sein Wandel wenigstens in den Augen der Welt völlig tadellos gewesen seyn. Aber seine große Prachtliebe, der ungeheuere Aufwand, den er machte und seine Liebe zu allen Freuden des geselligen Lebens waren offenbar höchst ungeziemend für einen Priester; und da er in den höhern Cirkeln der vornehmen Welt allgemein geliebt und gesucht war, so gerieth er nach und nach in einen solchen Wirbel von Zerstreuungen, unter welchen nothwendig bald aller Geist des Priesterthums in ihm hätte erlöschen müssen. Aber gerade jetzt, da er schon weit mehr der Welt als der Kirche angehörte, und das, in der priesterlichen Weihe ihm aufgedrückte Gepräge beinahe schon völlig erloschen schien, traf ihn plötzlich ein Strahl jener höhern Gnade, welche oft in einem Augenblicke den ganzen Menschen umzuwandeln vermag. Die Binde fiel ihm jetzt von den Augen. Sein erwachtes Gewissen sagte ihm, daß der schöne, breite, mit Rosen bestreute Weg, auf dem er bisher gewandelt, nicht durch die enge Pforte führe, und er erschrack nun bei dem Anblicke des Abgrundes, dessen Rande er sich schon so sehr genähert habe. Aber den Wirkungen göttlicher Gnade verschloß nun auch Rancé nicht sein von Natur aus frommes Herz. Ohne zu zögern beschloß er, nicht nur sein Leben völlig zu ändern, sondern auch das, durch sein bisheriges Betragen gegebene Aergerniß auf der Stelle wieder gut zu machen. Er fing also sogleich damit an, daß er sein ganzes, sehr beträchtliches, väterliches Erbe verkaufte,

die eine Hälfte davon den Armen schenkte und die andere zu lauter heilsamen, gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken verwandte. Er begab sich hierauf aller seiner Pfründen, Abteien und Priorate, blos bis auf die Abtei La Trappe, welche er behielt, um in derselben, von der Welt völlig vergessen, ein wahrhaft büßendes Leben zu führen. Davon suchten nun alle seine Freunde, ja selbst der Hof ihn abzuhalten, indem man ihm sogar die Coadjutorsstelle des Erzbisthums von Tours anbot. Aber Rancé blieb unerschütterlich bei seinem Vorsatze, zog sich nach Persaigne zurück, nahm dort das Klostergewand und legte einige Tage darauf die feierlichen Klostergelübde ab. Er begab sich hierauf nach seiner Abtei La Trappe, fest entschlossen, in dieser, aus der ebenfalls der wahre klösterliche Geist längst schon entflohen war, die Regel des heiligen Benedicts nach deren ganzen, ja wohl noch größern Strenge wieder einzuführen. Aber unsäglich waren jetzt die Schwierigkeiten, die er zu überwinden, die Kämpfe, die er zu kämpfen hatte. Ueberall nur erkaltete Herzen, erloschener Eifer, Widerspruch und Tadel, selbst von Prälaten und angesehenen Männern, die ihn einer übertriebenen Strenge beschuldigten. Aber auf seinen Bemühungen ruhete der Segen von Oben. Mehrere der Mönche hörten endlich auf die ermahnende und bittende Stimme ihres frommen Abtes, und die Folge davon war eine völlige Umänderung ihres innern Menschen. Auch kamen bald manche fromme Seelen nach La Trappe, wünschten den Schülern des gottseligen Rancé beigesellt zu werden und baten um Aufnahme in das Kloster, und alle ehemaligen Mönche der Abtei, die von keiner Reform etwas hören wollten, weil deren Strenge zu ertragen sie sich zu schwach fühlten, baten und erhielten die Erlaubniß, sich in andere Klöster zu begeben.

17. War die Anzahl der Religiosen in La Trappe

schon vor der, dort jetzt eingeführten Reform ziemlich beträchtlich gewesen, so nahm dieselbe jetzt beinahe täglich noch zu*). Das Kloster war jetzt wieder der stille Wohnsitz ächter Frömmigkeit, heiligen Verlangens nach Gott, und eines, von allen irdischen Begierden völlig entfesselten, wahrhaft englischen Lebens. Verschiedene gleichzeitige Geschichtschreiber machen von der Lebens- und Tagesordnung der frommen Bewohner von La Trappe folgende Beschreibung: „Die Regel der Trappisten ist weit strenger als die irgend eines andern Ordens, besonders das Fastengebot, das sich beinahe auf den größten Theil des Jahres erstreckt. An den Fasttagen, deren es bei ihnen eine Menge gibt, erhalten sie des Mittags nur ein Stück schwarzes Brod nebst einigen blos mit Salz zubereiteten Kräutern, und ihre Abendscollation besteht an solchen Tagen nur aus zwei Unzen trocknen Brods. An den übrigen Tagen erhalten sie zu ihrem Mittagsessen eine Speise Kräuter, eine Portion Gemüse oder Wurzeln und zum Nachtische ein paar Rettige oder Nüsse und des Abends eine Unze Brod mehr als an den Fasttagen. Fleischspeisen sind aus dem Kloster verbannd; nicht einmal Eier oder Fische dürfen sie essen, und Milch und Käse werden ihnen nur bisweilen und zwar sehr selten gereicht. An großen Fest- und feierlichen Tagen, wie auch in der österlichen Zeit erhalten sie des Abends zu ihren drei Unzen Brod auch noch ein wenig Käse oder Salat. Ihr gewöhnlicher Trank besteht in Aepfelwein oder Bier, das ihnen jedoch nur in sehr mäßiger Quantität gereicht wird. — Sie leben in gänzlicher Abgestorbenheit von der Welt. — Wenn daher ein Religios die Gelübde ablegen will, muß er vorher an seine Familie schreiben

*) Die Abtei La Trappe lag in der ehemaligen Provinz Perche, in einer, von allen Seiten von dichten Waldungen umgebenen Einöde.

und allen seinen Gütern auf immer entsagen. Nach Ablegung der Gelübde hören auch alle seine Verbindungen mit Freunden und Verwandten auf, selbst mit jenen, an die ihn bisher die sanftesten Bande der Natur und des Blutes geknüpft hatten; und nur wenn er für sie beten will, darf er sich ihrer noch erinnern. Wenn der Abt den Tod eines Verwandten Eines seiner Mönche erfährt, befiehlt er ihn in das Gebet der Klostergemeinde einzuschließen, jedoch ohne den Namen desselben zu nennen. Er sagt blos: der Vater oder die Mutter eines Religiosen sey gestorben, so daß der, den ein solcher Todesfall betrifft, nie davon Kunde erhält. Unter sich beobachten sie das strengste Stillschweigen. Sie reden nur mit ihren Obern, wenn diese es ihnen gebieten, mit deren Erlaubniß sie auch mit Fremden sprechen dürfen. Kommen Fremde an das Kloster, so öffnet ihnen der Pförtner mit einer anständigen Verbeugung die Thüre, führt sie schweigend in die an die Kirche stoßende Kapelle. Nachdem sie hier ihr Gebet verrichtet haben, begleitet er sie in das Ansprachzimmer, wo er ihnen, nach Vorlesung einer passenden Stelle aus einem Andachtsbuche, das Stillschweigen anempfiehlt, sie demüthig bittend, nichts zu thun oder zu reden, was den Charakter eines, blos Gott, dem Gebete und der Betrachtung geweiheten Hauses verletzten könnte. Auch die, welche hierauf die Gäste bewirthen müssen, reden nie, oder nur dann wenn nothgedrungen. Die Augen halten sie alle stets niedergeschlagen, blicken daher auch nie die Fremden an, wenn sie aber an ihnen vorübergehen, begrüßen sie dieselben mit einer tiefen Verbeugung. Was die Fremden am meisten an ihnen bewunderten, war deren tiefe ungeheuchelte Demuth. Hört man die, welchen es einen Augenblick zu sprechen erlaubt ist, so sind sie alle nur große verwerfliche Sünder, und keiner ließ je noch auch nur ein Wort zum Lobe ihres Klosters fallen. Wenn sie beisammen sind, geben

sie sich einander ihre Gedanken blos durch Zeichen zu erkennen. Befinden sie sich in dem Wärmesaale, so stehen sie stets in einiger Entfernung von dem Feuer, treten auch bald wieder ab, um einem andern ihrer Brüder Platz zu machen. Einige Stunden des Tages sind der Arbeit in ihrem Garten bestimmt, den sie umgraben, bepflanzen, Dünger hineintragen, das Gras dörren rc. Aber ganz besonders bemerkenswerth ist die stete Geistessammlung, die sie bei keinem ihrer Tagesgeschäfte verläßt, sey es bei der Arbeit, oder im Speisesaale, oder wenn sie fremde Gäste bedienen, oder wenn sie sonst beisammen sind, und am allerwenigsten in der Kirche und bei dem Chorgebet, wo das Gefühl ihrer Körperlichkeit völlig erstorben zu seyn scheint. Wenn sich einer auch nur des kleinsten Versehens bewußt ist, so klagt er sich selbst öffentlich im Kapitel an, und die mindeste Nachlässigkeit, die kleinste selbst unwillkürliche Zerstreuung wird stets sehr hart bestraft. Auch sie selbst werden oft von ihren Obern mit anscheinender Härte behandelt, blos um sie immer noch mehr in der Demuth und Geduld zu üben. Fühlt ein schwer krank darnieder liegender Bruder sich dem Tode nahe, so wird er in die Kirche getragen, wo er, auf Asche liegend, die heiligen Sterbsacramente empfängt und in dieser Lage liegen bleibt, bis er den Geist aufgibt. — Trotz diesem so strenge büßenden Leben strahlt doch eine bewundernswerthe Heiterkeit auf dem Antlitz eines jeden dieser frommen Einsiedler *). Als ungefähr zwei Jahre

---

*) Dieß erzählt und bezeuget der sehr verständige, rühmlichst bekannte Abbé von Perieres, der, als Visitator mehrerer Klöster, sich auch in La Trappe einige Zeit aufhielt. „Es scheint," setzt der Abbé hinzu, „daß mit der Strenge der Bußübungen auch die Freudigkeit dieser frommen Mönche zunehme." Dieß kann freilich der sinnliche Mensch nicht begreifen. Aber eine lange, allgemein gemachte Erfahrung, zu der das

nach Entstehung der Congregation der Trappisten, mehrere angesehene Personen, Geistlichen und Laien, welche die in La Trappe eingeführte Regel für zu strenge hielten, sich gegen den gottseligen Abt Rancé erhoben und sehr ernst und dringend ihn ermahnten, eine, wie sie wähnten, durchaus nothwendige Milderung eintreten zu lassen, ließ der Abt sämmtliche Mönche zusammenberufen, machte ihnen bekannt, was man von ihm fordere, und fragte sie um ihre Meinung. Wie mit einer

---

Leben aller heiligen Einsiedler in allen Jahrhunderten die Belege liefert, lehrt, daß, je mehr man dem Körper selbst an dessen nothwendigen Bedürfnissen entziehe, der Geist stets dadurch desto mehr an Kraft und Stärke gewinne, und durch seinen, von niemand noch geleugneten, mächtigen Einfluß auf den Körper, auch diesen lange Zeit in seiner vollen Kraft erhält. Wenn aber übrigens auch das Leben eines solchen, durch die schwersten Bußübungen und die größten Entbehrungen völlig abgezehrten, frommen Mönchs nicht immer gerade auch die, dem Laufe der Natur nach, dem Menschen gewöhnlich gesetzte Grenze erreichte, so macht das demselben nicht die geringste Bekümmerniß; denn ihm ist es nicht darum zu thun, lange, sondern blos recht fromm zu leben, und ein, nur wenige Jahre dauerndes, aber ausschließlich Gott und der Ewigkeit geweihetes Leben hat ungleich mehr Werth für ihn, als selbst ein hundertjähriges, aber nothwendig größtentheils im Dienste der sinnlichen Natur zugebrachtes Leben. — Nach vollbrachter Arbeit sich mit Speise zu laben und durch Trank zu erquicken ist dem Menschen ein willkommenes Bedürfniß, dessen Befriedigung, besonders weil gewöhnlich mit körperlicher und geistiger Ruhe verbunden, ihm einen höchst angenehmen Genuß gewährt. Aber für den, nicht blos der Welt, sondern auch sich Selbst völlig abgestorbenen Einsiedler oder Mönch ist es eine unerträgliche Last, und nur mit dem größten Widerwillen befriediget er eine Forderung der Natur, die ihn jedesmal an seine Hinfälligkeit erinnert und die Schwingen seines Geistes in dem Körper gebunden hält.

Stimme baten sie alle ihren heiligen Abt, solchen Einflüsterungen ja kein Gehör zu geben; sie wären alle vollkommen zufrieden, innerhalb der engen Mauern ihres Klosters öffne sich ihnen ein unübersehbares Gefilde himmlischer Freuden, von denen die Welt nichts ahnete; und wenn daher dennoch an ihrer Lebensweise eine Aenderung sollte gemacht werden, so würde ihnen eine Schärfung der Strenge ihrer Regel weit willkommener als eine Milderung derselben seyn*).

---

*) Aus Altersschwäche, und völlig entkräftet, legte Rancé, einige Jahre vor seinem Tode, sein Amt nieder. Sein Nachfolger erregte Spaltung und Unfrieden, ward daher aus dem Kloster entfernt und Jaques de la Tour, den der König zum Abt von La Trappe ernannte, wandelte beharrlich auf der von dem gottseligen Stifter vorgezeichneten Bahn fort. Rancé starb in dem Jahre 1700, und die von ihm gestiftete Congregation (Trappistenorden) erhielt sich bis auf den heutigen Tag in ihrer primitiven Reinheit, Strenge und Disciplin. Dieser Orden verbreitete seine Zweige auch außerhalb Frankreichs, über Spanien, Italien und Deutschland. In den beiden erstern Reichen zählte man fünfzehn bis zwanzig Trappistenklöster. In Deutschland gab es nur zwei. Wahrscheinlich wird sich in Spanien, während der langen, anfänglich für Klöster und die Geistlichkeit überhaupt so grausamen Revolutionsjahren die Zahl dieser Klöster sehr vermindert haben. Nach der letzten, im Jahre 1830 vollbrachten französischen Thronrevolution, wanderten auch die Trappisten, die seit der Restauration in einem Kloster beisammen wohnten, wieder aus Frankreich aus und gingen in die Schweiz. — Ob die beiden, noch im Anfange gegenwärtigen Jahrhunderts in Deutschland bestandenen Trapistenklöster auch jetzt noch vorhanden, oder ebenfalls verschwunden sind, können wir nicht mit Bestimmtheit angeben, haben aber gute Gründe, das Letztere zu vermuthen. Das vornehmste Kloster des Trappistenordens ist jetzt jenes von Buon Solasso bei Florenz. Es wurde durch eine Colonie von achtzehn Mönchen aus La Trappe gegründet. Neben den Trappisten gab es auch Trappistin-

nen. Clairet, ein Kloster Cistercienser Klosterfrauen, war eine Tochter von La Trappe, gehörte also dieser Abtei zu; und der fromme Abt Rancé ruhete und rastete nun nicht, bis er auch diese Klosterfrauen für sich gewonnen und unter ihnen auch seine neue Reform, und zwar nach der strengsten Observanz, eingeführt hatte, die jedoch blos auf das Kloster von Clairet beschränkt blieb. — Schließlich müssen wir noch eines Ereignisses, das wir anfänglich, jedoch aus nicht sehr erheblichen Gründen, mit Stillschweigen übergehen zu müssen glaubten, jetzt noch in wenigen Worten erwähnen, indem es zur völligen Bekehrung Rancé's ungemein viel beitrug, zudem auch auf die wunderbaren, geheimnißvollen Wege hindeutet, auf denen oft Gott die Seinigen zu führen sie würdiget. — Der noch junge, in dem Besitze mehrerer reicher Abteien und Priorate höchst lebenslustige, und selbst an dem französischen Hofe keine unbedeutende Rolle spielende Abbé Rancé stand auch in den vertrautesten Verhältnissen mit der bezaubernd schönen Herzogin von Monbazon. Diese pflegte jedes Jahr des Sommers einige Wochen auf einem ihrer Landsitze zuzubringen. Aber nun geschah es einmal, daß sie während ihres ländlichen Aufenthaltes von den Pocken und zwar von der bösartigsten Art, befallen ward. Darüber beunruhigte sich anfänglich Rancé nicht sehr, in der festen Ueberzeugung: die Krankheit werde ihren gewöhnlichen Gang gehen und in einigen Wochen vorüber seyn. Als er aber bald darauf Nachricht erhielt, der Zustand der Kranken habe sich ungemein verschlimmert und man zweifele schon sehr an ihrem Aufkommen, flog er, auf Flügeln der Liebe oder Freundschaft getragen, nach dem Landsitze der Herzogin. Als er ankam, fand er die Wohnung wie verödet. Er traf in dem Schloßhofe niemand an, der ihn hätte melden können. Ohne sich lange zu bedenken, stieg er also die Wendeltreppe hinauf, trat an das Gemach der Herzogin und öffnete leise die Thüre. Aber Schrecken, Grausen und Erstarren ergriffen ihn jetzt, als ihm beim Eintreten der abgeschnittene, einst so schöne, aber durch die Krankheit bis zum Scheusale entstellte Kopf der Herzogin auf einem Gueridon entgegen

18. Auch die Congregation der Feuillans, gegründet von Johann de la Barriere *), Abt von Notre-Dame des Feuillans, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, verdient noch eine Erwähnung. Ihre Regel blieb an Strenge hinter jener der Trappisten nicht zurück **), und in ihr lebte ebenfalls der Geist früherer heiliger Ordensstifter auf das neue wieder auf; auch gingen große und heilige Männer aus ihr hervor, wie z. B. der eben so gottselige, gelehrte und geistvolle Cardinal Bona ***). — Ueberhaupt bildeten sich,

grinzte. Man hatte den bleiernen Sarg zu kurz gemacht, und damit die Leiche darin Platz fände, ihr den Kopf abgeschnitten. — Von Schrecken gänzlich betäubt, verließ Rancé das Schloß und eilte, ohne rückwärts zu schauen, nach Paris zurück. Aber nun hatte auch die Gnade Gottes vollkommen in ihm gesiegt, und der bisher blos der Welt und ihren Freuden und Herrlichkeiten fröhnende Rancé ward nun ein büßender heiliger Bekenner.

*) De la Barriere gehörte demselben alten, adelichen Geschlechte an, dem ungefähr hundert Jahre nachher auch einer von Frankreichs größten Feldherren, nämlich der berühmte Vicomte Türenne, entsproßte.

**) In verschiedenen Punkten war dieselbe sogar noch strenger, als jene der Trappisten. So z. B. gingen die Feuillans baarfuß, ohne Sandalen, hatten auch keine Kopfbedeckung. Ihre, ihnen äußerst sparsam zugetheilte Nahrung mußten sie knieend auf dem Boden zu sich nehmen, und dabei aus Hirnschädeln trinken. Der Genuß der Eier, der Butter und des Oels war ihnen untersagt, sogar des Salzes durften sie sich nicht bedienen; und ihre ganze Kost bestand blos aus Kräutern in Wasser gekocht, und einem, beinahe ungenießbaren, mit Kleien vermischten Gerstenbrode.

***) Der Orden der Feuillans verbreitete sich schnell auch nach Italien, und hatte schon zu Lebzeiten seines Stifters mehrere Klöster in dem Piemontesischen, und die Anzahl der Feuillantenklöster nahm in Italien so sehr zu, daß Papst Urban VIII., also kaum ein halbes Jahrhundert nach Entstehung des Ordens, die italienischen

wie wir schon bemerkt, bei der völlig und selbst in ihren Grundprincipien veränderten Verfassung der Cistercienser

---

Feuillans von den französischen trennte, und zwei von einander unabhängige Congregationen daraus bildete. Die italienischen Feuillans wurden in Italien Bernhardiner genannt. Beide Congregationen änderten nun ihre Statuten, die ohnehin schon Papst Clemens VIII. um vieles gemildert hatte. An Strenge der Disciplin und Lebensweise standen von jetzt an die Feuillans den Trappisten weit nach. — Aber der edle Stifter des Ordens, der gottselige Johann de la Barriere hatte in seinem Leben sehr vieles zu dulden. Gleich im Anfange, als er seine Reform in seiner Abtei einführen wollte, liefen alle seine Mönche auf einen Tag davon. Barriere blieb ganz allein in seinem Kloster, und führte etliche Jahre ein ungemein strenges asketisches Leben. Endlich gesellten sich wieder einige Mönche zu ihm, welchen bald wieder noch mehrere folgten, mit denen er nun seine strenge Reform begann und glücklich durchführte. Aber Barriere hielt sich mit unerschütterlicher Treue zu seinem rechtmäßigen König, Heinrich III., und machte aus seinem gerechten Unwillen gegen die aufrührerische Ligue kein Geheimniß. Aber dieß zog ihm, nach dem Tode König Heinrichs, der bekanntlich von Jacob Clement ermordet ward, selbst von den Religiosen seines eigenen Ordens, die sich größten Theils zu den Liguisten hielten, die wüthendsten Verfolgungen zu. Das größte Geschrei erhoben die Feuillans in Italien, besonders jene in Turin, die es endlich dahin brachten, daß Barriere vor das Inquisitionsgericht in Rom geladen ward. Da er dem Inquisitionsrichter, einem Dominicaner, auf alle von demselben an ihn gerichtete Fragen stets nur antwortete: „Ich weiß, daß ich ein armer Sünder bin," so ward er seiner Würde als Abt entsetzt, durfte nicht mehr Messe lesen, und erhielt den Befehl, sich jeden Monat vor der Inquisition zu stellen. Verkannt, geschmähet, entehrt und alles Trostes, außer jenem, den sein eigenes reines Bewußtseyn ihm gewährte, völlig beraubt, lebte nun Barriere, ohne je auch nur einen Laut der Klage hören zu lassen, einige Jahre in einem Kloster zu Rom. Aber endlich ward auf Befehl Clemens VIII., der von dem Jahre

noch eine Menge anderer frommer Genossenschaften, die, weil selbstständig und für sich bestehend, als eben so viele neue Orden können betrachtet werden. Aber in das Detail ihrer Geschichte sich hier einzulassen: dieß würde die Grenzen unseres Vorhabens überschreiten, auch der Raum eines ganzen Bandes nicht dazu hinreichen. Indessen liefert die Entstehung aller dieser Congregationen doch den sprechenden Beweis, daß der Cistercienserorden, selbst in den Zeiten seines tiefsten Verfalles, noch einen kräftigen, fruchtbaren Samen in sich trug, der nach und nach, von frommen Händen mit Weisheit ausgestreuet, schnell hervorsproßte, sich über viele Länder verbreitete und überall die schönsten Früchte für Zeit und Ewigkeit hervorbrachte. Neben diesen vielen, aus den Lenden des Cistercienserordens hervorgegangenen Congregationen, hatte doch der alte Stamm noch immer seinen Fortbestand. Da man nämlich einsah, daß es durchaus unthunlich, ja völlig unmöglich sey, in den Klöstern desselben die alte so strenge büßende Lebensweise wieder einzuführen, so ließen Päpste, Bischöfe, auch einsichtsvolle Aebte es geschehen, daß die ehemalige, dem Scheine nach die Kräfte des Menschen überstei-

---

1592 bis 1605 regierte, der Proceß des Johann de la Barriere revidirt. Jetzt kam die Unschuld des frommen und demüthigen Dulders an Tag, er ward daher von aller und jeder Anklage freigesprochen und in seiner vorigen Würde wieder hergestellt. Aber Barriere überlebte nicht lange seinen Triumph, und starb schon am Ende desselben Jahres 1600 in seinem Kloster zu St. Bernhard in Rom. — Die Feuillans, die den edeln Stifter ihres Ordens während seinem Leben so sehr verfolgt hatten, wünschten nun mit Sehnsucht einen Partikel seines Körpes als eine heilige Reliquie zu erhalten. Um ihrem Verlangen Genüge zu leisten, ward der Körper in mehrere Theile zerstückt, und diese verschiedenen Klöstern in Italien und Frankreich geschenkt. Das Haupt erhielten die Feuillans in Paris.

gende Strenge nun einer, aber ebenfalls wieder auf das höchste getriebenen Milde Platz machen mußte. Was man früher für grobe Mißbräuche hielt, hörte nun auf Mißbrauch zu seyn, und ward bestehende Regel. Da aber eben dadurch jetzt auch den Mönchen aller Stoff zu Unruhen, Mißmuth und Klagen benommen ward, so kehrten nun auch wieder Ruhe, Zufriedenheit und Gehorsam gegen die Obern in die Cistercienserklöster zurück. Diese waren zwar nun keine eigentlichen Bußanstalten mehr, aber doch fromme, der Kirche keine Unehre bringende Institute, deren stille und bescheidene Bewohner zwar ein völlig sorgenfreies, keiner Entbehrung unterliegendes, wahrhaft bequemes Leben führten, aber doch durch verschiedene fromme Uebungen und Widmungen, denen sie sich hingaben, die Welt erbauten, durch den wohlthätigen Gebrauch, den sie von ihren Reichthümern machten, überall Stützen der leidenden Menschheit wurden, und nicht selten über ihre ganze Umgegend sehr großen, selbst materiellen Segen verbreiteten. Von seiner ehemaligen Höhe war zwar der Orden herabgesunken, aber demungeachtet stand er doch stets noch auch bei der Welt, besonders in Frankreich, in großem Ansehen. Seinen Besitzstand schützten die Parlamente mit dem größten Nachdruck; und als man dem Abte von Citeaux seine Eigenschaft als Oberhaupt oder General des ganzen Ordens streitig machen wollte, ward er durch einen besondern, in dem königlichen Geheimen Rath in Paris einstimmig gefaßten Beschluß in dieser Würde bestätiget. Zudem war auch der jedesmalige Abt von Citeaux erstes Parlamentsglied von Dijon und geborner Landstand bei den Provinzialständen von Burgund, und bei dieser ehrenvollen Verfassung blieb der Orden, wenigstens in Frankreich bis zu der, gleich einem Meeresungeheuer alles verschlingenden französischen Staatsumwälzung.

19. Sehr frühzeitig, und bald nach Gründung des Cistercienserordens entstand auch der Orden der Cistercienserinnen. Die Stifterin desselben soll die heilige Humbelina, Schwester des heiligen Bernhards, gewesen seyn. Andere schreiben wieder Andern, besonders einigen sehr frommen Aebten die Gründung dieses weiblichen Ordens zu. Die Richtschnur, der man in den Klöstern der Cistercienserinnen folgte, war dieselbe, die auch in den Mannesklöstern dieses Ordens befolgt ward, und ohne alle Rücksicht auf die größere Zartheit des weiblichen Geschlechts, war die Strenge der Lebensweise dieser Nonnen durchaus die nämliche. Aber eben so schnell war auch das Aufblühen und eben so weit auch die Verbreitung dieses weiblichen Ordens; denn schon nach wenigen Jahrzehnten erstreckten sich seine Zweige über alle christliche Länder. Ueberall erhoben sich geräumige, selbst prachtvolle Klostergebäude, um die vielen, sich Gott weihenden Frauen und Jungfrauen aufzunehmen, die in den neuen Orden zu treten verlangten; und da bekanntlich das Herz des zärtern Geschlechts weit williger den sanften Gefühlen der Andacht sich öffnet, viel tiefer und inniger von glühender Liebe zu seinem göttlichen Erlöser entzündet wird, und überhaupt für alles Höhere, Mystische, Göttliche weit empfänglicher ist; so überstieg auch bald die Zahl der Frauenklöster wie deren frommen Bewohnerinnen sehr bedeutend jene der Mannsklöster*) dieses Ordens und der

*) Zur Zeit seiner höchsten Blüthe zählte man mehr als 6000 solcher Frauenklöster, die mit ihren ungeheuern Besitzungen an Grundstücken, Capitalien und Unterthanen, an Macht und Umfang ein kleines Königreich überbieten konnten. Auch in Deutschland hatte dieser weibliche Orden eine Menge Klöster und Abteien, wovon viele, wie z. B. die Abteien von Heggenbach, Guttenzell, Burscheid, Birkenfeld, Corneliberg und noch viele andere sogar reichsfürstliche Würde erhielten.

der darin lebenden Mönche. Besonders war in den ersten Zeiten der Zudrang ganz außerordentlich. Königinnen stiegen von ihren Thronen herab, und Töchter und Schwestern großer mächtiger Monarchen legten ihre Diademe nieder und hüllten sich in das demüthige Gewand einer büßenden Cistercienserin *); kurz, die Paläste der Könige wie die Hütten der Dürftigen lieferten Candidatinnen, die alle, weil getrieben durch höhern Beruf, auch stets ohne Unterschied mit gleicher Liebe aufgenommen wurden. — Jahrhunderte hindurch war dieser weibliche religiöse Orden der Kirche Trost und Freude. Der Glanz der Tugenden seiner edlen Schülerinnen leuchtete in allen Ländern, besonders in Spanien und Frankreich, und ihre Klöster waren wahrhaft begeisternde Wohnsitze der Welt völlig entfremdeter, beschauender, heiliger weiblicher Naturen, in die der höhere Strahl göttlicher Liebe immer tiefer und verzehrender eindrang, so daß aus ihrer Mitte eine lange Reihe großer, nach ihrem Tode heilig gesprochener Frauen und Jungfrauen hervorging, die auch jetzt noch an dem, von der Sonne ewiger Gerechtigkeit erleuchteten Himmel unserer heiligen Kirche, als Sterne erster Größe glänzen.

20. Aber leider ging auch diese schöne Periode vorüber, und lebt nur noch in den beseligenden Erinnerungen an jene glückliche, begeisternde Vergangenheit. Als

---

*) So Sancha, die Tochter des Königes von Arragonien; Constanza, die Tochter des Königes Alphons VIII. von Castilien, und noch viele andere von königlichem Geblüte. Die Abtei Las Huelgas de Burgos hatte lange Zeit, und zwar ununterbrochen, zu seinen Aebtissinnen blos Prinzessinnen aus den spanischen Königshäusern. — In dem Kloster der Cistercienserinnen von Trebnitz in Schlesien hatten nach und nach mehr als vierzig polnische Prinzessinnen den Schleier genommen.

der Cistercienserorden in Verfall gerieth, nahm auch jener der Cistercienserinnen daran Antheil, und sank nun eben so schnell, als er sich erhoben hatte; und je mehr ehemals die frommen Schülerinnen und Töchter der heiligen Humbeline an Andacht und glühendem Eifer die männlichen Religiosen des Ordens übertrafen, um so grösser und verwüstender war nun auch das Verderben, das in die meisten ihrer Klöster drang. Bald unterschieden sich die Klosterfrauen blos noch durch das Gewand, das sie trugen, von der Welt, der sie doch völlig abgestorben hätten seyn sollen. Die ehemals so strenge Clausur ward aufgehoben. Die Nonnen gingen aus, so oft sie wollten, statteten Besuche ab wem sie wollten, und kehrten nur in das Kloster wieder zurück, wenn es ihnen beliebte. Sogar von Personen männlichen Geschlechtes wurden jetzt ohne Unterschied Besuche, und gewöhnlich sehr häufige Besuche in den Klöstern angenommen. Was diese Klosterfrauen völlig verweltlichte, war, daß sie Eigenthum besaßen, oft sogar verhältnißmäßig reich waren. Diese unterhielten sich nun eigene, blos zum Dienste um ihre Personen bestimmte männliche Bedienten, die, um stets in der Nähe ihrer Herrschaft zu seyn, ebenfalls in dem Kloster ihre Wohnungen hatten. Die ehemaligen einsamen, dem Gebete und der Betrachtung geweiheten klösterlichen Zellen waren nun in reich ausgeschmückte Appartements verwandelt, vollkommen ähnlich jenen sogenannten eleganten Boudoirs junger, lebenslustiger, leichtsinniger Weltfrauen. Man erblickte darin nichts als Seide, Damast, Vergoldungen und die kostbarsten Möbeln; und die thörichten Klosterfrauen, noch thörichter als die sieben thörichten Jungfrauen im Evangelium, wetteiferten sogar mit einander, welche die meiste Pracht in ihrer Zelle zur Schau stellen könnte. Da überdieß diese Frauenklöster oder Abteien größtentheils reich waren, und einen großen Besitzstand an zahlreichen Viehheerden, Wiesen,

Aeckern, Waldungen, kurz ein ungeheuer großes Oeconomiewesen hatten, wozu wieder eine Menge männlicher Dienstboten nothwendig war, und diese nun größtentheils ebenfalls in dem Kloster wohnten, so hatte dieses vollkommen das Ansehen eines großen Maierhofes, in dem von Frühe des Morgens bis zur sinkenden Nacht das regsamste Leben und die geräuschvollste Thätigkeit herrschten. Da diese Unordnungen, wie es in der Natur der Sache liegt, immer größer wurden, so hatten sie auch endlich dieselben Folgen, wie in den Mannsklöstern der Cistercienser. Das Bedürfniß einer durchgreifenden Reform ward nämlich so dringend, daß man es, wenn man nicht die meisten dieser Klöster völlig aufheben wollte, nicht länger mehr beseitigen konnte. Zum Glück weckte nun auch Gott mehrere heilige Frauen und Jungfrauen, die das mit so vielen Schwierigkeiten verbundene Geschäft einer Reform übernahmen. Diese fanden nun stets in den Klöstern, in die sie getreten waren, einige mit ihnen gleichgestimmte Seelen, die sich sogleich zu ihnen gesellten, und wenn die Mehrzahl der übrigen Schwestern durchaus von keiner Reform etwas hören wollten, ein solches Kloster verließen, eine andere Wohnung suchten und fanden; diese dann in ein wirkliches, seinem Zwecke entsprechendes Kloster verwandelten, darin die alte Ordensregel, nach deren ganzen Strenge zur Richtschnur ihrer Lebensweise machten, und so wieder ein wahrhaft klösterliches, büßendes, die Welt erbauendes Leben führten *)

*) Unter den frommen und einsichtsvollen Frauen, welche eine Reform einzuführen suchten, zeichneten sich vorzüglich Louise de Ballon und Johanna de Courcelles aus. — Die Erstere war Nonne in dem, zu dem Orden der Cistercienserinnen gehörigen und in Savoyen gelegenen Catharinenkloster. Als das völlig verwilderte Weltleben ihrer Mitschwestern immer abschreckender und unerträglicher für sie ward, suchte sie dieselben zur Ein-

führung und Annahme einer, jetzt so durchaus nothwendigen Reform zu bereden. Aber ihre Beredsamkeit und alle ihre Bemühungen scheiterten an dem Eigensinn und Weltsinn der ausgearteten Nonnen. Mit fünf mit ihr gleichgesinnten Klosterfrauen verließ also Louise das Catharinenkloster, bezog in dem Städtchen Roumilli ein kleines Gebäude, und führte dort, unter der Leitung ihres Anverwandten, des heiligen Franz von Sales, ihre Reform ein. Die anfänglich so kleine Genossenschaft erhielt jedoch in kurzer Zeit mehrere Novizinnen, und endlich auch von dem, in Anneci residirenden Bischof, dem heiligen Franz von Sales die Erlaubniß, sich Töchter der göttlichen Vorsehung zu nennen. — Louise war ihr ganzes Leben hindurch mancherlei Verfolgungen und schweren Prüfungen ausgesetzt. Aber gerade alle diese ihre Leiden drückten ihr das ächte Gepräge einer heiligen Bekennerin auf. — Die andere, Johanna von Courcelles, hatte in dem, in dem Sprengel von Langres gelegenen Kloster zu Tart den Schleier genommen, und war bald darauf zur Aebtissin gewählt worden. Als sie aber leider sehen mußte, daß Unordnung und schreckliche Mißbräuche immer zunehmen, daß die Nonnen sich weder um Regel noch Satzung mehr bekümmerten, daß sie nur Feste, Lustbarkeiten, glänzende Gesellschaften, weltliche, zum Theile selbst zärtliche Verhältnisse, üppige Kleidung, fröhliche Tage und lustige Nächte zum Zwecke ihres klösterlichen Lebens machten, und daß sie sogar — was den Scandal noch um vieles vermehrte — eine Tracht einführten, wobei der Nonnen eigentliche klösterliche Kleidung eher dazu geeignet war, ihre Reizen zu erhöhen, als dieselben zu verschleiern, faßte Johanna endlich den festen und kühnen Entschluß, diesem schrecklichen Unfuge durch Wiedereinführung der alten Ordensregel ein Ende zu machen. Aber heftigen und grenzenlosen Widerstand fand ihr Reformplan, und als sie endlich nach allen fruchtlosen Bemühungen und vielen, dießfalls ausgestandenen Kränkungen sich überzeugt fühlte, daß ihre Nonnen keiner Besserung mehr fähig wären, bewirkte ihr der wackere Bischof von Langres von dem Generalabt von Citeaux die Erlaubniß, mit sechs Schwestern, die, weniger verdorben als die andern, sich einer Reform geneigt erklärt hatten, das Kloster von Tart zu

21. Aber die Macht des Beispiels ist weit größer als jene der Lehrer und Gesetzgeber, ja weit mächtiger als das lebendige, oft sogar begeisternde Wort*). — Was alle Ermahnungen der Bischöfe und anderer frommer Ordensmänner bisher fruchtlos versucht hatten, kam jetzt doch noch, obgleich nur nach und nach, wenigstens theilweise zu Stande, besonders als einige jener völlig ausgearteten, keiner Reform mehr empfänglichen Klöster aufgehoben wurden. Der schreiende Contrast zwischen der Lebensweise der reformirten und nicht reformirten Cistercienserinnen weckte endlich bei den letztern das Gefühl der Scham; zudem lag nicht minder schwer auch der immer lauter werdende Tadel der Welt auf ihrer Seele. Sie fühlten endlich die Nothwendigkeit, nicht länger mehr in den Augen der Christenheit ein, die Kirche entehrendes Scandal zu seyn. Sie fingen also an, sich einer, jedoch nur milden Reform immer geneigter zu erweisen. Nun ward wenigstens eine, obgleich nicht allzustrenge Clausur in den Klöstern der auch nicht reformirten Cistercienserinnen wieder eingeführt. Sämmtliche männliche Dienstboten wurden aus den Klöstern fortgeschafft, und in die außerhalb der-

---

verlassen und sich nach Dijon zu begeben. Hier erhielt Johanna eine geräumige, zu einem Kloster leicht einzurichtende Wohnung, in der sie nun ruhig ihre Reform nach deren ganzen Strenge einführte. — Nach langem Kampfe mit dem Generalabt von Citeaux bewirkte endlich der Bischof von Langres, daß das reformirte Cistercienserinnenkloster zu Dijon von der Gerichtsbarkeit des Abtes losgezählt und unter jene des so eben erwähnten ehrwürdigen Bischofes gestellt ward.

*) Selten, ja beinahe nie verfehlt dieses einen, bisweilen sogar tiefen Eindruck zu machen. Aber dieser ist gewöhnlich schnell vorübergehend, leicht wieder versiegend. Das Beispiel jedoch ist fesselnd, weil bleibend, und daher am Ende auch alles gewaltsam mit sich fortreißend.

selben befindlichen Deconomiegebäude verlegt. Eben so ward auch aller unnöthige Luxus aus den Zellen der Nonnen verbannt, und überhaupt alles sorgfältig vermieden, was zu fernerem Scandal und Aergerniß einigen Anlaß geben konnte; kurz, die weiblichen Cistercienserklöster gewannen nun bald wieder auch eine äußere bessere Form und Gestalt; und wenn nun eine fromme weibliche Seele sich berufen fühlte, in einem derselben den Schleier zu nehmen, so ward doch wenigstens das, in ihrem Gemüthe schon geweckte Gefühle des Göttlichen, das sie in das Kloster mit sich brachte, nicht wie früher durch vergiftendes Beispiel wieder erstickt. Ohne darin gestört zu werden, konnte nun die fromme Nonne ruhig fromm seyn, auch ward sie durch keine äußere schädlichen Einwirkungen mehr gehindert, sich, wenn die Gnade Gottes, sie vorzüglich schützend, auf ihren erbarmungsvollen Flügeln trug, zu immer noch höhern klösterlichen Vollkommenheit emporzuschwingen. — In diesem verbesserten Zustande, und der nun überall herrschenden Zucht erhielten sich die Klöster der Cistercienserinnen über volle hundert Jahre. Aber im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fingen sie auf das neue wieder an, nach und nach in immer größern Verfall zu gerathen; und schon schien, in der zweiten Hälfte des so eben genannten Jahrhunderts, eine abermalige, durchgreifende Reform ein höchst dringendes Bedürfniß zu seyn, als auf einmal das, in der französischen Revolutionsgeschichte so merkwürdige Jahr 1789 allem Klosterwesen in Frankreich, und bald darauf auch in andern Ländern ein Ende machte.

22. Ein, in dem Munde beinahe aller Völker gewöhnliches Sprüchwort sagt: „wenn man den Bogen zu hoch und allzu scharf spannet, so gehet er endlich in Stücke;“ beinahe möchte diese Erfahrungsregel

auch bei dem weiblichen Cistercienserorden ihre Anwendung finden. Wir haben zwar schon erwähnt, daß die in diesen Klöstern eingeführten Vorschriften, ohne Rücksicht auf die, eine größere Schonung fodernde Zartheit des andern Geschlechts, von ungemein großer Strenge und Härte waren; unsere Leser jedoch in noch nähere Kenntniß davon zu setzen, behielten wir uns vorsätzlich erst bis zum Ende dieses Absatzes vor; gehen aber jetzt um so williger in ein noch weit genaueres Detail davon ein, als gewiß jedem, nur einigermaßen sinnigen Leser sich alsdann auch die Betrachtung von selbst aufdringen wird, daß nur und ganz allein die so gerne gerade in Schwachen sich ergießende, und eben daher die Starken beschämende und demüthigende Gnade Gottes so viele zarte Frauen und Jungfrauen, so viele so sehr zerbrechliche Wesen hinreichend kräftigen konnte, um sich Vorschriften zu unterwerfen und diese ein ganzes Leben hindurch mit unverbrüchlicher Treue zu befolgen, vor denen doch die Schwäche der menschlichen Natur wahrhaft bebend zurückschrecken mußte; und daß ferner der, unserer jetzigen Zeit gar nicht mehr bekannte, christliche Heldengeist so vieler Frauen jener Jahrhunderte im höchsten Grade unsere Bewunderung verdient. Schaarenweise, wie wir gesehen, drängten sie sich herbei, um ein Joch auf sich zu nehmen, das menschliche Kräfte zu übersteigen schien, das sie aber — jedoch gewiß nicht aus sich — immer leichter und süßer fanden, daher auch das warme, heiße Verlangen nach demselben sich eine lange Reihe von Generationen hindurch ungeschwächt erhielt.

23. In dem Kloster der Cistercienserinnen von Port-Royal zu Paris ward am strengsten über genaue Beobachtung aller klösterlichen Observanzen gewacht. Um zwei Uhr nach Mitternacht versammelten sich die Nonnen zur Frühmette, ungefähr eine kleine Stunde

darauf ward ihnen gestattet, wieder zu Bette zu gehen, mußten aber schon nach fünf Uhr wieder aufstehen. Um sechs Uhr versammelten sie sich zur Prim, worauf ein halbstündiges Mentalgebet folgte. Zur Terz um halb neun Uhr, darauf das heilige Meßopfer. Um drei viertel auf Eilf zur Sext. Nun begann das Particularexamen, nämlich eine sehr ernste, in die tiefsten Falten ihres Herzens eingehende Gewissenserforschung. Um zwölf Uhr begaben sie sich zu einer kargen Mahlzeit in den Speisesaal. Um ein Uhr ward eine geistliche Conferenz mit ihnen gehalten, und gegen zwei Uhr ihnen erlaubt, in ihren Zellen eine halbe Stunde auszuruhen. Aber schon um halb drei Uhr versammelten sie sich wieder zur Non, um vier Uhr zur Vesper. Gegen fünf Uhr begaben sie sich zu ihrem Abendbrod in den Speisesaal. Um halb sieben Uhr gab die Klosterglocke das Zeichen zur Complet. Gegen acht Uhr gingen die Nonnen in ihre Zellen, um entweder sich zur Ruhe zu begeben, oder auch noch fernerem, nicht vorgeschriebenem Gebete und Betrachtung sich zu überlassen. — Die Kost war äußerst schlecht, blos auf die durchaus nothwendige Befriedigung des Bedürfnisses der Nahrung berechnet. In den vorgeschriebenen Kirchenfasten erhielten sie nur drei Unzen Brod und einige Früchte; in den andern, von der Klosterregel angeordneten Fasten wurden ihnen vier Unzen Brod gereicht. Fleischspeisen waren für immer aus dem Kloster verbannt. Die gewöhnlichen Mahlzeiten der Klosterfrauen bestanden in gekochten Kräutern, in Gemüsen und Früchten, aber auf eine Art zubereitet, die unmöglich die Eßlust wecken, wenn sie nicht schon da war, und noch weniger sie vermehren konnte. Alle Tischgeräthe im Speisesaale waren irden oder steinern, und die Löffel hölzern. Während des Essens ward aus einem Erbauungsbuche vorgelesen. Man bediente sich dazu entweder der Schriften des heiligen Augustins, oder auch der Briefe und Homilien

des Hieronymus und Chrysostomus, am liebsten und häufigsten aber der Schriften und Abhandlungen des heiligen Bernhards. — Ein unverbrüchliches Stillschweigen war allen Nonnen auferlegt: im Chor im Kapitel, im Refectorium, im Schlafsaale und an allen übrigen regulirten Oertern, besonders von der Complet an bis zur Prim des folgenden Tages. Bei eintretendem Nothfalle war es ihnen vergönnt, sich der Zeichensprache zu bedienen. Ward eine Nonne krank, so durfte sie, so lange die Krankheit dauerte, sprechen, ward aber unaufhörlich gewarnt und ermahnt, sich während dieser Zeit ja nicht des frommen Gebrauches des Stillschweigens zu entwöhnen. Keine Nonne durfte ihre Zelle verlassen, um einer andern Schwester in der ihrigen einen Besuch zu machen; eine sehr weise Vorschrift, deren Nichtbefolgung gar leicht zu mancher Störung und Unordnung führen kann, ja wohl am Ende nothwendig dazu führen muß. — Alle, nicht dem Gebete, der Betrachtung oder Selbstprüfung geweihten Stunden waren weiblicher Handarbeit gewidmet; denn die Ordensregel verlangte ausdrücklich, daß die Nonnen alle ihre Bedürfnisse, ihre Kleider, Schuhe, Leinenzeug, dabei auch Kirchenschmuck verfertigten, sogar ihre Bücher selbst einbinden sollten; alle Arten von Putzmacherei waren jedoch verboten. — Um die ganze Gemeinde in steter Bußübung zu erhalten, mußten die Nonnen sich täglich zu einer bestimmten Zeit bei der Aebtissin oder Priorin versammeln und über alles, worin sie sich allenfalls gegen ihre klösterlichen Verpflichtungen vergangen hatten, sich öffentlich anklagen. Dergleichen Vergehungen konnten nun natürlicher Weise nicht sehr bedeutend seyn und wurden demnach auch nur durch nicht sehr harte, von der Aebtissin auferlegte Strafen gesühnt: als z. B. Knien auf der Erde, auf dem Boden essen, mit kreuzweise ausgebreiteten Armen eine gewisse Zeitlang beten, den übrigen Schwestern

die Füße küssen 2c. Dergleichen Pönitenzen wurden jedoch auch, nach erhaltener Erlaubniß dazu, freiwillig übernommen. Andere bedeutendere Vergehungen, besonders gegen den Gehorsam, wurden mit mehr oder minder scharfer Geißelung in Gegenwart der ganzen Klostergemeinde bestraft. — Was aber die Ordensregel ganz vorzüglich einschärfte, war die heilige klösterliche Armuth. Das Geräthe in jeder Zelle bestand blos in einem kleinen hölzernen Tische, einem Strohstuhle, einigen kleinen papiernen heiligen Bildern, in einem irdenen Weihwasserkesselchen, in einer Lampe und in einem schlechten, auf Posten stehenden Bette von drei Brettern, nebst einem Strohsack, einem Strohkissen und einer Decke. Größere Bilder und Gemälde von einigem Werthe sah man nirgends in dem Kloster, als blos auf dem obern und untern Chor, in dem Conventssaale und dem Speisesaale. Eigenthum durfte keine Nonne haben, und der Beichtvater verkündigte alle Jahre am Palmsonntage den Bannfluch gegen alle, die durch den Besitz irgend etwas Eigenes, wie unbedeutend es auch seyn möchte, gegen die Klosterregel gesündigt hätten. Ward dem Kloster Etwas geschenkt, ohne daß dieses selbst höchst bedürftig war; so mußte es die Aebtissin sogleich unter die Armen vertheilen lassen, oder an bedürftigere Klöster schicken, indem, wie die Klosterregel sich ausdrückt, alles, was das höchst Nothwendige überstieg, als Koth zu betrachten wäre, der das Haus verunreinige, daher in dem Kloster nicht dürfte geduldet werden. Ueberdieß mußte noch von allem Almosen, was ein Kloster erhielt, der zehnte Theil den Armen und in diesen Jesu Christo selbst geschenkt werden, wodurch alsdann auch das ganze erhaltene Almosen geheiliget würde. Eben so verordnete auch die Klosterregel, daß alle Contrakte, welche mit Fremden geschlossen würden, stets zum Vortheile derselben seyn müßten. Sogar von ihren Eltern, Freunden und Verwandten durften die Nonnen

nichts für das Kloster begehren, indem sie alle das Gelübde der Armuth abgelegt hätten, jedoch nicht als wahrhaft arm zu betrachten seyn würden, wenn die Genossenschaft, in der sie lebten, reich wäre*). — Noch weit strenger waren die Vorschriften in Beziehung auf die Novizen. Bei ihrer Aufnahme sollte man vor allem erst zu Gott um Erleuchtung bitten, und ganz allein darauf sehen, ob die, welche in das Kloster aufgenommen zu werden wünschten, auch den wahren klösterlichen Beruf hätten, das heißt, blos aus Demuth und in dem Geiste der Buße, und weil sie sich völlig Gott zum Opfer darbringen wollten, den Schleier verlangten. Hoher Rang, Geburtsadel, Reichthum, vornehme Verbindungen dürften dabei gar nicht in Anschlag kommen; im Gegentheil sollte man sich zur Annahme der armen und geringen weit geneigter und willfähriger zeigen, als bei den vornehmen, edlen und reichen Familien angehörigen Postulantinnen; und wenn selbst durch die Aufnahme vieler armen Schwestern ein Kloster arm würde, so sollte man alsdann sein ganzes Vertrauen auf Gott setzen, mithin nie von dieser Vorschrift abweichen, und stets nur solche aufnehmen, die an Tugend und Gottesfurcht reich wären**). Selbst eine schwache Ge-

*) Orden, welche die Bedeutung des Wortes Armuth so weit ausdehnten, gab es nur äußerst wenige.

**) Eine goldene Regel, die alle Vorsteher und Vorsteherinnen von Klöstern sich mit lebendigen Zügen tief in ihren Sinn schreiben sollten, und die leider in der jetzigen Zeit oft so gar wenig beachtet wird. Wir selbst kennen ein, erst vor wenigen Jahren, und nicht ohne offenbaren Beistand von Oben, wieder hergestelltes Frauenkloster, das bald nach seiner Wiederherstellung zwei höchst sittsamen, und nach dem Zeugniß ihres sehr gescheidten und erleuchteten Pfarrherrn, nicht nur frommen, sondern selbst schon mit höhern Tugenden geschmückten Mädchen blos deswegen die Aufnahme versagte, weil die Summe von zwei Tausend Gulden, welche die an Tugend noch viel reichern

sundheit dürfte kein Hinderniß seyn; denn man ging ja nicht in ein Kloster, um recht lange zu leben, son-

Mädchen in das Kloster mitzubringen im Stande waren, und auch wirklich mitzubringen sich bereit zeigten, dem Kloster noch zu wenig war. Das Verdrüßlichste bei dieser Geschichte ist noch, daß diese abschlägige Antwort nicht ohne den Beirath, wo nicht des Beichtvaters, doch eines, übrigens sehr ehrwürdigen Geistlichen, den wir ebenfalls persönbich zu kennen die Ehre haben, war ertheilt worden. — Die gute, von ächtem Klostergeiste nur leicht gestreifte, aber nichts weniger als von demselben durchdrungene Oberin dieses Klosters hatte noch keinen Begriff davon, und wird wahrscheinlich auch jetzt noch keinen Begriff davon haben, daß je dürftiger, besonders im Anfange, ein Kloster ist, auch der darauf ruhende Segen Gottes stets desto größer seyn wird; und daß ein Kloster, das sein ganzes Vertrauen ausschließlich auf Gott setzt, und Alles von seiner grenzenlosen, väterlichen Huld und Milde vertrauungsvoll erwartet, noch nie Mangel gelitten hat, auch nie Mangel leiden wird. Fasten, Beten, sich Kasteien machen noch lange nicht die fromme oder gar heilige Klosterfrau aus. Was ganz allein das ächte Gepräge höherer Gottseligkeit und Heiligkeit aufdrückt, ist eine glühende, von aller selbstischen Beziehung gereinigte Liebe zu Gott, die auch stets jenes feste, unerschütterliche Vertrauen auf Gottes allerbarmende Gegenliebe erzeugen wird. Wo es also an dem Letztern, nämlich an diesem grenzenlosen Zutrauen fehlt, da gebricht es auch, und zwar sehr stark, an dem Ersteren. Aber Beides muß nothwendig Allem vorangehen, indem erst alsdann auch das Uebrige Gott wohlgefällig werden kann. — Ueberhaupt, wie wir schon öfters bemerken mußten, hat man jetzt vom klösterlichen Leben sehr unrichtige, noch gar zu sehr mit weltlichen Ansichten vermischte Begriffe. Vor noch nicht sehr langer Zeit hat eine, einem sehr edeln Geschlechte angehörige, zugleich auch von der Natur ungemein begünstigte, dabei nach gewöhnlicher Weise auch fromme, junge Dame, nachdem sie schon öfters den Wunsch geäußert hatte, getrennt von der Welt sich hinter einsame, stille Klostermauern zurückziehen zu können, an

dern um sich und der Welt völlig abzusterben. — Was die Eltern reicher Novizen bei der Aufnahme ihrer

---

Uns die Frage gestellt, ob es nicht in Deutschland ein Kloster gäbe, das blos mit adeligen, vornehmen Familien entsprossenen Klosterfrauen bevölkert wäre, und in welches auch nur Solche aufgenommen werden könnten; indem, wie sie hinzusetzte, die ungebildeten, bisweilen selbst noch etwas pöbelhaften Manieren, so wie überhaupt das ganz gemeine Wesen, das den niedern Ständen gewöhnlich eigen wäre, ihr gar zu lästig fielen, mithin ein Leben, das sie in der Mitte solcher Schwestern zubringen müßte, ihr ganz unerträglich scheine. Sobald wir diese Aeußerung vernommen hatten, hüteten wir Uns sorgfältig, je wieder von Klöstern zu sprechen, indem wir nun die volle Ueberzeugung gewonnen hatten, daß der guten, wirklich nach Vollkommenheit strebenden, aber den Weg, der dazu führt, durchaus mißkennenden, jungen Dame gerade die erste, nothwendigste, gar nicht zu erlassende Eigenschaft einer, sich wahrhaft Gott ausschließlich weihenden Jungfrau fehle. Diese muß nicht nur sich selbst und der Welt, sondern auch allen ihren frühern Beziehungen, Verhältnissen und Gewohnheiten entsagen. Diese müssen ihr blos als ein jetzt in Nebeldunst aufgelößter, höchst unbedeutender Morgentraum erscheinen. Sie muß in sich blos eine büßende Sünderin erblicken, alle ihre Mitschwestern als weit besser und Gott wohlgefälliger betrachten, daher gerade zu den Geringsten und Niedrigsten sich gesellen, deren Schwachheiten mit jener Liebe ertragen, die noch weit größere und schwerere Opfer endlich süß und angenehm macht; und wenn sie dann — wozu es nie fehlen kann — Gelegenheit fände, durch ihre höhere Bildung und erweiterten Kenntnissen, bei irgend einer ihrer noch wenig unterrichteten Mitschwestern deren Begriffe von dem Göttlichen immer mehr und mehr zu berichtigen, sie zu erweitern, in das, durch die Gnade Gottes schon gelockerte Herz derselben neuen Samen des Heils auszustreuen, und den oft, besonders jetzt in weiblicher Brust blos schwach glimmenden, und daher selten völlig erwachenden Funken ächter Gottseligkeit endlich zur lichten Flamme zu entzünden; so müßte ihr diese Bestimmung weit größer und glorreicher scheinen, als

Töchter freiwillig als ein Almosen geben wollten, durfte angenommen, aber nicht das geringste gefodert werden. Auch sollte jedes Geschenk zurückgewiesen werden, sobald es allgemein notorisch wäre, oder auch nur mit gutem Grunde vermuthet werden könnte, daß der Schenkende sein Vermögen ungerechter Weise erworben habe, oder auch aus weltlichen Absichten das Geschenk mache; indem die Regel es ausdrücklich verlange, daß alle Güter des Klosters als unmittelbare Geschenke aus der Hand der Vorsehung betrachtet würden, mithin keine zeitlichen Absichten oder Vortheile damit verbunden seyn dürften; und diese Vorschrift müßte um so heiliger beobachtet werden, als es sonst zu befürchten wäre, daß, statt der einzigen wahren Güter der Seele, Gott in seinem Zorn zeitliche Güter geben möchte, wodurch es nur gar zu leicht in das Verderben gestürzt werden könnte. Reiche Schwestern, die über ihr Vermögen zu gebieten hätten, sollten ernstlich ermahnt werden, nach Christi Gebot, Alles unter die Armen zu vertheilen, und zwar unmittelbar selbst, und nicht erst durch die Dazwischenkunft des Klosters. Ehemals bemittelten, aber nachher in Armuth gerathenen Eltern sollte, sobald man von ihrer Verarmung Kunde erhalten hätte, die von ihnen bis dahin für ihre Töchter und deren Erziehung bezahlten Pensionen erlassen und nicht das mindeste mehr von ihnen angenommen werden. — Aber auch die öffentliche, oder Kapitelbeicht und die Geißel waren sehr wesentliche und wichtige

wenn sie berufen wäre, an dem größten Hofe und bei den glänzendsten Hoffesten die erste Rolle zu spielen, und in dem krystallhellen, von tausend Kerzen beleuchteten Salon als ein Stern erster weiblichen Größe und Liebenswürdigkeit zu glänzen. Wenigstens würde es ihr in den Augen Gottes einen viel größern, höhern und bleibendern Werth ertheilen, als selbst ein bis zu König Arthur und der Tafelrunde hinauf geleiteter Stammbaum ihr nicht zu geben vermag.

Bestandtheile der Ordensregel. Der Superiorin und Novizenmeisterin war es zu einer vorzüglichen Pflicht gemacht, mit der Geißel nach aller Strenge zu verfahren, nicht die geringste Nachsicht bei Vergehungen vorwalten zu lassen, überhaupt ihre Untergebenen auf alle Art demüthigen zu suchen; daher auch, sobald sie bemerke, daß irgend Etwas einer Schwester lieb wäre, sie es ihr sogleich nehmen und, wenn es eine derselben vorzüglich willkommene Arbeit wäre, auch diese ihr sogleich abnehmen und dafür ein anderes minder angenehmeres Geschäft übertragen sollte. Der Freitag in jeder Woche war der zur öffentlichen Beicht wie auch zu der, jedoch nicht als Strafe auferlegten, sondern regulirten, von der Klosterregel vorgeschriebenen Geißelung bestimmte Tag. Als Strafe ward die Geißel auch an jedem andern beliebigen Tage, gewöhnlich sogleich nach begangenem Fehler, auf den Befehl der Superiorin gebraucht. Eines der größten Verbrechen war die Uebertretung des Gebotes ununterbrochenen Stillschweigens. Dieses wurde nur durch strenges Fasten und scharfe Geißelung wieder abgebüßt. Einer solchen Pönitenz mußte die Schuldige sich sogleich unterwerfen; kein Laut der Entschuldigung durfte aus ihrem Munde kommen. Die Schwestern geißelten einander selbst, und zwar öffentlich in dem Capitelsaale, und der Zweck dieser Vorschrift war vorzüglich darauf gerichtet, die ganze Gemeinde in einem und demselben Geiste der Demuth, der Unterwürfigkeit, der Buße und Selbstverläugnung zu erhalten. Der Gebrauch der Geißel ward überhaupt als eine ganz vorzügliche, gottgefällige Bußübung betrachtet. Am Tage der Einkleidung einer Novize ward eine Geißel geweiht und diese der neuen Nonne bei Ueberreichung ihres ebenfalls geweihten, klösterlichen Gewandes in die Hand gegeben, und sie sehr dringend ermahnt, in dem Gebrauch dieses, zur völligen Ertödtung ihrer, ihr noch

anklebendend sinnlichen Natur, so heilsamen und wohlthätigen Werkzeuges sich nicht saumselig zu erweisen. Es würde, setzte man hinzu, der Prüfstein seyn, ob sie früher oder erst später zur Profeß zugelassen zu werden würdig sey. — An Uebungen und Beförderungsmitteln des beschaulichen Lebens fehlte es auf keine Weise. Man unterrichtete die Nonnen mit dem größten Fleiße in den Wegen des Heiles, bewachte sie mit der zärtlichsten, mütterlichsten Sorgfalt, kam ihnen überall mit Liebe entgegen, strafte sie aber auch ohne alle Nachsicht, selbst mit der Geißel, sobald Gerechtigkeit und das Gesetz es geboten; und daß diese Strafen nur dazu dienten, sie auf immer höhere Stufen klösterlicher Vollkommenheit zu führen, erhellet ganz klar daraus, daß sie sich freiwillig solchen Bußübungen unterwarfen, ihre Vergehungen selbst angaben, und also durch ihre eigenen Anklagen sich diese, oft derbe Züchtigungen zuzogen. War eine Nonne dem Tode nahe, so begaben sich sämmtliche Schwestern, einen Strick um den Hals und eine Kerze in der Hand, an das Bett der Sterbenden, thaten ihr förmliche Abbitte und fleheten um Verzeihung und Nachsicht. War aber die Todtkranke endlich verschieden, so folgten sogleich einige Tage strengen Fastens, anhaltendes Gebet und scharfer Geißelungen, um dadurch, wenn allenfalls die Verstorbene der göttlichen Gerechtigkeit noch nicht vollkommene Genüge geleistet hätte, die ihr noch anklebende Schuld zu bezahlen. — Gäbe es heut zu Tage einen so streng büßenden Orden, schwerlich würde man sich so schaarenweise und mit so brennendem Verlangen dazu herbei drängen, als dieses in jenen, zwar weniger geschmeidigen, aber gewiß weit glücklichern Zeiten kindlicher Einfalt und begeisternder Andacht geschah: in Zeiten, wo man zwar, weil unbekannt mit der neuern Wortkunst, auch nicht viel schöne Worte machte, wo aber ein natürlicher, gesunder und starker Sinn vorherrschte und ein lebendi-

ges, warmes religiöses Gefühl auch über den Werth oder Unwerth einer Handlung, einer Einrichtung oder eines Instituts stets am schnellsten und zugleich auch am sichersten entschied.

XIII.

Der Prämonstratenserorden.

1. Der Gründer des Ordens der Prämonstratenser war der heilige Norbert, nachheriger Erzbischof von Magdeburg. Wir halten es für zweckmäßig, die Lebensgeschichte dieses Heiligen jener des von ihm gestifteten Ordens vorangehen zu lassen. — Norbert stammte von einem der ältesten und erlauchtesten Geschlechter Deutschlands. Sein Vater, Graf von Genep war, obgleich in einiger Entfernung, mit der fränkisch-kaiserlichen Familie verwandt, und seine Mutter, die edle Hadwigis, ein Sprößling des Hauses Lotharingen. In dem Städtchen Xanthen in dem Herzogthum Cleve öffnete sein Auge, in dem Jahre 1080, sich zum erstenmale dem belebenden Strahle der Sonne. Er war die erste Frucht der sehr glücklichen Ehe seiner Eltern. Diese ließen ihn mit der größten Sorgfalt erziehen, und, da der Knabe eine ganz ungewöhnliche Auffassungskraft besaß, so entwickelten sich auch eben so schnell alle seine übrigen trefflichen Anlagen, und in dem Laufe seiner Studien machte er so rasche und glückliche Fortschritte, daß sie selbst seine Lehrer oft in Erstaunen und Verlegenheit setzten. Ueberhaupt hatte die Natur dem jungen Norbert wahrhaft mit verschwenderischer Hand ihre schönsten Gaben gleichsam zugeworfen. Eine ungewöhnliche männliche Wohlgestalt; alle Theile seines stark geformten Körpers standen mit einander in dem schönsten Ebenmaße. Bei einer ungemeinen Lebhaftigkeit des Geistes; großem, viel umfassenden Verstand; warmem Gefühl

für alles Große und Schöne, und dabei theilnehmend, wohlwollend, offen jedem Eindruck der Natur, empfindsam für ihre leisesten Berührungen, und stets geneigt, mit Allem, was lebt und webt, sich zu erfreuen, schien Norbert für die Welt, die ihm so freundlich entgegenlächelte, ganz eigen geschaffen zu seyn. Demungeachtet wählte er, obgleich nicht aus religiösen Gründen, den geistlichen Stand, erhielt die Weihe als Subdiacon und ein Canonicat in dem Collegialstift von Xanthen. Anfänglich lebte er einige Zeit an dem erzbischöflichen Hofe von Cöln. Aber dieser genügte bald nicht mehr seinem ungemein regsamen und jetzt schon auf weit höhere Dinge gerichteten Geiste. Er verließ also Cöln und begab sich an den weit mehr schimmernden und geräuschvollern Hofe Kaiser Heinrichs des Fünften. Durch seine erlauchte Geburt und ungeheuern Reichthümer spielte er hier sogleich eine nicht wenig glänzende Rolle. Der Kaiser ernannte ihn zu seinem Almosenier. Ein nicht minderes Ansehen, wenigstens in den Augen der Welt, verschaffte ihm auch die außerordentliche Pracht, mit der er sich umgab. Auf seiner reich besetzten Tafel herrschte stets fürstlicher Ueberfluß; in allen Gemächern seiner weitläufigen Wohnung erblickte man nur kostbare Möbeln und Geräthe von hohem Werthe, und seine Kleidung, wie die Menge seiner Pferde und deren kostbarer Schmuck zeugten nicht minder von seiner großen, sich in allem kundgebenden Prachtliebe. Da er die Welt liebte, liebte sie auch ihn; er war im wahren Sinne des Wortes ihr Liebling, und bei der Gewandtheit, mit der er sich in jede Form einzuschmiegen wußte, und seiner stets ungetrübten Heiterkeit, ward er bald die Seele aller geselligen, gewöhnlich sehr rauschenden Vergnügungen der sogenannten höhern, vornehmen Welt. Uebrigens war der, obgleich so prachtliebende Norbert doch nichts weniger als stolz,

im Gegentheil gegen Jedermann freundlich und herablassend, dabei auch treu und aufrichtig in der Freundschaft; da aber in seiner glühenden Einbildungskraft jeder Gedanke sich nur gar zu leicht zur Leidenschaft entflammte, so haßte er nun auch eben so leidenschaftlich seine Feinde, als er seine Freunde und Umgebungen liebte. Zwar erwachte bisweilen in ihm der Gedanke, daß seine gegenwärtige Lebensweise nicht die rechte sey; aber in dem Wirbel von Freuden, in dem er sich unaufhörlich herumdrehte, ward die, ihn manchmal nur leise mahnende Stimme des Gewissens schnell wieder erstickt und, da er jetzt noch geschmückt mit allen Reizen des jugendlichen Alters, bei einer blühenden, vollkommenen Gesundheit und dem Gefühl einer Fülle von Jugendkräften das Grab nur in einer noch sehr fernen, dunkeln Perspektive erblickte, so konnte auch kein Gedanke an die Ewigkeit und an das, was jenseits des Grabes liegt, ihn so leicht mehr beschleichen, und jetzt um so weniger, da sein von allen Seiten täglich immer mehr geweckter Ehrgeiz nun auch mit schwungsüchtigen Entwürfen künftiger irdischer Größe und Hoheit sich zu beschäftigen anfing.

2. Nothwendig würde der Weg, auf welchem Norbert jetzt wandelte, ihn endlich zum Verderben geführt haben; hätte nicht die erbarmende Hand der Allmacht ihn von dem Abgrunde, dessen Rande er schon so nahe war, plötzlich und auf wunderbare Weise wieder zurückgezogen. An einem schönen, einen noch schönern Tag versprechenden Morgen (es war im Monat Julius) fiel Norbert auf den Gedanken, nach einem nicht sehr entlegenen Orte, einem seiner Lieblingsaufenthalte, eine kleine Spazierreise zu machen. Aber mit der steigenden Sonne erhielt auch die Hitze einen immer höhern Grad. Eine erstickende Schwüle drückte auf Menschen und Thiere, und traurig lag

endlich die völlig erschöpfte Natur in den glühenden Armen eines ganz ungewöhnlich heißen Sommertages. Zudem zeigten sich auch schon am fernen Rand des Horizonts eine Menge schwarzer Wolken, die ein Ungewitter anzukündigen schienen. Norbert hatte sich nur von einem einzigen seiner Diener begleiten lassen. Dieser rieth seinem Herrn nach Hause zurückzukehren. Norbert beachtete jedoch nicht diese Warnung. Aber nun dauerte es nicht lange, so erhob sich plötzlich ein furchtbarer, ganze Bäume entwurzelnder Orkan. Von dem Winde getrieben, wälzten sich in wenigen Augenblicken Wolken auf Wolken, und über den Häuptern der beiden Reisenden brach ein schreckliches Ungewitter aus. Immer schrecklicher rollte der Donner, Schläge folgten auf Schläge, unaufhörlich durchkreuzten sich auf allen Seiten die Blitze, und unter dem furchtbaren Geheul der Winde fiel auch noch ein heftiger, in dichten Strömen sich ergießender Platzregen. Weit und breit erblickte man nirgends ein schützendes Obdach. Um jetzt so schnell als möglich diesem schrecklichen Ungethüm der Elemente zu entgehen, wollte Norbert sein Pferd zur Eile antreiben, ließ ihm auch schon die Zügel schießen, als ein Blitzstrahl mit einem furchtbaren Donnerschlag vor den Füßen des Pferdes in den Boden schlug und die Erde über Mannshöhe aushöhlte. Roß und Mann stürzten zusammen; auch den Bedienten warf der Schrecken von dem Pferde. Dieser kam jedoch bald wieder zu sich, aber Norbert blieb beinahe eine ganze Stunde über in einer völligen Betäubung; schon hielt sein treuer Diener ihn für todt. Langsam erholte er sich doch endlich wieder und wie aus einem schweren Traume erwachend, rief er mit bebender Stimme aus: „Herr! was willst du, das ich thuen soll?“ — Eine innere Stimme antwortete ihm: „Thue das Gute und meide

das Böse; suche den Frieden und jage ihm nach *)." — Von diesem Augenblicke an war Norbert in einen ganz andern, das heißt, geistigen Menschen umgewandelt.

3. Norbert verließ nun unverzüglich den kaiserlichen Hof und ging zu seiner Kirche nach Xanthen zurück. Seinen jetzt gefaßten Entschluß, dem Dienste der Welt sich zu entziehen und ausschließlich blos seinem Gotte zu dienen, wollte er jedoch vor der Welt noch nicht sogleich öffentlich erklären. Dem äußern Scheine nach behielt er seine bisherige Lebensweise noch einige Zeit bei, noch dieselbe Pracht, noch denselben Aufwande. Aber unter seinem kostbaren Gewand trug er jetzt auf bloßem Leibe ein härenes Hemd, widmete mehrere Stunden des Tages dem Gebete und der Betrachtung, theilte täglich sehr reichliches Almosen aus und übte in Geheim noch manche andere Werke der Buße. — Um sich noch mehr in seinem frommen Vorhaben zu stärken, begab er sich auf einige Zeit in das bei Cöln gelegene Kloster zum heil. Sigebert, wo er den Abt desselben, den nachherigen würdigen Bischof Conon von Regensburg, zu seinem Beichtvater wählte. Dieser machte sich anfänglich die größte Gelindigkeit in der Behandlung seines Beichtkindes zur Richtschnur. Als er aber bemerkte, daß der Entschluß einer ernsten Besserung bei ihm fest stehe, schlug er ihm auch schärfere Bußübungen vor, und behandelte ihn endlich mit der ganzen kirchlichen Strenge. Mit der größten Freudigkeit seiner Seele unterwarf sich Norbert nicht nur allen Vorschriften seines Beichtvaters, sondern that noch weit mehr. Er verkaufte sein ganzes väterliches Erbe, alles kostbare Geräthe, das er besaß, und machte den Ertrag davon zum Eigenthum der Armen,

*) «Diverte a malo et fac bonum; inquire pacem et persequere eam.» — Psalm. 33.

Kranken und Preßhaften. Zugleich legte er jetzt sein prachtvolles Gewand ab und kleidete sich in einen aus Schafsfellen gemachten Rock: der armen und ganz geringen Leute der dortigen Gegend gewöhnliche und daher auch ganz verächtliche Kleidung. Er ging hierauf zu dem Erzbischof von Cöln, fiel diesem zu Füßen und bat in aller Demuth um die doppelte Weihe als Diacon und als Priester. Schon in frühern Zeiten hatte man ihm öfters die höhern Weihen ertheilen wollen, aber er wies jedesmal dieses Anerbieten zurück, zwar unter der Maske der Demuth, jedoch im Grunde, weil er wohl fühlte, daß nach dem Empfang der höhern Weihen wenigstens der äußere Anstand ihn zwingen würde, der bisherigen Ungebundenheit seines Lebens etwas engere Schranken zu setzen. — Mit der größten Freude vernahm also der Erzbischof die Bitte Norberts; und da er dessen heiliges Verlangen nach der Priesterweihe sah und an der Festigkeit der frommen Vorsätze Norberts nicht zweifeln konnte, so gewährte er ihm seine Bitte und ertheilte ihm an dem nämlichen Tage die Diacons- wie auch die Priesterweihe*).

4. Norbert begab sich hierauf nach dem Kloster Siegebert, um dort in ungestörter Einsamkeit sich zur ersten Feier des heiligen Meßopfers vorzubereiten. Nach vierzigtägigem Aufenthalt in dem Kloster kehrte er wieder nach Xanthen zurück. Obgleich ein hohes Fest eingetreten war, überließen es doch der Dechant und die

*) Die Kirchensatzungen gestatteten nicht diese beiden höhern Weihen zugleich und an einem und demselben Tage zu ertheilen. Da aber der Erzbischof in Norberts plötzlicher Umwandlung den Finger Gottes zu erblicken glaubte, so hielt er es für erlaubt, dießmal eine Ausnahme zu machen und in einem so außerordentlichen Falle auch von jener kirchlichen Vorschrift abzuweichen.

übrigen Chorherren dem erst unlängst geweihten neuen Priester, das Hochamt zu halten. Mit jener ganz eigenen Würde, welche eine lebendige Ueberzeugung von der unendlichen Heiligkeit des darzubringenden Opfers erzeugt, trat Norbert an den Altar. Eben so bestieg er auch nach dem Evangelium die Kanzel und hielt eine ungemein ergreifende Rede über die Kürze des so schnell dahinfliehenden Lebens, über die Nichtigkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit, und über die Strenge des Gerichts, das einst einen Jeden erwarte; zugleich berührte er auch verschiedene unter den Chorherren herrschende Mißbräuche, jedoch für jetzt nur ganz leise und auf eine beinahe unbemerkbare Weise. Aber am andern Tage, als sämmtliche Chorherren im Capitelsaale versammelt waren, trat er mit der Stiftsregel in der Hand vor den Probst, las ihm die darin enthaltenen Vorschriften vor, und forderte ihn öffentlich auf, die ihm untergebenen Geistlichen zu genauerer Beobachtung derselben anzuhalten. Einige der ältern und besser Gesinnten seiner Collegen gaben ihm vollkommen Beifall. Aber die Mehrzahl und besonders die Jüngern fingen an darüber zu murren; jedoch anfänglich nur im Stillen. Als er aber in seinen Predigten immer dringender ward, die im Stifte herrschenden Unordnungen genauer bezeichnete, auch die Schuldigsten unter seinen Collegen mit Namen nannte, da entbrannte Zorn und Haß in den Herzen nicht blos der Angeklagten, sondern beinahe auch aller übrigen Chorherren. Auf alle Art suchten sie ihn nun zu schmähen, zu verläumden, ja selbst ihn persönlich auf das gröbste zu beleidigen, und gingen darin so weit, daß sogar ein Cleriker der niedersten Ordnung, aber von den Andern dazu aufgereizt und ermuntert, es wagen durfte, ihm unter den pöbelhaftesten Schmähungen in das Gesicht zu speien. Ruhig nahm Norbert sein Schnupftuch, wischte den Speichel ab und, eingedenk, daß er als ein ehemaliger so großer

Sünder es wirklich verdiene, daß Jedermann ihm in das Gesicht speie, ließ auch nicht die mindeste Spur von Unwillen, selbst nicht von unwillkürlicher Aufwallung gegen den Beleidiger merkbar werden. Indessen fuhr er fort, vor allem zuerst immer noch mehr an seiner eigenen Vervollkommnung zu arbeiten, dann auch seine Collegen, obgleich fruchtlos, zur Nachfolge zu ermahnen, und alle Verfolgungen geduldig und im Geiste der Buße zu ertragen. Aber dafür ward er auch jetzt nicht selten mit himmlischen Tröstungen erfüllt. Als er eines Tages in einer unterirdischen Kapelle Messe las, fiel nach der Consecration auf einmal eine große Spinne in den Kelch. Norbert erschrack, war einen Augenblick unentschlossen was er thun sollte, ergriff aber nach kurzer Betrachtung mit fester Hand den Kelch und trank ihn mit allem, was darin war, aus. In der Voraussetzung einer Möglichkeit, daß das Insect giftiger Art seyn könnte, wollte er ruhig am Altare die Folgen davon erwarten. Aber nach wenigen Augenblicken fühlte er ein Jucken in den Oeffnungen der Nase, und siehe da! dieselbe Spinne kroch aus denselben wieder hervor. — In der Hoffnung, daß seine Predigten endlich dennoch einige heilsamen Früchte bringen würden, setzte er dieselben ununterbrochen fort, erbitterte aber dadurch immer nur noch mehr seine, durchaus fleischlich gesinnten Gegner, die, durch ihre Bosheit verblendet, den Unverstand gar so weit trieben, daß sie Norbert bei dem päpstlichen Legaten und dem, von demselben in Fritzlar versammelten Concilium als einen Neuerer und unruhigen Kopf anklagten, der, ohne Auftrag erhalten zu haben und ohne dazu berechtiget zu seyn, sich des Predigeramtes anmaße, und unter dem Scheine frommen Eifers für Reinheit der Sitten gefährliche Absichten verberge; zudem auch durch eine ganz gemeine, weder seiner Geburt, noch seinem geistlichen Stande zukommende Kleidertracht sich auszeichne. Norbert ward vor

das Concilium geladen. Seine Vertheidigung war kurz und bündig. Mit der Priesterweihe, sagte er, habe er auch die Vollmacht erhalten, das Wort Gottes überall zu verkündigen, und was seine Kleidung beträfe, so lehre uns der heilige Petrus, daß es nicht das Gewand sey, das den Menschen in den Augen Gottes gefällig mache. Auf die nämliche Art beantwortete er auch alle übrigen gegen ihn erhobenen, durchaus nichtige Anklagen. Der Legat und das Concilium fanden keine Schuld an ihm, und ließen ihn ruhig nach Xanthen zurückgehen.

5. Norbert sah jetzt wohl ein, daß er an der Kirche von Xanthen nichts Gutes stiften könne. Bei dem vielfältigen Verdruß, den die Stiftsgeistlichkeit ihm bei jeder Gelegenheit machte, war er bisweilen, um einige Worte des Trostes zu hören, entweder zu dem frommen Abt des Klosters von Siegberg, oder zu einem in der Nähe wohnenden, heiligen Einsiedler, Namens Lidulf, gegangen. Wie es scheint, ward er von Beiden in seinem Vorhaben bestärkt. Norbert glaubte nämlich sich zum Missionäre berufen, und war demnach entschlossen, in der Gestalt eines demüthigen, selbstbüßenden Bußpredigers alle Länder zu durchziehen, um überall durch Wort und Beispiel die Menschen zu ihrem Gott zu bekehren, und sie auf den wahren Weg ihres Heils zurückzuführen. Alle seine, und zwar sehr einträglichen Pfründen gab er also dem Erzbischofe von Cöln zurück, verkaufte auch das Haus, das er bisher bewohnt hatte, nebst Allem, was noch darin war, und behielt von dem Ertrag nur soviel als nöthig war, um ein Maulthier und das zur Darbringung des heiligen Opfers nöthige Geräthe sich anzuschaffen. Norbert verließ nun seine Geburtsstadt und begab sich in Begleitung zweier Laien nach St. Gilles in Languedoc, wahrscheinlich weil er wußte, daß gerade jetzt auch der Papst sich

allda aufhalte. Gelasius II. unterhielt sich lange mit Norbert, und bekam von dessen Frömmigkeit und Einsichten einen so hohen Begriff, daß er ihn an seinem Hofe bei sich behalten wollte, was jedoch unser Heilige durch dringendes und demüthiges Bitten zu verhindern wußte. Da aber der heilige Vater nun erfuhr, welchen Verfolgungen Norbert in Deutschland ausgesetzt gewesen war; so ermächtigte er ihn jetzt selbst, nicht nur im Frankreich, sondern in allen Ländern, wohin er kommen würde, das Wort Gottes zu verkündigen, und in einer besondern, hierüber ausgefertigten Bulle allen geistlichen und weltlichen Behörden, dem von dem Geiste Gottes geleiteten Missionäre in seinem Berufe irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen, oder gar den Leuten zu verbieten, den frommen und erbauenden Lehrvorträgen desselben beizuwohnen. — Mit dieser Vollmacht versehen, begann nun Norbert sogleich seine apostolischen Arbeiten. Er ging stets baarfuß, selbst bei der strengsten Kälte, durch den tiefsten Schnee, und beobachtete ein ununterbrochenes Fasten, indem er täglich, jedoch mit Ausnahme des Sonntags, nur einmal, und zwar erst des Abends Speise zu sich nahm. So durchwanderte er Languedoc, Guienne, Poitou, Orleans 2c. 2c.; überall predigte er dem Volke, und gleichsam unter seinen Tritten sproßten überall die herrlichsten Früchte des Heiles hervor. Zu Orleans gesellte sich auch noch ein frommer Subdiacon zu ihm. Als er nach Valenciennes kam, baten die Einwohner, die seine Predigt gehört hatten, ihn sehr inständig, einige Tage bei ihnen zu bleiben; Norbert wollte jedoch schon am folgenden Tage die Stadt verlassen, ward aber durch die plötzliche Krankheit seiner drei Begleiter zu einem längern Aufenthalt gezwungen. Während dieser Zeit kam auch der Bischof Burcard von Cambray nach Valenciennes. Norbert kannte ihn sehr genau, denn er hatte mehrere Jahre mit ihm an dem Hofe des Kaisers gelebt. Er machte

ihm also einen Besuch. Aber der Bischof erkannte ihn nicht gleich, sondern erst, als er dessen Stimme hörte. Aber voll Erstaunen über das demüthige, bußathmende Aeußere seines ehemaligen Freundes, eilte er mit offenen Armen auf ihn zu, umarmte ihn mit Thränen im Auge, und rief aus: „Lieber Norbert! Wer hätte in frühern Zeiten dies je von Dir erwartet!" Ein Diacon des Bischofs, Namens Hugo, war gegenwärtig; da aber beide deutsch sprachen, so konnte er nichts von ihren Reden vernehmen; mit aller Ehrerbietung näherte er sich also seinem Herrn, dem Bischofe, und fragte ihn, wer denn der Fremde wäre, bei dessen Anblick er so sehr wäre ergriffen worden. „Dieser Edle," erwiederte der Bischof, „den Du vor Dir siehest, ist der erlauchte Sprößling eines der ältesten und vornehmsten Geschlechter Deutschlands, war im Besitze ungeheurer Reichthümer, und mit mir an Kaiser Heinrichs glänzendem Hofe erzogen worden, wo er in großem Ansehen stand und mein Bisthum lange vor mir würde erhalten haben, wenn er, als man es ihm anbot, dasselbe hätte annehmen wollen." — Ungeachtet aller Sorgfalt, mit der Norbert seine drei kranken Begleiter pflegte, starben sie doch alle drei, und zwar an demselben Tage, am Vorabende des heiligen Palmsonntags (1119). Bald darauf ward Norbert selbst gefährlich krank. Täglich schickte jetzt der Bischof Burcard seinen Diacon Hugo zu dem Kranken, theils um nach dem Befinden desselben sich zu erkundigen, theils auch, um ihm alle nur mögliche Liebesdienste zu erweisen. Hugo hatte gleich von dem ersten Augenblicke an, wo er unsern Heiligen sah, sich ganz besonders zu demselben hingezogen gefühlt. Dem von seinem Bischofe erhaltenen Auftrage unterzog er sich also mit dem größten Eifer. Endlich fing Norbert an wieder zu genesen und mit jedem Tage mehr zu erstarken, so daß Hugo, als er jetzt sah, daß der Tag der Abreise Norberts

nicht mehr sehr fern seyn könnte, ihm jetzt den sehnlichsten Wunsch seines Herzens entdeckte, nämlich bei ihm bleiben, ihn überall hin begleiten und seine apostolischen Arbeiten mit ihm theilen zu dürfen. Mit zum Himmel gehobenen Händen brach jetzt unser Heilige in lauten Dank gegen Gott aus: Ich habe, sagte er, diesen Morgen zu Gott gefleht, daß, da Er meine drei Begleiter von der Welt abgerufen, mir jetzt doch einen neuen Gefährten senden möge; und nun kommst du, offenbar von der Hand der erbarmenden Liebe zu mir geführt. Von dieser Stunde an waren Norbert und Hugo unzertrennlich; und letzterer ward nachher auch als Abt des heiligen Norberts unmittelbarer Nachfolger in dem, wie wir gleich sehen werden, von demselben gegründeten Kloster.

6. In Begleitung des eben so frommen als geistreichen Hugos, durchzog jetzt Norbert die Grafschaft Hennegau, Brabant und das ganze Lütticher Land. Schaarenweise strömte das Volk an allen Orten herbei, um den Mann Gottes zu hören. Seine Predigten, gekräftigt durch das Beispiel, das er selbst gab, bewirkten eine Menge Bekehrungen. Schon lange dauernde Familienzwiste wurden ausgeglichen, Feinde söhnten sich mit einander aus, unerlaubte Verbindungen wurden aufgelöst, unrecht erworbenes Gut ward zurückgegeben, und die verstocktesten Sünder gingen in sich und bekehrten sich zu Gott, ihrem Herrn. In Rheims predigte Norbert vor dem Papste und sämmtlichen zu dem Concilium versammelten Bischöfen. Alle, die ihn hörten, bewunderten seine Beredsamkeit, seinen glühenden Eifer und seine tiefen Kenntnisse in den Wegen des Heils, worauf auch der heilige Vater (Calixt II.) unserm Heiligen die ihm von Gelasius II. ertheilte Predigervollmacht auf das Neue bestätigte. — Da die Chorherren von Laon sich

längst schon einer wilden Ungebundenheit und Zügellosigkeit überließen, und alle Bemühungen des frommen Bischofes von Laon, sie auf bessere Wege zu führen, stets fruchtlos blieben, so bat derselbe den heiligen Vater, dem jetzt zufällig anwesenden Norbert den Auftrag zu geben, unter den so sehr entarteten Chorherren der Abtei von St. Martin die nöthige Reform einzuführen. Norbert gehorchte dem Befehl des Papstes, und entwarf für die Chorherren eine Reihe sehr ernster und strenger Satzungen, die denselben aber so sehr missfielen, daß sie, als man sie ihnen vorgelesen hatte, wie mit einer Stimme sich dagegen erhoben; nie würden sie, schrieen sie sämmtlich, sich solchen Neuerungen unterwerfen; wie sie bisher gelebt, wollten sie auch noch ferner leben. Da der heilige Norbert sah, daß diese Menschen durchaus für keine Reform mehr empfänglich wären, wollte er auch ferner mit ihnen nichts mehr zu thun haben. Indessen hatte der Bischof von Laon unsern Heiligen so lieb gewonnen, daß er ihn bat, den Winter über bei ihm zu bleiben. Norbert willigte ein. Aber je mehr jetzt der Bischof die Heiligkeit seines Gastes kennen lernte, je weniger wollte er zugeben, daß derselbe seine Diöcese verlasse. Er machte ihm also den Vorschlag, sich in dem Kirchsprengel von Laon einen einsamen Ort zu suchen, wo er ein neues Kloster gründen und in demselben seine, für die nicht mehr zu bessernden Chorherren von St. Martin entworfenen, trefflichen Vorschriften einführen könnte. Norbert nahm den Vorschlag an. Beide durchreisten nun miteinander die Diöcese, fanden aber anfänglich keine, den Wünschen und Absichten unseres Heiligen vollkommen entsprechende Einöde. Endlich kamen sie eines Tages in ein einsames, in dem Forst von Couçy gelegenes Thal. Hier stand eine, der Abtei von St. Vincenz in Laon gehörige, aber längst schon verlassene und da-

her beinahe völlig verfallene Kirche. Der Bischof und Norbert gingen hinein, um darin einige Zeit zu beten. Als es aber anfing Nacht zu werden, erinnerte der Bischof unsern Heiligen, daß das Schloß Anisi, wo sie übernachten müßten, noch über eine Meile Weges von da entfernt wäre. Norbert bat den Bischof, sich nur, ohne länger zu zögern, mit seinem Gefolge dahin zu begeben, ihn aber die Nacht über hier allein zu lassen. Der Bischof setzte also seinen Weg fort, schickte aber noch an demselben Abend die nöthigen Erfrischungen an Wein und Speise nach der Kapelle. Sehr frühe am andern Morgen eilte der Bischof schon wieder zu unserm Heiligen, der ihm aber jetzt mit einem von Freude strahlendem Gesicht entgegen kam, und ihm ankündigte, daß ihm in einer höhern Offenbarung dieses Thal, wo die zerfallene Kirche stehe, als der Ort sey gezeigt worden, wo er sich niederlassen und ein Kloster gründen sollte. Der Bischof, im höchsten Grade darüber erfreut, daß Norbert die bischöfliche Diöcese nun nicht mehr verlassen werde, kaufte sogleich von dem Abte von St. Vincenz die verfallene Kirche, ließ auch auf seine Kosten ein Kloster bauen, und wieß diesem zu dessen künftigem Unterhalte noch drei umliegende Thäler an. Das Thal in dem Forst von Coucy erhielt von dieser Zeit an, weil es dem heiligen Norbert in einem Gesichte von Gott war gezeigt worden, den Namen Prämontré (Prämonstrat).

7. Während der Zeit des Klosterbaues setzte Norbert seine apostolischen Arbeiten fort, predigte in Laon, in der Stadt wie auf dem Lande, kam auch wieder nach Cambray und bewirkte eine Menge Bekehrungen. Auf mehrere seiner Zuhörer machten seine salbungsvollen Reden, auf welchen ganz sichtbar der Segen von Oben ruhete, einen solchen Eindruck, daß sie zu ihm kamen,

ihn inständigst bittend, sie als seine Schüler aufnehmen zu wollen. Es waren ihrer ungefähr zwölf bis dreizehn an der Zahl, und diese waren die Erstlinge, mit denen er sein neues, in dem Thale Prämontré errichtetes Kloster bevölkerte. Man gab ihm den Rath, in demselben entweder das Eremitenleben oder die Regel des Cistercienserordens einzuführen. Da er aber selbst und noch einige andere seiner neuen Gefährten Chorherren waren, so zog er die Regel des heiligen Augustinus vor*).

8. Die Satzungen, welche Norbert für seine Religiosen entwarf, waren ungemein strenge. Die Prämonstratenser durften keine Leinwand tragen, nie und zu keiner Zeit Fleisch genießen, mußten den ganzen Advent hindurch und von Quinquagesima bis Ostern strenges Fasten beobachten. Ihre Regel legte ihnen ewiges Stillschweigen auf. Nur einmal in der Woche durften sie, jedoch blos im Refectorio und mit Genehmigung des Obern, mit einander sprechen; auch mußten sie jeden Freitag sich einer scharfen Geißelung in dem Conventssaale unterwerfen. Um Mitternacht weckte sie die Klosterglocke zur Matutin, und um halb sechs Uhr mußten sie schon wieder ihr Lager verlassen. Ihre ganze Zeit war zwischen Betrachtung, innerm und öffentlichem Gebete, Arbeit und Lesung der heiligen Schriften getheilt. Es war ihnen zur Pflicht gemacht, täglich dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, außer dem großen Brevier auch die Tagzeiten zur allerheiligsten Jungfrau Maria zu

*) Das Kloster war eigentlich im Anfange blos für regulirte Chorherren des heiligen Augustinus bestimmt, die von dem Thale, in welchem das Kloster lag, den Namen Prämonstratenser erhielten, nachher bisweilen auch Norbertiner genannt wurden, die aber, da sie nach Weise frommer Mönche ein sehr strenges Leben führten, bald einen eigenen neuen, in kurzer Zeit sehr zahlreichen Mönchsorden ausmachten.

beten, und letzteres sogar unter der Strafe einer Todsünde. Keine Zellenthüre durfte von innen verschlossen werden, und kein Religios den Andern in dessen Zelle besuchen, auch mit keinem Fremden ohne besondere Erlaubniß sprechen; aber nie mit einer Person des andern Geschlechtes, oder, jedoch nur in dringenden Fällen, nach erhaltener Erlaubniß in Gegenwart eines Gefährten. Sämmtliche Novizen standen unter dem Pater Novizenmeister, der auch das Recht hatte, ihnen nach einem begangenen Fehler eine Pönitenz aufzulegen, oder die Disciplin ihnen zu geben. Aller Umgang zwischen Professen und Novizen, so wie auch zwischen Professen und Priestern war strenge verboten, und ein Pater hatte täglich das beschwerliche Amt, unaufhörlich in dem ganzen Kloster die Runde zu machen, und darauf zu sehen, daß darin nichts gegen Statut und Satzung geschehe. — Die Pönitenzgesetze waren in vier Klassen getheilt: für geringe, für mittlere, für schwere und noch schwerere Verschuldungen. — Zu den leichten oder geringen Vergehungen gehörten: Auf den ersten Schlag der Glocke nicht gleich zur Frühmette im Chor erscheinen, beim Gesang einen Fehler machen, zu spät zu Tische kommen, Geräusch im Kloster verursachen, ein Buch vergessen ꝛc. ꝛc. Als mittlere Vergehungen wurden betrachtet: im Chor nicht Achtung geben; allda lachen oder Andere zum Lachen reitzen; ohne Erlaubniß bei Tisch, im Chor oder Kapitel fehlen; zu spät zu dem Gottesdienste kommen; essen oder trinken, aus- oder eingehen, ohne vorher den Segen zu sprechen oder zu nehmen; das Stillschweigen brechen; einen Ordensgenossen, ohne den Beisatz: *Frater*, zu nennen oder zu rufen*). Schwere Vergehungen waren: Lügen; durch

*) Manchem unserer Leser möchte vielleicht dieß letzte Vergehen als gar zu unbedeutend, zu winzig, ja selbst als kindisch erscheinen, aber gewiß mit großem Unrecht. Die Religiosen sollten selbst sich gegenseitig ehren, ein-

freie Reden oder Sitten Aergerniß geben; nach Frauen oder Jungfrauen schielen; eigene oder eines Andern Vergehungen beschönigen; ohne Erlaubniß mit einem Verwandten, oder auch andern Fremden zu sprechen. Zu den schwereren Vergehungen gehörten: Fluchen, Schwören, um Geld spielen, Besitz eines Eigenthums von sechs Thalern an Werth, Widersetzlichkeit gegen den Superior, seine Vorgesetzten bei weltlichen Gerichten verklagen; Verletzung der Keuschheit, und endlich — was auch wirklich unter den schwereren Sündenschulden die allerschwersten waren —: Diebstahl, Raub, Todtschlag, Flucht aus dem Kloster, Ablegung der Klosterkleidung und Loszählung von allen abgelegten klösterlichen Gelübden. Sünden dieser Art, zum Theil höchst verabscheuungswürdige Verbrechen, wurden durch scharfe, viele Tage hindurch wiederholte Geisselungen, strenges Fasten und Demüthigungen jeder Art bestraft. Nach Lage der Umstände und der Größe des Verbrechens konnte auch Einkerkerung erfolgen, und zwar auf mehrere Wochen, Monate, Jahre, ja selbst, nach vorhergegangener schimpflicher Ausstoßung aus dem Orden, auf die ganze Lebenszeit, bei Wasser und Brod, und in Ketten und Banden*). — Die Statutten verboten auf das Strengste jede Milderung der Strafe, schlossen auch die Gefangenen von dem Genusse des allerheiligsten Altarssacramentes aus, und gewährten ihnen denselben nur in articulo mortis, das heißt, in der letzten Stunde ihres Lebens**).

---

ander erbauen, und eben daher nicht in eine so ziemlich pöbelhafte Gemeinschaft, oder sogenannte Kameradschaft mit einander gerathen.

*) Während einer sehr langen Zeit hatten die Klosterkerker nie einen Bewohner, wurden aber nachher desto mehr bevölkert, als nämlich der Orden, nachdem alle seine Blüthen abgefallen waren, seinem Verfalle und endlichen Untergange immer mehr und mehr entgegen eilte.

**) Merkwürdig ist auch noch eine andere Satzung, welche

9. Am ersten Tage des Weihnachtsfestes des Jahres 1120 ward das Kloster eingeweihet. Die, welche der heilige Norbert aufgenommen hatte, legten an diesem Tage ihre Gelübde ab. Der Bischof von Laon selbst kleidete den heiligen Norbert und dessen neuen Religiosen ganz weiß, wie es unserm Heiligen in jenem nächtlichen Gesichte war angedeutet worden, und dieser Tag ward nun auch in der Geschichte des Ordens als der Tag seiner Entstehung bezeichnet. — Das Kloster in dem Thal Prämontré war anfänglich ganz außerordentlich arm. Es fehlte z. B. den Mönchen oder Chorherren an den unentbehrlichsten Bedürfnissen des Lebens*). Dieser Zustand der Armuth und Entbehrung hatte doch keine lange Dauer. Das Gerücht von der Heiligkeit Norberts und der frommen und

die Prämonstratenser mit der, aus dem Cistercienserorden hervorgegangenen Bernhardiner Congregation gemein hatten. Wenn nämlich ein Priester des Ordens bei Darbringung des heiligen Opfers, entweder durch Nachlässigkeit oder sichtbaren Mangel an Ehrfurcht, Anstoß oder gar Aergerniß gegeben hatte, so mußten sowohl der Abt selbst als die ganze Klostergemeinde, um einigermaßen für dieses Aergerniß zu büßen, einen sehr strengen Fasttag beobachten, und dabei noch einer nicht minder scharfen Züchtigung mit der Disciplin sich unterwerfen.

*) Als der heilige Norbert das letzte Mal in Cambray predigte, kamen auch einige, von der Hand der Vorsehung geführte junge Leute aus Lotharingen mit der Bitte zu ihm, sie in sein Kloster, dessen Bau sich nun seiner Vollendung nahete, aufzunehmen. Sie hatten sehr große, bedeutende Geldsummen zur Bestreitung der ersten Bedürfnisse des neuen Klosters mitgebracht, und legten nun das Geld zu den Füßen des heiligen Norberts, der es einstweilen einem seiner Begleiter zur Aufbewahrung übergab. Aber dieser ausgemachte Schelm ging in der folgenden Nacht mit allem Geld durch; und dieser schändliche Diebstahl war die Ursache der anfänglichen völligen Verlassenheit und drückenden Armuth des Klosters.

strengen Lebensweise der ersten Bewohner seines Klosters verbreitete sich bald in ganz Frankreich und Deutschland, und nun fehlte es nicht mehr an Geschenken und Vermächtnissen, welche aller Armuth ein Ende machten und in der Folge sich so ungeheuer vermehrten, daß der Prämonstratenserorden endlich an Geld und Gut und Länderbesitz alle übrigen religiösen Genossenschaften, selbst den Cistercienserorden, weit übertraf. Das Herbeidrängen frommer Seelen, um in Prämontré aufgenommen zu werden, war schon in den ersten zwei Jahren so groß, daß das Klostergebäude sie nicht mehr fassen konnte und Norbert daher auch noch drei andere Klöster gründen konnte. — Um diese Zeit machte auch Graf Gottfried von Kappenberg in Westphalen eine Reise zu dem heiligen Norbert und ward von dessen erbauungsvollen Reden, so wie von Allem, was er in dem Kloster sah, so sehr gerührt, daß er in seiner Herrschaft zu Kappenberg ebenfalls ein Prämonstratenserkloster gründete, hierauf alle seine weitläufigen Güter dem Orden schenkte und selbst in denselben trat*). Auch die Chorherren von St. Martin in Laon bereueten es jetzt, den heiligen Norbert vor einigen Jahren von sich gewiesen zu haben. Sie selbst

*) Als Graf Gottfried alle seine Güter dem Orden überließ, und selbst in denselben trat, zählte er erst fünf und zwanzig Jahre. In dem, gleich im zweiten Jahre nach Errichtung des Ordens von dem heiligen Norbert bei Namur gegründeten Kloster Floreft legte Graf Gottfried das Ordenskleid an, blieb aber bloser Laienbruder, gab jedoch während der kurzen Zeit, die er im Kloster verlebte, — denn Gott nahm ihn schon nach fünf Jahren zu sich, — solche auffallende Beweise von Demuth, Selbstverleugnung und ächter Frömmigkeit, daß dadurch und in Verbindung mit verschiedenen seinen Tod begleitenden Umständen die Kirche sich bewogen sah, ihn selig zu sprechen, und die Feier seines Andenkens auf den 13. Januar, als den Tag seines Todes, zu verlegen

schrieben also ihm und baten ihn, nach Laon zu kommen und alle Verbesserungen, welche er nöthig fände, bei ihnen einzuführen. Gerne erhörte Norbert ihre Bitte, ging nach Laon und das Collegiatstift zu St. Martin ward nun in eine, unter der Leitung und Oberaufsicht des heiligen Norberts als Generalabts des Ordens stehende, Prämonstratenserabtei verwandelt, und bald darauf folgte diesem Beispiel auch die in der Diöcese von Soissons liegende Abtei von Viviers.

10. Aber während unser Heiliger mit der Einrichtung seines neuen Ordens beschäftigt war, und durch Lehre und Beispiel seine Religiosen immer auf noch höhere Wege evangelischer Vollkommenheit geleitete, ward sein frommer Eifer, wie seine unermüdete Thätigkeit auch noch von andern Kirchen und selbst von seinem alten Freunde, dem Bischofe Burkard von Cambray, in Anspruch genommen. — In der, obgleich damals schon sehr bevölkerten Stadt Antwerpen gab es nur eine einzige Pfarrei. Aber der Pfarrherr besaß nicht das mindeste Ansehen unter seinen Pfarrkindern, war ihnen im Gegentheil ein Gegenstand der Verachtung, weil es allgemein bekannt war, daß er mit einer seiner Nichten im Concubinat lebe. Dieses traurige Verhältniß zwischen dem Pfarrer und dessen Gemeinde benutzte ein gewisser Tanchelin*), ein durchaus verdorbener Mensch, aber schlau, listig, in allen Künsten der Verführung geübt und nicht ohne die Gabe jener Art von Beredsamkeit, die gerade bei dem gemeinen, unwissenden Volke am leichtesten Eingang findet, um sich zum Haupt einer neuen Secte aufzuwerfen. Er verwarf alle heiligen Sacramente, besonders die Priesterweihe, indem er behauptete: der Priesterstand sey nicht von Gott eingesetzt, und Papst, Bischöfe und

*) *Fleury*, hist. eccles. T. XIV. p. 317–319.

Geistlichkeit wären völlig nutzlose Wesen; die wahre Kirche bestehe in ihm und allen denen, die sein Wort hören und seine Lehre annehmen würden. Er entband seine Anhänger von der Pflicht, den Zehnden an die Kirchen zu entrichten, gestattete ihnen aber dafür alle Greuel, deren man die alten Gnostiker beschuldiget, und suchte durch öftere üppige Gelage sie immer noch mehr an sich zu ziehen. Anfänglich verbreitete er seinen gottlosen Unsinn nur ganz in Geheim. Als er aber sah, daß seine Anhänger sich jeden Tag ganz ungemein vermehrten, ward er kühner, trat öffentlich hervor und predigte auf offenem Felde, jedoch stets umgeben von einer Art bewaffneter Leibwache, die seine, nun schon außerordentlich zahlreichen Anhänger ihm bildeten. Jetzt eignete er sich sogar die Gottheit zu; denn da, wie er vorgab, der heilige Geist sich in seiner ganzen Fülle auf ihn ergossen habe, so könne er so gut wie Jesus Christus sich Gott nennen. Sein gotteslästerlicher Unsinn kannte keine Grenzen mehr. Um in den Augen des Volkes sich ein noch immer größeres Ansehen zu geben und das Staunen der stupiden Menge auf sich zu ziehen, ging er in einer ganz eigenen, höchst phantastischen, aber von Gold und Silber strotzenden Tracht einher, und es übersteigt alle Begriffe, welchen hohen Grad endlich der Fanatismus des für den Elenden begeisterten Volkes erreichte. Es verehrte den Tanchelin als einen, ihm von Gott gesandten Engel, betrachtete ihn als ein mehr als menschliches, höheres Wesen, und trank sogar von dem Wasser, dessen er sich zum Baden und zum Waschen seiner unreinen Hände bediente. Bei diesem schrecklichen, allgemeinen Volksschwindel konnte nun der Bösewicht sich alles erlauben; und die Gewalt, die er, man möchte sagen, durch höllischen Zauber über das Volk erhalten hatte, wußte er trefflich zu benutzen, theils um sich immer noch mehr zu bereichern, theils auch, um alle seine schändlichen

Lüste zu befriedigen. Alle Frauen, die ihm gefielen, ledig oder verheirathet, standen ihm jetzt zu seinem Willen; und zwar mit Genehmigung der Väter, Mütter und selbst der Ehemänner; und alle, denen die Schmach widerfuhr, von diesem Ungeheuer umarmt zu werden, hielten sich für überaus glücklich, indem der Betrüger sie fest glauben gemacht hatte, daß ihnen eben dadurch ein weit höheres Gepräge der Heiligkeit aufgedrückt würde, daher auch jene, welche dieser großen Auszeichnung nicht würdig befunden wurden, es als das größte Unglück laut bejammerten. — Auch die Mittel, deren dieser verabscheuungswürdigste aller Volksverführer sich bediente, um Reichthümer aufzuhäufen, waren ebenfalls von der Art, daß sie nur bei einem völlig verblendeten, in seiner Blindheit ganz bewußtlos dahin taumelnden, aller seiner fünf Sinne beraubten Volke konnten in Anwendung gebracht werden. So z. B. ließ er eines Tages auf den Platz, wo er zu predigen pflegte, ein Muttergottesbild bringen und auf jede Seite desselben eine geöffnete große Kiste stellen. Als nun wieder eine ungeheure Menge Volkes sich um ihn versammelt hatte, faßte er die Hand der Mutter Gottes, und sprach über das Bild und sich selbst die gewöhnlichen Copulationsworte des Priesters aus. Mit feierlichem Ernste wandte er sich hierauf an das Volk und sagte: „Ihr alle waret jetzt Zeugen, daß ich mich mit der allerseligsten Jungfrau vermählt habe. Euer Gewissen wird euch sagen, daß ihr es an Hochzeitsgeschenken nicht dürft fehlen lassen, und nach der Größe derselben werde ich auch die Andacht eines jeden zu der allerseligsten Jungfrau bemessen.“ Kaum hatte er ausgesprochen, als Männer und Frauen mit einander wetteiferten, wer das meiste Geld oder andere Kostbarkeiten in die Kisten werfen könnte. In weniger als einer Stunde waren die Kisten gefüllt, die nun der Schalk, seiner gelungenen List sich erfreuend, in seine

Wohnung bringen ließ. — Dieses Monstrum von Lug, Betrug und jeder Art der schrecklichsten Ruchlosigkeit hatte jetzt schon nicht blos in der Diöcese von Cambray, wozu Antwerpen gehörte, sondern auch in jener von Utrecht furchtbare Verwüstungen angerichtet, beinahe alle Köpfe schwindelnd gemacht, und von den Gewaltthätigkeiten seines, immer zahlreicher werdenden und auf den ersten Wink desselben zu dem Aergsten bereit stehenden Anhanges waren überdieß auch noch nicht weniger traurige Folgen zu befürchten, als es auf einmal einem Geistlichen gelang, den höllischen, nichts als die gröbsten Gotteslästerungen gegen Jesum Christum und dessen allerheiligste, jungfräuliche Mutter ausspeienden Rachen dieses Ungeheuers auf ewig zu schließen. Tanchelin wollte über einen Fluß setzen. In dem Fahrzeuge, das ihn überführen sollte, fand er einen, längst schon gegen ihn, seiner gotteslästerlichen Vermessenheit wegen im höchsten Grade empörten Geistlichen; und als Tanchelin auch mit diesem jetzt in einen immer heftiger werdenden Streit gerieth, ergriff derselbe in einer Aufwallung seines gerechten Zornes ein, zufällig nahe bei ihm liegendes Schifferbeil und spaltete damit dem Bösewicht den Kopf.

11. Aber mit Tanchelins Tod erlosch doch lange noch nicht dessen nichts als Unheil stiftende Lehre. Im Gegentheil wurden deren Anhänger nur noch wüthender und drohender, besonders gegen die, welche nicht zu ihrer abscheulichen Secte gehörten. Um den zu besorgenden Unordnungen mit sicherem Erfolge hemmend entgegen zu treten, bedurfte es einer ziemlich bedeutenden, bewaffneten weltlichen Macht, und es war vorauszusehen, daß es dabei nicht ohne großes Blutvergießen abgehen würde. Der Bischof von Cambray schlug also einen sanftern, friedlichen Weg ein. Er sandte zwölf Geistlichen seiner Kirche nach Antwer-

pen, mit dem Auftrage, das Volk zu belehren und wieder zur Besinnung zurückzuführen. Aber alle ihre Bemühungen waren fruchtlos. Tanchelins Anhang, noch mehr erbittert durch den an ihrem Oberhaupte begangenen Mord, wurden mit jedem Tage kühner und frecher, und die von Cambray geschickten Chorherren, statt die Ketzerei mit ihrer Wurzel ausrotten zu können, mußten zusehen, daß sie sich nur immer noch mehr verbreitete. Das ganze Land war voll Jammer und Verwirrung. In ihrer Noth schrieben die Chorherren und mit ihnen auch der Bischof von Cambray an den heiligen Norbert, ihn inständigst bittend, mit einigen seiner Religiosen nach Antwerpen zu kommen und durch sein Ansehen den dort herrschenden Unordnungen ein Ende zu machen. Ohne zu zögern folgte der Heilige sogleich dieser Einladung, brachte auch aus seinem Kloster einige durch vorzügliches Predigertalent ausgezeichnete Religiosen mit. In kurzer Zeit gewann jetzt Alles eine andere Gestalt. Norbert und seine Mönche predigten in der Stadt und auf dem Lande, in den Kirchen und auf den Straßen, an öffentlichen Plätzen und auf dem freien Felde. Ihre Demuth und ihr tadelloser frommer Wandel gaben ihren Worten eine noch größere Kraft. Die Zahl ihrer Zuhörer aus dem Volke vermehrte sich mit jedem Tage und bald hatte jeder ihrer Predigten stets eine Menge Bekehrungen zur Folge; und da bei Allem, was der heilige Norbert unternahm, stets die Hand Gottes mit ihm war, so hatte er auch schon nach ein paar Monaten den Trost, alle Einwohner der beiden Diöcesen von ihrer schrecklichen Blindheit geheilt zu sehen. Selbst die, welche ehemals Tanchelins schwärmerischsten Anhänger gewesen waren, erkannten jetzt in demselben nichts als einen schändlichen Betrüger, fluchten seinem Andenken, bereueten aufrichtig ihre Verirrungen und betheuerten, nie mehr von den Lehren der Kirche abweichen zu wollen.

Dieser herrliche, blos durch geistliche Waffen selbst über die verstocktesten Sünder errungene Sieg vermehrte nun ungemein den Ruhm unseres Heiligen, und an allen Orten in Frankreich wie in Deutschland ward Norberts Name mit Ehrfurcht genannt. Um ihn aber für seine segensvollen Bemühungen, jedoch auf eine, Seiner allein würdige Weise zu lohnen, zogen sich die aus Cambray nach Antwerpen geschickten Chorherren aus der Kirche von St. Michael, welche der Bischof ihnen angewiesen hatte, in jene zu unserer lieben Frau zurück und traten die erstere an den heiligen Norbert ab, der unverzüglich eine kleine Colonie seiner Religiosen aus Prämontré dahin kommen ließ und so nun abermals auch in Antwerpen ein neues Prämonstratenserkloster gründete. — Norbert kehrte hierauf nach Prämontré zurück, mußte aber sein Kloster nach einiger Zeit schon wieder verlassen, um eine Reise nach Rom zu machen. Papst Callixt II. war gestorben und auf dem Stuhle des heiligen Petrus saß Honorius II. Zwar war schon von zwei Legaten des verstorbenen Papstes der neue Prämonstratenserorden bestätigt worden. Aber der heilige Norbert wünschte, die Bestätigung seines Ordens unmittelbar aus den Händen des heiligen Vaters selbst zu erhalten. In Rom angekommen, ward er von Honorius mit der größten Auszeichnung empfangen. Der heilige Vater gewährte ihm jede seiner Bitten, ließ auch gleich einige Monate darauf die von Norbert erbetene Bestätigungsbulle des Ordens ausfertigen.

12. Aber kaum war Norbert wieder nach Prämontré zurückgekommen, als es Gott gefiel, die Leuchte seines treuen Dieners auf einen weit höhern, erhabenern Ort zu stellen und dessen frommer Thätigkeit einen noch weit größern Wirkungskreis anzuweisen. Norbert mußte in Angelegenheiten Theobalds IV.,

Grafen von Champagne, eine Reise nach Deutschland machen. Theobald war zwar noch ein junger, aber sehr verständiger und dabei wahrhaft frommer Herr, der Vater aller Wittwen und Waisen, ein Beschützer der Kirchen, eine Stütze aller Unglücklichen, die des Schutzes bedurften. Als vor einigen Jahren Gottfried von Kappenberg alle seine Güter dem Orden schenkte und selbst in denselben trat, machte dieses einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sogleich beschloß, diesem Beispiel zu folgen, alle seine Herrschaften an den errichteten neuen Orden abzutreten, und dann ebenfalls das Ordensgewand sich anzulegen. Indessen wollte er jedoch den heiligen Norbert, in dessen Einsichten er ein unbegrenztes Vertrauen setzte, erst darum befragen. Norbert ward nicht wenig überrascht, als er den Entschluß des Grafen vernahm. Er verschob seine Antwort auf den folgenden Tag. Aber Graf Theobald war einer der mächtigsten Kronvasallen Frankreichs. Außer den an sich schon sehr bedeutenden Grafschaften Chartres und Blois besaß er auch jene von Meaux und Troies; kurz, seine Besitzungen bildeten ein sehr ansehnliches Fürstenthum, durch dessen völliges Verschwinden in der damaligen aristokratischen Verfassung Frankreichs nicht nur eine große Lücke hätte entstehen, sondern auch das Reich selbst fühlbar geschwächt werden müssen. Zudem war es auch nicht zu erwarten, daß des Grafen Untervasallen, unter denen es mehrere schon ziemlich mächtige Barone gab, eine solche Auflösung des Fürstenthums sich würden gefallen lassen. Natürlicher Weise entging alles dieses nicht der Klugheit des heiligen Norberts. — Nicht wenig überrascht war also Graf Theobald am folgenden Tage, als der Heilige ihm sagte: es sey nicht der Wille Gottes, daß er in einen Stand trete, zu dem er nicht berufen sey. Der Mensch könne sich eben so gut in der Welt wie in einem Kloster

heiligen, und in der erhabenen Stellung, in die ihn die Hand der Vorsehung gesetzt, öffne sich ihm ein weiter Spielraum, Gutes zu thun und Schätze, die nicht rosteten, für die Ewigkeit zu gewinnen. Sein Rath wäre also, sich eine würdige Gemahlin zu suchen, und seine weitläufigen Staaten, wenn Gott ihn einst abrufen würde, unter seinem und seiner Vorfahren Segen seinen Söhnen zu hinterlassen. Zugleich schlug ihm Norbert die junge, schöne und auch durch Frömmigkeit ausgezeichnete Prinzessin Mathildis, Tochter des Herzogs von Kärnthen, zur Gemahlin vor. Der Graf, der sich ganz der Führung Norberts überließ, fügte sich ohne Widerrede den höhern Einsichten seines heiligen Führers, entschloß sich daher auch sogleich, um die Hand der ihm vorgeschlagenen edeln Fürstentochter sich zu bewerben. Aber diese Verbindung fand mehrere Schwierigkeiten, und um diese auszugleichen, unternahm nun Norbert, auf Bitten des Grafen, eine Reise nach Deutschland *).

13. Norbert nahm seinen Weg über Speier, wo gerade damals der erst im vorigen Jahre zum Könige der Deutschen erwählte Lothar nebst einer Menge geistlicher und weltlicher Herren sich befanden; auch ein päpstlicher Legat, Namens Gerard — nachher Papst unter dem Namen Lucius II. — war gegenwärtig. Endlich befanden sich allda auch Deputirten von der Geistlichkeit von Magdeburg, um für die seit einem Jahre erledigte erzbischöfliche Kirche in Gegenwart des Königs einen neuen Erzbischof zu wählen. — Sobald

*) Mit demselben, alle seine Unternehmungen begleitenden Erfolge beseitigte Norbert auch alle dieser Verbindung entgegenstehende Hindernisse. Mathildis ward Theobalds Gattin und machte ihn, in einer langen, nie getrübten Ehe, zum glücklichen Vater von vier Söhnen und einigen Töchtern.

man erfuhr, daß der heilige Norbert in Speier angekommen wäre, ward er sogleich eingeladen, nicht nur vor dem Könige und den, denselben umgebenden Bischöfen und Fürsten zu predigen, sondern auch einer sehr zahlreichen Versammlung, welche der König wegen kirchlichen Angelegenheiten, und besonders wegen der Wahl eines neuen Erzbischofes von Magdeburg, zusammen berufen hatte, beizuwohnen. Die Abgeordneten brachten drei sehr würdige Männer in Vorschlag, konnten sich aber nicht mit einander vereinigen, welcher von diesen drei ihr Bischof werden sollte. Um denselben einen Wink zu geben, näherte sich ihnen Alberon, damals Primiciarius der Kirche von Metz, nachher Bischof von Trier, und, ohne daß der heilige Norbert es bemerken konnte, deutete er mit dem Finger auf unsern Heiligen. Plötzlich, wie von einem und demselben Geiste beseelt, streckten sämmtliche Deputirten sogleich die Hände nach dem Heiligen aus, und unter dem oft wiederholten Rufe: „Dieser soll unser Oberhirt seyn," bemächtigten sie sich seiner Person, rissen ihn, trotz seines Sträubens und seiner Bitten, mit sich fort und stellten ihn dem Könige vor, der ihn auf der Stelle in seiner neuen erzbischöflichen Würde bestätigte, was auch unmittelbar darauf von dem päpstlichen Legaten geschah. — In seiner ärmlichen Kleidung und auf einem Esel sitzend, trat nun Norbert in Begleitung sämmtlicher Deputirten unverzüglich die Reise nach Magdeburg an. Sobald er Magdeburgs Thürme von weitem erblickte, stieg er ab und näherte sich barfuß der Stadt. Die gesammte Geistlichkeit und eine Menge der angesehensten Einwohner der Stadt kamen ihm in festlicher Kleidung und feierlicher Prozession entgegen, und begleiteten ihn in die Cathedrale. Als er hier sein Gebet verrichtet hatte, begab er sich mit seinem ganzen zahlreichen und glänzenden Gefolge nach dem erzbischöflichen Palaste. Aber

allda angekommen, wollte der Thürsteher, der an der ärmlichen Kleidung des barfuß gehenden Mannes Anstoß nahm, ihn nicht einlassen. „Es sind," sagte er, „schon genug Bettler darin. Warum bist du nicht früher gekommen, und schleichest dich erst jetzt herbei, um auch durch dein Betteln die Herren noch mehr zu belästigen." — Sogleich sprangen mehrere aus dem Gefolge herbei, und riefen mit harten Worten dem Thürsteher zu: „Unverständiger Mensch! was machst du, es ist ja der neue Herr Erzbischof, dein und unser gnädigster Herr!" Vor Schrecken wollte der Thürsteher davon laufen, aber Norbert hielt ihn zurück, und sagte lächelnd zu ihm: „Mein Freund! ich sehe wohl, daß du mich weit besser kennst, als jene, welche mich hierher in diesen Palast geschickt haben."

14. Auch als einer der ersten Kirchenfürsten Deutschlands, minderte dennoch unser Heilige nichts an seiner strengen Lebensweise, und seine himmlische Demuth leuchtete jetzt auf dem erzbischöflichen Stuhle mit nur noch weit hellerem Glanze, als innerhalb der klösterlichen Mauern von Prämontré. Da er sich aber erinnerte, daß, nach dem Ausspruche des heiligen Paulus, ein Bischof vor Allem seinem eigenen Hause gut vorzustehen wissen müsse, so berief er bald nach dem Antritt seines erzbischöflichen Amtes die vornehmsten Beamten des Erzstiftes, und befragte sie über den finanziellen Zustand seiner Kirche, über die ihr gehörigen Güter, Zölle und anderweitige Gefälle, dann auch über deren Ertrag, so wie über die Individuen, denen die Verwaltung derselben übertragen wäre. Als man nun alles genau ausgemittelt, aufgezeichnet und berechnet hatte, so fand es sich, daß sämmtliche jährliche Einkünfte, selbst nur für die allernöthigsten Bedürfnisse, kaum auf vier Monate hinreichten. Als nun, nicht wenig darüber erstaunt, der Erzbischof fragte, woher es

komme, daß die Kirche von Magdeburg in einen so elenden, völlig verarmten Zustande gesunken sey, sagten die treuesten und kundigsten seiner Beamten, die jetzt froh waren, die Wahrheit sagen zu dürfen, ohne dießfalls etwas befürchten zu müssen, daß verschiedene seiner Vorfahren viele, der Kirche gehörigen Güter theils ihren Verwandten überlassen, theils ihren Günstlingen als Lehen gegeben, theils auch nicht Muth und Kraft genug gehabt hätten, sich vornehmen Laien zu widersetzen, die unter allerlei Vorwänden und falschen Rechtstiteln vieles von dem Kirchengut an sich gerissen hätten, und es noch bis auf den heutigen Tag usurpirten. — Von allen diesen Räubereien gehörig und gründlich unterrichtet, erließ der Erzbischof an Alle, von denen er nun wußte, daß sie in dem usurpatorischen Besitze von Kirchengütern wären, einen schriftlichen Befehl, alles, seiner Kirche ungerechter Weise entzogene Eigenthum, binnen einer gewissen Frist wieder zurückzugeben. Darüber geriethen nun freilich die Herren in gewaltigen Zorn. Ihr Stolz konnte es nicht erfassen, daß ein Mann, der — wie sie wähnten — von ganz obscurer Herkunft, gleich einem Bettler auf einem Esel sitzend, in das Land gekommen wäre, es jetzt wage, solche Befehle an sie ergehen zu lassen; übrigens glaubten sie, es sey von Seite des Erzbischofes nur eine leere Drohung, die keine weitern Folgen haben werde. — Als aber Norbert jetzt sah, daß er mit größerem Ernste zu Werke gehen müsse, griff er nicht nur zu den, schon seiner weltlichen Macht zu Gebote stehenden Mitteln, sondern belegte auch alle, die sich erkühnen würden, Etwas von dem, der Kirche gehörigen, aber ihr ungerechter Weise entrissenen Eigenthume noch länger zurückzubehalten, mit dem großen Kirchenbanne. Dieß Letztere war das wirksamste Mittel; denn da, zu Folge altem Herkommens, jeder, der nach Verlauf eines Jahres sich von dem Banne

nicht gelöst hatte, als ein Ehrloser aller bürgerlichen Rechte verlustig war, vor Gericht nicht gehört ward, keine Streitsache vor dasselbe bringen durfte, ja nicht einmal ein gültiges Zeugniß vor demselben ablegen konnte, kurz, gleich einem geächteten, nicht mehr unter dem Schutze der Gesetze stehenden Menschen, jeder Art von Angriffen seiner öffentlichen oder heimlichen Feinde blos gestellt war; so sahen sich die Räuber doch am Ende gezwungen, wo nicht den ganzen Raub, doch wenigstens den größten Theil desselben wieder an die Kirche zurückzugeben. Aber dafür faßten nun auch alle diese Herren einen unversöhnlichen Haß gegen ihren Erzbischof, verbreiteten die größten Lästerungen gegen denselben, und verläumdeten ihn überall als einen harten, selbstsüchtigen Fremdling, der, unkundig der Gesetze und Gebräuche des Landes, alle seine Untergebenen blos zu unterdrücken suche. — Aber noch größer ward die Anzahl, besonders der geheimen Feinde des frommen Erzbischofes, als dieser von seiner Geistlichkeit eine strenge Reinheit der Sitten und vollkommene Enthaltsamkeit foderte, daher auch allen, welche mit Concubinen lebten, die Wahl ließ, entweder diese Personen zu entlassen, oder ihre Pfründen der Kirche zurückzugeben. Des Geschreies gegen den ehrwürdigen Bischof war nun kein Ende. Seine Feinde erlaubten sich die schändlichsten Lügen, Schmähungen und Verläumdungen, die sie nun auch bald selbst unter dem gemeinen Volke zu verbreiten wußten, das begreiflicher Weise, weil der wahren Beschaffenheit der Sachen unkundig, diesen gehässigen Gerüchten um so mehr Glauben schenkten, da sie ja selbst von einem Theile der eigenen Geistlichkeit des Erzbischofes herrührten. Ueber alle diese groben Beleidigungen fühlte sich jedoch unser Heiligeweit erhaben. Nicht im mindesten konnte es ihn in seinen Wegen irre machen, und ruhig verfolgte er die Bahn, die ihm die Hand der Vorsehung geöffnet

hatte*). Aber die Bosheit seiner Feinde ging endlich so weit, daß sie sogar mehrere Mordanschläge auf das Leben ihres Erzbischofes machten. Als der heilige Norbert einst am grünen Donnerstag von mehreren Büßenden die Beichte abnahm, meldete sich auch ein junger Mensch, und begehrte mit einigem Ungestümm sogleich vorgelassen zu werden. Norbert — und wie man glaubt, durch eine geheime göttliche Offenbarung von der Absicht dieses Menschen unterrichtet — befahl, ihn erst ganz zuletzt vorzulassen. Als derselbe endlich eintrat, verbot ihm sogleich der Erzbischof sich ihm zu nähern, gab aber zu gleicher Zeit seinen Leuten Befehl, demselben den Mantel abzunehmen, unter welchem er einen anderthalb Schuhe langen, zweischneidigen Dolch verborgen hatte. Als der Mörder sich jetzt entdeckt sah, fiel er dem Erzbischofe zu Füßen, bekannte, daß er in der Absicht gekommen sey, ihn zu ermorden, nannte aber auch jene, welche ihn zu dieser Greuelthat gedungen hatten, unter welche, zum größten Erstaunen des Erzbischofes sich sogar einige seiner geistlichen Geheimenräthe befanden. Norbert ließ zwar den Mörder verhaften, aber blos um durch dessen Bekenntnisse die Urheber des Mordanschlags desto mehr zu beschämen. Nach einigen Tagen ließ er ihn jedoch schon wieder frei, und verzieh ihm, wie allen, die an dem schändlichen

*) Indessen hatten die gegen den heiligen Norbert weit und breit unter das Volk ausgestreuten, vielfachen Verläumdungen doch die traurige Folge, daß, obgleich ein Erzbischof von Magdeburg damals gleichsam an der Schwelle des Heidenthums seinen Sitz hatte und zu seiner Diöcese Provinzen gehörten, deren Bevölkerung größtentheils nur aus Heiden bestand, dennoch keiner von diesen sich von dem heiligen Norbert wollte zum Christenthum bekehren lassen und die heilige Taufe von ihm annehmen; und zwar blos aus Furcht, daß, wenn sie Christen seyn würden, sie alsdann ebenfalls von der Härte und den Erpressungen dieses Erzbischofes vieles würden erdulden müssen.

Complotte einigen Antheil gehabt hatten. Bald darauf wollte sogar einer seiner Hausgeistlichen ihn ermorden, und schoß einen Pfeil nach ihm ab, der aber nicht den Erzbischof, sondern eine nicht fern stehende Person verwundete. Auch diesem Frevler ward volle Vergeltung zu Theil. — Alle diese Prüfungen vermochten doch nicht, die Seelenruhe des Heiligen auch nur einen Augenblick zu stören, ihn noch viel weniger in strenger Erfüllung seiner erzbischöflichen Pflichten zurückhalten, und durch seine Geduld, seinen unerschütterlichen Muth und die Festigkeit seines Charakters hatte er endlich den Trost, daß in einer Zeit von ungefähr drei Jahren nicht nur Alles, was so lange schon in den Sitten seiner Geistlichkeit Anstoß gegeben hatte, sondern auch alle übrigen, in seine Kirche eingeschlichenen Mißbräuche völlig verschwanden. Er bereißte hierauf seine ganze Diöcese, untersuchte und prüfte alles selbst, und durch den Segen, der auf seinen Bemühungen ruhete, brachte er überall eine völlige Veränderung der Gemüther hervor. — Auch dem, während des nach dem Tode Honorius II. eingetretenen Schismas, zu Rheims gehaltenen Conciliums wohnte der heilige Norbert bei, und erwieß sich allda ungemein thätig für die Sache Innocenz des Zweiten. Endlich mußte er auch den Kaiser Lothar auf dessen Bitte nach Italien begleiten. Aber kaum von diesem Feldzuge zurückgekommen, ward er von einer tödtlichen Krankheit befallen, und starb nach viermonatlichem Leiden am 6. Junius 1134, in dem drei und fünfzigsten Jahre seines Lebens, und nachdem er der Kirche von Magdeburg acht Jahre mit eben so vieler Kraft als Weisheit vorgestanden hatte. Gott selbst bezeugte die Heiligkeit seines treuen Knechtes durch mehrere an dessen Grabe gewirkte Wunder. Förmlich und mit allen damit verbundenen Feierlichkeiten heilig gesprochen ward er jedoch erst in dem Jahre 1582 vom Papste Gregor XIII. Urban VIII. verlegte das Fest

des Heiligen auf den sechsten Junius, dem Todestage desselben. — Als das Lutherthum in Magdeburg eingeführt ward, ließ Kaiser Ferdinand II., auf Bitten des Prämonstratenserordens, die sterblichen Ueberreste des Heiligen nach Prag bringen, wo sie unter der Begleitung von vierzehn Aebten mit Mitra'n, aller Einwohner der Stadt und eines zahllosen, aus der Umgegend herbeiströmenden Volkes, in der Kirche des Berges Sion beigesetzt wurden. — Gewöhnlich wird der heilige Norbert mit einem Kelche in der Hand abgebildet. Man wählt für ihn dieses Sinnbild, weil er sein ganzes Leben hindurch stets ein, wahrhaft von Andacht glühender Anbeter des allerheiligsten Altarssacraments war, in allen seinen Reden und bei jeder Gelegenheit von der Heiligkeit und Wahrheit dieses unerforschlichen Geheimnisses göttlicher Liebe und Allmacht sprach, auch alle Gläubigen zu dem öffentlichen Genusse desselben auf das Dringendste einzuladen suchte*).

*) Es wäre zu wünschen, daß das Beispiel des heiligen Norbert hierin auch jetzt noch überall und in allen Ländern Nachahmung fände. Von den Kanzeln herab werden zwar bisweilen über dieses hochheilige Sacrament eben so belehrende als erbauende Vorträge an das Volk gehalten, aber, wie uns däucht, bei weitem noch nicht oft genug; und zwar deswegen nicht oft genug, weil gerade gegen dieses unerforschliche Geheimniß unsere sinnliche Natur sich am meisten sträubt, mehr als gegen irgend eine andere Lehre unserer heiligen Kirche. Ein bloßer historischer Glaube ist hier nicht hinreichend, kann selbst unter gewissen Umständen zum Verderben führen. Daß es aber nur gar zu oft an jenem, in unser volles Bewußtseyn übergehenden, lebendigen Glauben fehlt, davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man das Betragen des Volkes bei Ausstellung des heiligsten hochwürdigsten Gutes etwas genau beobachtet. Wir sprechen hier nicht gerade von einem groben, höchst unanständigen Betragen — denn dies wäre ein Greuel, der nicht einmal eine Rüge mehr verdiente — sondern von jener Kälte, jener

Lauigkeit und jener von nichts bewegten, flachen Alltagsruhe, die man auf den meisten Gesichtern erblickt, was ja offenbar den völligen Mangel an einer innern höhern Erregung, an einen innern höhern Aufschwung des Gemüthes nur zu deutlich verräth, wobei nun auch sehr begreiflicher Weise das Göttliche, was von der zur Anbetung ausgestellten Hostie auf uns herabstrahlt, nie in ganz lebendigen Gestalten vor unsere Seelen treten wird. — Würde man in dem allerheiligsten Altarssacramente Jesum Christum — Gott und Mensch — gerade eben so erblicken, wie einst seine Jünger, als er bei verschlossenen Thüren plötzlich in ihre Mitte trat und einer davon sogar seine Hände in die heiligen Wundmahle legen durfte, Ihn damals sahen und uns erinnern, daß Er mit denselben holdseligen Worten, die er in jener Zeit zu allem Volke sprach, auch uns täglich noch zuruft: „Kommt alle zu Mir, die ihr mühselig und beladen seyd, und Ich will euch erquicken!" Wer müßte dann nicht von einer innern, unwiderstehlichen Kraft ergriffen sich zu seinen Füßen hingerissen fühlen und diese mit den heißesten Thränen des Dankes, der Liebe und der tieffsten Reue benetzen. — Möchten doch alle Priester, Prediger und Lehrer, sey es auf der Kanzel oder im Beichtstuhl, oder bei irgend einem Lehrvortrage, jede Gelegenheit, die sich ja stets so leicht und von selbst darbietet, ergreifen, um dem Volke unaufhörlich und ununterbrochen einige dessen lebendigen Glauben immer mehr weckenden, stärkenden und befestigenden Worte an das Herz zu legen. Der Gewinn wäre ja überschwänglich und unermeßlich; denn wer, durch die aus diesem hochheiligen Sacramente in ihrer ganzen Fülle auf uns herabströmende höhere Gnade, sich endlich von jener reinen, feurigen, allein wahrhaft vollkommenen Liebe zu Jesu Christo durchglüht fühlt, der bedarf auch in Wahrheit keines Himmels mehr; und so wie Er selbst einst sagte: „wer Vater, Mutter, Bruder rc. mehr als Mich liebt, der ist Meiner nicht werth;" eben so dürfen auch wir Ihm jetzt kühn nachsagen: Wer den Himmel mit allen seinen Herrlichkeiten mehr als Ihn, den Allerliebenswürdigsten, liebt, der ist Seiner nicht werth. — „Wo Du bist," sagt der von Gott erleuchtete Thomas von Kem-

15. Während der heilige Norbert auf dem erzbischöflichen Stuhle von Magdeburg saß, fehlte es ihm auch nicht an Mitteln und Gelegenheit, das Wachsthum wie das Wohl seines Ordens auf vielfache Weise zu befördern. Als er die bischöfliche Würde übernahm, hatte er zwar den, dem Leser schon bekannten, frommen und einsichtsvollen Hugo zum Abt von Prämontré wählen lassen, behielt sich jedoch, als Generalvicarius des Ordens*), dessen Leitung und oberste Aufsicht über denselben, bevor. Die Verbreitung des Ordens nahm von jetzt an einen immer raschern und schnellern Gang. Als Norbert den Hugo zum Abt von Prämontré ernannte, ließ er auch für die fünf Filialklöster, nämlich St. Michael in Antwerpen, Floresse, St. Martin in Laon, Viviers und Bonneesperance im Hennegau eigene Aebte wählen. Diese traten sogleich in einem Generalcapitel zusammen, und setzten fest, daß ein Solches jedes Jahr gefodert werden sollte, und nun fand es sich, daß bei dem vierten Generalcapitel, also kaum vier Jahre nachher, schon achtzehn Aebte versammelt waren. Aber auch diese Zahl stieg in kurzem noch weit höher, so daß der Orden, ungefähr vierzig Jahre nach seiner Entstehung, schon über hundert Aebte in Deutschland und Frankreich zählte. Demungeachtet trat dennoch auch jetzt in dem Wachsthum desselben noch lange kein

---

pis, „da ist der Himmel, und wo Du nicht bist, die Hölle."

*) Generalvicarius ward bei den Mönchsorden derjenige genannt, den entweder der Generalabt selbst zu seinem unmittelbaren Stellvertreter ernannt hatte oder der Vorstand eines Ordens, den der Papst an die Stelle eines Generals desselben geordnet hatte. Da jetzt der heilige Norbert bei der Ernennung seines Nachfolgers sich doch die Gewalt eines Generalabts vorbehalten hatte, so mußte er sich den Titel eines Generalvicarius beilegen, der ihm von dem heiligen Vater bestätigt ward.

Stillstand ein. Päpste, Könige, Fürsten und mächtige Großen überhäuften den Orden mit Privilegien, Ehrenbezeugungen, Geschenken und Vermächtnissen, betrachteten es als eine besondere Begünstigung, wenn sie als Bekehrte und Laienbrüder dem Orden beigezählt wurden, oder unter ihrer weltlichen Kleidung des Ordens weißes Scapulier tragen durften. Ungeheuer war demnach auch die immer zunehmende Vergrößerung des Ordens. Ueber alle Länder des christlichen Europa's verbreitete er seine Zweige, drang selbst in Syrien und Palästina ein, und zählte im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts 1000 Abteien von Mönchen oder Chorherren, 500 Abteien von Klosterfrauen *), 300 Probsteien und über hundert Priorinnen. In ganz besonders großem Ansehen stand der Orden in Deutschland. Mehrere seiner Aebte, wie z. B. die von Roggenburg, Weisenau, Schussenried, Marchthal, und Ursberg, übten fürstliche Rechte und führten fürstliche Titel. Aber die verderblichen Einflüsse des Reichthums, der Macht und eines allzugroßen Ansehens blieben jetzt auch bei dem Prämonstratenserorden nicht aus. Schon in der zweiten Hälfte des so eben erwähnten dreizehnten Jahrhunderts fingen die Religiosen in vielen Klöstern an, sich den bisherigen strengen Satzungen zu entziehen, eine weit freiere und bequemere Lebensweise sich zu erzwingen, und Weltsinn und der Geist der Verweichelung rissen immer mehr in dem

*) Frühzeitig und sehr bald nach Gründung des Ordens entstanden auch Prämonstratenser Frauenklöster. Diese waren anfänglich ganz in der Nähe der Mannsklöster und ihre frommen Bewohnerinnen mußten aus den Letztern genährt und erhalten werden. Da dieses aber nach und nach mancherlei Inconvenienzen herbeiführte, so ward eine weitere Entfernung der Frauenklöster von jenen der Männer festgesetzt und für diese auch die Pflicht, jene zu ernähren und zu unterhalten, aufgehoben.

Orden ein. Päpste und fromme Männer bestrebten sich zwar, die alte Zucht und Ordnung wieder herzustellen, indem sie, gleich den Cisterciensern, besondere Congregationen in das Leben zu rufen suchten; da aber diese stets neue Spaltungen zur Folge hatten, so ward auch dadurch das schon im Sinken begriffene Ansehen des Ordens nicht wieder gehoben, im Gegentheil nur noch mehr geschwächt. Als Luthers neue Lehre sich über ganz Dänemark, Schweden, Norwegen und einen sehr grossen Theil Deutschlands verbreitete, verlor er ohnehin in diesen Ländern alle seine Abteien. In England hatte er durch die dort ausgebrochene Kirchenrevolution dasselbe Schicksal, und von seinem vorigen Ansehen tief herabgesunken, verschwand er endlich auch selbst jenseits der Alpen beinahe im ganzen Italien.

16. Bevor wir diesen Abschnitt schliessen und von den rein-religiösen Orden unserer heiligen Kirche auf einige Zeit Abschied nehmen, müssen wir vorher noch einige Worte über geistliche und klösterliche Genossenschaften überhaupt hier beifügen, welches um so zweckmässiger seyn möchte, da jetzt die wahren Begriffe davon völlig verloren zu seyn scheinen, ihnen aber dafür desto abgeschmacktere und gehässigere Vorstellungen unterschoben wurden*). — — Auch das Leben der Orden ist jenen, alle Erscheinungen in der geistigen wie physischen Welt beherrschenden Naturgesetzen unterworfen. Wie der Baum, der nach seiner völligen Ent-

*) Da es uns nicht erlaubt ist, wir selbst es auch uns nicht erlauben möchten, dasjenige hier zu wiederholen, was wir schon weit früher von der Entstehung, der Natur, dem Zwecke und der eigentlichen Bestimmung religiöser Orden und klösterlicher Genossenschaften gesagt haben; so ersuchen wir unsere freundlichen, uns wohlwollenden Leser, den neunzehnten Abschnitt in dem vierten Bande unserer Fortsetzung jetzt noch einmal mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen.

wickelung ganze Schaaren von Vögeln in seine Lauben beherberget, auch zugleich den Menschen Kühle und Erholung gewährt, und unter seinem Schatten sie zur Ruhe einladet, nur aus einem kleinen, wenig beachteten Saamenkorn emporsproßte; eben so entstanden, wie wir gesehen, auch die geistlichen Orden aus einem, anfänglich gar nicht bemerkbarem Saamen, entwickelten sich nach und nach immer sichtbarer, blüheten, gelangten endlich zur Reife und brachten Früchte, die einen zehnfältig, die andern hundertfältig. Aber wie in der ganzen lebenden Natur trat nun auch in ihrem Leben der Spätherbst ein, die Blätter fielen von ihren Stämmen, und die entblätterten Stämme fingen an zu altern, zu verdorren, zu zerfallen und völlig zu verschwinden. Aber höchst ungerecht wäre es, wenn man diese Orden nur in dem Moment ihres Verfalles betrachten wollte, und dabei die herrlichen Früchten vergäße, mit denen sie zu ihrer Zeit so viele Völker gelabt und erquickt haben; wenn man sich des großen Segens nicht erinnerte, den sie oft mehrere Generationen hindurch über alle Länder der Christenheit verbreitet haben. — Wenn aber, wie die Geschichte lehrt, so viele, anfänglich in dem ganzen Glanze der Heiligkeit strahlende Orden endlich doch ebenfalls in Verfall geriethen und in völliger Dunkelheit sich verloren, so erlosch dadurch doch nicht der Geist, der sie in das Leben rief, der eigentliche Ordensgeist, denn dieser ist der Geist des Christenthums selbst, ein lebendiger, alles belebender Hauch des Evangeliums, der wehen und wirken wird bis zum Anbruch jenes ewigen Tages, wo Geheimnisse und Bilder verschwinden werden, der Vorhang vor dem Allerheiligsten sich aufrollen wird, und wir dann Alles in seiner Wirklichkeit, das heißt, in Gott mit namenloser Wonne schauen werden. — Wenn Gott es also zuließ, daß ein, Ihm anfänglich geweihter Orden zu Grunde ging, so geschah es, weil die Glieder einer solchen Ge-

nossenschaft nicht mehr jenes, sie anfänglich belebenden Geistes würdig waren, dieser daher sich ihnen entzog, um auf würdigere und oft noch mit größerer Fülle der Kraft sich zu ergießen. Als aber endlich jene traurige Epoche eintrat, wo eine allgemeine Aufhebung und Zerstörung aller Klöster und geistlichen Orden die Losung der Welt und ihrer Weisen ward, mithin jene auch bald größtentheils von dem christlichen Boden verschwanden, so war dieß nicht nur ein offenbares und furchtbares göttliches Strafgericht, sondern zugleich auch noch ein weit furchtbareres Zeichen einer, sich immer mehr von dem Christenthum entfernenden, einem neuem Heidenthum blindlings entgegeneilender Zeit. — Da man jedoch, wenn man nicht alle Lehren und Erfahrungen der Geschichte verleugnen will, eingestehen muß, daß Klöster und religiöse Orden einst manchen Nutzen der Welt gebracht haben; so will man sich auch jetzt hie und da wieder Klöster gefallen lassen, möchte sie aber zugleich auch zu Fabrikanstalten machen, und da man sie jedoch nicht in Runkelrübenzuckerfabricken umgestalten kann, so fodert man, unter dem falschen, obgleich scheinbaren Vorwande, daß der Mensch zur Thätigkeit und zur Theilnahme an den Geschäften des geselligen Lebens geschaffen sey, nun von ihnen, daß sie die Jugend unterrichten, öffentlich dociren, gelehrte Vorträge halten, philosophische Systeme entwickeln, kurz, daß sie in dem Gebiete des Wissens (?) unabläßig taglöhnern sollen. Zwar ist es nicht in Abrede zu stellen, daß die Wissenschaft des ewigen Heils, das heißt, die Theologie in allen ihren vielfachen Zweigen, nur von Geistlichen befriedigend vorgetragen werden kann und darf. Aber dazu sind ja die Weltgeistlichen da, deren Beruf als Prediger und Seelsorger sie ohnehin noch mit der Welt, und nicht selten sogar mit deren liebsten, ihr auch vorzüglich huldigenden Kindern in vielfache Berührung bringt. Aber ganz anders verhält es sich mit rein re-

ligiösen Orden und klösterlichen Genossenschaften. Mit der eigentlichen und wahren Bestimmung derselben ist das Lehramt durchaus unverträglich. Von den urältesten Zeiten an, und durch das ganze lange Mittelalter hindurch, hatten alle geistliche Orden, wenigstens stets bei ihrer Entstehung, und, wie wir gesehen, oft auch noch lange nachher, keinen andern Zweck, als sich gänzlich von der Welt zu trennen, alle Bande, die sie noch an dieselbe fesseln könnten, völlig abzustreifen und als ächte, nicht mehr unserer Erde, sondern einer höhern Welt angehörige Bürger, in unterbrochener Stille und Einsamkeit blos Gott und der Ewigkeit zu leben, wobei sie aber nichts weniger als theilnahmlos waren an den Ereignissen ihrer Zeit, wie an dem Schicksale der darin lebenden Menschen, ihrer Brüder; indem sie mit der Welt, die sie verlassen hatten, durch ein unsichtbares, jedoch sehr fühlbares Band des innigsten Zusammenhanges vereint blieben, nämlich durch das Gebet, welches, wie wir schon einige Mal bemerkten, für sie das eigentliche Geschäft ihres Lebens war; das wahre Tagwerk, das ihnen aufgegeben war, das sie auch mit der größten Treue vollbrachten, und dadurch vielfachen Segen auf einzelne Gegenden, wie auch auf ganze Länder herabzogen*), mithin nicht, gleich den indischen ascetischen Gauklern, in einer unthätigen, egoistischen Abgeschlossenheit von der Welt lebten. Man führe hier nicht die Schulen der Benedictiner und die vielen gelehrten Männer an, die aus diesem Orden hervorgingen. Unsere so eben hier oben aufgestellte

*) Man hat nicht nur in Bayern, sondern auch in allen andern katholischen Ländern die allgemeine, gewiß nicht sehr erfreuliche Bemerkung gemacht, daß an allen Orten, wo früher Klöster standen, sogleich nach deren Aufhebung auch unter den Bewohnern jener Gegenden eine immer größere und fühlbarer werdende Immoralität einriß.

Behauptung kann dadurch nicht im mindesten entkräftet werden. Als die Benedictiner durch ihre Schulen, ihren Jugendunterricht und ihre gelehrten wissenschaftlichen Arbeiten sich auszuzeichnen anfingen, war auch die schönste Blüthezeit dieses Ordens vorüber; er hatte schon einer Menge von Reformen bedurft, dieselbe auch erhalten, und längst aufgehört, ein contemplativer, nach der höchsten evangelischen Vollkommenheit — was wir doch als das Eigenthümliche, Charakteristische aller, von den frühesten Zeiten an entstandener Orden erkennen müssen — strebender Orden zu seyn; und war jetzt eine, blos durch das Gewand von Chorherren und Weltpriestern verschiedene, obgleich immer noch ehrwürdige Genossenschaft gelehrter Weltgeistlichen geworden. Durch das ganze Mittelalter hindurch war die Erziehung der Jugend in den Händen der Kirche. Aber die öffentlichen Schulen, in welchen der junge Adel jener Zeit — denn die niederern Volksklassen nahmen damals an wissenschaftlicher Bildung noch keinen Antheil — Lehre und Unterricht erhielten, waren die Domschulen, die unter der obersten Leitung des Bischofes stunden. Aber in den Klosterschulen erhielten nur jene ihre Bildung, die entweder selbst schon in noch zartem Alter, weil einen höhern Beruf in sich fühlend, dem klösterlichen Leben sich geweiht hatten, oder auch, bisweilen sogar schon in der Wiege, von ihren Eltern dazu waren bestimmt worden. — Eben so wenig kann auch der Jesuitenorden als eine Widerlegung des von uns Gesagten hier geltend gemacht werden. Die Jesuiten waren eigentlich ungleich mehr Weltgeistlichen als Ordensgeistlichen. Ihr Institut ging aus einem höchst drückenden, und immer drohender werdenden Bedürfniß ihrer Zeit hervor. Angezogen von Luthers und Calvins neuer, der sinnlichen Natur des Menschen mehr zusagender, und besonders den Fürsten so großen zeitlichen Gewinn darbietender

Lehre, war beinahe die Hälfte der Christenheit von der allgemeinen, von Jesu Christo auf einen Felsen gegründeten Kirche abgefallen. Die Braut Jesu war in Trauer gehüllt, denn die Spaltung drohete mit jedem Tage sich zu erweitern. Aber nun gefiel es Gott, Männer zu erwecken, denen er von seinem Geiste mehr als nach dem gewöhnlichen Maße mittheilen wollte, und die jetzt Stützen des so heftig erschütterten, überall wankenden Glaubens werden, und dem Alles mit sich fortreißenden, und mit einer allgemeinen Ueberschwemmung drohenden Strom der Verneinung, des Zwistes und der Spaltung einen festen Damm setzen sollten. Nach dem Rathschluß Gottes sollten diese, mit Kraft aus der Höhe ausgerüsteten Männer sich mitten in das geräuschvolle Gewühl der großen wie niedern Welt begeben, um unter dem Tumult der vielen, damals schnell nach einander ausgebrochenen Irrlehren und Ketzereien überall, den Mächtigen und Großen dieser Erde, wie den niedrigsten Volksklassen die Stimme göttlicher Wahrheit hören zu lassen. Aber um diese ihre, ihnen eigenthümliche Bestimmung zu erfüllen, durften sie sich nicht eine, sie von der Welt trennende, und nur mit Gott allein sich beschäftigende Abgeschlossenheit zurückziehen; sie mußten im Gegentheil, um die künftigen Generationen vor Ansteckung zu bewahren, sich der Erziehung der Jugend in allen Ländern bemächtigen, von den Kanzeln herab, in dem vollen Lichte ächten Predigergeistes, Völker und deren Beherrscher über die Göttlichkeit des katholischen Glaubens belehren, in den Beichtstühlen sie mit der ganzen so anziehenden Macht eines für das Heil der Beichtenden ängstlich besorgten Seelsorgers immer mehr und mehr darin stärken, eine Menge der Abgefallenen, viele davon selbst erst auf deren Sterbebette, wieder in den Schooß der Kirche zurückführen, durch ausgezeichneten, aber stets auch der Welt sichtbaren frommen Wandel

ihren Worten höhere Kraft und Salbung geben, mithin ihr Licht nicht in dem Verborgenen, sondern öffentlich den Menschen leuchten lassen, und auf diese Weise durch Rede und Beispiel, so wie in dem Glauben und der Lehre, auch in den Sitten und in der ganzen Disciplin des Lebens die alte Reinheit und christliche Einfalt wieder einzuführen suchen. Dies ist und war die glorreiche Bestimmung der, gleich von ihrem Ursprunge an von der menschlichen Bosheit und Verdorbenheit unaufhörlich verfolgten Jesuiten. In so ferne man nun eine jede Genossenschaft bisweilen einen Orden zu nennen pflegt, kann man auch diesen seltenen, so edeln, von Gott selbst gestifteten Männerbund einen Orden, den Jesuitenorden, nennen, leider in den Augen der Thoren, wie der Feinde Gottes und dessen heiliger Kirche immer noch ein gräuliches Gespenst, dem aber jedes ächt katholische Herz, besonders in den Ländern, deren Eingang jenen Edeln noch verschlossen ist, mit innigster Liebe und schmachtendem Verlangen sehnsuchtsvoll entgegen schlägt — Um aber auf unsere Behauptung zurückzukommen, müssen wir jetzt noch einmal wiederholen, daß mit dem Zwecke und dem eigentlichen Geiste rein religiöser Orden, so wie derselbe aus den Lehren des Evangeliums und dessen göttlichem Charakter hervorging, schon an der Wiege des Christenthums hervorsproßte, und mit dem Wachsthum desselben sich immer mehr und mehr verbreitete, jeder Verkehr und jede nähere Verbindung mit der Welt, demnach auch das öffentliche Lehramt, wie überhaupt alles, in das Große gehende, wissenschaftliche, akademische Streben und Arbeiten durchaus unvereinbar sind, und wer Beides — was jetzt so viele Halbkatholiken in ihrer hohlen Weisheit verlangen — mit einander vereint zu sehen wünscht, der ist und bleibt ein ewiger Fremdling in der großen und weisen Haushaltung Gottes, der für jedes Bedürfniß der Kirche

seines Sohnes, für die größten wie für die kleinsten, die nöthige, jedesmal genau passende Fürsorge getroffen hat. — Unsere heilige Kirche ist ein herrliches, schon von weiter Ferne selbst dem schwächsten Auge leuchtendes, weil nicht von Menschenhänden, sondern von der Hand der Allmacht selbst errichtetes Gebäude. Der Geist Gottes, der heilige Geist, hat jeden Stein an demselben selbst gemessen, geordnet und gesetzt. Wer aber nur einen dieser Steine durchbohren und durchlöchern will, untergräbt das ganze Gebäude, gehört also auch nicht zu den seligen Bewohnern desselben, läuft aber um so größere Gefahr, von dem, in dem Evangelium erwähnten Ecksteine des Gebäudes, der endlich auf ihn fallen wird, an Leib und Seele zerschmettert zu werden*).

*) Auch in unserem, einst so ächt und warm katholischen Bayern, in einer erlauchten Versammlung hochgestellter Männer, zusammenberufen von ihrem Monarchen, um sich mit ihnen über das Wohl seines Reiches zu berathen, erhob sich unlängst gegen verschiedene Institute unserer heiligen Kirche, ja sogar mittelbar gegen diese selbst, eine höchst unfreundliche, wahrhaft feindliche Stimme, und zwar die Stimme eines sehr bedeutenden Mannes, das heißt, jedoch blos in so ferne bedeutend, als der Zufall der Geburt seinem Namen einen Fürstentitel angekleckst hat. Wir wissen zwar sehr wohl, haben uns auch schon öfters sehr deutlich darüber ausgesprochen, daß nicht blos in politischer, sondern auch in religiöser und historischer Weltanschauung der Geburtsadel eine große, sehr ernste Bedeutung habe, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß auch der höhere Seelenadel damit vereint sey; bleibt diese Forderung unerfüllt, so verschwindet auch nur zu bald aller, eine solche Jammergestalt einen Augenblick umgebender Nimbus, gleich einem leeren, einem Heerrauch ähnlichen Nebeldunst. — — Es ist sehr begreiflich, daß ein Mensch, der von unserer heiligen Religion kaum den Saum ihres äußeren Gewandes kennt, dessen religiöse Kenntnisse blos zerstückte, aus seinem Knaben-

alter herrührende Katechismus-Reminiscenzen sind, der den geistigen Menschen, wie er einst aus der Hand der schöpferischen Allmacht hervorging, von dem jetzigen nach dem Sündenfall der Materie und dem Verderbniß heimgefallenen Menschen nicht zu unterscheiden weiß, mithin von einer höhern Mystik, von den Kräften einer höhern Welt nicht die mindeste Ahnung hat: es ist sehr begreiflich, sagen wir, daß ein solcher Mensch auch die Natur und das Wesen unserer heiligen Kirche, ihre Geschichte, den Geist ihrer heiligen Institutionen, sammt Allem, was daraus folgt und daraus folgen muß, so wie auch das Göttliche, Tiefe und Erhabene, das in ihren Einrichtungen und Gebräuchen, und selbst in ihren äußeren Formen und bedeutungsvollen Ceremonien liegt, durchaus nicht auffassen, begreifen und sich anschaulich machen kann. Kommt aber jetzt gar noch hinzu, daß der ganze wissenschaftliche Besitzstand eines Individuums dieser Art nichts als ein Conglomerat einer Menge bunt in seinem Kopfe unter einander gewürfelter, unverdauter Ideen ist, ohne alles positive Wissen, ohne wahre Wissenschaftlichkeit, ohne alle Geschichtskenntniß, dem natürlichen wie positiven Staatsrechte eben so fremd als dem canonischen Rechte, kurz, der in allem ein Fremdling ist, was gerade die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit betrifft, und nur durch klangreiche Worte, schön aneinander gefädelten Phrasen und rednerische Fechterstreiche, den Unwissenden zu imponiren und eben dadurch der eigenen Beschämung seiner Unwissenheit und völligen Charakterlosigkeit zu entgehen sucht; so weiß man wahrhaftig nicht, was man mit dem armen Manne anfangen soll. Ihn über das Göttliche, das nur in dem innersten Heiligthum einer reinen, Gott ergebenen Seele gedeihen und gefühlt werden kann, belehren zu wollen, wäre ein Unternehmen, jenem vollkommen ähnlich, wenn man einem Taubstummen von der Harmonie der Töne oder einem Blindgebornen von der Farbenlehre und dem Schmelz der Blumen sprechen wollte. Das Vernünftigste wäre freilich zu schweigen und die Armuth und völlige Verlassenheit einer solchen Trauergestalt im Stillen von Herzen zu bemitleiden. Aber dies erlaubt nicht immer die Heiligkeit der Sache, deren Forderungen auch in gegenwärtigem Falle zwei geistvolle, kennt-

nißreiche Gelehrten, deren Stellung es ihnen möglich gemacht hatte, den Herrn Fürsten in allen seinen Kreuz- und Querzügen und seinem ganzen unstäten Treiben näher zu beobachten, in zwei Schriften vollkommen entsprachen, und obgleich nur mit einer Vollständigkeit, wie Zeit, Eile und andere Umstände es ihnen erlaubten, jedoch mit jener Würde und Freimüthigkeit, die einem Schriftsteller zukommen, der es sich bewußt ist, daß Wahrheit und die Heiligkeit der Sache die Aegide sind, unter der er schreibt und spricht. Die Eine dieser beiden Schriften heißt: „Beleuchtung der Rede des Fürsten .... *) gelegentlich der Berathung über die Anträge des Fürsten Wrede" (nämlich in der Kammer der Reichsräthe); die Andere: „Erläuterungen und Zusätze zu der Rede, welche der Herr Fürst .... über die Klöster in Bayern gehalten hat." — Wer den armen Fürsten in seiner ganzen Blöße und Nacktheit und seiner völligen Leerheit und geistigen Impotenz vor sich sehen will, der nehme nur diese beiden Schriften in die Hand **), in denen er des armen Mannes unbegreifliche Unwissenheit in Geschichte, Staats- und Kirchenrecht, dessen völlige Inconsequenz in seinen Reden und Handlungen, dessen zahllose Widersprüche, tückische Verdächtigungen, boshafte Insinuationen, unerhörte Willkühr bei Verkennung aller Grundsätze des Rechts und der Gerechtigkeit, dessen feindselige Gesinnungen gegen die Kirche, die Geistlichkeit, religiöse Orden und selbst gegen das Oberhaupt der Kirche und endlich dessen offenbares Bestreben, nicht nur den hohen wie niedern Clerus, sondern sogar den Glauben

*) Wir haben vorsätzlich den Namen hinweggelassen, weil überhaupt ein Name, und besonders ein solcher Name, der Sache weder ein Interesse geben noch auch dasselbe ihr nehmen kann. Es ist genug, daß der Leser weiß, daß er es jetzt mit einem sehr böswilligen Gegner der katholischen Kirche zu thun hat.

**) Außer diesen beiden Gelehrten ließen auch andere würdige Männer, deren religiöses Gefühl durch die Rede dieses Fürsten nicht minder verletzt ward, sich sehr laut und deutlich gegen ihn vernehmen.

selbst zu knechten und seinem Dünkel zu unterwerfen *): alles dies und noch mehr anderes wird er darin mit solcher Klarheit, unbefangenen Wahrheitsliebe und unter den bündigsten, auf Thatsachen und Aktenstücke gegründeten Beweisen so handgreiflich auseinander gesetzt finden, daß gar keine Gegenrede mehr möglich ist, und selbst dieses Fürsten sogenannte Tiefdenkenden, wie er sie zu nennen beliebt (wahrscheinlich Rongeisten, Lichtfreunde, Vernunftgläubige 2c. 2c.), eines solchen neuen Coriphäen sich sehr zu erfreuen keine große Ursache haben möchten **). — — Am heftig-

*) Dies alles, wie es sich versteht, unter der mit den süßesten Worten (denn in der Wortkunst ist er ein wahrer Virtuos) schön gefärbten und geschminkten Larve erheuchelter Religiosität und warmen Eifers für die Heiligkeit einer Sache, die er nicht kennt, nicht kennen will und deren heimlicher, versteckter und daher nur desto gefährlicher Gegner er ist.

**) Der geistvolle Verfasser der Beleuchtung der Rede des Fürsten 2c. 2c. sagt zwar am Ende des letzten seiner Sendschreiben, daß in dem Kopf und in dem Herzen dieses Fürsten viel Großes und Hohes liege. Nun hat er uns aber auch kurz vorher kein Geheimniß daraus gemacht, daß er dem Fürsten Dank schuldig sey; und da jedoch sein redliches frommes Herz das Interesse der Religion und der Kirche seinem, vielleicht blos vermeintlichen Dankgefühle nicht aufopfern wollte, so suchte er mit diesem, wie es klar am Tage liegt, sich durch jene Floskel einmal für allemal abzufinden. — Das einzige Hervorspringende, was wenigstens wir in dem intellectuellen Character dieses fürstlichen Herrn bemerken können, ist blos eine völlig grundsatzlos — wild herumschweifende, jedoch jeder höhern idealischen Richtung durchaus unfähige Phantasie, mit welcher sein Verstand in gar keinem Verhältniß steht, sie mithin nicht zu meistern vermag; so daß sie in jede Sphäre des menschlichen Lebens, in die sie hinüberschweift, stets nur Störung und Verwirrung bringt; daher er auch selbst, als noch ein Theil der Verwaltung in seinen Händen lag, wie der würdige Verfasser des Sendschreibens sehr bezeichnend

sten entbrennt der Zorn des fürstlichen Herrn bei dem Worte: Jesuit. Aber alles, was er über und gegen diesen ehrwürdigen Orden vorbringt, liefert wieder den vollständigsten Beweis, daß er weder von der Geschichte der Entstehung dieses Ordens, dessen Zwecke, innern Organisation, weisen Institutionen und noch viel weniger von allem Dem, was er in seinem großen, drei Welttheile umfassenden Wirkungskreise geleistet hat, auch nur das mindeste weiß. Ihm ist kein einziger jener vielen großen ausgezeichneten Männer bekannt, die zwei ganze Jahrhunderte hindurch ununterbrochen aus den Schulen der Jesuiten in die Kirche, den Staat und selbst in mehrere europäische Armeen übergegangen sind *). Er weiß es nicht zu würdigen,

---

sagt, „sich stets über alle und doch so nothwendige Ordnung eines geregelten Geschäftsganges hinwegsetzte, „nie die der Sache gemäße Entwickelung irgend eines „Geschäftes ruhig abwarten konnte, daher alle seine „Untergebenen, vom ersten bis zum letzten, stets in einer „fieberhaften, zu nichts führenden Bewegung herumtrieb, „alle Köpfe verwirrte, überall nur Rauch, Staub und „Sand aufwühlte, durch seine im höchsten Grade lächerlichen Concilien, die er bald über diesen bald jenen Gegenstand von Verständigen und Unverständigen halten „ließ, nur verwirrtes, Zeit und Geist tödtendes Geplauder und endloses Geschreibsel herbeiführte und so allen „Theilen seiner Verwaltung das, seine eigene Geistesverwirrung versinnlichende Gepräge grenzenlosen Wirrwarres und chaotischen Durcheinanders aufdrückte." — Gerne wollen wir zwar glauben, daß er, weil dieses dem Stolz der menschlichen Natur schmeichelt, sehr gerne nur lauter große Dinge gethan hätte, aber leider fehlt es ihm an dem Maßstab wahrer Größe, wovon auch, wie es scheint, kein Keim in seinem Geiste wie in seinem Herzen vorhanden ist.

*) Unter mehreren andern wollen wir hier nur des berühmten französischen Marschalls, des Herzogs von Villars, erwähnen. Als schon mehrere Lorbeern seine kriegerische Stirne schmückten, gestand er freimüthig seinen Freunden, daß das erste Prämium, das er in der Schule der Jesuiten erhalten, ihm größere

welchen Dank das Reich der menschlichen Intelligenz, das Gebiet der Wissenschaften, besonders die höhere Mathematik und deren sämmtliche angewandten Theile dem Orden schuldig sind. Wahrscheinlich hat er auch nie etwas davon gehört, daß es Jesuiten waren, die, obgleich stets von Gefahren jeder Art umschwebt, mit unerhörter Selbstaufopferung das Christenthum tief im Innern Indiens und in China verbreitet haben *). Nicht minder fremd, wie es scheint, sind dem Herrn Fürsten auch die wunderbaren Schöpfungen, welche auf unserer andern Hemisphäre aus den Händen der Jesuiten hervorgingen, wo sie grenzenlose Einöden und Wüsteneien in fruchtbare und nun bewohnbare Länderstrecken verwandelten und zwei Millionen Wilde, die von dem Menschen nichts als dessen äußere Gestalt, und diese nur in völlig verwüsteten Zügen, hatten, mit einer wahrhaft himmlischen Sanftmuth, Geduld und Milde nach und nach vermenschlichten, humanisirten, dann zu Christen und endlich zu fleißigen, industriösen, arbeitsamen Bürgern und treuen, gehorsamen Unterthanen machten. Wie viele, ja wohl zahllose Seelen sie überall dem Verderben entrissen und wieder auf den Weg des Heiles zurückgeführt haben, davon

---

Freude gemacht, sein Herz mehr erhoben habe, als sein erster, über die Feinde seines Königs am Rhein errungener Sieg. — Wo anders wurden nun die Keime der künftigen Größe dieses Mannes und alle dessen geistigen Anlagen entwickelt, wo anders ihm jene unverbrüchliche Treue gegen seinen Monarchen und jene ihn auszeichnende Verachtung des Todes, unter welcher Gestalt er ihm erscheinen mochte, eingeflößt, als in den Schulen der Jesuiten? Bei ihrer Erziehung wie bei dem Unterricht, den sie der Jugend ertheilten, machten sie das Christenthum zur ersten und festesten Grundlage, wohl einsehend und überzeugt, daß der wahre, vom Geist des Christenthums warm durchdrungene Christ auch stets die Stelle, die ihm die Vorsehung anweist, vollkommen ausfüllen wird.

*) Wahrscheinlich ist dies in den Augen des Herrn Fürsten nur ein höchst unbedeutendes, vielleicht auch gar kein Verdienst.

wollen wir gar keine Erwähnung machen; denn längst steht dieses ja ohnehin schon vor den Augen des Weltrichters. Von allem diesem weiß nun unser Herr Fürst auch nicht ein Jota; denn wüßte er nur etwas davon, so haben wir zu der, jedem, auch dem verkommenen Menschen, von der Natur instinktmäßig eingegossenen Ehrfurcht vor wahrer Größe und höherer Tugend, das Zutrauen, daß er über diesen erhabenen Orden sich gewiß nicht so würde geäußert haben, wie er es gethan, noch ferner thun wird und, wie wir von vielen Seiten hören, auch zu thun schon fest entschlossen ist. Uebrigens ist all sein Streben, diesen heiligen, Gott und dem Heil der Menschen geweihten Männerbund zu verdächtigen, sammt allen jenen, wahrhaft zum Ekel gewordenen, falschen Beschuldigungen, die er gegen denselben erhebt und noch ferner erheben kann, nichts als ein hohler Nachklang der bekannten, boshaften, jedoch unzähligemal zu Schanden gemachten Lästerungen der ehemaligen, gar keiner Kirche angehörigen Encyclopädistensecte in Frankreich, dann der Magdeburger Centurionen und der Reformirten in Holland, mit welchen jedoch zu fraternisiren es schwerlich große Ehre bringen möchte. — Eine lange Reihe hochgestellter Männer *), mächtige Monarchen, heilige Päpste, erleuchtete Bischöfe und noch eine Menge theils durch Geburt, theils durch hohe Staatswürden oder vielumfassende Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer, wovon viele nicht einmal unserer Kirche angehörten, ja selbst erklärte Atheisten, wie z. B. der berühmte französische Astronom Lalande, haben die Verdienste und Tugenden dieses Ordens zu würdigen gewußt, sie bewundert und öffentlich ihnen die größten Lobsprüche ertheilt. Der wahre Höhemesser frommer, ächt katholischer Gesinnungen und religiöser Gefühle und Empfindungen ist und war von jeher der mindere oder größere Grad von Achtung, Verehrung und Liebe, den man dieser so ehrwürdigen, durch ihre langen Leiden und bittern Verfolgungen nur

*) Sehr viele davon haben wir in unserm bekannten Werke: „Dallas, oder über den Orden der Jesuiten" zusammengestellt, dort kann man sie also näher bezeichnet finden.

noch ehrwürdiger gewordenen Genossenschaft zollt. Wer die Richtigkeit dieses Maßstabes prüfen will, der lege ihn nur bei irgend Einem an, der sich den Katholiken beizählt und die äußere Farbe ihrer Kirche trägt; findet er hierauf, daß derselbe ein Gegner oder gar ein Feind des heiligen Ignatius und dessen Nachfolger und Schüler ist, dann forsche er nur etwas genauer nach dem wahren Inhalt der Religiosität, so wie nach dem Umfange der religiösen wie moralischen Einsichten und Begriffe desselben, und er wird sich stets überzeugen, daß der hier angegebene, untrügliche Längemesser auch ihn nicht getäuscht hat.

Durch eine ganz natürliche Ideenverbindung kommt der Herr Fürst von den Jesuiten an die Redemptoristen. Auch diese verletzen beinahe eben so sehr als Loyola's Schüler seinen zart fühlenden Katholicismus*). Nur gar zu gerne möchte er, wenn es von ihm abhinge, sie ebenfalls mit Sack und Pack aus dem Lande drängen. Um ihr, obgleich allgemein anerkanntes Verdienst herabzuwürdigen, nimmt er sogar zu einigen aus den schmutzigsten Kloaken geschöpften, scandalösen Anecdoten, deren Wahrheit er jedoch, wie er selbst sagt, nicht verbürgen will, seine Zuflucht. Aber wozu schmutzige Anecdoten, die weder er noch irgend ein rechtlicher, auch nur halb verständiger Mann wird verbürgen wollen, indem sie ja offenbar das widerliche Gepräge ganz gemein-boshafter Verläumdung tragen? Suchte er vielleicht dadurch den verdienstvollen Orden, gegen den er nichts Erhebliches vorzubringen vermag,

*) Vorsätzlich suchen wir stets dieses Wort bei jeder Gelegenheit zu vermeiden, indem alle mit ismus ausgehenden Worte, als: Pietismus, Separatismus, Scepticismus, Mysticismus — wohl zu unterscheiden von wahrer, höherer Mystik — Rongeismus rc. rc., einen ungemein übeln Geruch von sich geben. Das, was man gewöhnlich darunter versteht und damit sagen will, könnte weit besser mit dem Worte: Katholicität, ausgedrückt werden. Bei des Herrn Fürsten katholischem Glaubensbekenntniß könnte jedoch, allem Ansehen nach, das Wort Katholicismus noch ganz füglich gebraucht werden.

einstweilen doch wenigstens in den Augen leichtsinniger und leichtfertiger Weltleute einigermaßen zu verdächtigen? Aber mehr als erstaunen muß man, wenn man unsern fürstlichen Herrn sagen hört: man dürfe nur alle Pfarreien in den Städten wie auf dem Lande, alle Stellen der Kapläne, Cooperatoren, Prediger, Beneficiaten rc. rc. stets mit tüchtigen Männern besetzen und man würde alsdann gar keiner Aushülfe von Seite irgend eines Ordens mehr bedürfen. — Man sollte glauben, der Herr Fürst habe bisher in einer höhern, wahrhaft kindlichen Unschuldswelt gelebt, sey erst seit ein paar Tage auf unsere Erde herabgestiegen und habe daher noch nicht Zeit gehabt, sich auf derselben auch nur ein wenig umzusehen. — In einem größtentheils katholischen Königreiche, wie Bayern, ist der Bedarf an Geistlichen ungemein, ja wohl verhältnißmäßig ungeheuer groß. In den Städten wie auf dem Lande will das Volk seine Priester, seine Prediger, seine Seelsorger haben und begehrt sie mit Recht von den höhern geistlichen Behörden, die nun auch ihrer Seits, um solchen gerechten Forderungen entsprechen zu können, sich darüber freuen müssen, je größer die Anzahl derjenigen ist, die in den geistlichen Stand zu treten entschlossen sind. Aber welcher Bischof, sey er auch ein Heiliger, vermag, gleich dem Auge Gottes, die innersten Falten des menschlichen Herzens zu durchschauen, mithin zu erforschen, welche von den vielen Candidaten, die ihm vorgestellt werden, auch zu dem, von denselben gewählten heiligen Stande den eigentlichen, wahren Beruf haben, und welche andere wieder blos von zeitlichen Rücksichten, besonders von dem Wunsche baldiger Versorgung angelockt oder nicht selten sogar durch Familienverhältnisse gewaltsam dazu gezwungen werden? Eben so schwer und unauflösbar ist auch die Aufgabe der Directoren in den Seminarien. Diese sollen die zu künftigen Dienern des Altars bestimmten, schon größtentheils dem männlichen Alter nahe herangereiften und jetzt ihrer Leitung übergebenen Jünglinge zu ihrem künftigen hohen Berufe vorbereiten, sie mit den Lehren der Ascetik und den höhern Tugenden des Evangeliums bekannt machen, deren Ausübung ihnen tief in das Herz prägen und zu ihrem künftigen Wandel ihnen einen ganz andern Weg zeigen,

als den, auf welchem gewöhnlich der große, gemeine Haufen der Menschen die Reise durch sein spannelanges Leben zu machen pflegt. Aber wie viele kommen nicht in die Seminarien und bringen schon ein halb verdorbenes Gemüth, einen nicht minder verwüsteten Kopf, halb erloschenen Glauben und nichts weniger als ein von reiner Gottesliebe entzündetes Herz mit hinein. Diese, um ihren Zweck zu erreichen, sind freilich klug genug, ihren Weltsinn, ihre verderbten Neigungen, ihren Wunsch nach ungebundener Freiheit vor Aller Augen zu verbergen. Sie hängen daher die Köpfe, heucheln Demuth und Gehorsam und betragen sich überhaupt auf eine Weise, daß für ihre Zurückweisung von den Weihen keine erhebliche, auf irgend einer Thatsache beruhende Ursache vorhanden ist. Betrachtet man nun aber auch anderer Seits und zwar mit ernstem Sinne die Heiligkeit des Priesteramts, die hohe, erhabene Würde eines Priesters, der täglich die allerheiligsten Geheimnisse feiert, täglich als Mittler zwischen Gott und dem Volke, mithin selbst ganz rein und schuldlos, an dem Altar stehen soll, aus dessen Munde, der täglich den heiligsten Leib unsers göttlichen Erlösers empfängt, kein, man will nicht sagen, unanständiges, sondern auch nur unnützes Wort hervorgehen darf, dessen Hände, da sie jeden Tag den Herrn der Herrlichkeit, den Heiligen Gottes, zu fassen gewürdiget werden, so rein seyn müssen, wie jene eines Engels und dessen Leib, weil der beständige Tabernakel des Allerheiligsten, nicht minder heilig und geheiliget seyn muß; kurz, der ein Geistlicher in dem wahren bedeutungsvollen Sinne des Worts, das heißt, ein der Welt sich immer mehr entfremdender, alle, ihn an sie noch fesselnden, irdischen Bande nach und nach völlig abstreifender, blos für Gott und das Heil der Menschen lebender Geistlicher seyn soll, dem daher auch Jesus Christus vorzüglich und vor allen andern zuruft: „Sey heilig und vollkommen, wie Gott, dein himmlischer Vater heilig und vollkommen ist; in dessen Brust demnach auch nicht die mindeste sündhafte Regung, nicht der mindeste irdische Wunsch mehr Raum haben darf und dem selbst der, für menschliche Eitelkeit und Eigenliebe so anlockende Weg tiefer wissenschaftlicher Forschung, wenn anders diese

nicht die größere Verherrlichung Gottes und seiner heiligen Kirche, wie die Erweiterung und größere Verbreitung göttlicher Erkenntnisse bezweckt, auf immer verschlossen seyn müßte *). Wer alles dies mit reinem, unbefangenem Gemüthe und in dem wahren Lichte des Evangeliums, dieses heiligen, alles umfassenden Gesetzbuches betrachtet, der wird sich schwerlich der frohen Ueberzeugung hingeben können, daß alle, denen die Bischöfe die Hände aufgelegt, auch ihrem erhabenen, sie den Engeln verähnlichenden, aber auch mit den schwersten Verantwortungen verbundenen Berufe, stets mit unverfälschter vollkommener Treue entsprechen werden. Er wird schon zufrieden seyn, wenn die mehrsten nur nicht durch unlautern Wandel Anstoß geben, wenn sie übrigens auch ihre heiligen Functionen, ohne besondere Theilnahme des Herzens, nur gleichsam wie im Taglohne blos mechanisch verrichten. Aber noch weit beklommener wird er seine Brust bei dem Gedanken fühlen, daß es, obgleich Gott sey Dank, nur selten, doch bisweilen sogar einige gibt, die, weil längst schon heimliche Sclaven ihrer Lüste, gleich wahren Wölfen in Schafspelzen, den Schafstall Jesu Christi verheeren, durch schändliche Ausschweifungen schreckliches Aergerniß dem Volke geben, dessen Glauben dadurch wankend machen, dessen Sitten durch ihr Beispiel nur noch mehr vergiften und so, statt es auf die Bahn des Heils, vielmehr auf den Weg ewigen Verderbnisses führen werden **). Diese von ihren

*) Von dem hohen und heiligen Berufe eines Priesters und den von Jesu Christo und dessen heiliger Kirche an ihn gestellten strengen Forderungen lese man des ehrwürdigen Thomas von Kempis viertes Buch von der Nachfolge Christi, von dem ersten bis zum achtzehnten Kapitel.

**) Wer allenfalls die hier oben angegebenen Besorgnisse für ungegründet oder wenigstens für übertrieben halten möchte, der erlaube sich nur einen Blick in die, nicht einmal sehr entfernte Umgegend von München. Wie viel Schaudererregendes muß man da nicht bisweilen hören und sehen; und wie es in dieser Beziehung in den tiefer im Lande von den bischöflichen Sitzen weiter

Stellen zu entfernen, unterliegt einer Menge Schwierigkeiten. Sie haben einmal die heiligen Weihen empfangen, und wollte man, da es überall an Correctionshäusern gebricht, sie ohne weiters in die Welt hinausstoßen, so würde durch ihre fernere Aufführung das Priesterthum nur noch mehr verlästert, die Schmach nicht blos auf die, welche sie verdienen, sondern auf den ganzen geistlichen Stand zurückgeschleudert werden, und da man gewöhnlich die Geistlichen mit Religion und Kirche identificirt, auch diese beiden Letztern in immer größere Verachtung sinken, besonders in den Augen jener, keiner ernsten Ueberlegung mehr fähigen Weltlingen, die ohnehin geheime Feinde der Kirche wie alles Kirchenthums, daher auch stets froh und bereit sind, jede, wenn selbst blos auf die schändlichsten, handgreiflichsten Lügen beruhende Verläumdung gegen sie in Umlauf zu setzen. Diese traurigen Verhältnisse bestanden von jeher in der alten und uralten, wie in der neuen und neuesten Zeit; keine menschliche Weisheit und Vorsicht vermögen sie zu beseitigen. Aber daher war es um so dringender, daß fromme Ordensmänner diesem schrecklichen Uebelstand kräftig entgegen wirkten, ihm auch entgegen zu wirken vorzüglich berufen sind; besonders seitdem das sie von der Welt scheidende und auf ewig sie innerhalb ihrer Klostermauern einschließende, streng-contemplative Leben aufgehört hat. Man muß ein völliger Idiot in der Geschichte unserer Kirche seyn, wenn man sich nicht mehrerer jener Perioden erinnert, wo die geistlichen Orden von der in solchen Zeiten oft sehr heftig erschütterten, schwer kämpfenden, von innern und äußern Feinden geängstigten, schwankenden Kirche die ersten und kräftigsten Stützen waren. Wer ein Gegner dieser, aus unserer Kirche hervorgegangenen und ihr daher ganz eigen angehörigen heiligen Genossenschaften ist, der verlangt auch alle Außenwerke unserer heiligen Kirche

---

entfernten Gegenden aussieht, darüber können Männer, die mehrere Jahre unter dem Landvolk gelebt haben, uns manche, nicht immer allzuerfreuliche Aufschlüsse geben.

zu zerstören, um dann desto leichter auch in das Innere ihres Heiligthums eben so verwüstend eindringen zu können. — — Um indessen auf unsere ehrwürdigen, allgemein geliebten und geehrten Redemptoristen wieder zurückzukommen, so hätte ja der Herr Fürst, wenn er nur die hohe Gnade hätte haben wollen, wie man zu sagen pflegt, an Ort und Stelle selbst nachforschen können, ob die Bemühungen dieser frommen und dabei einsichtsvollen, mit allen Schwächen und Verirrungen des menschlichen Herzens bekannten Ordensmänner bisher einen oder gar keinen wünschenswerthen Erfolg gehabt haben. Ueberall und aus dem Munde eines jeden Redlichen, auf dessen Zunge noch ein wahres Wort liegt, würde er dann gehört haben, daß, wohin noch die Redemptoristen kamen, gleichsam schon unter ihren Tritten die herrlichsten Früchte hervorsproßten. An allen Orten, wo sie ihre Missionen hielten, zeigte sich sogleich eine sehr merkbare, wohlthätige Umwandlung der Gemüther. Gestohlenes oder durch Wucher oder auf irgend einem andern ungerechten Wege erworbenes Gut oder Geld ward zurückgegeben; schon lange dauernde Feindschaften wurden in ihrer Wurzel erstickt und in manches Herz Gottes Friede wieder zurückgebracht. Leute, die seit mehreren Jahren sich den Sacramenten nicht mehr genähert hatten, kamen zur Besinnung, gingen in sich, beichteten bei einem Redemptoristen, empfingen von demselben den heiligen Leib ihres Erlösers und wurden so von ihm auf das neue wieder in den Schoß der Kirche zurückgeführt und in ihrem Glauben gestärkt und befestiget. Viele sehr angesehene, reiche und auch in ihren politischen Verhältnissen hochgestellte Gutsbesitzer und Grundherren haben die Redemptoristen auf ihre Güter oder Herrschaften einladen lassen, nicht ohne Nutzen ihren frommen Exercitien beigewohnt, mit Erbauung ihre Predigten angehört, ihnen nach beendigter Mission den wärmsten Dank gesagt, und erzählen nun jedem, der es zu hören geneigt ist, von den wohlthätigen Wirkungen und dem segenvollen Einfluß dieser ehrwürdigen Ordensmänner auf die Gemüther ihrer Unterthanen oder Grundsaßen. Mit solchen Männern hätte der Herr Fürst sich berathen müssen; von ihnen würde er weit sicherere, auf Thatsachen gegründete Nachrichten erhalten haben, als

er von seinen sogenannten Tieferdenkenden, die wir schon näher bezeichnet haben, hier oder auch in einem benachbarten protestantischen Lande erhalten haben mochte. Die Redemptoristen sind eine wahre Wohlthat für das Königreich, und jedes katholische Herz wird sich dafür auch seinem Könige, den Bischöfen und der Regierung zu dem aufrichtigsten und wärmsten Danke verpflichtet fühlen.

Aber von welchem gerechten Unwillen wird man nicht ergriffen, wenn der Herr Fürst es sogar wagt, der Regierung — also seinem eigenen Herrn und König — den Vorwurf zu machen, „daß den Protestanten viele Begünstigungen, zu denen sie vollkommen berechtiget wären, nicht zu Theil würden." — Du guter Gott! steht ihnen nicht der Eingang in alle Staatsämter, von den ministeriellen bis zu den letzten Beamtenstellen offen? Haben sie nicht auch auf unseren katholischen Universitäten ihre Lehrstühle? Ist nicht die Academie beinahe von ihnen voll? Erheben sich nicht in großen wie in kleinen Städten und selbst Flecken protestantische Kirchen, zu deren Bau die freigebige Hand unseres, alle seine Unterthanen mit gleicher Liebe umfassenden Monarchen stets sehr bedeutende, milde Beiträge sendet? Sind endlich ihre Consistorien in ihrem Wirkungskreise nicht völlig unbeschränkt; fiel es der Regierung noch je ein, sie in ihren Functionen so zu hemmen, so zu hofmeistern und zu bevormunden, wie der Herr Fürst zu seiner Zeit mit unsern Bischöfen, Aebten und der ganzen Kirche zu thun den löblichen Sinn gehabt hatte? und kommt man endlich nicht jeder, nur einigermaßen gegründeten Forderung der Protestanten stets mit wahrhaft zuvorkommender Bereitwilligkeit entgegen? Mögen doch Seine fürstliche Durchlaucht die hohe Gnade haben, auch nur einen Augenblick den Zustand der Protestanten in Bayern mit jenem der Katholiken in protestantischen Ländern zu vergleichen, wo man auf alle, jetzt zwar längst schon bekannte Weise das katholische Volk zu dekatholisiren, es in der Ausübung seines Cultus zu beschränken, sogar die in unserer Kirche eingeführten frommen Uebungen ihm zu erschweren sucht; wo man selbst da, wo es das größte Bedürfniß erheischt, dennoch den Kirchenbau hartnäckig verweigert, oder, wenn er endlich doch nach vieljähriger

Zögerung gestattet wird, den Katholiken die Tage im Jahre vorzählt, an welchen sie in diese Kirche gehen und welchen Gottesdienst sie darin halten oder nicht halten dürfen; kurz, wo nicht ihre gerechtesten Klagen, oft selbst von Nichtkatholiken als gerecht anerkannt, dennoch stets fruchtlos verhallen und es zur Sitte und Gewohnheit geworden, sie und ihre Institutionen und Gebräuche von den Kanzeln und der Tribüne herab zu entstellen, zu schmähen und zu verhöhnen. — Wenn aber der Herr Fürst uns Katholiken gar noch die Toleranz prediget, so weiß man wahrhaftig nicht gleich, ob es sein Ernst oder blos ein fürstlicher Spaß seyn soll. Aber im ersten Falle kann er offenbar unter der Toleranz, die er von uns fordert, nichts anderes verstehen, als daß wir ruhig, geduldig und stumm, wie das Schaf unter der Hand des Scherers, zusehen sollen, wie man nicht blos uns selbst — was allenfalls noch zu ertragen wäre — sondern auch das, was unserm Herzen das Theuerste, Ehrwürdigste, Höchste und Heiligste ist, lästert, schändet und mit Füßen tritt. Der Fürst möge uns eine einzige katholische polemische Schrift zeigen, der nicht die frechste, schnödeste und beleidigendste Herausforderung von Seite unserer Gegner vorangegangen wäre. Als vor ein paar Jahren, zu Folge einer uralten heiligen Tradition, der ehrwürdige Bischof von Trier eine vorzüglich heilige Reliquie, nämlich das, so viele große, heilige und wunderbare Rückerinnerungen auf das neue wieder weckende Gewand unseres göttlichen Erlösers den Gläubigen seiner Kirche zur Verehrung ausgesetzt hatte und nun mehrere Hunderttausende von Katholiken, selbst aus weit entfernten Ländern, still, ruhig und friedsam, unter wechselndem Gebet und Gesang, herbeiwallten, und die freundlichen Einwohner Triers und der Umgegend, erfreut über den lebendigen Glauben und das noch nicht versteinerte Christenthum so vieler Tausenden, obgleich durch weite Länderstrecken von ihnen getrennten Brüder, diesen gleichsam mit offenen Armen entgegen kamen, sie freundlich und herzlich begrüßten, auch trotz des ungeheuern Zuströmens von Menschen dennoch der Preis keines einzigen Lebensbedürfnisses stieg; im Gegentheil die gutmüthigen Trierer dem ärmeren Theile der Pilger alle nur mögliche Hülfe und

Liebesdienste erwiesen, und endlich alle diese zahlreichen Schaaren, nachdem sie ihre Andacht vor der heiligen Reliquie verrichtet und Stärkung in ihrem Glauben und himmlische Tröstung in ihren Gemüthern empfunden hatten, nun eben so still, ruhig und fromm, und weil den Frieden im eigenen Herzen, auch im Frieden mit der ganzen Welt wieder nach Hause wanderten: wie furchtbar öffneten sich da nicht plötzlich alle Schlünde des Abgrundes, welch' ein schrecklicher Qualm von Flüchen, Lästerungen und Schmähungen stieg nicht herauf und wälzte sich zuerst auf den höchst ehrwürdigen Bischof von Trier und dann auf alle Katholiken, deren Kirche, heilige Ueberlieferungen und alle ihre frommen Gebräuche und Widmungen. Wer war nun an diesem boshaften, höllischen Getümmel und Getöse Schuld? Gewiß nicht die friedlichen, gegen keine der von ihnen getrennten Confessionen feindlich gesinnten Katholiken. Aber ein offenbarer Beweis war es, daß man uns das, in dessen Besitz wir schon seit so vielen Jahrhunderten sind, nach und nach zu rauben sucht. Wie klar leuchtete daraus nicht unserer Gegner bösartiges, leidenschaftliches Verlangen hervor, daß ja bald aller ächt katholischer Sinn, aller kindlicher Glaube und kindliche Einfalt bei uns völlig untergehen, wir demnach auch unserm Cultus, den der Glaube erfunden, die Liebe gepflegt und so viele heilige Päpste und große, christliche Monarchen auf alle Weise verherrlichet haben, nun nach und nach gänzlich entsagen und dafür jenen höchst prosaischen, erstarrenden Gottesdienst einführen möchten, in welchem weder der oft träge Verstand eine Aufmunterung, noch das Gemüth eine Befriedigung und noch viel weniger das gedrückte, blutende Herz Tröstung und Salbung je werden finden können. Wir bitten den Herrn Fürsten, zu entscheiden, ob dieses tolerante Gesinnungen verrathet, und wenn er dies nicht findet, er alsdann auch mit seinen schönen Worten Jene zur Toleranz ermahnen möge, die wirklich seiner und ähnlicher Ermahnungen bedürfen.

Höhnisch nennt der Herr Fürst unsere Kirche eine ecclesia militans, das heißt in seinem Sinne eine zank- und streitsüchtige Kirche und deren Anhänger eine lärmende nur Geräusch machende Cotterie. Auf das Lärmen und Geräuschmachen mag wohl der Herr Fürst,

wie wir wissen, sich sehr gut verstehen; was aber diese Cotterie betrifft, so scheint er nicht zu wissen, daß sie schon seit beinahe achtzehnhundert Jahren besteht und endlich über den ganzen bewohnten Erdkreis sich verbreitet hat. Freilich hat unsere heilige Kirche schon von ihrem Anbeginn an unaufhörlich mit ihren innern Feinden, nämlich den Irrlehren, Spaltungen und allen Arten von Ketzereien zu kämpfen gehabt; aber auch in diesem Kampfe überschritt sie nie die Grenzen, die Christi Beispiel und das Evangelium ihr vorzeichneten, und jedem Verirrten, der wieder zu ihr zurückkehrte, kam sie stets mit offenen Armen entgegen und reichte ihm eine hülfreiche, wahrhaft mütterliche Hand. — Mit weit größerm Recht und in voller Wahrheit hätte der Fürst unsere Kirche jetzt eine *ecclesia oppressa* nennen können. So viel wird er doch aus der Geschichte, wenigstens der neuesten Zeit wissen, daß schon seit länger als einem halben Jahrhundert unsere Kirche in allen Ländern ein Gegenstand aller Arten von Verfolgungen, von den blutigsten an bis auf jene des bittersten Hohnes herab, geworden ist. Er wird sich entsinnen, wie man noch vor wenigen Decennien in Frankreich die katholische Kirche nicht blos zu stürzen, sondern selbst in den geheimsten Gedankenorganen aller Einwohner völlig zu vernichten suchte; alle ihre Altäre und Tabernakel zerstückte, ihre Priester ermordete, Jeden, der noch einen katholischen Gedanken in seiner Brust nährte, wenn er auch der ärmsten Volksklasse angehörte, sogleich auf das Blutgerüste schleppte; ja, daß man sogar jetzt noch in Frankreich der Kirche ihre heiligsten, von Jesu Christo selbst ihr angewiesenen Rechte hartnäckig vorenthält und die Bischöfe, obgleich von Gott berufen, über der Erhaltung des Glaubens und der reinen Lehre zu wachen, auf alle Weise zu knebeln sucht, um sie nicht blos zu tief gebeugten, sondern völlig stummen Zuschauern zu machen, wie man jetzt schon den ersten Unterricht der Jugend zu vergiften und die antikatholischsten Grundsätze und schändlichsten Begriffe unter Knaben und Jünglinge zu verbreiten sich bestrebt. — Eben so wird es dem Herrn Fürsten keine großen Anstrengungen kosten, um sich zu entsinnen, daß in einer, noch weit weniger entfernten Vergangenheit auch in Spanien dasselbe traurige Loos

der Kirche zu Theil ward; daß man dort Priester und Ordensgeistliche mordete, der Kirche alle ihre Güter und Besitzungen raubte und, nachdem Juden und Unchristen sich in die Beute getheilt hatten, ehrwürdige Bischöfe und Aebte, Weltgeistliche wie Ordensmänner und Klosterfrauen nackt und bloß in eine Welt, der sie völlig fremd geworden, erbarmungslos hinausstieß, und dabei noch unter der grausamsten Verhöhnung, sie der tiefsten Armuth und dem schrecklichsten Elende preisgab, und daß selbst jetzt noch, obgleich die Nation wieder zur Besinnung zurückgekehrt zu seyn scheint, dennoch nichts als nur einzeln zerstreute Trümmer einer ehemaligen Kirche den spanischen Boden bedecken. Doch wir dürfen uns nicht in die Vergangenheit, obgleich dieselbe uns noch ganz nahe liegt, zurücksetzen. Auch die Gegenwart bringt uns keine viel tröstlichere Kunde. Ist jetzt nicht in dem ganzen, großen und weiten Norden beinahe schon der Name eines Katholiken verpönt? Sind die wenigen katholischen Blätter, denen man, wahrscheinlich nur auf kurze Zeit, noch eine ephemäre Existenz gestattet, nicht täglich voll von den bittersten Klagen über die unerhörtesten, gewaltsamsten Eingriffe, welche überall die weltlichen Behörden, besonders in der Schweiz, wie in den mehrsten nicht katholischen Ländern, in die anerkanntesten, auf Recht, Verträge und uraltem Herkommen gegründeten Gerechtsamen unserer Kirche sich ununterbrochen erlauben? Sind alle jene, ehemals den Rhein hinab gelegenen bischöflichen und erzbischöflichen Kirchen, die noch vor zwei oder drei Generationen einen so weiten und glänzenden Kreis um sich verbreiteten, jetzt nicht in eine, dem Tode ähnliche Ohnmacht versunken, ihre herrlichen Leuchten halb erloschen und sie selbst gezwungen, gleichsam im Schweiße ihres Angesichts, jedoch nicht immer mit dem erwünschten Erfolge, unaufhörlich für ihr obgleich jetzt so sehr beschränktes Daseyn zu kämpfen? und ist endlich von dem großen, in dem Mittelpunkt europäischer Cultur und Staatskraft liegenden Deutschland nicht Bayern blos noch das einzige katholische Königreich, in welchem unter dem Scepter eines der großherzigsten Monarchen die Kirche Jesu allein noch blühet, geschützt und geehrt wird? Wie ungeziemend, ja wie unverantwortlich ist es also für den Herrn Fürsten, daß er unsere, wahrhaft

ecclesia oppressa, sie ebenfalls mit bitterem Hohne verfolgend, eine ecclesia militans, das heißt in seinem Sinne eine zank- und streitsüchtige Kirche nennt, und nachdem er dieselbe vor einigen Jahren auch selbst in diesem noch katholischen Reiche zu knechten und seiner und seiner Genossen Willkühr zu unterwerfen den löblichen Vorsatz gehabt, jedoch denselben nicht auszuführen vermocht hatte, sie nun auf das neue mit seinem Geifer zu besudeln sucht.

Wäre der Herr Fürst, als der Kirche entschiedener Feind, mit offenem Visier ihr entgegen getreten, hätte er unumwunden sich erklärt: er sey ein Lichtfreund, ein Vernunftgläubiger, oder, was noch mehr Wahrscheinlichkeit hat, ein Rongeist, so würde dieses viel ehrenvoller für ihn gewesen seyn, als daß er auf ganz krummen Banditenwegen sich an sie heran zu schleichen sucht, um bei jeder stets ihm willkommenen Gelegenheit sie mit seinem vergifteten Dolch zu verwunden. Aber eben daher ist es desto empörender, wenn man den allen zwar katholisch getauften, aber ihrem Taufbunde nicht treu gebliebenen Scheinkatholiken gewöhnlichen Wahlspruch: „auch ich bin ein Katholik" in seinem Munde hört. Der Herr Fürst sagt: er sey katholisch geboren und wolle auch katholisch sterben. Aber das Erstere war nicht sein Verdienst, sondern eine Gnade von Oben, und das Andere hängt nicht von seinem Willen ab; und im Namen der Geschichte und der Erfahrung können wir ihn versichern, daß er nicht katholisch sterben wird, wenn er nicht bei Zeiten anfängt, auch katholisch zu leben. Er versichert: unter den Ultramontanen der Ultramontanste zu seyn, sobald von der Einheit der Leitung die Rede wäre. Aber wer war eifriger bemühet, eben diese Einheit zu trüben und zu stören, als er selbst *)? Er nennt sich ferner einen

*) Beweise davon findet man in den beiden, hier oben gleich im Anfange erwähnten Schriften. — — Da der Herr Fürst von einem Ultramontanen noch keinen ganz vollständigen Begriff zu haben scheint, so wollen wir ihm jetzt das Bild eines Solchen, jedoch blos in dessen äußersten Umrissen, mithin in aller Kürze hier entwerfen. Ein Ultramontan ist ein katholischer Christ,

aufrichtigen Verehrer des Oberhauptes unserer heiligen Kirche, des Papstes, und überhäuft doch den, in allen katholischen Ländern verrufenen, von dem Papste zurückgewiesenen Wessenberg, diesen erklärten Gegner des römischen Stuhles, diesen berüchtigten Verfasser jener gottlosen Conciliengeschichte, diesen offenbaren Geistesverwandten Ronge's, mit den größten, übertriebensten Lobsprüchen und erkühnt sich endlich gar, hn unserm ehrwürdigen, nur zu bald von uns geschiedenen Bischof Sailer an die Seite zu setzen, einem Bischofe, der, von der Göttlichkeit der katholischen Lehre und der Heiligkeit seiner Kirche durchdrungen, beiden, von seiner frühesten Jugend an, selbst unter sehr kritischen Zeitumständen, durch Wort und Schrift, wie durch eigenen wahrhaft katholischen Wandel, öffentlich und auf das feierlichste gehuldiget hatte. Was für eine Stirne muß man haben, um fähig zu seyn, das Andenken Sailers, eines der ehrwürdigsten Kirchenfürsten Deutschlands, durch eine solche scandalöse Zu-

---

der, durchdrungen von Ehrfurcht gegen das, jenseits der Gebirge thronende höchste Oberhaupt seiner Kirche, auch an dessen Unfehlbarkeit in Allem, was den Glauben betrifft, so wie auch in Allem, was aus diesem Glauben mittelbar oder unmittelbar folgt, oder gefolgert werden kann, auch nur den mindesten Zweifel hat; daher auch gegen alle dogmatischen Entscheidungen, wie auch übrigen kirchlichen Geboten und Verordnungen desselben sich zu ganz unbedingtem, völlig blindem Gehorsam verpflichtet fühlt; der ferner die geheiligte Person dieses Oberhauptes mit warmer, und weil an der Liebe zu Gott entzündeter, daher wahrhaft kindlicher Liebe liebt, mithin auch Demselben, wenn die Umstände es erfoderten und es ihm erlaubt seyn sollte, nicht nur Habe und Gut, sondern selbst sein Blut freudig zum Opfer bringen würde, der endlich bei allem diesem dennoch nicht vergißt, und nie vergessen wird, daß Jesus Christus ebenfalls geboten hat: Dem Kaiser zu geben was des Kaisers ist. — Dies ist das wahre Bild eines Ultramontanen. Gefällt es nun noch ferner Sr. Durchlaucht, sich unter den Ultramontanen den Ultramontansten nennen zu wollen?

sammenstellung so schändlich zu beschmutzen *). Ueberhaupt welch' ein ununterbrochen fortlaufender Widerspruch sowohl zwischen des Herrn Fürsten Reden selbst als auch zwischen diesen und seinen Handlungen! — Aber laut auflachen möchte man — wenn nicht Aerger und gerechter Unwillen jeden aufkeimenden, scherzhaften Gedanken sogleich wieder in unsere Brust zurückdrängte — daß dieser Fürst sich sogar auf die Beweise beruft, die er von seinem Katholicismus gegeben haben will. Freilich, von seinem Katholicismus, denn Gott weiß, was er darunter versteht, mag er solche gegeben haben; aber von Beweisen ächt katholischer Gesinnungen, Grundsätze und Gefühle wird auch das schärfste Gedächtniß sich nicht leicht eines erinnern. Wohl aber lebt noch in unserm Andenken jener lächerliche Feldzug, den der Herr Fürst vor einigen Jahren, an der Spitze einer Cohorte von Polizeileuten, gegen die damals in Frankreich zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Mariä geprägte Medaille unternahm. Von allen Bischöfen Frankreichs, Italiens, Belgiens, ja von dem heiligen Vater selbst war diese Medaille geweihet und jeder gläubige Katholik sie zu tragen ermuntert worden. In allen katholischen Ländern fand dieselbe demnach sogleich freien ungestörten Eingang. Nur der Katholicismus unsers Herrn Fürsten wollte ihr den Eingang in das wahrhaft katholische Königreich Bayern versperren, ließ sie daher auch ungesäumt

*) Von jeher und schon in den ältesten Zeiten war dieses eines der Kunstgriffe aller Irrlehrer und Schwänkemacher. Stets suchten sie ihren Wahn und ihre Trugbilder mit etwas Wahrem zu vermischen, und sie mit einer, der Wahrheit ähnlich scheinenden Farbe zu überglätten, um demselben dadurch bei schwach begabten Gemüthern einen desto leichtern Eingang zu verschaffen. Eben so scheint auch unser Fürst jenen Wessenberg nur deswegen an die Seite eines Sailers gesetzt zu haben, um in Verbindung mit diesem ehrwürdigen Namen, und gleichsam unter dessen Schutz, seinem, dem Erstern ertheilten, übertriebenen, unkatholischen Lobeserhebungen wo möglich hie und da einigen Credit zu verschaffen.

unter polizeilichen Beschlag nehmen. Diesem eben so ärgerlichen als lächerlichen Spuck machte zwar ein Wort des Monarchen sogleich wieder ein Ende. Aber was man das Sublime in der Albernheit nennen konnte, war, daß er auch das, die Medaille begleitende, ungefähr aus anderthalb Bogen bestehende Büchlein ebenfalls in Beschlag nehmen ließ, ein Büchlein, das, außer einigen, schon in allen französischen und vielen deutschen Blättern erzählten wunderbaren Gnadenerweisungen Gottes, nur etliche, größtentheils schon seit beinahe tausend Jahren in unserer Kirche eingeführten, an die gnadenvolle Mutter unsers göttlichen Erlösers gerichtete Gebete enthielt, Gebete, die selbst während der Beschlagnahme in allen Kirchen öffentlich dem Volke vorgebetet wurden. Offenbar mußte der Herr Fürst diese Gebete gar nicht kennen, woraus es sich aber auch in ganz strenger Consequenz ergibt, daß er von jener Hochgebenedeiten, die, wie einst der Geist Gottes aus ihrem Munde sprach, alle Geschlechter der Erde bis an das Ende der Welt preißen und verherrlichen sollten, nichts weniger als ein sehr eifriger Verehrer sey. Da aber von jeher in unserer Kirche eine aufrichtige, kindliche Verehrung der hochbegnadigten Mutter unsers Herrn als eines der Hauptmerkmale eines wahrhaft katholischen Herzens betrachtet ward, jedoch dieses schöne Gepräge, wie es scheint, die Stirne unsers Herrn Fürsten nicht schmückt, so können wir uns auch von der Katholicität desselben, so sehr er sie jetzt zu seinem Aushängschilde zu machen sucht, doch wahrhaftig keine sehr hohen Begriffe machen.

Uebrigens müßte der ein völliger Fremdling in Israel seyn, der nicht einsehen sollte, daß allem dem Spektakel, das der Herr Fürst machte, und immer noch mehr machen wollte, ein ganz anderer geheimer, jedoch höchst kleinlicher weil selbstsüchtiger Zweck zum Grunde lag; und sollte dieses auch nur eine blose Vermuthung seyn, so würde sie doch den höchsten Grad von Evidenz dadurch erreichen, daß der Herr Fürst alle seine Reden und Schriften eiligst in dichten Packeten überall vertheilen, auch mehrere tausend Exemplaren nach allen Gegenden Bayerns und selbst in das Ausland versenden ließ; ein Mittel, das man, wie die

Geschichte der neuesten Revolutionen lehrt, nur dann gewöhnlich in Anwendung bringt, wenn man ein ganzes Volk aufregen und es mit seiner Regierung — also hier in Bayern — mit seinem eigenen Könige in offenbare Opposition zu setzten sucht. — Wie traurig und höchst bejammernswerth würde nicht das Schicksal jedes katholischen Landes seyn, in welchem man das Staatsruder in die Hände eines Mannes von diesem Schlag legen wollte. Dieß hat jedoch Bayern jetzt noch nicht zu befürchten; denn dagegen schützt es die Weisheit seines Königes, dessen fester, beharrlicher Sinn, und dessen mehr als gewöhnlicher Scharfblick, den man weder durch Phrasenschmuck und den Klingklang schön tönender, aber leerer Worte, noch auch selbst durch das falschgoldene Blendwerk zwölfgradiger asiatischer Orden jemals zu täuschen im Stande seyn wird.

Die allgemeine, römisch-katholische Kirche ist nur eine und dieselbe. Vermöge ihrer Expansionskraft erscheint sie aber, und zwar in lebendigen Gestalten, auf allen Punkten der bewohnten Erde. Alle diese Gestalten, das heißt Kirchen, bilden jedoch nur dieselbe eine römisch-katholische Kirche. Nothwendig muß daher jeder treue Sohn oder treue Tochter alles, was diese ihre Kirche entweder betrübt, kränkt und in Trauer versetzt, oder auch was zu deren immer größern Verherrlichung beiträgt, an welchem Orte, unter welcher Zone oder auf welcher unserer beiden Hemisphären es geschehen mag, gleich schmerzhaft oder gleich freudig empfinden. Da nun diese Wahrheit, noch von Niemand widersprochen, als allgemein anerkannt fest stehet; so glauben wir auch es uns erlauben zu dürfen, alle ächte Katholiken, in welchem Lande sie auch wohnen, welche Sprache sie sprechen, und welchen Gesetzen sie gehorchen mögen, feierlichst aufzufodern, wo nicht täglich, doch zu bestimmten Zeiten für unsern König, diese beinahe nur noch einzige, mächtige Stütze unserer heiligen Kirche zu beten, besonders wenn sie der Darbringung des hochheiligen Opfers beiwohnen, oder, so sie selbst Priester sind, es verrichten, stets ihre Hände flehend zu dem Himmel zu erheben, und dem Allmächtigen, und zwar mit jenem lebendigen Glauben, der stets ein Vorbote gewisser Er-

hörung ist, inständig zu bitten, daß er seinen gekrönten treuen Diener noch lange, ja noch sehr lange erhalten, Ihn vor der Welt verherrlichen, seine Tage verlängern, und selbst weit über dessen Erwartung vermehren möge; daß aber auch der Allmächtige, wenn es einst seiner Weisheit gefallen würde, Ludwig, nachdem derselbe das äußerste, dem menschlichen Leben gesetzte Ziel erreicht hat, zu Sich zu rufen, Er alsdann in dem Uebermaße seiner Erbarmungen auch dessen königlichen Sohn, nicht blos zum Erben des väterlichen Reiches, sondern auch zum Erben aller großen Eigenschaften seines erhabenen Vaters, Dessen klaren und tiefen Geistes, Dessen frühe schon im zartesten Alter geweckten Gefühles für alles Göttliche und Erhabene, Dessen treuer Anhänglichkeit an die Religion seiner Väter, so wie an jenen Fels ewiger Wahrheit, an dem schon so viele Jahrhunderte, ohne ihn erschüttern zu können, stürmisch vorübergingen, kurz, zum Erben Dessen sämmtlicher, ein eben so schönes als ächtes Gepräge tragender Herrschertugenden machen möge. — Wir wissen und fühlen zwar sehr wohl, daß unser, so schwache Ruf nicht in der ganzen katholischen Welt, und nur in einem kleinen Theile derselben gehört werden kann, und daher gehört werden wird. Aber dafür nähren wir doch die eben so beruhigende als tröstliche Ueberzeugung, daß da, wo deutsch gesprochen wird, es überall wenigstens Einige geben wird, hier ein Bischof, dort ein Priester oder Levit, und wieder dort ein frommer Laie, vielleicht auch hie und da ein Greis gleich Uns, die unsere, einem ängstlich besorgten, aber ächt katholischem Herzen entquollene Bitte gewiß nicht verschmähen werden. — — Wenn, sprach einst der Mund der ewigen Wahrheit, sich zwei oder drei in meinem Namen vereinigen werden, um Etwas von meinem himmlischen Vater zu erbitten, so wird es ihnen gegeben werden. Nun aber werden es nicht nur zwei oder drei, auch nicht blos zehn oder zwanzig, sondern gewiß mehr als hundert seyn, die unsere, mit wahrhaft christlicher Liebe an sie gerichtete fromme Forderung in ihr noch frömmeres Gemüth aufnehmen und derselben Folge leisten werden. Der gewissen Erhörung von Oben können wir also, ohne alle Aengstlichkeit, mit der größten Zuversicht entgegen sehen, und

stark in dem Glauben an jene Verheißung Jesu, darf unser Königreich sich nun kühn dem frohen, ja wohl wonnevollen Gedanken hingeben, daß es seinen vielgeliebten König noch eine lange Reihe von Jahren mit gleicher Liebe, Treue und unerschütterlicher Unterthanenanhänglichkeit ununterbrochen zu verehren das Glück haben wird; ja daß auch dann, wenn einst der Tag kommt, der leider kommen muß, an welchem ein allgemeiner Trauerflor ganz Bayern bedecken wird, doch auch dann noch in dem Schatten des Thrones seines Nachfolgers unsere heilige Kirche dieselbe Ruhe, dieselbe Freiheit und denselben Schutz genießen wird, deren sie sich auch unter dem wohlthätigen, milden und weisen Scepter des in jeder Hinsicht wahrhaft königlichen Vaters zu erfreuen gehabt hatte.

XIV.

Leben ausgezeichneter Heiligen in dieser Periode.

1. Wie in den frühern und auch folgenden Perioden, erscheinen auch in diesem Zeitraume, an dem, unsere heilige Kirche umwölbenden Himmel eine Menge neuer, die Dunkelheit der Welt durchleuchtender Gestirne; zwar nicht alle von derselben Größe und dem nämlichen Glanze, aber doch sämmtlich den Namen Jesu und dessen Kirche verherrlichend. Von mehreren dieser ausgezeichneten Freunden Gottes haben wir deren Leben, weil innigst verzweigt mit den Ereignissen der Zeit und der Kirche, unsern Lesern schon erzählt: wie z. B. von dem heiligen Erzbischof Anselm von Canterbury *), dem heiligen Bruno, Stifter des Carthäuser-

*) Anselm von Canterbury war nicht nur der gelehrteste Mann, sondern auch der tiefste Denker und größte Geist seines Jahrhunderts. Daher auch die ungemein hohe Verehrung, die, wie wir gesehen, selbst der heilige Vater und die ganze römische Kirche ihm bei jeder Gelegenheit erwieß. Zu Folge einer, gleich nach seinem Tode erlassenen Verordnung des apostolischen Stuhles, wird Anselm den heiligen Kirchenvätern des Mittelalters beigezählt. Aber von seinem großen,

ordens, dem heiligen Abt Robert von Molesme, Gründer des Cistercienserordens, dem heiligen Stephan, drittem Abte des Cistercienserordens; dem heiligen Abt Rancée, Reformator des, dem Cistercienserorden gehörigen Klosters La Trappe, und Vater der Trappisten; dem heiligen Bischofe Otto von Bamberg, Apostel der Pommern; dem heiligen Erzbischofe Norbert von Magdeburg, Stifter des Prämonstratenserordens; dem heiligen Bernhard, Abt von Clairvaux; der heiligen Hildegardis, Aebtissin des ehemaligen Klosters zu St. Rupert, und noch mehreren andern, deren Leben, weil weniger die Zeit berührend, auch der Geschichte weniger Stoff bot. — Aber der glänzenden Reihe der Heiligen dieses Zeitraums schließen sich diesmal sogar mehrere Könige und Fürsten an, nämlich der, dem Leser aus der Geschichte Ungarns schon bekannte König Salomo von Ungarn, Ueberwinder der Polen, Hunnen und Bulgaren, durch manche Heldentugenden ausgezeichnet, jedoch zu grossen Mißgriffen und Fehltritten verleitet, aber auch durch die härtesten ausgestandenen Prüfungen wieder geläutert, und endlich ein frommer, zehn Jahre lang

---

tiefen und vielumfassenden Wissen hatte er das Wenigste aus Büchern geschöpft; es war größtentheils ein Geschenk jenes höhern Lichtes, das so oft in seinem Innern leuchtete. Als er einst, da er noch Abt in dem Kloster Beck war, über eine schwere Stelle in der heiligen Schrift nachdachte, durchschauete er plötzlich die Mauern seines Klosters; alles Sinnliche verschwand, und nur der Gegenstand seiner Forschung lag mit einer Klarheit, die nicht in Worten gegeben werden kann, vor dem geistigen Auge seiner Seele. Von dieser Zeit an war auch all sein Studieren nur ein, nach vorhergegangenem, glühenden Gebete, sich ganz in Gott versenkendes Betrachten, während welchem sein, alles in dem Lichte Gottes schauenden Geist mit Vielem bekannt ward, was der bloßen, menschlichen Weisheit verborgen bleibt.

schwer büßender Einsiedler in einer Einöde von Istrien. Ferner der heilige Canut, König der Wenden, Erich, König von Schweden, Leopold, Markgraf von Oestreich, von dem Papste Innocenz VIII. in dem Jahre 1485 mit der gewöhnlichen Feierlichkeit heilig gesprochen. Leopold war ein trefflicher, mit jeder christlichen Tugend geschmückter Regent. Er erkannte frühzeitig, daß für den mächtigsten Monarchen, wie für den niedrigsten Hüttenbewohner, das Evangelium das gemeinsame, heilige Gesetzbuch sey. Sein Palast war ein Sitz der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit. Dabei zeichnete sich Leopold auch als ein kühner und kundiger Feldherr aus. Die weit zahlreicheren Heere der Ungarn schlug er, während seiner Regierung, zweimal auf das Haupt. Anhaltendes Gebet, Betrachtung, Forschen in der heiligen Schrift und das Lesen in den Büchern heiliger Kirchenväter, oft bis tief in die Nacht fortgesetzt, füllten alle die Stunden aus, welche ihm die Regierungsgeschäfte und die mancherlei Welthändel, an denen er zu Folge seiner hohen Stellung Antheil nehmen mußte, ihm übrig ließen. Aber auch der Heilige strauchelt oft auf seinem Wege und kann fallen, und tief fiel auch Leopold, jedoch nur einmal in seinem Leben, als er nämlich in dem Kriege zwischen Kaiser Heinrich IV. und dessen unnatürlichem Sohne, Heinrich V., die Parthei des Letztern ergriff. Bald kam er jedoch von dieser groben Verirrung zurück, und suchte nun seinen und seines Schwagers Frevel auf alle Weise, so viel er nur immer konnte, zu sühnen durch die tiefste Reue, mehrjährige Buße, wie auch durch Gründung einiger Klöster, in die er Mönche aus dem Cistercienserorden berief. Daß ein so geistvoller und durchaus gottesfürchtiger Fürst auch nur eine, mit ihm gleichgestimmte weibliche Seelt zur Gefährtin seines Lebens machen konnte, versteht sich von selbst. Leopolds Ge-

mahlin war die liebenswürdige Agnes, Tochter Kaiser Heinrichs des Vierten, die auch an allen gottseligen und wohlthätigen Werken ihres Gemahls stets warmen und thätigen Antheil nahm. Leopolds Regierung hatte eine Dauer von beinahe vierzig Jahren. — Ferner auch der mächtige Graf von Flandern, Carl der Gütige. In der Geschichte Frankreichs war von ihm schon sehr umständliche Rede gewesen. Zwar ward er nicht heilig, sondern blos selig gesprochen. Aber er starb, wie man sich erinnern wird, den Tod eines heiligen Märtyrers in dem Augenblicke, als in der Kirche seine Seele vor dem allerheiligsten Altarssacramente ganz in Liebe und Anbetung versunken war. — Aber außer diesen, schon hier mit irdischen und daher vergänglichen Kronen geschmückten Heiligen, gab es noch mehrere, zwar minder hochgestellte, aber doch ebenfalls sehr angesehene Grafen und Herren, die schimmerndem Reichthum die größte Armuth, hohen Würden und Ehrenstellen die tiefste Demuth und Zurückgezogenheit, und allen Freuden und Herrlichkeiten, welche die Welt ihnen bieten konnte, ein strenge büßendes Leben vorzogen.

2. Aber noch weit größer ist in dem Zeitraume von dem heiligen Papst Gregor VII. bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts die Anzahl heiliger Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte. Ihrer zählt die Kirche mehr als dreißig, deren Andenken sie gewöhnlich an dem Sterbetage derselben in jedem Jahre feiert, und denen sämmtlich Jesus Christus Selbst die Palme der Sieger reichte, indem Er schon während ihres Lebens, oder auch an ihrem Grabe, durch offenbare Wunder und ungewöhnliche Gnadenerweisungen die Heiligkeit derselben bestätigte. — Weit geringer ist die Anzahl heiliger Priester und Diacone; die Martyrologien erwähnen ihrer nur Vier, und diese sind der heilige Marbod, Priester zu Alberschwende bei Bre-

ganz, der heilige Caradock, Priester in England, der heilige Martinus, Priester in Portugal und ein heiliger Diacon, Namens Avertin, in Canterbury. Der Erste, der heilige Marbod nämlich, ward sogar des Märtyrertodes gewürdiget. Nichts lag ihm nämlich so sehr am Herzen, als die Bekehrung der Sünder, führte auch eine Menge derselben wieder zu Gott zurück, besonders durch die ergreifenden Vorstellungen, die er von den furchtbaren Gerichten Gottes in seinen Predigten dem Volke machte, bis er endlich selbst ein blutiges Opfer seines glühenden Eifers ward. Einige, in Bosheit verhärtete Sünder, die ihr lasterhaftes Leben so liebgewannen, daß sie sich demselben nicht mehr entreißen konnten, aber durch die immer tiefer und schneidender eindringenden Predigten Marbods in ihrer traurigen Ruhe und ihrem tödtlichen Schlummer gestört wurden, faßten endlich den Entschluß, diesen Priester Gottes zu ermorden, und erschlugen ihn, als er eines Abends spät aus der Kirche in seine Wohnung zurückkehrte. — Sobald der heilige Caradock die priesterliche Weihe erhalten hatte, entschloß er sich zu einem beschaulichen, nur in Gott allein ruhenden Leben und zog sich daher mit einigen gleichgesinnten Genossen in eine Einöde auf der Insel Ary zurück. Hier war jedoch ihr Aufenthalt von kurzer Dauer. Norwegische Seeräuber landeten auf der Insel und führten Caradock und seine Gefährten als Sclaven mit sich fort. Als aber Caradock und seine Genossen des Nachts zu Gott fleheten, überfiel plötzlich die Barbaren ein solcher Schrecken, daß sie mit anbrechendem Tage sogleich nach der Insel zurücksteuerten und ihre Gefangenen, ohne ihnen das mindeste Leid zugefügt zu haben, wieder an das Land setzten. Caradock begab sich hierauf in ein sehr einsam gelegenes Kloster, wo er aber sammt den übrigen Religiosen von einem mächtigen englischen Großen viele und schwere Drangsale erdulden mußte,

bis dieser endlich tödtlich krank ward, jedoch durch das Gebet Caradocks seine Gesundheit wieder erhielt, worauf derselbe ein völlig anderer Mensch ward, und Geistliche und Klöster nun eben so sehr ehrte und sie schützte, als er vorher sie zu plagen und zu ängstigen gesucht hatte. Mehrere an Caradocks Grabe geschehene Wunder bewogen die englische Kirche, das Andenken desselben als eines Heiligen jedes Jahr am 13. April, dem Sterbetage desselben, zu feiern. — Der heilige Martinus in Portugal hatte sich vorzüglich der Seelsorge geweihet, und da er das, gewöhnlich sehr seltene Talent eines, jedes Herz schnell durchforschenden Beichtvaters von Gott erhalten hatte, so arbeitete er mit ganz ungemeinem Segen in der Diöcese von Coimbra, bekehrte selbst eine Menge, in Spanien und Portugal lebender Mahomedaner zum christlichen Glauben, zog sich aber deßwegen den Haß der spanischen Mauren so sehr zu, daß sie, bei einem räuberischen Einfall in das Gebiet von Coimbra, sich vorzüglich des Priesters Martinus zu bemächtigen suchten, ihn auch wirklich in ihre Gewalt bekamen, nach Cordova schleppten und in eines der dortigen Gefängnisse warfen, in welchem er auch, nachdem er lange sehr vieles darin hatte erdulden müssen, sein gottseliges Leben endete. Da er jedoch eines ganz natürlichen Todes starb, so ward er nicht den Märtyrern, wohl aber den heiligen Bekennern beigezählt. Indessen steht sein Name nicht in allen Martyrologien, auch nicht in dem römischen. — Der heilige Diacon Avertin war der unzertrennliche Gefährte des heiligen Erzbischofes Thomas von Canterbury, folgte demselben auch in dessen Verbannung nach Frankreich und ward der treue Genosse aller Leiden und Trübsale desselben. Nach dem Tode des heiligen Erzbischofes zog er sich in ein in Touraine gelegenes Dorf zurück und widmete sich, und zwar mit der größten, nur einem Heiligen eigenen Selbstaufopferung,

ausschließlich dem Dienste und der Pflege der Armen, Kranken und Fremdlinge. Er starb gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts und die Pfarrei von Bougival in der Diöcese von Paris wählte ihn zu ihrem Patron.

3. Größer ist in diesem Zeitraume die Zahl frommer Einsiedler und Einsiedlerinnen, besonders in Frankreich und England, weniger in Deutschland; aber dennoch lebte gerade einer der vorzüglichsten dieser heiligen Einsiedler, nämlich der heilige Schezelo, in dem Bisthume Trier. Eine lange Reihe von Jahren wohnte dieser Heilige in Einöden und zwischen Gebirgen, ohne ein anderes Obdach zu haben, als den Himmel, und beinahe ohne Kleid, das ihn gegen rauhe Witterung nur einigermaßen schützen konnte. Kräuter und rohe Wurzeln waren seine einzige Nahrung. Als der heilige Bernhard von der Lebensweise dieses so strenge lebenden, ungewöhnlichen Einsiedlers Kunde erhielt, ließ er ihn durch einen Religiosen seines Ordens begrüßen und schickte ihm ein Kleid, mit der Bitte, es als ein Unterpfand seiner Liebe anzunehmen. Schezelo ließ dem heiligen Abt danken, daß er sich eines Sünders habe erinnern wollen, nahm auch das Kleid an, legte es aber schon nach ein paar Tagen wieder ab, indem ja, wie er sagte, der heilige Bernhard ihm nicht befohlen hätte, es noch längere Zeit zu tragen. Ein Mönch aus dem Kloster von Clairvaux, der nachher in Sardinien ein Bisthum erhielt, hat uns von diesem Einsiedler folgenden Bericht hinterlassen. „Als ich einige Zeit in dem Bisthume Trier verweilte, ward ich gewürdiget, einen Mann von ganz außerordentlicher Heiligkeit zu sehen und kennen zu lernen, der um so glücklicher war, je mehr er das Nichtige trüglicher Reichthümer erkannte und sie daher von ganzem Herzen verachtete. Nicht jener ist reich, der viel besitzt,

sondern der, welcher wenig oder nichts braucht, und daher auch nichts verlangt. In Ansehung seiner glühenden Liebe zu Jesu, seiner Verachtung alles Irdischen und gänzlichen Ertödtung der sinnlichen Natur kennen wir jetzt in allen Ländern Niemand, der diesem heiligen Einsiedler gleichgestellt werden könnte. Sein Leben können wir nur bewundern, demselben auch nachstreben, aber es nachzuahmen wird keiner vermögend seyn. Täglich sein Kreuz Jesu nachtragend, starb er auch täglich; denn jeder Tag seines Aufenthaltes in der Einöde war gleichsam ein Martertod. Ueber die menschliche Natur sich erhebend, lebte er, aus Liebe zu Jesu, vierzehn Jahre auf steilen Gebirgen, in Wäldern und Einöden, stets irrend und verborgen, blos bedeckt von dem Himmel, gekleidet von der Luft und mit der Nahrung der Thiere sich begnügend." — Achard, so hieß der Mönch von Clairvaux, durch den der heilige Bernhard dem Schezelo ein Kleid geschickt hatte, erzählt noch folgende merkwürdige Züge aus dem Leben dieses heiligen Einsiedlers. In den vier letzten Jahren seines Lebens ging er im Winter in eines der entlegenen Ortschaften, suchte sich dort einen Stall auf, in dem er die Nacht zubrachte; bisweilen legte er sich auch in den Hof, zog sich aber des Morgens sehr frühe zurück, damit Niemand ihn sehen sollte. Diejenigen, welche das Glück hatten, ihn auf diese Weise zu beherbergen, wagten es nie, mit ihm zu sprechen, aus Furcht, er möchte nicht wiederkehren. Nur wenn im Winter die Erde so sehr mit Schnee bedeckt war, daß er ihr weder Wurzeln noch Kräuter abgewinnen konnte, bat er die, bei welchen er zu übernachten gedachte, um ein Stückchen Gersten- oder Kleienbrod. Als Achard ihn fragte, ob er von fleischlichen Begierden nicht mehr beunruhiget würde, gab er ihm zur Antwort, daß er längst schon durch die Gnade Gottes von Versuchungen

dieser Art frei wäre; da aber, setzte er hinzu, das Leben der Menschen auf Erden eine immerwährende Versuchung ist: wer darf es dann wagen, sich einer ganz vollkommenen Reinheit des Herzens zu rühmen? Da Achard, unbefriediget durch diese Antwort, noch weiter mit Fragen in ihn drang, gestand er ihm endlich mit kindlicher Offenheit und Einfalt, daß die größte Versuchung, die er seit langer Zeit zu bestehen gehabt habe, folgende gewesen sey. „In einem Winter," sagte er, „legte ich mich, als es Nacht ward, auf die Erde zur Ruhe nieder. Aber nun fing es an zu schneien und bald war mein Körper mit Schnee bedeckt; da kam ein Häschen herangelaufen, und als es meinen Leib betrat und Wärme spürte, legte es sich auf meine Brust ebenfalls nieder. Ich erwachte, und als ich das Thierchen erblickte, fühlte ich in mir einen Drang, dasselbe zu ergreifen, aber ja nicht um es zu tödten, sondern weil ich es liebkosen und streicheln wollte. Doch überwand ich auch diese Versuchung, rührte es nicht an und ließ es, nachdem es ausgeruhet und sich erwärmt hatte, wieder laufen." — Wie unzugänglich auch den leisesten Berührungen irgend eines, selbst an sich ganz unschuldigen Begehrens muß nicht das Herz dieses, nur in Gott ausschließlich lebenden Heiligen gewesen seyn, daß er sogar jenes, blos aus Liebe zu einem unschuldigen Thierchen entstandenes Verlangen eine Versuchung nennen konnte, daher auch diese kleine Freude seinem kindlichen Herzen nicht gönnte? In einem Benedictinerkloster bei Luxemburg fand dieses Heiligen irdische Hülle ihre Ruhestätte; und da bei Schezelos Grabe viele Wunder geschahen, so ward auch bald jene Klosterkirche ein Wallfahrtsort, wohin lange Zeit eine Menge hülfsbedürftiger Menschen, selbst aus sehr entfernten Gegenden, jedes Jahr zu pilgern pflegte.

4. Auch der Märtyrer, die mit ihrem Blute den Weinberg des Herrn befruchteten, zählt unsere heilige Kirche mehrere in diesem Zeitraume. Unter diesen befinden sich zwei Bischöfe und noch verschiedene heilige Ordensmänner. Indessen können wir jedoch jetzt blos von den heiligen Märtyrern Erminold und Albert von Lüttich hier eine kurze Erwähnung machen. Der Erstere war Abt in dem Kloster zu Prüfening bei Regensburg. Ausgezeichnet durch ungewöhnliche Strenge gegen sich selbst, durch Liebe zum Gebete und zur Abtödtung, grenzenlose Milde gegen die Armen und unerschütterliche Festigkeit in seinen Grundsätzen, lag ihm nichts so sehr am Herzen, als Aufrechthaltung der Klosterregel in allen ihren Verordnungen und Vorschriften. Die geringste Verletzung derselben ward strenge bestraft. Natürlicher Weise erzeugte er dadurch großes Mißvergnügen unter seinen Religiosen; und da Erminold fest auf seinen Forderungen bestand und in keinem Theile der Regel eine Milderung wollte eintreten lassen, machten endlich einige der Schlechtesten aus den Mönchen auf sein Leben einen Mordanschlag, vermochten jedoch nicht denselben auszuführen; denn, obgleich sie völlig dazu entschlossen waren, auch dem Heiligen schon auflauerten, ergriff sie doch plötzlich, als sie hörten, daß der Heilige sich nähere, eine übernatürliche Furcht, die Mordinstrumente entfielen ihren Händen, und geschreckt flohen sie sämmtlich davon. Einer, Namens Aaron, weit kühner, aber auch weit ruchloser als alle übrigen, machte doch noch einen Versuch, der ihm leider gelang. Mit einem dicken Scheite Holz schlug er seinem heiligen Abte auf den Kopf und brachte ihm eine tödtliche Wunde bei, woran derselbe nach wenigen Tagen starb. — Der heilige Erminold hatte auch die besondere Gabe, daß er durch verschlossene Thüren gehen konnte; sobald er sich näherte, sprangen Riegel und Schlösser ohne alles Geräusch von selbst

auf und öffneten ihm den Eingang*). — Der heilige Albert war ein Sohn des Grafen von Löwen und Bruder Herzogs Heinrich von Niederlotharingen. Frühzeitig widmete er sich dem Dienste des Herrn an der Kirche von Lüttich. Wegen seines ungeheuchelten, frommen Wandels und seines gebildeten Geistes in Verbindung mit seiner erlauchten Geburt, ward er nach einiger Zeit schon zur Würde eines Erzdiacons der Kirche von Lüttich erhoben. Er unternahm hierauf eine Wallfahrtsreise nach dem Orient zu dem Grabe seines göttlichen Erlösers. An dieser heiligen Stätte, so wie an den übrigen heiligen Oertern, die er fleißig besuchte, nahm seine Andacht einen noch weit höhern Schwung. Tiefer einschneidend als bisher, fiel ein Strahl höheren Lichtes in sein Innerstes; er fühlte sich in seinem Glauben gestärkt, in der Hoffnung befestiget und sein Herz zu einer weit reinern und feurigern Liebe entflammt, und als er wieder zu seiner Kirche zurückgekehrt war, gewann er durch die jetzt immer noch mehr hervorleuchtende Heiligkeit seines Wandels, durch die Reinheit und Einfalt seiner Sitten und durch sein ungemein demüthiges, sanftes und liebevolles Betragen alle Gemüther, sowohl der Geistlichkeit wie auch des ganzen Adels so sehr, daß er, als jetzt der Bischof Rudolph starb, einstimmig zum Bischof von Lüttich gewählt ward. So canonisch auch diese Wahl war, so wollte doch Kaiser Heinrich VI. sie wieder vernichten, und ernannte einen Bruder des Grafen von Herstadt, Namens Lothar, der, wie nachher behauptet ward,

*) Diese Wundergabe ward, wie wir in der Folge sehen werden, auch noch vielen Andern zu Theil; nur mit dem Unterschiede, daß es bei Einigen deren in ihnen selbst liegende subjective Kraft war, während es bei Andern durch eine höhere objective Kraft geschah; in welchem letztern Falle die Thüren nicht geräuschlos, sondern klirrend und mit großen Getöse sich öffneten.

dem Kaiser ein Geschenk von dreitausend Mark gemacht hatte, zum Bischofe von Lüttich. Dagegen ließen nun die Geistlichkeit und der Adel durch Abgeordneten die kräftigsten Vorstellungen bei dem Kaiser machen. Aber Heinrich gab ihnen kein Gehör, ertheilte vielmehr seinem Lothar nun wirklich die Investitur, und suchte zugleich, theils durch Gewaltthätigkeiten, theils durch Versprechungen und Drohungen alle Gemüther zu bewegen oder zu zwingen, dem ihnen aufgedrungenen und mit dem Laster der Simonie befleckten Lothar sich zu unterwerfen. Aber Alles war vergeblich. Clerus, Adel und Volk hielt fest zu ihrem rechtmäßigen Oberhirten, und Albert erklärte jetzt selbst, daß er, als wahrer, auf canonischem Wege erwählter Bischof, es für seine Pflicht halte, auf allen ihm erlaubten Wegen die Freiheit und Gerechtsamen der Kirche von Lüttich zu wahren, appellirte daher an den Papst, und trat bald darauf auch selbst die Reise nach Rom an. Da er in Erfahrung gebracht hatte, daß der Kaiser alle Wege dahin zu Wasser und zu Lande ihm abschneiden und wo möglich ihn aufheben lassen wollte, konnte er blos, ganz unkenntlich verkleidet, auf großen Umwegen und mit noch größerem Zeitverlust sein Ziel erreichen. Da, wo ihm ganz besonders einige Gefahr zu drohen schien, verdingte er sich sogar unter Weges bisweilen in einem Gasthofe als Knecht, und verrichtete darin knechtische Arbeiten. Aber die Hand der Vorsehung schützte ihn. Er entging allen Nachstellungen und kam endlich glücklich in der Hauptstadt der Christenheit an. Auf dem Stuhle des heiligen Petrus saß damals Cölestin III. Dieser untersuchte sogleich die Sache, bestätigte die Wahl Alberts, erhob denselben sogar zur Würde eines Cardinaldiacons der römischen Kirche, und sandte ihn mit mehreren päpstlichen Breven zurück, worunter auch zwei an die Erzbischöfe von Rheims und Köln waren, worin der Papst

ihnen gebot, dem Albert unverzüglich die bischöfliche Weihe zu ertheilen. — Am Vorabend des Pfingstfestes erhielt demnach jetzt Albert die bischöfliche Consecration, nachdem er acht Tage vorher die Priesterweihe erhalten hatte. Als der Kaiser dieses erfuhr, gerieth er in grenzenlose Wuth, begab sich mit einer Schaar Kriegsleute nach Lüttich und ließ mehrere Häuser der Freunde Alberts theils plündern, theils völlig niederreißen. Da er aber wohl einsah, daß er dadurch, und wenn er auch zu noch größern Gewaltthätigkeiten schreiten wollte, jetzt doch nie mehr seinen Zweck erreichen könnte, ging er voll Unmuths nach Mastricht. Am heftigsten zürnte er dem, nun auch von dem Papste, mithin von der ganzen Kirche als rechtmäßiger Bischof anerkannten Albert; und da er von seinem Grimm gegen denselben kein Geheimniß machte, so kamen nun drei sogenannte Edelleute aus seiner Umgebung auf den teuflischen Gedanken, durch Ermordung des Bischofes ihren Herrn von seinem, ihm so verhaßten Gegner zu befreien, und dann eben dadurch von Seite des Kaisers eine ganze Wolke von Belohnungen und Gnadenerweisungen auf sich herabzuziehen. Von einigen Reitern begleitet eilten sie also nach Rheims, machten dem Bischofe, unter dem Vorwande, ihm zu seiner neuen Würde Glück zu wünschen, einen Besuch nach dem andern, wohnten ununterbrochen der heiligen Messe bei, die er las, und wußten so gut zu heucheln und zu schmeicheln, daß der Bischof, dessen liebevolles, ganz argloses Herz nicht das mindeste ahnte, sie täglich an seine Tafel zog, mit jedem Tage ihnen neue Beweise seiner Güte und seiner Zuneigung gab. Lange Zeit bot sich ihnen keine Gelegenheit zur Ausführung ihrer schändlichen That dar. Als aber eines Tages der heilige Bischof ganz allein, und blos von ihnen, die er für gutgesinnte, treue Anhänger hielt, begleitet, sich in die Abtei zum

heiligen Remigius begeben wollte, fielen sie unter Weges plötzlich über ihn her, spalteten ihm den Kopf und gaben ihm noch dreizehn Stiche, wovon nachher jeder tödtlich befunden ward. Nach vollbrachtem Mord eilten die Mörder sogleich wieder an das kaiserliche Hoflager zurück. Hier glaubten sie nicht nur volle Sicherheit zu finden, sondern auch mit Geschenken und Belohnungen jeder Art überhäuft zu werden. Aber schnell verbreitete sich das Gerücht von dieser Gräuelthat in allen Ländern; und als die Kunde davon auch nach Rom kam, schleuderte der Papst einen furchtbaren Bannstrahl nicht nur gegen den eingedrungenen Lothar und jene drei Elenden, die den Mord vollbracht hatten, sondern auch gegen alle, die irgend einen nahen oder entfernten Antheil daran genommen hätten. Da des Kaisers feindselige Gesinnungen gegen den ermordeten Bischof bekannt waren, so betrachtete man ihn auch allgemein als den geheimen Urheber jenes blutigen Frevels. Um diesen Verdacht wieder von sich hinwegzuwälzen und nicht in den Augen der ganzen christlichen Welt ein Gegenstand des Abscheues zu werden, sah der Kaiser, ohnehin nicht wenig geschreckt durch die ihm von dem Vatican herab drohenden Blitzstrahlen, sich jetzt gezwungen, die Mörder auf immer aus seiner Umgebung zu verbannen. Alle drei erhielten daher den Befehl, sich sogleich von dem Hoflager des Kaisers zu entfernen und nie mehr unter dessen Augen zu erscheinen. Auch gegen alle Verwandten und Freunde Lamberts zeigte sich jetzt der Kaiser ungemein gütig, und um die Gewaltthätigkeiten einigermaßen zu sühnen, die er gegen Albert während dessen Lebens sich erlaubt hatte, stiftete er in der St. Lambertuskirche in Lüttich auch noch zwei Kapellen. — Wenige Jahre nach dem Tode Lamberts erwähnte Papst Innocenz III. desselben in einem päpstlichen Breve schon als eines Heiligen; aber

erst später ward sein Name, mit Genehmigung oder vielmehr auf Befehl des apostolischen Stuhles, auch in dem römischen Martyrologium unter dem 13. Septbr. den Namen der übrigen heiligen Märtyrer beigefügt. — Unter den Märtyrern dieser Periode finden wir auch einen Knaben, der noch nicht einmal sein zehntes Jahr erreicht hatte. Er hieß Richard und ward zu Norwich in England von den Juden, die zu irgend einem ihrer abergläubischen Gebräuche das Blut eines Christen nöthig zu haben glaubten, ermordet. — In unserer Kirche werden zwar Kinder, die das Alter der Vernunft noch nicht erreicht haben, wie heilig auch ihre Kindheit gewesen seyn mag, nie canonisirt. Eine Ausnahme machen jedoch jene, welche blos aus Haß gegen Jesu Christo gemordet werden, deren Verehrung auch, wie es sich aus den Schriften des heiligen Irenäus und des Origenes ergibt, schon in den ältesten Jahrhunderten üblich war.

5. Aber so wie einst zur Anbetung an der Wiege zu Bethlehem Ephrata nicht blos die Weisen aus Morgenland, nicht blos die Häupter unabhängiger arabischer Volksstämme, sondern auch gemeine Viehhirten berufen waren; eben so finden wir auch unter den Chören der Heiligen in dieser Periode fromme Seelen aus allen, selbst den niedrigsten Ständen: Schweinehirten, Schäfer, Bauernknechte, Handwerker, Kaufleute ꝛc. Ein sprechender Beweis, daß der Mensch in jedem Stande die nöthigen Mittel finde sich zu heiligen, immer noch inniger mit Gott zu vereinigen und endlich jene nie mehr verblühende Palme zu erlangen, mit welcher Jesus Christus selbst seine Auserwählten oft sogar schon während ihres hinfälligen Lebens schmückt. — Aber wie wenig unser spannelanges Daseyn auf dieser Erde ein Leben zu nennen sey im Vergleich mit jenem, was erst jenseits des Grabes beginnt, und wie

flüchtig und nichtig Reichthum und alle Herrlichkeit und irdische Größe sey, welche die Welt uns bieten kann, dazu liefert ein frommer Bauernknecht in Spanien, nämlich der heilige Isidor, einen nicht wenig bemerkungswürdigen, und besonders für jene, welche die Vorsehung in denselben oder ähnlichen Stand der Dienstbarkeit geordnet hat, ungemein tröstenden, erfreulichen Beleg. Isidor war der Sohn frommer aber höchst armer Eltern. Aus Armuth konnten diese für die Erziehung ihres Sohnes nichts thun, als daß sie in sein noch zartes, empfängliches Herz den Samen ächter Gottseligkeit zu streuen suchten. Dieser ging frühzeitig auf und in Isidor, dem Kinde, schlummerte schon der nachherige fromme und heilige Mann. Da seine Eltern, ihrer großen Dürftigkeit wegen, ihn nicht einmal ein Handwerk hatten können lernen lassen, so begab sich Isidor, sobald er zum Jüngling herangewachsen war, als Bauernknecht in die Dienste eines, nahe bei Madrid auf seinem Gute lebenden Edelmannes. Eingedenk der Lehren seiner frommen Eltern, stand er jetzt stets lange vor Anbruch des Tages auf, um seine Andacht zu verrichten und doch dadurch seiner, ihm zur Pflicht gemachten Arbeit auch nicht eine Minute zu entziehen. In seinem ganzen Betragen spiegelte sich die Schönheit seiner frommen, unschuldigen Seele, und durch seine ungeheuchelte Demuth, seine Sanftmuth, seine, jedem Wunsche schon zuvorkommende Dienstfertigkeit, wie durch seine bewundernswerthe Geduld, die auch unter großen Unbilden, die ihm öfters zugefügt wurden, sich nie verleugnete, in Verbindung mit der ungemeinen Güte seines Herzens gegen Armen, denen er gewöhnlich den größten Theil seines Lohnes zuwandte, gewann er in kurzer Zeit alle Gemüther nicht nur der übrigen Dienerschaft auf dem Gute, sondern auch sämmtlicher Dorfbewohner. Dieses ganz ungewöhnlich fromme Benehmen zog auf ihn

endlich auch die Aufmerksamkeit seines Herrn. Johann von Vergast — so hieß der Edelmann — fing an, den treuen und frommen Knecht genauer zu beobachten, wußte daher auch ihn mehr und mehr zu würdigen. Aber ganz besonders erstaunte er, wenn er denselben von göttlichen Dingen sprechen hörte, da es ihm doch bekannt war, daß Isidor weder schreiben noch lesen gelernt hatte, mithin auch aus keinem Buche großen Unterricht geschöpft haben konnte. Aber gerade in demüthige, einfältige, noch vollkommen reine Herzen ergießt sich der heilige Geist ganz vorzüglich mit seinen Erbarmungen. In seinem Innern hatte Isidor einen Lehrer, der ihn ohne alles Geräusch der Worte lehrte, und der ihm auch, wenn er einer Predigt beiwohnte, das Verständniß so sehr eröffnete, daß er stets noch über Vieles belehrt ward, worüber die Worte des Predigers oft die Zuhörer gar nicht hatten belehren wollen, ihm daher manches bekannt ward, was jedem anderen, als blos dem wahrhaft frommen, ausschließlich auf Gott gerichteten Auge verschlossen bleibt. — Da Vergast bemerkte, daß jedes Geschäft, das er diesem Knechte übertrug, stets über alle seine Erwartung gedieh, so machte er ihn, wie man jetzt zu sagen pflegt, zum Oberknechte, und überließ seiner Leitung die ganze Bewirthschaftung des Gutes. Dieses war sehr tief herabgekommen, erhob sich aber jetzt eben so schnell wieder unter der Pflege des frommen, in allen seinen Verrichtungen von Gott gesegneten Knechtes, so daß Isidor nach einigen Jahren zu seinem Herrn dasselbe sagen konnte, was einst Jakob zu Laban sagte: „Ich habe halbe Nächte durchwacht, Hitze und Kälte ertragen, um dein Vermögen zu erhalten und zu mehren. Wenig war es, was Du hattest, ehe ich Dir diente; nun hat es sich ausgebreitet und um Vieles vermehrt.“ — Isidor blieb sein ganzes Leben über in dem Dienste desselben Herrn,

nämlich des Johann von Vergast, der ihn auch nun nicht mehr als einen Knecht oder Diener betrachtete, sondern ihn, in dem wahren und vollen Sinne des Wortes, als einen ihm ebenbürtigen Bruder in Christo ehrte und liebte. — Isidor erreichte ein Alter von beinahe sechzig Jahren. Er sagte seinen Tod voraus; und als er endlich von der Krankheit befallen ward, die seinem Leben ein Ende machen sollte, bestimmte er sogar den Tag und die Stunde, in der Gott ihn zu sich rufen würde. Da die ungewöhnlichen Tugenden Isidors in der ganzen Gegend bekannt waren und die Liebenswürdigkeit seines frommen Herzens selbst dem gemeinsten Auge einleuchtete, so sammelten sich auch, als es bekannt ward, daß er dem Tode nahe wäre, sehr Viele um das Sterbebette desselben. Schon die glühende Andacht, mit der Isidor das heiligste Sacrament empfing, entlockte jedem Auge selbst unwillkührlich eine Thräne. Als aber alle Anwesenden jetzt die Ruhe, die himmlische Heiterkeit, dieses untrügliche Vorgefühl nahender Seligkeit, auf der Stirne des Sterbenden sahen, und wie dessen sinkendes Haupt schon ein Schimmer aus einer höhern Welt umgab, da rief alles Volk, sobald das Gerücht von Isidors Tod mit allen denselben begleitenden Umständen sich unter demselben verbreitete, ohne die Entscheidung der Kirche abzuwarten, ihn schon als einen Heiligen aus. Aber die Stimme des Volkes war diesmal auch die Stimme Gottes, die sich durch mehrere, an dem Grabe des Heiligen geschehene Wunder kund gab. Da diese sich oft wiederholten, ließ endlich der Erzbischof von Madrid die Leiche des Heiligen aus dem gemeinen Kirchhofe erheben und in seiner Capelle beisetzen. Aber nun schien es, als wenn Jesus Christus selbst, das unsichtbare höchste Oberhaupt seiner Kirche, auch deren sichtbares Oberhaupt gleichsam zwingen wollte, seinen frommen und treuen

Knecht Isidor förmlich heilig zu sprechen und dessen Verehrung, als eines ausgezeichneten Freundes Gottes, allen Kirchen in allen Ländern zu gebieten. Eine lange, sehr lange Reihe von Jahren hindurch geschah daher an dem Grabe des Heiligen noch eine Menge Wunder, wovon wir jedoch hier nur Eines erwähnen wollen, weil es gerade unserer, dieser Erzählung vorangeschickten Bemerkung ein ganz auffallendes Gepräge der Wahrheit aufdrückt. — König Philipp III. von Spanien war in eine tödtliche Krankheit gefallen. Das Uebel nahm täglich zu. Fruchtlos erschöpften die Aerzte alle Mittel ihrer Kunst, und schon hatten sie alle Hoffnung auf die Wiedergenesung des Königs aufgegeben, als einige der, das Bett des hohen Kranken umgebenden Geistlichen auf den Gedanken verfielen, daß, da durch Anrufung des heiligen Isidors schon so viele Kranken von ihren Krankheiten, so viele Gebrechlichen von ihren Gebrechen wären befreit worden, sich vielleicht auch jetzt wieder dieses Heiligen viel vermögende Fürbitte bei Gott auf das neue bewähren würde. Ungesäumt ward demnach Isidors heilige Reliquie in einer Prozession von Geistlichen herbeigebracht. Aber kaum hatte diese mit dem Heiligthume sich aus der Kirche nach dem Palaste in Bewegung gesetzt, als der kranke Monarch schon eine Erleichterung empfand und das Fieber nachzulassen begann. Als man aber die heilige Reliquie in das königliche Gemach gebracht, sie dem Lager des Königs genähert und dieser, in festem Glauben und Vertrauen auf die Kraft der Fürbitte des Heiligen, sie berührt hatte, fühlte er sich plötzlich vollkommen gesund und in allen Theilen seines Körpers so gekräftiget, daß er noch in derselben Stunde das Bett verlassen konnte. Daß diese so plötzliche, wunderbare Heilung blos das Werk des heiligen Isidors sey, darüber konnte kein Zweifel erhoben werden, denn alle Anwesenden, wie

sämmtliche zahlreiche Palastbewohner waren ja Zeugen davon gewesen. Aber Philipp war auch nicht undankbar; er ward von jetzt an ein eifriger Verehrer Isidors; und nun geschah es, daß Spaniens mächtiger Monarch, der über beide Hemisphäre gebot, und in dessen Reiche daher die Sonne nie unterging, nicht selten auf den Knieen vor dem Bilde Desjenigen lag, der während seiner irdischen Laufbahn nichts war, als ein armer, von der vornehmen Welt kaum eines flüchtigen Blickes gewürdigter — Bauernknecht. Seinem Gesandten in Rom gab König Philipp sogleich den Auftrag, durch Bitten und die kräftigsten Vorstellungen den heiligen Vater zu bewegen, den heiligen Isidor nun förmlich durch einen öffentlichen apostolischen Act den heiligen Freunden Gottes beizuzählen. Dieser Bitte willfahrte Paul V. doch nur in so weit, daß er einstweilen Isidor blos selig sprach. Die feierliche Heiligsprechung desselben ward erst von Philipps III. Nachfolger, nämlich von Philipp dem IV. bewirkt; und sobald die Acten von dieser feierlichen Heiligsprechung in Spanien angelangt waren, ward auch der ehemalige, in Armuth erzeugte und in Dürftigkeit lebende Knecht, der während seines irdischen Daseyns weder einen Namen zu führen und noch viel weniger einen Stammbaum aufzuweisen hatte, aber von frühester Jugend an schon das Siegel der Auserwählung auf seiner Stirne trug, zum Schutzpatron nicht nur von ganz Madrid, sondern auch sämmtlicher folgenden spanischen Könige gewählt. — Sehr schön und richtig sagt der fromme Thomas von Kempis, daß alles auf der Welt, selbst Königskronen nicht ausgenommen, nichts als Eitelkeit sey. „Alles,“ sagt dieser Mann Gottes, „ist eitel, außer Gott aus allen Kräften seiner Seele lieben und auf das innigste sich mit Ihm vereinigen. Dies ganz allein bewährt bleibenden, ewigen, unvergänglichen Bestand.“

6. Dieser ziemlich langen Reihe heiliger Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und Ordensmänner schliest sich in dieser Periode auch aus dem frommen Frauengeschlechte eine, obgleich weit kleinere, und größtentheils blos den höhern Ständen angehörige Zahl heiliger Frauen und Jungfrauen an. Wir finden unter denselben eine Gräfin von Boulogne, nämlich die heilige Ida, glückliche Mutter des großen Herzogs Gottfried von Bouillon, ersten Königs von Jerusalem; ferner eine Prinzessin Frankreichs, die heilige Edigna; mehrere Töchter mächtiger gräflicher Familien; die heilige Herkula, die heil. Oda, die heil. Elisabeth von Schönau, die heil. Euphemia, Aebtissin von Altomünster, die heil. Hildegardis, Aebtissin des Klosters Mehre in dem Erzbisthum Köln, — wohl zu unterscheiden von der weit größern, weit mehr begnadigten Hildegardis von St. Ruprecht — die heil. Hadwigis, die heil. Wulfhildis, Tochter Heinrichs des Schwarzen, Herzogs von Bayern; endlich die heilige Hildegundis und die heilige Einsiedlerin Itha, Gräfin von Toggenburg. — Die Lebensgeschichte dieser heiligen Frauen und Jungfrauen bietet, wegen der durchaus darin herrschenden Gleichförmigkeit, wenig oder vielmehr gar keinen historischen Stoff. Alle Tage ihres Lebens flossen, gleich einem klaren, sanften Bach, unter Blumen des Paradieses geräuschlos, ruhig und stets sich gleichbleibend dahin, und das Gemeinsame, was sie alle hatten, war feurige Liebe zu Jesu, tiefe Demuth, völlige Selbstverläugnung, Liebe zur Betrachtung und hohe Freudigkeit im Gebete. Indessen machen doch, in Ansehung der frommen Monotonie ihres Lebens, die heilige Hildegundis und Itha von Toggenburg eine, der Geschichte schon etwas mehr angehörige Ausnahme. — Hildegundis war die Zwillingsschwester von Agnes, die schon im vierzehnten Jahre in einem, dem väterlichen Wohnsitze nahe gelegenen Kloster den Schleier nahm. Auch Hildegundis sehnte

sich nach klösterlicher Einsamkeit. Dagegen hatte zwar der Vater, der ein vornehmer, in der Gegend von Neuß bei Köln begüterter Edelmann war, nichts einzuwenden, wollte aber, daß Hildegundis ihn vorher auf einer Wallfahrtsreise nach dem gelobten Lande begleiten sollte. Zu größerer Sicherheit seiner Tochter hielt er es für zweckmäßig, sie Mannskleider anlegen zu lassen, nannte sie Sohn und gab ihr den Namen Joseph. Unglücklicher Weise für Hildegundis erkrankte und starb ihr Vater auf dem Meere. Auf seinem Sterbelager empfahl er Hildegundis seinem Diener, an dessen Treue er nicht zweifelte, machte es demselben zur Pflicht, das Geheimniß ihres Geschlechtes niemand zu entdecken und den vermeintlichen Joseph nach Jerusalem, und von da, nach verrichteter Andacht, wieder in die Heimath zu führen. Dies geschah; aber auf der Rückreise entfloh zu Acra der schändliche, untreue Diener mit allem Gelde, das der sterbende Vater für seine nun bald verwaiste Tochter ihm anvertraut hatte. Hildegundis befand sich jetzt in einer verzweiflungsvollen Lage. Aber stark im Vertrauen auf Gott, erhielt sie nun auch bald Hülfe von da aus, woher sie allein jetzt Hülfe erhalten konnte. Noch an demselben Tage begegnete ihr ein Mann, dessen ganzes Aeußere ihr Zutrauen einflößte. Diesem erzählte Hildegundis, jedoch ohne ihm ihr Geschlecht zu entdecken, das ihr widerfahrene Unglück. Der edle Unbekannte nahm innigen Antheil daran, tröstete sie, sorgte für ihre Bedürfnisse, und führte nach einiger Zeit den vermeintlichen Joseph wieder nach Jerusalem zurück. Um hier ihrem Wohlthäter nicht länge zur Last zu fallen, suchte und fand sie bei den Tempelherren eine Stelle, in der sie, gegen Mangel hinreichend gesichert, sich ungestört ihren frommen Trieben folgen, beinahe täglich die heiligen Oerter besuchen und jeder Andachtsübung sich hingeben konnte,

Auf diese Weise verfloß ein Jahr, als auf einmal ein Fremder im Tempel erschien, um über einen deutschen Edelmann aus der Gegend von Köln sich zu erkundigen, den er seinen Freund und Landsmann nannte, der aber vor ein paar Jahren nach Palästina gereist wäre. Da man wußte, daß Joseph aus derselben Gegend war, ward derselbe herbeigerufen. Hildegundis eröffnete nun sogleich dem deutschen Edelmanne, daß sie der Sohn Desjenigen sey, den er suche; ihr Vater sey auf der See gestorben und durch einen untreuen, diebischen Bedienten habe sie die ganze, von dem Vater hinterlassene, sehr bedeutende Barschaft verloren. Der Deutsche, der sich noch wohl erinnerte, daß sein Freund sich von einem seiner Kinder habe begleiten lassen, war nun voll Freude, daß er, da jener gestorben, nun doch wenigstens dessen Sohn umarmen könnte, und erbot sich, Joseph wieder nach Deutschland zurückzuführen. In der Gegend am Rhein angelangt, erkrankte und starb Hildegundis väterlicher Freund. Um nach Köln zu kommen hatte jedoch Hildegundis jetzt keinen sehr weiten Weg mehr zu machen. Aber auch in dieser Stadt behielt sie die männliche Kleidung bei, ward auch von Niemand erkannt. Indessen erregte ihr schönes, sanftes Aeußere, so wie ihre anständige, feinere Bildung und ihre, eine edle Geburt verrathende, würdevolle Haltung die Aufmerksamkeit eines Domherrn von Köln. Dieser machte Bekanntschaft mit dem so interessanten Joseph, bot ihm freie Wohnung in seinem Hause an und sorgte auch für seine übrigen Bedürfnisse. Aber es dauerte nicht lange, so mußte der Domherr in einer wichtigen, kirchlichen Angelegenheit eine Reise nach Rom machen. Er wünschte auf derselben den frommen und verständigen Joseph zum Begleiter zu haben. Dieser, so sehr ihm auch die mannigfaltigen Zerstreuungen auf einer Reise zuwider waren, durfte doch die Bitte seines Freundes

und Wohlthäters nicht zurückweisen. Auf dieser Reise hatten sie jedoch leider nur ein einziges Pferd, das sie jetzt abwechselnd bestiegen. Aber nun geschah es, daß, als sie einst durch einen Wald kamen und gerade Joseph zu Fuße dem Domherrn folgte, ein Unbekannter mit einem Bündel herankam, diesen zu den Füßen Josephs legte und denselben bat, ihn einige Augenblicke zu bewahren, er werde sogleich wiederkommen und ihn abholen. Aber der Bündel enthielt gestohlene Sachen, und kaum hatte Joseph sich neben demselben auf die Erde niedergelassen, als die dem Diebe Nacheilenden herbeikamen, den Bündel bemerkten, durchsuchten und, da sie das Gestohlene darin fanden, den Joseph als den Dieb in das nächste Städtchen vor die Obrigkeit brachten, von der er ohne weiteres zum Strange verurtheilt ward. Dem Tode entging er jedoch durch einen Priester, dem er gebeichtet hatte, und der nun eidlich erklärte, daß der Verurtheilte unschuldig sey. Zudem ward auch der wahre Dieb entdeckt. Aber dieser leugnete die That und fuhr fort, den Joseph des Diebstahls zu beschuldigen. In dieser neuen Bedrängniß flehete der Schuldlose abermal zu Gott, und in festem Vertrauen auf Hülfe von Oben, auch seiner Unschuld sich bewußt, begehrte er durch die Feuerprobe sich zu reinigen, und da er diese glücklich bestand, so ward der Andere, als jetzt durch ein Gottesurthel des Diebstahls vollkommen überzeugt, ohne weiteres aufgehangen. Joseph machte sich nun auf den Weg, seinen Freund, den Domherrn, aller Orten, wo er nur ihn zu finden glauben könnte, aufzusuchen. Aber der Hingerichtete hatte Freunde und Verwandten, die den Tod ihres Genossen an dem schuldlosen Joseph rächen wollten, lauerten ihm also in einem Gehölze auf, fielen plötzlich über ihn her und knüpften ihn an einem Baume auf. Zum Glücke hatten dies einige in der Nähe ihre Heerden

weidende Hirten bemerkt, eilten schnell herbei, schnitten den Strick entzwei, machten den armen Joseph wieder frei und erwiesen ihm auch alle für den Augenblick nöthige Hülfe. Hildegundis zerfloß in Dankgebete zu Gott für die ihr so wunderbar gewordene Rettung, flehete aber zugleich auch zu dem Allmächtigen, daß er sie wieder dem Domherrn entgegen führen möchte. Auch diese Bitte ward ihr gewährt, und schon nach einigen Tagen fanden Beide einander wieder. Aber nicht wenig staunte der Domherr, der indessen den Joseph ebenfalls überall, obgleich vergeblich, gesucht hatte, als er jetzt die demselben bisher zugestoßenen harten Unfälle erfuhr. Er dankte Gott für die Erhaltung seines jungen Freundes und ehrte diesen nur noch um so mehr, da er jetzt sich überzeugt fühlte, daß Gottes Erbarmungen über denselben, sichtbar ihn schützend, ganz vorzüglich wachten. — Ohne fernern widrigen Zufall gelangten nun Beide nach Rom, und kehrten dann, als der Domherr seine Geschäfte dort beendiget hatte, auch wieder nach Deutschland zurück. In Speier angekommen, trafen sie den dortigen Bischof allda nicht an; er befand sich in Angelegenheit des Reiches und seiner Kirche jetzt in Nürnberg. Da aber der Domherr, der nämlichen Sache wegen, die ihn nach Rom geführt, auch mit dem Bischofe noch vieles zu sprechen hatte, jedoch jetzt selbst eiligst eine Reise nach Köln machen mußte, so bat er den Joseph, einstweilen in Speier zu bleiben, und da derselbe die zu der mit dem Bischofe zu unterhandelnden Angelegenheit nöthigen Documente und Papiere hatte, einstweilen das Geschäft bis zu seiner Rückkehr vorzubereiten. Joseph zog jetzt in die Wohnung einer sehr ehrbaren, frommen und schon betagten Matrone, Namens Mathildis, die nicht daran zweifelte, daß ihr Alter und ihr fest gegründeter guter Ruf es ihr wohl erlaubten, einen, obgleich noch jungen

und sehr wohlgestalteten Fremdling in ihr Haus aufzunehmen. Doch darin hatte sie sich geirrt, es entstand darüber bald manches sehr ärgerliche Geschwätz in der Stadt, so daß Joseph gezwungen war, seine Wohnung bei der Wittwe wieder zu verlassen. Aber gerade in diesem unangenehmen Augenblick kam ein deutscher Edelmann, der sich unlängst bekehrt und ihn bei Mathilden kennen gelernt hatte, zu ihm und sagte ihm, daß er entschlossen sey, in ein Kloster zu gehen, und suchte hierauf ihn ebenfalls zu bereden, die Welt zu verlassen und mit ihm zu gleicher Zeit denselben Schritt zu thun. Hinter stillen Klostermauern sich ausschließlich Gott zu weihen, war zwar von jeher Hildegundis sehnlichster Wunsch gewesen; nur befielen sie jetzt quälende Zweifel, ob es nämlich Gott nicht mißfällig sey, wenn sie in ihrer gegenwärtigen Verkleidung sich als Joseph in ein Mannskloster einzuschleichen suchte. Nach langem Ringen und Beben entschloß sie sich jedoch, dem Vorschlage Bertholds, so hieß der Edelmann, zu folgen, daher auch das Geheimniß ihres Geschlechts ihr ganzes Leben hindurch zu bewahren. Beide gingen nun in das bei Heidelberg gelegene Cistercienserkloster Schönau, wo sie auch die von ihnen erbetene Aufnahme in dasselbe von dem Abte sogleich erhielten. — Bald ward nun der vorgebliche Joseph ein bewundernswerthes Muster aller klösterlichen Tugenden. Durch glühende Andacht, tiefe Demuth, Liebe zu anhaltendem, oft ganze Nächte hindurch fortgesetztem Gebete, durch kindlichen Gehorsam, wie durch die ausnehmende Bereitwilligkeit, mit welcher sich Hildegundis jeder, auch der schwersten Arbeit sogleich darbot, zeichnete sie sich unter allen Religiosen des Klosters aus. Ihre zarte Stimme, ihr ungewöhnlicher Anstand und ein gewisser über ihr ganzes Wesen verbreiteter jugendlicher Adel erregten zwar bisweilen die Aufmerksamkeit der Brüder; aber

die männliche Kraft, die sie in den strengsten Bußübungen, wie in Verrichtung der härtesten und schwersten Hausarbeiten bewies, entfernte jeden Verdacht, daß hier ein Geheimniß verborgen seyn könnte. Während jedoch jetzt Hildegundis die höchste Stufe evangelischer Vollkommenheit zu erreichen strebte, ward sie dabei doch auch nicht selten von sehr harten Prüfungen heimgesucht, von bangen Zweifeln oft Tage und Nächte gequält. Diese lagen endlich so schwer auf ihrem Herzen, daß sie sich wirklich entschloß, das Klosterkleid abzulegen und heimlich aus dem Kloster zu entweichen. Indessen wollte sie doch vorher noch die schon so lange blutende Wunde ihres Herzens ihrem Obern entdecken, wie auch einem Novizen, der ein sehr frommer Priester aus der Diöcese von Köln war und auch nachher die Lebensgeschichte Hildegundis schrieb. Diese beiden sehr klugen und in den Wegen Gottes erfahrene Männer wußten Hildegundis völlig zu beruhigen und ihr alle Zweifel zu benehmen. Aber demungeachtet wich das Kreuz, das sie ihrem göttlichen Erlöser hier auf Erden nachtragen sollte, nur auf kurze Zeit von ihr. Bald bestürmten Zweifel sie wieder auf das neue, und ihre peinliche Unruhe steigerte sich endlich auf einen solchen Grad, daß sie den festen Entschluß faßte, aus dem Kloster zu entfliehen, und schon stand sie im Begriff, denselben auszuführen, als ganz unvermuthet ein heftiger Blutsturz ihrem zwar noch jugendlichen, aber durch viele harte Prüfungen geläuterten Leben ein Ende machte. — Nach ihrem Tode ward das Geheimniß ihres Geschlechtes kund, und durch Rundschreiben an alle Klöster der benachbarten Provinzen erhielt man endlich die Gewißheit, daß Joseph die vor einigen Jahren ihren Vater nach dem Orient begleitende Hildegundis gewesen sey. — Wir haben schon öfters bemerkt, daß man nicht alles, was ein Heiliger gethan, auch deßwegen schon für

heilig halten müsse. Auch Hildegundis Verkleidung und Verleugnung ihres Geschlechtes möchte daher nicht wohl als Muster zur Nachahmung aufgestellt werden können. Erinnert man sich aber, wie gleichsam mit Adlersflügeln über dieser heiligen Jungfrau, schon von deren zartestem Alter an, Gottes Erbarmungen beinahe sichtbar schwebten; wie wunderbar die Hand der Allmacht sie aus jeder Gefahr errettete und auf welche wunderähnliche Weise in Hildegundis mannigfaltigen, oft ziemlich verschlungenen Lebensverhältnissen doch nie in irgend eines Menschen Brust auch nur der mindeste Verdacht über ihr Geschlecht sich erhob; erwäget man ferner dieser heiligen Jungfrau ungemein gottseliges, nur nach Buße und Abtödtung sich sehnendes Leben in dem Cisterzienserkloster zu Schönau und besonders die Staunen erregende Leichtigkeit, mit der sie die schwersten männlichen, die Kräfte einer zarten Jungfrau weit übersteigenden Arbeiten verrichtete, was offenbar ohne besondere Stärkung von Oben nicht möglich gewesen wäre; und bedenkt man endlich, daß, als sie ihrer letzten Prüfung zu unterliegen schien, Gott, um dies zu verhindern, sie plötzlich aus der Welt zu sich rief; so wird man nicht leicht sich der Ueberzeugung erwehren können, daß all das Sonderbare, uns so sehr Auffallende, was wir in dem Leben Hildegundis finden, dennoch dem allerheiligsten, stets weisesten und gerechtesten Willen Gottes vollkommen entsprach. Das Leben von Gott vorzüglich privilegirter, als Erstlinge dem göttlichen Lamme auserwählter Seelen darf man nicht immer nach dem gewöhnlichen Maßstabe beschränkter menschlicher Klugheit und Einsichten bemessen. — In mehreren Martyrologien sowohl Deutschlands als der Niederlanden steht der Name Hildegundis als einer Heiligen, und sämmtliche Klöster des Cistercienser- wie des Benediktinerordens verehren ihr Andenken jedes Jahr am 20. April.

Diese Verehrung ward von den Päpsten nicht im mindesten mißbilliget; aber demungeachtet wollte der römische Stuhl, stets alle seine Schritte mit äußerster Vorsicht bemessend, sie doch noch nie durch einen öffentlichen Act förmlich bestätigen.

7. Auch die Schicksale der heiligen Gräfin Itha von Toggenburg verdienen nicht minder unsere Aufmerksamkeit. Wie wunderbar und unerforschlich sind nicht oft Gottes Fügungen mit seinen Auserwählten! — Itha war die fromme und schöne Tochter eines Grafen von Kirchberg. Als dieser sie einst, nach damaliger Sitte, auf ein von dem Grafen von Hanau angeordnetes Turnier mitnahm, sah sie dort der junge und reiche Graf Heinrich von Toggenburg, enbrannte in Liebe gegen die in jugendlicher Schönheit aufblühende Jungfrau und warb um ihre Hand. Schon oft hatte sich Itha Gott im Stillen geweihet, hätte auch längst schon gerne den jungfräulichen Schleier in einem Kloster genommen, hatte aber bisher es noch nie gewägt, ihren Vater um dessen Einwilligung zu diesem Schritte zu bitten. Jetzt, da ein reicher, mächtiger Graf ihre Hand begehrte, sah sie wohl ein, daß ihr Vater es ihr nie erlauben würde, in ein Kloster zu gehen. Mit blutendem Herzen unterwarf sie sich ihrem Schicksale, flehete aber um so inbrünstiger zu Gott, daß Er ihr die Kraft geben möge, das Kreuz, das man ihr jetzt auflege, geduldig und auf eine Ihm wohlgefällige Weise zu tragen. — Als die Vermählungsfeierlichkeiten vorüber waren und für Itha die Stunde der Trennung von ihren Eltern schlug, überfiel sie plötzlich ein ganz unerklärbares, ahnungsvolles Gefühl; weinend und schluchzend hing sie an der Brust ihrer Mutter, vermochte nicht sich den mütterlichen Armen zu entreißen, bis endlich der Vater in ernster Sprache ihr gebot, ihren übertriebenen Schmerz zu

mäßigen, der Stimme der Vernunft Gehör zu geben und dem Rufe ihrer Pflicht zu folgen. — Graf Heinrich war ein sehr wohlgestalteter junger Herr, hatte ein sogenanntes gutes Herz und dabei noch manche andere liebenswürdigen Eigenschaften; aber alle seine schönen Anlagen verdarb und zerstörte ein schrecklicher Jähzorn, bei dessen furchtbaren Aufwallungen er sogar nicht selten zu Grausamkeiten sich hinreissen ließ. Dieser völlige und doch in seinen Folgen oft so gefährliche Mangel an Selbstbeherrschung in dem Charakter ihres Gemahls konnte Jtha nicht lange verborgen bleiben. Vorzüglich ging nun auch jetzt ihr Streben dahin, den Grafen nach und nach zu besserer Erkenntniß seiner selbst und seines Herzens zu bringen. Die Mittel dazu waren himmlische Sanftmuth, Engelsgeduld, liebevolles Zuvorkommen in allen, selbst den leisesten Wünschen ihres Gemahls. Wirklich gelang es ihr auch oft die Ausbrüche seines Zorns zu hemmen, wenigstens sie zu mäßigen und dann den Zornmüthigen bald wieder völlig zu besänftigen. Uebrigens ward Jtha nicht nur von der ganzen Dienerschaft, sondern auch von sämmtlichen Burgbewohnern wie von allen ihren Unterthanen als eine ungemein gütige, wohlthätige und herablassende Herrin geliebt und verehrt; wirklich war jetzt auch Wohlthun für Jtha das Hauptgeschäft ihres Lebens. Ihre freigebige Hand öffnete sich jedem Dürftigen, und wo es nur immer der Hülfe, des Trostes oder des Rathes bedurfte, da war sie eine freundliche Trösterin, milde Helferin oder kluge Vermittlerin. Aber nicht blos das körperliche Wohl ihrer Untergebenen, auch das Seelenheil derselben lag ihr nicht minder am Herzen; und da ihre hohe Frömmigkeit nicht blos in langem, oft mehrere Stunden anhaltendem Gebete und häufigen Kirchenbesuchen, sondern vorzüglich auch in Werken thätiger Nächstenliebe, wie in Ausübung aller christ-

lichen Tugenden sich kund gab, so machten auch ihre öftern frommen Ermahnungen und Belehrungen auf alle Gemüther nur einen desto tiefern Eindruck, und alle, die in näherem oder auch entfernterem Kreise diese liebenswürdige weibliche Seele umgaben, erkannten auch nach und nach immer mehr die himmlische Schönheit der Tugend und eines wahrhaft christlichen Wandels. Toggenburg war jetzt der Sitz des Friedens, der Eintracht und des Segens; und obgleich es mit dem Aeußern eines Klosters nicht das Mindeste gemein hatte, so war diese Burg dennoch im ächten Sinne des Wortes ein Kloster, das heißt eine, Gott und der Tugend geweihete Wohnung. — Schon mehrere Jahre hatte Itha mit ihrem Gemahl manche glückliche und zufriedene Tage durchlebt, ohne daß jedoch ihre Ehe mit Kindern wäre gesegnet worden. Schmerzhaft fühlte dies zwar bisweilen die gute Itha; aber wie in Allem, auch hierin dem heiligsten Willen Gottes sich unterwerfend, lebte sie der gewissen Ueberzeugung, daß der Allgütige seine weisen Absichten haben müsse, warum Er ihr den süßen Trost, Mutter zu seyn, bisher entzogen habe. Itha irrte sich nicht, und auch in Ansehung der Unfruchtbarkeit ihrer Ehe sollte sie nun bald die geheimen, unerforschlichen Wege Gottes kennen lernen. — Unter der Dienerschaft auf der Burg befand sich auch ein Italiener, Namens Dominico, ein Mensch, dem es nicht an Kopf, aber desto mehr an Herz und Gemüth gebrach. Eben so fähig, jedes Verbrechen zu begehen, als auch geschickt, jedes ihm übertragene Geschäft mit Besonnenheit und Gewandtheit zu verrichten, dabei ein Virtuos in der Kunst, zu rechter Zeit den Schwachheiten seines Herrn zu schmeicheln, hatte er dessen Gunst und Zutrauen in vollem Maße gewonnen. Vor allen seinen übrigen Dienern zeichnete ihn der Graf aus, gab bei jeder Gelegenheit ihm Beweise seines Wohlwollens. Itha,

um ihrem Gemahl sich gefällig zu erweisen, glaubte den Italiener auf gleiche Weise auszeichnen zu müssen. Aber dieser gab dem Betragen der Gräfin eine schändliche Deutung, glaubte, daß dieselbe eine mehr als blos wohlwollende Neigung gegen ihn habe, und ging in diesem unbegreiflichen Wahne endlich gar so weit, daß er ihr eine förmliche Liebeserklärung machte. Mit Abscheu wies ihn Itha zurück, und drohete, daß, wenn er sich je wieder eines solchen frevelhaften Schrittes erkühnen sollte, sie es sogleich ihrem Gemahl klagen würde. Aber dadurch ward der Elende nicht geschreckt. Itha besuchte öfters die, ungefähr drei viertel Stunden von der Burg gelegene Klosterkirche von Fischingen. Der Weg dahin führte sie mitten durch einen Wald; hier lauerte der Bösewicht der frommen Gräfin auf, wiederholte seine schändlichen Anträge und suchte sich sogar der Person der, ohne alle Begleitung still betend wandelnden Itha zu bemächtigen. Diese rang mit ihm und schrie laut zu Gott um Hülfe und Rettung. Aber nun hatte es die Vorsehung schon so gefügt, daß ein Knappe von der Burg, Namens Cuno, an diesem Tage auf die Jagd gegangen war und sich jetzt gerade ganz in der Nähe befand. Sobald dieser die um Hülfe rufende Stimme seiner Gebieterin hörte, eilte er sogleich herbei, schlug den Niederträchtigen zu Boden und befreiete aus dessen Klauen das unschuldige Schlachtopfer, welches das italienische Ungeheuer schon als eine sichere Beute erhascht zu haben glaubte. Der Verruchte, der jetzt wohl voraussah, welche furchtbare Strafe ihn auf der Burg erwartete, bat nun kniefällig um Schonung, Gnade und Verzeihung. Alles ward ihm von der frommen Itha gewährt, und zwar in so vollem Maße, daß sie sogar dem Cuno verbot, von dem Vorfalle auf der Burg eine Erwähnung zu machen; denn sie wollte, fügte sie hinzu, daß ihre Verzeihung vollkommen seyn

sollte; nur möchte derselbe jetzt vor Allem wegen seiner schrecklichen Sünde Gott um Verzeihung bitten, auch darauf bedacht seyn, sein schon so sehr verdorbenes Herz nach und nach zu bessern, um es wieder mit Zuversicht zu Gott erheben zu können. Aber von jetzt an behandelte Itha den Italiener mit auffallender Kälte und einem, ihn stets in der ehrerbietigsten Entfernung haltenden Ernste. Gegen den Cuno hingegen, dem sie ihre Rettung zu danken hatte, erwies sie sich stets ungemein gütig und freundlich. Dieses entging nicht lange dem spähenden Auge des tückischen Italieners, und darauf gründete er nun einen teuflischen Plan, wie er sich an Itha und zugleich auch an Cuno rächen wollte. Zuerst suchte er seinen Herrn auf das freundliche Benehmen der Gräfin gegen den Cuno aufmerksam zu machen, ihm hierauf nach und nach sogar die Treue seiner Gemahlin zu verdächtigen. Graf Heinrich, der seine Itha besser kannte, gebot ihm anfänglich Stillschweigen; aber der verschmitzte Italiener, nur zu vertraut mit allen Schwächen seines Herrn, ließ sich dadurch nicht abschrecken, und durch hingeworfene, halb abgebrochene malitiöse Worte und Anspielungen gelang es ihm immer mehr und mehr, die Eifersucht des Grafen zu erregen, und zwar in solchem Maße, daß endlich Heinrich's Herz sich dem schwärzesten Argwohn gegen seine Gemahlin öffnete; und da, wo diese Pest sich einmal in ein Gemüth eingeschlichen hat, auch selbst das Schuldloseste auf das Boshafteste gedeutet wird; so steigerte sich auch mit jedem Tage Heinrichs Erbitterung gegen Itha; sein Betragen ward immer unerträglicher, und unter seinen, ihn jetzt oft anwandelnden tyrannischen Launen hatte die Schuldlose Vieles zu dulden. Mit ihrem arglosen, keines Verdachts gegen irgend einen Menschen fähigen Herzen wußte sie sich diese plötzliche Gemüthsumstimmung ihres Gemahls gar nicht zu erklären. Wie

gewöhnlich schüttete sie also wieder ihren Gram und ihren Kummer in den Schooß der Vorsehung, dieser kindlich anheimstellend, was noch ferner für sie Bitteres daraus erfolgen könnte. Bald darauf fiel Itha zufällig ihr Brautring in die Hand, und als sie bei dessen Anblick sich des Betragens ihres Gemahls erinnerte zu jener Zeit, wo er diesen ihr überreicht hatte und dieses nun mit seinem gegenwärtigen Benehmen verglich, und in diesen traurigen Gedanken und Rückerinnerungen sich immer mehr vertiefte, ward sie plötzlich zu einem andern Geschäfte abgerufen. In der Eile legte Itha den Ring auf den Tisch und entfernte sich. Leider stand dieser Tisch unter einem geöffneten Fenster und ein Rabe aus dem nahen Walde, welcher, am Fenster vorüberfliegend, etwas Glänzendes sah, schoß durch das offne Fenster und entwendete den Ring mit seinem Schnabel. — Grenzenlos war jetzt Ithas Jammer, als sie wieder in ihr Gemach zurückkam, den Ring nicht mehr auf dem Tische sah, und auch, trotz alles Suchens, ihn nicht mehr finden konnte. Da ihr Gemahl ihr furchtbar geworden war, so glaubte sie unglücklicher Weise ihm auch für jetzt noch nicht ihren Verlust bekannt machen zu dürfen. Indessen waren nur wenige Tage verflossen, als derselbe Cuno wieder in den Rabensteiner Wald auf die Jagd ging, und da er auf einem hohen Tannenbaum ein Rabennest gewahrte, stieg er hinauf und hob die Jungen aus, bemerkte aber auf dem Boden des Nestes etwas Glänzendes, griff darnach und hatte nun den kostbaren Ring in der Hand. Wie derselbe in ein Rabennest gekommen sey, dies konnte er sich leicht vorstellen; aber wem er gehören könnte, dieses zu errathen oder auch nur zu vermuthen, dazu reichte sein, wie es scheint, sehr beschränkter Verstand nicht hin. In seiner Unschuld steckte er den Ring an den Finger, zeigte ihn zu Hause mehreren seiner Kameraden, die, nicht minder gedankenlos, als er selbst,

es ebenfalls für unnöthig hielten, daß Cuno den gemachten Fund seinem Herrn entdecke. Natürlicher Weise sah nun auch bald der boshafte Dominico den Ring und erkannte ihn gleich für den Brautring der Gräfin. Voll Schadenfreude eilte er sogleich zu seinem Herrn und schrie diesem schon beim Eintritt in das Zimmer entgegen: „Herr Graf! von Euch hängt es jetzt blos selbst ab, von der Untreue Eurer Gemahlin und der Verrätherei Eures Knappen sprechende Beweise in den Händen zu haben. Ihr dürft nur den Cuno rufen lassen, der sich sogar erfrecht, den Brautring der Gräfin an seinem Finger zu tragen, und, stolz auf sein Glück, ihn jedermann zu zeigen.“ Bei diesen Worten verlor der Graf sogleich wieder alle Besinnung und Fassung. Wäre aber der Zornmüthige nur der mindesten Ueberlegung noch fähig gewesen, so hätte schon der Umstand, daß der Knappe den Ring überall sehen lasse, ihm die Augen öffnen müssen. Aber dies ließ jetzt der wilde Sturm in seiner leidenschaftlichen Brust nicht zu. Cuno ward unverzüglich herbeigerufen, und als der Graf den Ring an der Hand desselben erblickte, befahl er sogleich, den Unschuldigen, ohne ihn zu hören und hören zu wollen, an den Schweif eines seiner wildesten Pferde zu binden und dieses den hohen, steilen Felsenweg herabzujagen. Noch schäumend vor Zorn ging er hierauf in das Zimmer seiner Gemahlin, überhäufte sie mit Vorwürfen, begehrte ihren Trauring zu sehen, und als Itha ganz erschrocken ihm jetzt gestand, daß er ihr, obgleich sie nicht wisse wie, abhanden gekommen sey, ergriff er sie mit starkem Arm und schleuderte sie durch das offene Fenster von dem hohen Felsen, auf welchem die Burg stand, in die Tiefe hinab. Noch erschallte auf der Burg Cunos Mark und Bein zerschneidendes Geschrei, als auch Ithas um Erbarmung und Hülfe flehende Stimme sämmtliche Burgbewohner in Schrecken und Verwirrung stürzte. Laut bejammerten Alle den grausamen Tod ihrer so holden und

gewiß jetzt unschuldigen Gebieterin. Da der Graf wußte, wie sehr und wie allgemein seine Gemahlin überall geliebt gewesen war, so erließ er, auf den Rath seines Italieners, unverzüglich eine Bekanntmachung: „Beide, Itha und Cuno, seyen, weil ihres Verbrechens überwiesen, nach Recht und Gerechtigkeit mit dem Tode bestraft worden;“ mit ähnlicher Strafe ward jeder bedroht, der ferner noch über das Schicksal der mit Recht Hingerichteten sich auch nur eine Silbe lauter Klage erlauben würde. Auf dieselbe Weise ward auch nach Kirchberg berichtet; und obgleich Ithas jetzt so sehr gebeugten und tief trauernden Eltern vollkommen überzeugt waren, daß ihre fromme Tochter sich unmöglich eines solchen Verbrechens könnte schuldig gemacht haben, so fühlten sie sich doch viel zu schwach, um den weit mächtigern Mörder ihrer Tochter seines Frevels wegen zur Rede stellen zu können. — Aber über Itha hatte Gottes allsehendes Auge gewacht. Obgleich ohne alle Besinnung, kam sie, wie von Engels Händen getragen, auf die Erde herab. Als sie sich aus ihrer Betäubung erholte, fand sie sich auf weichem Gesträuche liegend, und da sie an keinem Theile des Körpers sich verletzt fühlte, sank sie auf ihre Kniee, mit lauter Stimme Gott dankend für ihre wunderbare Rettung, und zugleich Ihm auf immer ein Leben weihend, das sie offenbar jetzt aus seiner huldvollen Vaterhand auf das neue wieder erhalten habe. Da sie von der Stelle, auf der sie stand, hoch über sich die Burg sehen konnte, so suchte sie, ohne einen Augenblick zu zögern, sich diesem Grauen erregenden Anblick zu entziehen. Sie begab sich in den ganz nahe gelegenen Wald, ging tief in denselben hinein und schritt immer weiter, bis sie endlich an eine Stelle kam, wo über einen Felsen eine sehr helle Quelle in eine grasreiche Niederung herab rieselte. Nahe dabei stand eine große, dicke Tanne, deren herabhängenden Aeste beinahe die Erde berührten. Auf dieser Stelle beschloß

Itha sich niederzulassen. Da es Nacht zu werden anfing, bereitete sie sich für ihre matten Glieder ein aus abgerissenen Tannenzweigen bestehendes Lager, auf welchem sie, ungeschreckt von der schaurigen Stille der Nacht und der Einsamkeit, ruhiger schlief, als sie schon seit einiger Zeit nicht mehr geschlafen hatte. Gestärkt erwachte sie am andern Morgen. Aber nun stellte sich auch der Hunger ein: doch um diesen zu befriedigen, durfte sie nicht weit gehen. Zu ihrer größten Freude fand sie ganz in der Nähe eine überaus große Menge Erd- und Heidelbeeren, die nun, in Verbindung mit einigen eßbaren Kräutern und Wurzeln, die sie später noch entdeckte, ihr Jahr für Jahr zur Nahrung dienen konnten. — Itha begann jetzt ein zweites Leben. Das Haupt- und ihr selbst auch die angenehmsten Geschäfte desselben waren: beten, Gott loben und in den Abgrund seiner unendlichen Barmherzigkeit, Milde und Vaterliebe sich zu versenken. Aber dabei fehlte es ihr doch auch nicht an vielen, große Geduld und Ausdauern erfordernden Handarbeiten. Sie mußte aus Rinden, Zweigen, starken Aesten und Stangen gefallener Bäume sich eine Hütte erbauen, sich einen Altar errichten, der jedoch anfänglich blos aus zwei, kreuzweise in einander gefügten Stücken Holzes bestand. Sie mußte ferner, als der Sommer und die mildere Jahreszeit zu Ende gingen, auch für den nöthigen Wintervorrath an Lebensmitteln sorgen, daher eine Menge Schlehen, Heidelbeeren und andere wilde Früchte sammeln und diese an der Sonne trocknen, auch Wurzeln und Kräuter mit einem spitzen Holze aus der Erde graben und sie ebenfalls an der Sonne trocknen; endlich, um im Winter so viel als möglich sich gegen Kälte zu schützen, aus Binsen, Riedgras, Bombast und ähnlichen Stoffen Matten und Decken verfertigen; das Bast erhielt sie mittelst abgelößter Baumrinde, und diese verschaffte sie sich, obgleich nicht minder mühsam, mit scharfen Steinen, die sie hie

und da fand. Die Rinde legte sie alsdann in das Wasser, bis dieselbe erweicht war und in feinere Bänder und Fasern sich zerspaltete. Um sich eine etwas bequemere Lagerstätte zu bereiten, sammelte sie nach und nach eine Menge weichen Moses, lernte endlich auch Körbe flechten und anderes Flechtwerk verfertigen, womit sie ihre Hütte gegen den Eindrang äußerer Luft und der Kälte verwahrte. Unter diesen, mit stetem Gebete verbundenen Arbeiten waren nun schon mehrere Monate verflossen und Ruhe und Zufriedenheit in Ithas fromme Brust zurückgekehrt. Das Einzige noch, was sie, und zwar äußerst schmerzhaft, empfand, war, daß sie dem heiligen Opfer nicht mehr beiwohnen, auch keinen Priester mehr finden konnte, der sie mit dem Brode der Engel und des Lebens gespeiset hätte. Aber auch darüber ward sie durch die immer reicher von Oben auf sie herabströmende Gnade getröstet, so daß, als sie endlich auch in diese harte Prüfung sich zu fügen gelernt hatte, sie vor keiner Entbehrung mehr zurückschreckte; und völlig überzeugt, daß Gott stets an ihrer Seite stehe, hoffte sie auch mit Zuversicht, daß seiner Allmacht Hand gegen jede andere Gefahr sie ebenfalls schützen werde. Allmählig verschwanden nun auch in ihrer Seele alle Bilder ihres frühern Lebens, das sie jetzt bisweilen als einen, sie oft nicht wenig ängstigenden Traum betrachtete, aus dem sie aber, durch die von Gott ihr gewordene wunderbare Gnade, zu einem ganz neuen, weit trostreicheren Leben wieder erwacht sey. Aber wie sehr dankte sie jetzt auch dem Allmächtigen, daß Er ihr keine Kinder gegeben, mithin auch kein schmerzhaftes Andenken an zurückgelassene mutterlose und doch der mütterlichen Pflege so sehr bedürftige zarte Geschöpfe sie an nichts in der Welt mehr fesseln könnte. — Aber ganz anders, und immer düsterer und unheimlicher sah es auf Toggenburg aus. Als nach etlichen Tagen der wilde Sturm in des Grafen leidenschaftlicher Brust sich in etwas gelegt hatte und nun der Besinnung einigen

Raum gönnte, war auch sein, bisher völlig ersticktes Gewissen wieder erwacht. Schon der Gedanke, daß er zwei Menschen, ohne sie gehört, ohne ihre Verantwortung vernommen zu haben, einem so grausamen und grauenvollen Tode preisgegeben, fing an, ihn nicht wenig zu beunruhigen. Auch die Zurückerinnerung an Itha's stets frommen, schuldlosen und liebevollen Wandel ward jetzt immer lebendiger und drängte daher auch jenen schwarzen Argwohn, in welchem er die Greuelthat begangen, immer tiefer in den Hintergrund zurück. Zwar suchte Dominico, um seinen Herrn zu beruhigen, dessen grausames Verfahren durch mancherlei Scheingründe zu rechtfertigen, die jedoch bei des Grafen nun einmal rege gewordenem Gefühl nur selten einigen Eingang fanden. Aber noch weit furchtbarer und schrecklicher ward der Sturm in seinem Innern, als er die Geschichte des Ringes aus dem Munde einiger seiner Diener, wie diese sie von Cuno vernommen, jetzt erfuhr. Nun fiel die Binde von seinen Augen und der doppelte Mord stand gespensterartig in seiner ganzen Gräßlichkeit vor seiner geängstigten Seele. Immer lauter und vernehmbarer nannte jetzt sein eigenes Gewissen ihn einen Mörder, und bei seiner erhitzten, von nichts als den schaurigsten Bildern gefüllten Phantasie glaubte er die blutenden, ihm drohenden Gestalten der Ermordeten bisweilen zu erblicken. Noch länger auf Toggenburg zu weilen, war ihm unmöglich, und so trieben nun Unruhe, Gewissensangst und sein mit dem edelsten Blute beflecktes Bewußtseyn ihn plan- und zwecklos in die weite Welt. Viele Jahre durchreißte er ganz Deutschland, Frankreich und Italien, überall in die geräuschvollsten Zerstreuungen sich stürzend, überall Ruhe suchend und nirgends sie findend. Als er, gleich Cain, nachdem dieser seinen Bruder erschlagen, lange Zeit unstät und flüchtig auf der Welt herumgeirret war, ging er wieder nach Toggenburg zurück; aber Ruhe, Zufriedenheit und

Gottessegen zogen mit ihm nicht in die Burg ein. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner Seele; für nichts mehr empfänglich, war die Welt für ihn ein trauriger, freudenleerer Kirchhof, und schwer lag jetzt noch einige Jahre lang auf ihm die ihn züchtigende, aber zugleich auch seiner sich wieder erbarmenden Hand der Vorsehung. — Vierzehn Jahre hatte jetzt Itha in ihrer stillen Einsamkeit Gott und der Ewigkeit gelebt, als eines Tages ein alter, treuer Knappe von der Toggenburg in den Rabensteiner Wald auf die Jagd ging. Als ihm kein Wild begegnete, drang er tiefer in den Wald und glaubte endlich Spuren von eines Menschen Fußtritten zu bemerken. Staunend darüber rief er sogleich seine Rüden zu sich, wieß ihnen die Spuren und ließ sie voraneilen. Vor einer unter einem Tannenbaume errichteten Hütte gaben diese endlich Laute und standen stille. Der Knappe hielt es in der Ferne für eine Felsenwand. Als er sich aber genähert hatte, sah er, daß es eine Hütte sey, schauete durch die schlecht verwahrte Oeffnung hinein, und erblickte nun eine in Lumpen und Lappen ganz sonderbar gehüllte Gestalt, deren Züge ihm jedoch nicht unbekannt zu seyn schienen. Immer schärfer und schärfer faßte er die Gestalt in sein Auge und, von seinem Gefühle endlich überwältiget, rief er laut aus: „Ja, Ihr seyd es, edle Gräfin Itha, unsere holde Gebieterin, unseres Grafen unschuldige Gemahlin, deren schreckliches Schicksal wir so schmerzlich beweint haben, über deren Tod wir noch trauern und deren Andenken uns Allen ewig heilig seyn wird.“ — Der Alte konnte vor Thränen und Wehmuth nicht weiter sprechen. Itha trat jetzt aus ihrer Hütte hervor und, eben so gerührt wie dieser treue Diener, gestand sie demselben, daß sie wirklich diejenige sey, für welche er sie halte. Da der Knappe ihr des Grafen traurigen Seelenzustand entdeckte, so

gab sie ihm die Erlaubniß, seinem Herrn, um ihn einigermaßen zu beruhigen, nun ebenfalls zu sagen, daß sie noch am Leben sey. Mit beflügelten Schritten eilte der Knappe nach Hause und allda angekommen, stürzte er, von Freude trunken, in das Gemach des Grafen und rief diesem entgegen: „Herr Graf! Eure Itha lebt, ich habe sie gefunden und selbst mit ihr gesprochen.“ Sprachlos blieb einige Augenblicke der Graf bei diesen Worten seines Dieners. Tausend Empfindungen stürmten in seiner Seele, Röthe und Blässe wechselten auf seinem Gesichte; aber sobald er nur etwas sich wieder gefaßt hatte, gebot er sogleich seinem Diener, ihn zu der Hütte seiner Gemahlin zu führen. Als Itha die Tritte der Herannahenden hörte, bildete sie sich gleich ein, daß es der Graf, von seinem Diener geleitet, seyn würde. Sie ging ihm also einige Schritte entgegen. Aber sobald Heinrich sie erblickte, warf er sich zu ihren Füßen, bat unter einem Strom von Thränen um Verzeihung, nannte sich einen verabscheuungswürdigen Mörder, der, wie er wohl fühle, gar keine Verzeihung verdiene. Itha richtete ihn mit tröstenden Worten auf, versicherte ihn auch, daß sie schon von dem ersten Augenblick an ihm völlig verziehen, ihn auch nicht vergessen, jedoch blos im Gebet vor Gott seiner gedacht habe. Als aber jetzt der Graf mit Bitten in sie drang, ihm auf die Burg zu folgen, nahm Itha eine ernste Miene an, und mit der Würde einer schon hier auf Erden verklärten Heiligen sprach sie zu ihm: „Edler Graf! als Ihr mich einem gewissen, unvermeidlichen Tode überliefertet, lößte dieser alle Bande, die mich an einen Gemahl knüpften. Für Euch, für meine gebeugten Eltern, für die ganze Welt war ich todt. Was ich jetzt lebe, ist ein neues, zweites, durch ein seltenes Wunder mir geschenktes Leben, über welches ich nicht mehr verfügen durfte, daher es auch sogleich Dem-

jenigen weihete, aus Dessen huldvoller Hand ich es erhalten hatte, und dieses feierliche, unter den Augen Gottes und seiner Heiligen gemachte Gelübde werde ich nie mehr brechen. Kehrt also auf Eure Burg zurück und gedenkt meiner blos als einer Verstorbenen." — Alles Flehen des Grafen war fruchtlos, eben so waren es auch alle Bemühungen des Burggeistlichen, der am folgenden Tage mit dem Grafen kam und seine Bitten mit jenen seines Patrons vereinte. Das Einzige, was sie von Itha erbitten konnten, war blos, daß sie dem Grafen erlaubte, für sie in der Nähe des Klosters von Fischingen eine kleine Einsiedlerwohnung mit einem Gärtchen zubereiten zu lassen. — Itha hatte nun wieder den himmlischen Trost, täglich dem heiligen Meßopfer beiwohnen und ihren, unter niederer Brodesgestalt verhüllten göttlichen Erlöser anbeten zu können. Sogar bei dem nächtlichen Chorgesang in der Kirche fand sie sich jetzt öfters ein und, wie die Sage erzählt, soll bei nicht mondhellen Nächten ein Hirsch mit einem Lichte zwischen dem Geweih ihr auf dem durch einen Wald führenden Wege geleuchtet haben. Uebrigens blieb Ithas Lebensweise in ihrer neuen Einsiedelei dieselbe, die sie auch in der Einöde in dem Rabensteiner Wald gewesen war; sie betete, betrachtete, übte strenges Fasten und suchte immer durch neue Abtödtungen ihren Leib zu kreuzigen. Die einzige Erholung, die sie sich erlaubte, war, daß sie ihr Gärtchen bauete, die Pflanzen pflegte und begoß, und jene Kräuter und Wurzeln darin zog, die sie zu ihrem Unterhalt nöthig hatte; denn Alles, was ihr, obgleich gegen ihren Willen, von der Burg öfters herabgeschickt ward, theilte sie sogleich unter die Armen aus. Aber nun kamen auch bald eine Menge von den in der Gegend wohnenden Landleuten, welche die Heilige um ihre Fürsprache bei Gott baten. Diese Besuche wurden

nun immer häufiger und lästiger, und um den damit verbundenen Zerstreuungen sich zu entziehen, verließ Itha nach ein paar Jahren ihre Einsiedelei und ging in das Frauenkloster von Fischingen. Die klösterlichen Gelübde legte sie zwar nicht ab, ward jedoch bald durch die Heiligkeit ihres Wandels ein hell leuchtendes Muster für alle in demselben wohnenden, Gott geweiheten Frauen und Jungfrauen. Aber so sehr Itha strebte, immer noch höhere Stufen von Vollkommenheit zu erreichen, und so strenge büßend und abgetödtet bereits ihr Leben war, so genügte auch dieses ihr endlich nicht mehr. Sie erbat sich von der Aebtissin eine kleine enge Zelle an der Klosterpforte, ließ sich darin einschließen, lebte noch einige Jahre als Klausnerin und starb dann in dem allgemeinen, wohl begründeten Ruf der Heiligkeit. — Da durch ihre Fürbitte, sowohl während ihres Lebens als besonders auch nach ihrem Tode viele Nothleidende alle Arten des Trostes und der Hülfe erhalten hatten und noch immer erhielten, so ward nun Itha in dem ganzen Lande als eine Heilige verehrt, auch die bald darauf ihr zu Ehren errichtete Bruderschaft von der Kirche feierlich bestätigt. — In Betreff des boshaften Dominico müssen wir noch hinzufügen, daß dieser, sobald er erfuhr, Itha sey noch am Leben, sein eigener Richter ward, sich in das Wasser stürzte und darin ertrank.

8. Aber den Schimmer aller dieser Heiligen, die wir jetzt an den Augen unserer Leser vorübergeführt haben, überstrahlte die Leuchte des noch weit höher begnadigten heiligen Bernhards und seiner Zeitgenossin, der heiligen Hildegardis. — Die hohe Bestimmung Bernhards ward schon vor dessen Geburt seiner frommen Mutter durch ein sonderbares Traumbild angekündiget. Elisabeth sah nämlich während ihrer Schwangerschaft in ihrem Leibe einen weißen Hund, der von ununterbro-

chenem, unermüdlichem Gebell nicht abließ. Die sich darüber ängstigende Mutter suchte Beruhigung und Deutung bei einem ihr bekannten, durch Frömmigkeit ausgezeichneten Priester. Dieser, von einem Strahle höhern Lichtes in seinem Innern erleuchtet, sagte ihr: sie möchte sich nur gänzlich beruhigen. Das Kind, das sie jetzt unter ihrem Herzen trage, werde einst, wie ein treuer, unerschrockener Hund, das Haus des Herrn bewachen, gegen alle dessen Feinde eine mächtige Stimme erheben und, als ein mit Wunderkraft und Salbung aus der Höhe ausgerüsteter Bote Gottes, Völker und deren Beherrscher leiten, lehren und in ihrem Glauben befestigen. — Das Leben des heiligen Bernhards, weil mit allen großen Ereignissen des Jahrhunderts verzweigt und mit der Geschichte seiner Zeit innigst verflochten, ist daher, und zwar in allen seinen Phasen, auch dem Leser schon größtentheils bekannt. Wir haben gesehen, wie er in dem Kloster von Citeaux an Geist, Eifer und Frömmigkeit über alle seine Genossen hervorragte, daher auch der heilige Abt Stephan ihn, bevor er noch das männliche Alter erreicht hatte, zum Abt von Clairvaux ernannte. Mit dem Concilium von Rheims, wie wir schon wissen, begann des Heiligen öffentliche, kirchliche wie politische, ruhmvolle Laufbahn. Seine Stimme entschied auf eben diesem Concilium die Anerkennung Innocenz II., so wie dieselbe auch nachher in Deutschland, England, vor dem Herzoge von Aquitanien und endlich selbst vor dem König Roger von Sicilien entschied, als der, vor eben diesem Könige die Sache Anaclets vertheidigende, berühmte und ganz vorzüglich mit der Gabe der Beredsamkeit geschmückte Petrus von Pisa dennoch vor der Macht der Rede unseres Heiligen verstummen mußte. Wir haben gesehen, wie Bernhard, als er von dem höchsten Oberhaupt der Kirche den Auftrag erhalten hatte, alle christlichen Völker zum Kampfe gegen die Ungläubigen im Orient aufzurufen,

in aller Fülle der Geisteskraft und Heiligkeit, und durch seltene Wundergabe verherrlichet, als ein unmittelbarer Gesandte Gottes, vor den Völkern auftrat, wie seinen begeisterten Worten kein Gemüth zu widerstehen wagte, daher das ganze Abendland sich gleichsam aus allen seinen Wurzeln losriß, um gehorchend dem Rufe des Heiligen zu folgen; und der unbändige Herzog Wilhelm von Aquitanien, getroffen von dem Donner der Stimme Bernhards, zu dessen Füßen stürzte und aus einem Tyrannen in einen büßenden Heiligen verwandelt ward. Eben so ist auch Bernhard unsern Lesern als ein mehr als gewöhnlich begabter, mit dem Geiste Gottes erfüllter Kirchenlehrer bekannt, von dem seine Zeitgenossen zeugten, daß, wenn die ewige Weisheit in menschlicher Sprache zu den Menschen reden wolle, sie in den Worten des heiligen Bernhards sich ausdrücken würde. Auch sind Bernhards Schriften, in welchen er bald in der erhabensten Einfalt, bald mit der größten Erhabenheit die Wahrheiten unserer heiligen Religion entwickelt und Geheimnisse entschleiert, selbst in unsern Tagen noch ein allgemeiner Gegenstand der Bewunderung. Auch als den heiligen Bernhard, nachdem er kurz vorher noch zu Metz den Frieden zwischen hartnäckigen und erbitterten Feinden vermittelt hatte, seine letzte Krankheit niederwarf, standen wir ebenfalls an seinem Sterbebette und sahen, wie, bevor er noch entschlief, schon der Schimmer einer höhern Welt sein sterbendes Antlitz verklärte und seine, von flammender Liebe zu Jesu nicht blos entzündete, sondern völlig davon verzehrte Seele in einem feurigen Lichtstreifen sich zum Himmel erhob. — Bernhards nicht minder begnadigte Zeitgenossin war die heilige Hildegardis. Auch das Leben dieser heiligen Jungfrau ist ebenfalls, wenigstens in dessen wichtigsten Momenten, unsern Lesern schon bekannt. Nur in Ansehung der ihr gewordenen prophetischen Gabe wollen wir hier

noch Einiges beifügen. — Gleich allen Prophezeihungen des alten wie neuen Bundes sind auch jene der Hildegardis nicht selten in heiliges Dunkel gehüllt. Hildegardis blickt oft plötzlich von der ganz nahe liegenden auch in die noch in weit größerer Entfernung liegende Zukunft, verknüpft Beide mit einander, sieht sich dann eben so plötzlich auch wieder in die Vergangenheit versetzt und reißet auch diese in den Strom ihrer prophetischen Worte hinein. Der Blick des Sehers ist nie an die Schranken von Zeit und Raum gebunden. Alles, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schaut er in demselben Mittagslicht einer ewigen, nie untergehenden Sonne, nämlich in Gott selbst. Als Belege dazu wollen wir jetzt blos Hildegardis, die Kirche und das römische Reich betreffende und auch in größerer Klarheit und Bestimmtheit hervortretende Prophezeihung hier anführen. — „Und es wird," spricht im zwölften Jahrhundert die heilige Hildegardis, „geschehen, daß am Ende der fünften Zeit der Strick des schwersten Schisma und der größten Verwirrung über die Kirche und den ganzen Clerus geworfen wird, so daß sie aus ihrem Orte und ihrer Stätte verjagt werden. Und wie der katholische Glaube von den Tagen seines Stifters her allmählig sich ausgebreitet und durch viele Stufen angestiegen, bis er endlich in Wahrheit und Gerechtigkeit durchleuchtend glänzte; eben so wird er, in diesen Tagen weibischen Leichtsinnes, stufenweise von Recht, Ordnung und Satzung wieder abfallen. Zu dieser Zeit werden auch die römischen Kaiser, in der Kraft königlicher Würde, worin sie vorher das Reich beherrscht, herabsinken und in ihrer Herrlichkeit geschwächt werden; also daß durch Gottes Zulassung die Herrschaft in ihren Händen allmählig abnimmt und verfällt, weil sie selbst schmutzig, lau, knechtisch und unrein in ihren Sitten, wie in Allem eitel und unnütz werden. Sie werden zwar vom Volke noch

Achtung und Ehrfurcht verlangen, aber sie werden nicht das Glück des Volkes suchen und können daher von ihm auch nicht hochgeschätzt werden. Darum werden alsdann auch Könige und Fürsten vieler Völker vom römischen Reiche, zu dessen größtem Nachtheil, abfallen; denn jede Landschaft und jeder Volksstamm wird sich einen eigenen König geben und sagen: der weite Umfang des römischen Reiches gereiche ihm mehr zur Last als zur Ehre; und die Herrschaft und Gier wird dieser neuen Fürsten Herz so sehr verblenden, daß sie nicht nach der Wahrheit, die sie erkannt, werden thun und auch nicht von Andern werden vernehmen wollen, was sie nicht wissen. Und wenn auf diese Weise der kaiserliche Scepter getheilt ist und nicht wieder ergänzt werden kann, dann wird auch die Inful der apostolischen Ehre zerrissen werden. Weil nämlich die Fürsten wie die übrigen Menschen, geistlichen wie weltlichen Standes, in der Kirche keine Religion mehr finden, darum werden sie ihr Ansehen auch gering schätzen und sich andere Meister, Bischöfe oder wie sie dieselben nennen mögen, in den verschiedenen Ländern vorsetzen; so daß der Papst in seiner vormaligen Würde so herabgekommen seyn wird, daß er kaum mehr Rom und Einiges in der Nähe unter seiner Inful behält. Dies wird theils durch Kriegseinbruch so geschehen, theils durch die gemeine Einstimmung der Geistlichen wie auch der Weltlichen, indem alle sich untereinander dazu auffordern, daß jeder weltliche Fürst sein Reich aus eigener Macht festige und beherrsche. Viele Menschen werden darauf zu den Gewohnheiten und der Disciplin der Alten sich zurückwenden; aber die Zeit wird dann nicht ferne seyn, wo der Sohn des Verderbnisses und der Verruchtheit offenbar werden soll, der sich erhebt über alles Göttliche, bis Gott ihn endlich mit dem Hauche seines Mundes tödten wird." — Unsere Leser werden bemerken, daß in dieser Prophe-

zeihung Manches enthalten ist, was sich theils auf unsere Gegenwart, theils auf eine nicht sehr weit mehr entfernte Zukunft zu beziehen scheint.

9. Von diesen verschiedenen Chören heiliger Männer und Frauen, deren glänzende Reihe in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts beginnt und bis gegen das Ende des zwölften reicht, sind nun die Meisten mit ihren Palmen und Siegeskronen an unsern Augen vorübergezogen. Wir haben ihre Thaten bewundert, aber sie nachzuahmen, dazu fehlt es uns an Kraft; ja sogar schon das bloße Bestreben, sie nachzuahmen, scheint von uns und unsern Zeiten gewichen zu seyn. Indessen sind es doch nicht ihre, unser Erstaunen erregenden Thaten, ihre strengen und harten Bußübungen, ihre alle Begriffe übersteigenden Abtödtungen, das ununterbrochene Kreuzigen ihres Fleisches und ihrer sinnlichen Natur, ihre vielen in stetem Gebete durchwachten Nächte und jenes Verschmähen alles Irdischen, wodurch so viele ihre ererbten Schätze und Reichthümer zum Eigenthum den Armen, Kirchen und Klöstern hinterließen: Alles dies ist es nicht, was sie zu Heiligen machte. Was ihnen ganz allein das Gepräge heiliger Freunde Gottes, auserwählter Vertrauten des Himmels aufdrückte, war jene feurige, sich immer mehr entflammende, sie nach und nach ganz verzehrende Liebe zu Jesu, ihr völliges Zerfließen in Gott, und endlich, bei völlig erstorbenem Gefühl ihrer Körperlichkeit, ihr gänzliches Versinken und Vergehen in himmlischer Liebe, mit der sie jetzt nur in Gott und mit Gott lebten. Aber diese glühende, von allem Irdischen so vollkommen geläuterte Liebe war nicht die Folge jener Abtödtungen und Kasteiungen, sondern diese waren vielmehr eine Frucht derselben; denn um sich immer mehr mit Jesu zu verähnlichen, suchten sie gleichsam alles Bittere des Lebens, Alles, wofür die sinnliche Natur zurückschreckt, sorgfältig zu sammeln,

um sich damit ein Kreuz zu verfertigen, das sie dem Gekreuzigten, dem einzigen Geliebten ihrer Seele, nachtragen könnten. Aber eben diese glühende, stets höher flammende Liebe wird, wie überhaupt Liebe zu Gott, nur von dem heiligen Geiste in die Herzen der Menschen eingegossen, daher auch der hohe Apostel in wahrhaft ganz kindlicher Sprache uns so liebevoll ermahnt, den heiligen Geist ja nie zu betrüben; und dennoch wird derselbe von uns beinahe täglich und stündlich und oft selbst ohne unser Bewußtseyn betrübt *). Aber eben daher, weil diese Liebe ein reines Geschenk des heiligen Geistes ist, werden wir in der Folge noch großen Heiligen begegnen, die, obgleich ihre Tage weit sanfter und unter weit weniger mühsamen Arbeiten und Anstrengungen dahin flossen, dennoch, weil auf den Adlersflügeln göttlicher Gnade und Liebe getragen, dieselbe Höhe erreichten und zu denselben hohen Stufen von Heiligkeit gelangten. Uebrigens ist, wie es auch täglich von unsern heiligen Altären herabtönt, nur Einer in Sich selbst und durch Sich selbst heilig und von Dem auch ganz allein jeder, seine Heiligen umgebender Schimmer ausgeht; und dieser Eine ist jenes göttliche Lamm, das von Anbeginn getödtet zu seyn scheint, vor Dem der Cherub aus Ehrfurcht sich mit seinen Flügeln bedeckt und vor Dem alle Thronen und Herrschaften des Himmels niederfallen und ihre Kronen zu seinen Füßen niederlegen.

*) Dieses Nichtbewußtseyn wird jedoch nicht zu einer sehr großen Entschuldigung dienen können; indem jenes blos die böse Folge des bei Vielen durchaus vernachlässigten innern Gebetes, und einer, obgleich so nothwendig bisweilen anzustellenden, und doch nie angestellten, stillen Betrachtung ist; wozu freilich die geschäftigen Weltleute nie die nöthige Zeit finden können, aber blos weil sie dieselbe nicht finden wollen.

in der Finsterniß des Heidenthums, das Licht von oben zu entzünden und sie zu erwärmen mit der Gluth der Liebe, welche sie so warm im eigenen Herzen trugen. Sie setzten freudig Ruhe und Leben an die Erreichung dieses Zieles. Darum wurden sie denn auch begrüßt mit der lautesten Freude von großen Gemüthern und Völkern, denen die Segnungen des Christenthums am fühlbarsten waren, weil sie geseufzt hatten unter den Gräueln des Heidenthums. Zu sehen aber, wie das himmlische Licht zuerst in das irdische Dunkel fällt, wie das Christenthum, ewig wie Gott selbst, seinen Gegensatz überwindet, und wie mit dem Siege desselben alle Segnungen des Friedens von oben einkehren, das gewährt eine geistige Nahrung, eine Kraft der Ueberzeugung, eine Lebendigkeit des Glaubens, wie sie schwerlich anderswo gewonnen werden. Die Geschichte eines solchen Sieges des Christenthums ist es, welche ich in diesem Buche darbiete." Ueber die Art der Ausführung aber und den in dem Werke wehenden wissenschaftlichen Geist, worüber der bescheidene Verfasser sich nicht ausgesprochen hat, dürfen wir wohl bemerken, daß diese Darstellung des Lebens und Wirkens des h. Bonifacius die Frucht langjähriger Studien und durchweg aus den Quellen geschöpft ist. Mit meisterhafter Kunst ist das gesammte Staats- und kirchliche Leben dieser Zeit, das bedeutendste wie das scheinbar unbedeutendste Detail, in ein großartiges Bild verarbeitet, dessen Mittelpunct der h. Bonifacius bildet. Dabei ist aber die Form so ansprechend, die Sprache so blühend und klar und der wissenschaftliche Apparat so kunstreich vertheilt, daß das Werk nicht allein für die Männer von Fach, sondern auch für alle gebildete Laien eine genußreiche und erhebende Lectüre seyn wird. Was uns betrifft, so haben wir dasselbe in würdiger Weise ausgestattet und den Preis, um eine möglichst große Verbreitung zu erzielen, so billig als möglich gestellt.

Ueber
den Geist und die Folgen der Reformation.

Ein Seitenstück zu Villers Darstellung der Reformation Luthers.

Von Friedrich v. Kerz.

Zweite Auflage. gr. 8. fl. 2. 24 kr. od. Rthlr. 1. 10 Sgr.

Schon der Name des gefeierten Verfassers der Geschichte der Religion Jesu Christi ist hinreichend, die allgemeine Aufmerksamkeit dieser merkwürdigen Schrift wieder zuzuwenden. Hr. v. Kerz hat in derselben zur Beurtheilung Luthers und seines Werkes jenen Weg gebahnt, der seither mit so viel Geist und Erfolg weiter betreten worden ist.

